Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-16 16:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-16 16:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-16 16:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

UNIVERSITY
JUL 22 1914

1914

Die Gegenwart

Wochenschrift für Literatur
Kunst, Leben · Herausgeber:
H. Ilgenstein und W. Bolze

AUS DEM INHALT:

Lebende Kolportage . . . . . Von Julius Bab
Gifte und „Gifte" . . . . . Von Werner Seubert
Die Große Berliner Kunstausstellung 1914
Von Adolf Behne
Agnes Henningsen . . . . . Von Rudolf Börsch
Die Mär von den Kindern der Arbeit und der Freude
Von Ehler Grashoff
Randbemerkungen:
Wirklich die Prügelstrafe?
Der Klecks
Münchener Theater
Neue Bücher

43. Jahrgang Nummer 27
Vierteljährlich 4.50 Mk Einzelpreis —.40 Verlag Hellmuth Jahnke

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anzeigengebühren: **50 Pfg.** für die 45 mm breite Nonpareille-Zeile oder deren Raum. Bei Wiederholungen oder größeren Inseraten hoher Rabatt. Für Ankündigungen an bevorzugter Stelle Preise nach besonderer Vereinbarung. Kostenanschläge und Entwürfe werden bereitwilligst angefertigt. Anfragen wolle man ausschließlich richten an die **Anzeigen-Verwaltung der Gegenwart:**

MAX SPROTTE, Reklamebureau und Annoncen-Expedition G. m. b. H. BERLIN W 9, Potsdamer Str. 4, Fernspr. Amt Kurfürst 9668

Unentbehrlich für alle Firmen

die mit den deutschen Höfen und den diesen nahestehenden Kreisen in Geschäftsverbindung stehen oder eine solche anstreben, ist :: :: ::

Das Deutsche Hofhandbuch.

Das auf Grund offizieller Angaben und amtlichen Materials zusammengestellte Werk enthält sämtliche, die deutschen Höfe und Hofstaaten, sowie den höfischen Adel umfassenden Angaben und zwar genaue Namen, Titel und Postadresse. Geschäften, denen es bisher nur unter Zuhilfenahme von Dutzenden von Handbüchern möglich war, in mühsamer Arbeit die in Betracht kommenden Adressen teilweise und unvollständig zu erhalten, wird mit dem D. H. H. ein Material geboten, wie es in solcher Vollständigkeit auf anderem Wege überhaupt kaum beschafft werden kann.

Das Deutsche Hofhandbuch kostet bei Frankozusendung durch den Verlag M. 10.—

Verlag des Deutschen Hofhandbuches
Berlin W. 9, Potsdamer Str. 4.

Versichere dein Leben

bei d. Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter) gegründet 1854 auf reine Gegenseitigkeit

Versicherungsbestand über eine Milliarde Mark.
Bankvermögen: über 400 Millionen Mark.

Höchste Ueberschußüberweisung an die Versicherten, daher größte Billigkeit.

Sicherstellung von Brautaussteuern u. Militärdienstgeldern. Prospekte gratis und franko durch

die Generalagentur Gerhard Nagel,
Berlin W 57, Bülowstr. 84, Lützow 5121.

Blickensderfer-Schreibmaschine

Vielfach patentiert und preisgekrönt!

Ueber 180 000 im Gebrauch!

Erstklassiges System mit sichtbarer Schrift, direkter Färbung ohne Farbband, auswechselbaren Typen, Tabulator und allen letzten Neuerungen.

Preis komplett mit zwei Schriftarten nach Wahl oder zwei Sprachen inkl. elegantem Verschlußkasten 185, 235 und 260 M. Aluminium-Reisemaschine 200 M. Modell Weltblick 135 M.

Illustrierter Katalog franko

Groyen & Richtmann, Köln
Filiale: BERLIN, Leipziger Strasse 112

Wir bitten, sich bei Anfragen und Bestellungen freundlichst auf „Die Gegenwart" zu beziehen.

Verlag Hellmuth Johnke, Berlin W 15, Meinekestr. 25

Soeben erschien:

Die arischen Grundlagen der Bibel

Die Uebereinstimmung der biblischen Sagen mit der Mythologie der Indogermanen

von **PAUL KOCH**

Preis broschiert M. 2.—, gebunden M. 2.50

Der Verfasser hat es unternommen, in gemeinverständlicher Weise den Sagengehalt der Bibel allen denen zugänglich zu machen, die sich für religiöse Probleme interessieren und den gerade jetzt entbrannten Kämpfen um Kirche und Dogma nicht teilnahmslos gegenüberstehen.

Digitized by Google
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Sechsundachtzigster Band.
(Nr. 27—52)

UNIV. OF CALIFORNIA

Berlin 1915.
Hellmuth Johnke, Verlag.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

AP2
H
1914 2

Generated on 2019-11-16 16:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Register.

Sechsundachtzigster Band.

Seite

Politisches, Sozialpolitisches und Volkswirtschaftliches.

Bab, Julius, Deutschlands Aufbruch 516
— Blinder Eifer 530
— Zur Psychologie unserer Feinde 561
Bolze, Wilhelm, Was haben wir von Frankreich zu erwarten? 497
Bratter, C. A., Afghanistan 644
— Churchill, ein Bluff 819
Bülow, Dr. J. von, Marokko — der Pfahl im Fleische Frankreichs 679
Espriella, J. K. de la, Die Rüstung unserer Landwirtschaft 824
Fischer, F. P., Ihre falsche Rechnung . . 789
Gaebeler, Dr. Ernst, Rußlands 42-cm-Bluff 696
Harlan, Walter, Das vorzeitige Oelblatt . . 627
Lehmann, E. E., Was will Venezelos? . . 435
— Rußland und der Balkan 481
— Die Kriegserklärung Englands 513
— Die Aufhebung der Kapitulation in der Türkei 610
Neurath, Otto, Krieg und Volkswohlstand . 563
Sergei, Der Wirtschaftskrieg mit Rußland 449
Sievers, Friedrich, Die Forderung des Tages 594
Spectator, Grey kontra Grey 641
— Hu, der Brite! 673
— Barbarenpresse 689
— Türke, wehre dich! 705
— Englands Seele 721
— Ihr großer Irrtum 737
— Das junge Deutschland 753
— Sterme grande nation! 769
— Organisches Wachstum 785
— Judaslohn aus fremdem Säckel 801
Spier, Dr., Der Entlarver Japans! 578
Zimmermann, Willi, Der Anfang vom Ende in Rußland 792
— Rußlands aussichtsloser Kampf um den Kaukasus 808
*** Vor den Schlachten 529
*** Das ohnmächtige England 545
*** Und die Völker haben nicht danach zu fragen 577
*** An die Sozialdemokratie Italiens 593
*** Offener Brief an Romain Rolland und das französische Volk 609

Medizinisches.

Potonié, R., Krieg und Geisteskrankheiten . 762
Seubert, Werner, Gifte und „Gifte“ . . . 421
Spier, Dr. med. J., Abhärtung 596

Naturwissenschaftliches.

Marcuse, Prof. Dr., Die Naturwissenschaft im Dienste des Krieges 693

Astronomie.

Marcuse, Prof. Dr., Neues vom Himmel und von der Erde 451

Seite

— Die Sonnenfinsternis 521
— Was lehrt uns die Betrachtung des Himmels? 629
— Neues vom Himmel und von der Erde im Lichte des Krieges 822

Philosophie.

Lipsius, Dr., Friedrich, Weltanschauung . . 580
Marcus, Hugo, Der Entschluß des Schaffenden 755
— Winterhymne 817

Juristisches.

Jürgensohn, Arved, Patentkrieg 667
Kohler, Josef, Notwehr und Neutralität . . 802

Geschichtliches.

Schiller, Friedrich, Die Belagerung von Antwerpen 659

Biologisches.

Potonié, R., Kampf und Krieg 790

Völkerkunde.

Bab, Julius, Die Belgier 547
Merich, J. M., Russische Revolutionäre . 613
Zimmermann, Willi, Das Deutschtum in Rußland 773

Kulturgeschichtliches.

Adler, Dr., Max, Moderne Mythologie . . . 438
Alexander-Katz, Dum-Dum 649
Aus der Reichshauptstadt 798, 811
Bab, Julius, Lebende Kolportage 417
Behne, Dr., Adolf, Die Kölner Werkbundausstellung 501
— Los von Paris 665
Bolze, Wilhelm, Die Erotik der Bilderstürmerinnen 465
Crohn, H. F., Des englischen Schatzkanzlers Lüge 712
— Onkel Sam contra John Bull 758
Funke, Dr., Max R., Orientalische Kulturelemente im abendländischen Milieu 435
Goldschmidt, Kurt Walter, Der Rhythmus der Reise 499
Hugh, P. Hugh, Amerika rührt sich 663
Ilgenstein, Heinrich, Braucht Deutschland ein Sittenzeugnis? 625
— Das klingende Deutschland 710
Jagna, A., Die Kunst des Lebens 680
Jürgensohn, Arved, Erfinderschutz und Patentgebühren 533
— Die Feldpost auf der Anklagebank 727
— Die Größe der Zahl 770
Klötzel, C. Z., Buch, Presse und Publikum 483
Lissauer, Ernst, Kriegspredigt 787
Merich, Dr., J. M., Soldatenaberglaube . . 746
Paul, Franz, Ich bitt' dich heil'ger Florian 741
Riemann, Ernst, Der Krieg als „Volksbelustigung“ 546
Spectator, Alkoholfreie Unkultur 657

Digitized by Google
316380
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

Stein, Dr., Fritz, „Kriegs-Kunst“ . 707, 725, 738
Stöcker, Helene, Dr. phil., Zur Erotik der Bilderstürmerinnen 523
— Der Krieg weist uns Frauen neue Ziele . . 675
Wedendorf, Dr., Hans, Schlaf oder Tod? . 743
Wegner, P., Armin, Der erste Spaziergang in Rußland 510

Literaturgeschichtliches.

Bab, Julius, Vom lyrischen Jahr 442
457, 475, 489, 506
— Der Krieg und die Dichtung 587
— Shakespeare und der Krieg 647
— Der verbotene Preußengeist 677
— Was man lesen soll 778
Behl, C. F. W., Parzival und Lohengrin . . 551
Bolze, Wilhelm, Frank Wedekind 452
— Shakespeare als Lyriker 487
Börsch, Rudolf, Agnes Henningsen 425
Graetzer, Franz, Dichterhoffen 804
Lierke, C. F. Walter, Eine neue Form des Dramas 654
Mehring, Siegfried, Krieg und Gastrecht . 600
Rainalter, Erwin A., Hermann Hesse . . . 536
Strasser, Felix, Auch eine Hochkonjunktur 616
Wedekind, Frank, Franziska 456

Novellen, Erzählungen und Skizzen.

Alexander-Katz, Erwin, Es war wohl der Krieg 828
Ehler-Grashoff, Die Mär von den Kindern der Arbeit und der Freude 427
Franck, Hans, Angela . . 622, 633, 650, 669
Hauff, Wilhelm, Der junge Engländer 683, 700, 715
Jung, J., Wie Mekki el Hadsch den Heldentod starb 748
Klabund, Professor Runkel 492
Kleist, Heinrich von, Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege 589
Lustig, Ernst, Momentbilder 445
Lehmann, E. E., Des Kindes Botschaft . . 553
Marcus, Hugo, Spaziergang 604
Meder, F., Jungfer Mabrusch 569
Müller-Eberhard, Waldemar, Das Meer 541
Paul, Franz, Smart, aber ehrlich 813
Quandt, Bruno, Unter der Bogenlampe . . 477
Rietz, Richard, Barmherzige Schwestern . . . 731
Roehl, Martin, Das Attentat . . . 777, 794

Bildende Kunst, Musik und Kunstgeschichte.

Behne, Dr., Adolf, Die Große Berliner Kunstausstellung 1914 423
Bülow, Dr. J. von, Deutsche Baukunst nach Belgien und Frankreich 711
Heß, Walter, Das Reklameplakat 471
Neißer, Arthur, Kaiserquartett 777

Gedichte.

Archibald, Der französische Jakob 798
— Doyle 814
Bars, Richard, Des Kaisers Bild 821
Dehmel, Richard, Predigt ans deutsche Volk in Waffen 549
Der Deutsche Krieg im deutschen Gedicht . . . 765
Grashoff, Ehler, Hymne 480
Kienzl, Hermann, Der nationale Gott . . . 647
— Schwester Austria 745
Kriegsgedichte 698
Lissauer, Ernst, Haßgesang gegen England 662
— Trommelspuk 807
Quandt, Bruno, Erster Flug 459
Stucken, Eduard, Krieg 606
Wegner, P., Armin, Die Stadt in ihrem weißen Schlaf 495

Seite

Theater.

Bab, Julius, Kriegstheater und Schaubühne 602
— Spiel und Ernst 630
— Unzeitgemäßes 691
— Der Wallenstein 760
— Strindberg als Luther 807
— Neue freie Volksbühne 826
Friedrich, Dr. Wolfgang, Max Martersteig und das Leipziger Theater 468
Günther, Paul, Theater-Schuld und Sühne 681
Kriegsfeier im Berliner „Lessing-Theater“ . . 592

Militärisches.

Fitger, E., Bewaffnete Handelsschiffe 466

Technisches.

Lund, C., Der Göttinger Transformator . . 550

Randbemerkungen.

Wirklich die Prügelstrafe? 428
Berliner Theater 429
Münchener Theater 430
Das Schlagwort in der Kunst 459
Eine Frau in einem Boot 461
Jedem das Seine 462
Juwelenbälle 509
Die Gluckgesellschaft 510
Die Kette 510
Eine Stadt der Spione 526
Nochmals das Deutsch der Gymnasialdirektoren 527
Krieg und Alkohol 539
Die Städtischen Büchereien und der Krieg . . 540
Vom Borgunwesen 549
Ein Sondermoratorium für das selbständige Unternehmertum 573
Krieg und Reklame 576
Inter arma 590
Weg mit dem Apollinariswasser! 591
Viktor Arnold † 618
Noch einmal Krieg und Alkohol 619
Krieg und Kaufmannschaft 621
Bernhard Shaw 638
Der öffentliche Zeitdienst in Belgien 640
Mehr Takt, meine Damen! 655
Achtung vor dem Feind 656
Reden wir von etwas anderem 671
Keine Achtung vor dem Söldner 672
Noch einiges über „Alkoholfreie Unkultur“ . . 686
Englische Sühneknaben 702
Die Kunst im Kriege 703
Weltkrieg und Weltpostverkehr 704
Der Tod Gustav Wieds 719
Dumm-Dumm 719
Hodlerei 734
Die falsche Demokratie 735
Miesmacher 750
Zur Naturgeschichte der Kriegsanekdote . . . 751
Mister László Fülöp 752
Ueber die Pflicht der Neutralitätsverletzung im Kriege 766
Bier und Wein contra Schnaps 767
Adelsbrief oder Quittung? 768
Das verurteilte Kriegsgericht 784
Albions wahres Gesicht, gezeichnet von einem der glänzendsten Schriftsteller Englands . 815
Vom Ueberfluß des Denkens 815
Der Krieg im Lichte der Völkerrechtswissenschaft 817
Die rechtliche Frage des Kriegergrabes . . . 830
Italia nostra 830
Kriegsbilder 831

Neue Bücher.

431, 447, 463, 495, 511, 528, 543, 559, 576, 607.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gegenwart

Nr. 27 | Berlin, den 4. Juli 1914 | 43. Jahrgang Band 86.

Lebende Kolportage.

(Zum Elberfelder Mordprozeß.)

Von

Julius Bab.

Den erschießen wir nun? — Ich denke, das wird demnächst ein beliebtes Gesellschaftsspiel. Schließlich haben die meisten Menschen irgend jemanden, den sie lieber nicht auf dieser Erde wandeln sehen, und unangenehme Folgen hat das Totschießen in Deutschland ja seit einiger Zeit nicht mehr, zum mindesten, wenn man ein junges und leidlich nett aussehendes Fräulein ist. Brunhilde Wilden aus Düsseldorf zum Beispiel, die, wie man heute als vorsichtiger Mensch sagen muß, „in irgendeinem bedeutsamen Zusammenhang mit dem Tode des Assessor Nettelbeck in Elberfeld gestanden" hat, wurde glatt freigesprochen, und „eine mehrtausendköpfige Menge begrüßte den Freispruch mit lauten Hurrarufen." Als neulich eine kleine Berliner Kokotte, die mit nicht ganz dem gleichen Erfolge auf ihren Liebhaber geschossen hatte, freigesprochen wurde, begnügte sich die anwesende Damenwelt nur mit lebhaftem Klatschen. Wir machen also unleugbar Fortschritte.

Um vom bitteren Spaß zu dem lächerlichen Ernst zu kommen: Die Geschworenen geben nie Gründe ihres Urteils an. Zwei verschiedene Motive der Freisprechung waren aber nur möglich: Entweder sie glaubten, daß die Angeklagte gar nicht den Schuß auf den Assessor Nettelbeck selbst abgegeben hatte, sondern daß er sie bei einem Selbstmordversuch verhindern wollte, und daß beim Ringen der ihn tötende Schuß sich entladen habe. Die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme leidet unter einigen Tatsachen: Die Angeklagte ist mit einem Revolver nach Elberfeld gefahren, den ihr derzeitiger Verlobter, der Mitangeklagte Dr. Nolten tags zuvor frisch gekauft hatte. Dr. Nolten hat die bevorstehende Erschießung des Nettelbeck einige Male ziemlich unverhüllt angekündigt, und er hat unmittelbar nach der Tat weiter erzählt, wie die Wilden ihm klipp und klar erzählt habe, daß sie den Nettelbeck erschossen habe. Tags darauf hatte er allerdings geäußert: „Die Sache ist doch ganz anders, das Mädchen ist jetzt zur Ruhe gekommen und hat nun erzählt, daß sie mit dem Revolver nach Elberfeld gefahren sei, um sich selbst zu erschießen." Dabei ist aber übersehen, daß in den dazwischenliegenden 24 Stunden die Wilden nicht nur zur Ruhe, sondern auch zu dem sehr tüchtigen Düsseldorfer Verteidiger Rechtsanwalt Davidsohn gekommen ist, der sicherlich die ganze Suggestionskraft eines zielbewußten Advokaten angewandt hat, um ihrem Gedächtnis eine minder gefährliche Richtung zu geben. Immerhin, die psychiatrischen Sachverständigen stellten fest, daß die Möglichkeit für solche falschen Selbstbezichtigungen, wie Brunhilde Wildens erstes Geständnis gewesen wäre, besteht; die Schießsachverständigen stellten fest, daß die Möglichkeit, daß der tödliche Schuß ein zufälliger gewesen sei, besteht. Da eine Mordtat meist unter vier Augen geschieht, so ist, wo kein Geständnis vorliegt, die Möglichkeit der Unschuld mathematisch nie ausgeschlossen, und es handelt sich eben darum, ob man dem Angeklagten glauben will. Die Düsseldorfer Geschworenen haben also entweder der Angeklagten geglaubt, oder — —

Oder, das kann das andere Motiv sein, sie haben ihr im Gegenteil so wenig geglaubt, daß sie sie für unzurechnungsfähig, für geistig

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-16 16:25 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unverantwortlich hielten. Daß sie eine durch und durch hysterische Person war, haben die Aerzte allerdings zweifellos bestätigt. Aber hier macht sich nun schon die in einer ganz tiefen sittlichen, ja einfach logischen Verwirrung wurzelnde Schwäche unserer heutigen Strafrechtspflege geltend. Entweder ich glaube nur an eine gefährliche Disposition des Individuums, und dann hört die Verantwortlichkeit keineswegs auf. Mordtaten ohne einen gewissen stark nervösen Zustand sind ja einerseits überhaupt nicht gut vorzustellen; und andererseits kann als gewiß gelten, daß in zahllosen Persönlichkeiten, die wir (ich scheue mich nicht im mindesten, das unmodische Wort in den Mund zu nehmen — auch seine Verächter wissen recht gut, was damit gemeint ist!) als sittlich achten, die gleichen nervösen Dispositionen liegen. Ihr menschlicher Wert und ihre soziale Achtbarkeit liegt aber gerade darin, daß sie diese Dispositionen zu beherrschen und zu unterdrücken verstehen; ja, der Philosoph Simmel hat mit großem Recht einmal betont, daß die Größe vieler hervorragender Persönlichkeiten vielleicht gerade darin ruht, daß sie aus der Ueberwindung verbrecherischer Instinkte, denen gemeine Naturen nachgeben, eine ungeheure Schnellkraft gewinnen. (Hier liegt der wahre Zusammenhang von Genie und Irrsinn.) — Oder aber ich glaube nicht bloß an eine gefährliche Disposition, sondern an eine solche Schwäche des ganzen Menschen, daß dieser Disposition nicht widerstanden werden kann. Dann ist natürlich von einer strafbaren Handlung und von einer sittlichen Verantwortlichkeit nicht mehr die Rede, aber dann ist es heller, lichter Wahnsinn, daß ein Freispruch erfolgen kann, der nicht zugleich die lebenslängliche Ueberweisung in eine Anstalt für gemeingefährliche Irre in sich schließt. Statt dessen wird jetzt ein geistig minderwertiges Wesen, dessen Gemeingefährlichkeit erwiesen ist, zum beliebigen Gebrauch seiner Freiheit wieder auf die Gesellschaft losgelassen, und von unserer Gesellschaft, die das Ungewöhnliche vom Wertvollen überhaupt nicht mehr unterscheiden kann, die nirgends mehr das Fruchtbare, sondern überall nur das Sensationelle will, wohl gar als besonders „interessantes" Mitglied wieder aufgenommen.

Und damit erst kommen wir zu dem eigentlich kulturellen Problem, das in diesem Prozeß liegt. Die Geschworenen haben wahrscheinlich nur getan, was sie nach besten Gewissen und nach dem höchst mangelhaften, ihnen zu Gebote stehenden Rechtsapparate tuen konnten. Sie entschuldigt obendrein, wenn sie einen rechtlichen Fehlspruch getan haben sollten, die kaum qualizierbare Haltung des Vorsitzenden, der mit jedem Wort, das er sprach, Stimmung gegen die Angeklagte zu machen suchte, und dadurch bei Leuten von einigem Selbstgefühl natürlich die entgegengesetzte Stimmung auslösen mußte. Nichts aber entschuldigt die mehrtausendköpfige Menge, die „den Freispruch mit lauten Hurrarufen" aufnahm. Mit dieser Menge, zu der im weiteren Sinne auch eine ganze Zahl von Journalisten, sogar einige gute Journalisten gehören, muß jetzt noch ein Wort geredet werden. Denn die Stimmung dieser Tagesschreiber, die vor den schönen Augen des Fräuleins hinschmolzen und die der Mitwelt ihren Fall als einen interessanten, einen menschlich bedeutenden, einen dichterischen gar aufreden wollen, das wird womöglich auch die Stimmung gewesen sein, die die Geschworenen bewog, in der immer offenen Frage nach der möglichen Unschuld den Versicherungen der Verteidigung Glauben zu schenken. Hier aber ist das einigermaßen Wichtige an dem ganzen Vorgang. Es liegt kein nationales Interesse vor, ob dieser eine Mensch schuldig oder unschuldig ist, ob er seine Zukunft im Gefängnis, im Sanatorium oder im Ballsaal verbringt; aber es ist von höchster kultureller Bedeutung, was ein Volk als interessantes, wertvolles, als liebens- und achtenswertes Leben empfindet. Zugegeben sei, daß in einem allerletzten Sinne jedes lebendige Wesen, aber dann Kröte und Katze genau so gut wie der Mensch, Anspruch auf unsere Liebe und Achtung hat. Aber dies zugegeben, weiß ich innerhalb der Skala sozialer Kulturwerte keinen tieferen Punkt als den, auf dem sich dieser häßliche und verächtliche Elberfelder Vorfall bewegte. Hier war nirgends Natur und Wahrheit, hier ist überall vergiftete

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zivilisation und eitle Lüge. Dies ist nicht ein Stoff für Dichter, sondern schlechte Literatur, die wieder Fleisch geworden ist: lebendige Kolportage.

Und aus was für einer grundgemeinen, von keinem Gefühl, sondern vom gemeinsten Strebertum regierten Welt kommen schon die beiden Männer dieses „Dramas". Auf der einen Seite ist der Assessor, der (wörtlich) „auf das Lebensglück anderer pfeift", wenn man ihm „seine Karriere verderben" will; auf der anderen Seite der Arzt, der dafür ist, seine Verlobte durch „eine Ehe pro forma" mit dem anderen zu rehabilitieren; der dann aber zum mindesten durch kräftige Redensarten die Möglichkeit seiner Erschießung nahelegt, und nach der Tat, die er nicht getan hat, in brutalster Weise triumphiert. Alle beide aber laufen sie bei jeder Gelegenheit zum „Ehrengericht", werfen mit Zweikampfforderungen um sich und handhaben ohne einen Funken wirklich ritterlichen Gefühls den ganzen vorgeschriebenen Apparat der Ritterlichkeit kolossal schneidig und korrekt. Die ganze seelenlose Kulissenwelt des hohlsten preußischen Reserveleutnants und Korpsbruders tut sich vor uns auf.

Das sind die rivalisierenden Helden — und nun die Jungfrau in der Mitte. Wenn man einfach sagte, hier ist ein armes, durch und durch krankes Geschöpf, ein trübes, durch und durch faules Produkt unserer Gesellschaft, die man in möglichst schmerzloser Weise an weiteren gemeingefährlichen Handlungen verhindern muß, so wäre kein Wort mehr über Brunhilde Wilden nötig. Nachdem man sie aber als einen Typus leidender Weiblichkeit, unglücklichen, verfolgten Menschentums hinstellt, wird es nötig, ein sehr deutliches Wort zu reden über den Unterschied zwischen leidenschaftlich erschütterter Natur und hysterisch vergifteter Zivilisation, zwischen einem Stoff der Poesie und einem Produkt der Kolportage. — In jeder oberbayerischen Messerstecherei und vollends in jedem süditalienischen Totschlag letzten Ranges liegt mehr natürliche Wahrheit und künstlerische Möglichkeit (es ist ein und dasselbe) als im Schicksal der Brunhilde Wilden; dies ist in jedem anderen Sinne als im zeitpatologischen vollkommen uninteressant. Denn hier kam nichts von unten her aus den leidenschaftlichen Notwendigkeiten der Natur, hier kam alles von oben, von außen, aus der Literatur; hier schielt jede Geste, jedes Wort nach dem Vorbild in Roman und Theater: die Kolportage wandelt. Und für die Pathologie der Zeit freilich ist es interessant zu sehen, bis zu welchem Grade sich die Natur durch schlechte oder schlecht verdaute Literatur vergiften läßt.

Die Vergiftung beginnt offensichtlich schon mit der Geburt. Ein wenig ist Brunhilde Wilden belastet und nicht nur, wie festgestellt, in physischem Sinne. Der Geschmack der Eltern, die zum Namen Wilden den romanhaft prächtigen Vornamen Brunhilde fügten, so einen wahren Filmtitel erzeugend, verrät so manches. Nachdem sodann die Rede des Staatsanwalts verriet, daß nach den Ergebnissen der unöffentlichen Verhandlung Brunhilde Wilden in sehr jungen Jahren nahezu gleichzeitig mit drei Männern in einem sexuellen Verkehr gestanden hat, wird man wohl nicht umhin können, Brunhilde Wilden, in einem zunächst möglichst objektiven Sinne des Wortes, als eine dirnenhaft veranlagte Natur zu bezeichnen. Dies ist ja bekanntlich für hervorragend moderne Leute ein beinahe positives Werturteil. Ich persönlich erlaube mir zwar nach wie vor zu glauben, daß alles, was unser Leben kulturvoll, geistig schön, ja auch nur erträglich macht, mit einer vertiefenden Konzentration der Gefühle zusammenhängt, die derartige sexuelle Vielseitigkeit ausschließt. Aber wenn man zugeben will, daß eine Dirne großen Stils, die ein mächtiges Naturell schrankenlos auslebt, den geringeren aber sehr wohl noch beachtlichen Wert einer elementarrohen Naturkraft haben kann, so gewinnt auch in diesem Sinne Brunhilde Wilden uns immer noch nicht das geringste Interesse ab. Denn einerseits macht auch ihre Sexualität nicht den Eindruck einer Kraft, sondern nur einer Schwäche, sie scheint weniger sinnlich als hemmungslos, sie scheint so durch und durch hysterisch, daß ihren Handlungen viel mehr

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

klinisches Mitleid als irgendein positives oder negatives sittliches Interesse auslösen können. Aber aus eben diesem Grunde verlieren ihre Handlungen auch ganz und gar den ästhetischen Reiz eines Naturphänomens, denn niemals geben sie sich frei, immer sind sie mit unverdauter Literatur bemäntelt — das gräßliche Beispiel der entfesselten höheren Tochter, des von Emanzipationsliteratur vergifteten Backfisches. Sobald Brunhilde Wilden in diesem Prozeß den Mund aufmachte, kam etwas Gedrucktes, etwas fühllos Verschwollenes, kurz, Kolportage heraus. Die gerührten Augenzeugen mögen uns noch so viel von der schlichten Haltung, der einfachen Natur des Mädchens reden. — Das Wort müssen sie stehen lassen. Und so sind diese Worte: „Ich schrieb ihm, daß ich unsere Verlobung nunmehr für erledigt hielte, da ein Vertrauensverhältnis zwischen uns unmöglich sei". — „Mir sind die Schleier zu früh vom Gesicht gerissen worden." — „Mir ist so heiß im Gemüt, ich kann kaum noch Atem holen, ich ersticke fast. Ich werde krank, wenn ich dich nicht mehr sehe, und du bist doch kaum drei Wochen von mir fort, du Heißgeliebter. Was soll das noch werden, ich fühle, ich kann nicht mehr leben ohne dich. Brunhilde." Das letztere ist ein Brief, der (Notabene kurz nach anderen Liebschaften, und kurz vor der Verlobung mit Nolten) an den nunmehr erschossenen Nettelbeck geschrieben wurde. Alle Köchinnen werden in Rührung schmelzen, der Kolportageroman, den sie so lieben, kommt auf dem Umwege über das Leben zu ihnen zurück. — Ferner sagt Brunhilde: „Ein Mann hat eine Dame unter allen Umständen zu schützen" und „ich mußte eben jemand haben, der für mich handelte." Hier haben wir das charakteristische Gegenstück zu den Herren mit den Kavaliersmanieren ohne einen Funken wahrer Ritterlichkeit. Hier hat ein Weib alles, was die Pflicht, die Würde, die Leistung einer Dame ausmacht, zugunsten hemmungsloser Triebe abgelehnt, aber die Prätentionen der Dame, die Formansprüche, die ihr das Leben leicht machen sollen, die bleiben bestehen. — Und weiter sagt Brunhilde: „Ich wollte mein Lebensglück nicht auf einer Lüge aufbauen" — und ein liebenswürdig ahnungsloser Rechtsanwalt bekennt, daß diese Antwort auf ihn „einen sehr guten Eindruck" gemacht habe. Dieser ahnungslose Engel weiß offenbar nicht, daß hier ein wörtliches Zitat nach Ibsen und hundert Ibsenepigonen vorliegt, daß hier schon wieder die Bücher statt der Natur sprechen. Aber wie sollte auch ein Rechtsanwalt dergleichen wissen, wenn der Gerichtsvorsitzende schon wieder die empörende Unbildung zeigt, das Andenken Friedrich Nietzsches zu lästern, und diesen Propheten der höchsten und strengsten Selbstzucht verantwortlich zu machen für die widerwärtigen Bequemlichkeiten nervenschwacher Kreaturen. Den Höhepunkt aber bedeutet hinsichtlich der geistigen Schlamperei wohl jenes Zitat, das ich dem „Berliner Tageblatt" entnehme, und das der Reporter, der Vorsitzende und die Angeklagte gemeinsam verantworten mögen: „Auf Befragen durch den Vorsitzenden erklärte die Angeklagte Wilden, daß es ihr im Gefängnis zur Gewißheit geworden sei, daß es einen Gott gebe. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß das alles passieren könnte." Dies ist so grotesk, daß man schon darüber weinen könnte — weinen vor Empörung, wenn nicht über die skrupellosen Gehirne, die hier mit den größten Begriffen Schindluder treiben, so doch über die Journalisten, deren ganzes Talent in sentimentaler Sensation besteht, und die uns ihrem Metier zuliebe, dies Schauspiel der Nervenschwäche und der Geistesschwäche als eine Menschlichkeit von irgendwelchem Belang, als ein Drama, eine Tragödie einreden wollen. Es hängt mit dem verruchten, gewissenlos „sensiblen" Literatentum unserer Tage, diesem Zwilling des sensationellen Journalismus, zusammen, wenn man es heute wagen kann, uns diese häßliche Blamage unserer Zivilisation als ein irgendwie bedeutsames Naturspiel, dieses Minus an geistigen Hemmungen als ein Plus an Lebenskraft, und dies Produkt der Kolportage als Stoff dichterischen Gefühls einreden zu wollen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gifte und „Gifte".

Von

Werner Seubert.

Jetzt zur warmen Jahreszeit wird in Schulen, in den Zeitungen, am Familientisch, wie das ganz natürlich ist, nach vielen Richtungen hin erörtert, wie man seine Gesundheit gegen schädliche Einflüsse, die der Sommer mit sich bringt, zu schützen habe. In der Periode einer hygienischen Angstmeierei, in der wir leider Gottes gegenwärtig leben, wird dabei viel Theorie getrieben. Und es ist sehr bezeichnend, daß man das Wort „Gift" heutzutage besonders oft hört. Wurde früher einmal die Bazillen-Angst übertrieben, so grassiert heute die Furcht vor Vergiftungen.

Es ist dies ein trauriges Zeichen der Zeit, denn für den einzelnen wie für die Gesamtheit bedeutet eine solche pessimistische Unsicherheit nichts mehr und nichts weniger als ein bedenkliches Symptom dafür, daß der kraftbewußte Lebensmut in die Brüche geht.

Vor Feuer und vor Gift sollen wir uns hüten, es können unsere Feinde werden. Seine Feinde soll man genau kennen, um sie abwehren zu können. Uebertriebene Furcht ist auch hier verächtliche Feigheit, und wie jede Feigheit entstammt die übertriebene Furcht der Unkenntnis.

Nähme man uns das Feuer, so nähme man uns eins der größten Güter des Lebens. Wie es sich mit den Giften verhält . . . . darüber möge ein jeder am Schluß dieser Zeilen selbst urteilen.

Das augenfälligste Beispiel bietet Arsenik. Arsenik bildet einen dauernden Bestandteil des gesunden menschlichen und tierischen Körpers; das ist eine bekannte Tatsache, und man braucht sich nicht erst auf die Untersuchungen des bekannten Chemikers Armand Gautier zu berufen. Daß unsere täglichen Nahrungsmittel Arsenik enthalten, weiß die Chemie seit einem Menschenalter. Kohl, Rüben, Kartoffeln enthalten Arsenik. Besonders reich ist der Arsenikgehalt in Nüssen. Pilze enthalten nur sehr wenig Arsenik, ausgenommen die Trüffel, die stark arsenikhaltig ist. Halb so groß wie bei der Trüffel ist der Arsenikgehalt bei Spargel; Linsen, Artischocken, Sellerie, auch Blumenkohl, Reis, Karotten, ganz besonders aber eine beliebte Bohnenarten sind reich daran. Diese interessanten Tatsachen sind durch die Pariser Akademie der Wissenschaft noch vor kurzem erprobt. Bei geeigneter Anwendung also ist dieser Stoff, mit dessen Namen der Unwissende ohne weiteres den Begriff einer tödlichen Wirkung verbindet, nichts weniger als unzuträglich für den menschlichen Organismus.

Die meisten Stoffe, die als Gifte bekannt sind und durch den Gesetzgeber als Gifte bezeichnet werden, sind bei richtiger Anwendung nicht giftig.

Noch niemand hat dem Kaffee den Krieg erklärt, obwohl eine Portion Kaffee, wie wir sie unbedenklich zum Frühstück genießen und sogar unseren Kindern — ob dies empfehlenswert ist, bleibe dahingestellt — geben, die höchste Dosis eines Giftstoffes enthält, welche der Arzt im Notfall als Medikament anwenden darf.

Aehnlich verhält es sich beim Tee und bei der Schokolade. Das Tein des Tees und das Teobromin der Schokolade sind im Sinne des Gesetzes Gifte, denn es sind Stoffe, die dem menschlichen Organismus schädlich sein können.

Essigsäure ist Gift, wir genießen sie unbedenklich als Würze der verschiedensten warmen und kalten Speisen.

Der Tabak bildet ein ganzes Kapitel für sich. Wissen wir aus der Chemie, daß man mit dem Nikotingehalt einer starken Zigarre einen Menschen töten kann, so erleben wir doch rings um uns her, daß starke Raucher sich bis ins hohe Alter hinein sehr wohl befinden.

Der Sprachgebrauch zeigt hier eine bedenkliche Schwäche. Der Ausdruck „Gift" wird mißbräuchlich angewendet, wo es sich um nicht nur unschädliche, sondern um wohltuende und zuträgliche Wirkungen von Stoffen handelt, die als wesentliche Bestandteile von Genuß- und Nahrungsmitteln ihren unbestreitbaren Wert haben. Der Genußwert geht mit dem Nahrungswert stets Hand

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in Hand; es ist ganz und gar nicht Nebensache, daß wir bei der Auswahl unserer Speisen und Getränke auf den Genußwert einen ebenso großen Nachdruck legen wie auf den Nährwert. Dieser erprobten Gewohnheit kann eine vernünftige Ernährungstheorie nach dem heutigen Stand der Wissenschaften nicht zuwiderlaufen. Der Arzt kann nur helfen festzustellen „was bekommt und was nicht bekommt", und kann für die Diät kaum etwas anderes verordnen, als daß man das meidet, was nicht bekommt, und das genießt, was bekommt.

Was ist mit der Behauptung gesagt: „Alkohol ist Gift"?!

Was versteht man überhaupt unter „Alkohol"? Zweierlei: Erstens den chemischen Stoff, den man als absoluten, 90%igen, 80%igen usw. Alkohol kauft, und den man zu Medikamenten, Lack, Toiletten-Mitteln, als Brennstoff usw. verwendet. Zweitens aber bezeichnet man mit der Vokabel „Alkohol" ebenfalls den organischen Bestandteil geistiger Getränke, der durch Gärung entstanden ist. Der unter den Begriff 1 verstandene Stoff kommt als Genußmittel nicht in Frage, darf aber auch nicht mit dem Begriff 2 verwechselt werden. Das wäre ein Trugschluß mit Hilfe des Umstandes, daß ein ungenauer Sprachgebrauch für zwei verschiedene Begriffe eine und dieselbe Vokabel hat.

Diese irreführende Ungenauigkeit des Sprachgebrauches findet man zur Genüge in der Fachliteratur bestätigt. So schreibt der Pharmakologe Professor Filehne über den in Wein und Bier gebundenen Alkohol: „Es zeugt von einem mangelhaften chemischen und pharmakologischen Wissen, wenn der käufliche Alkohol ohne weiteres mit dem Alkohol des Weines oder Bieres verglichen wird."

Es ist ein großer Denkfehler, bei der Frage der ätiologischen Bedeutung des Alkoholgenusses die Konzentration des Alkohols und den Zustand der alkoholischen Getränke, ob Natur- oder Kunstprodukt, unberücksichtigt zu lassen. Der Kunstwein bekommt miserabel, der Naturwein ausgezeichnet. Im Naturprodukt tritt eben der Alkohol in einer eigenartigen, noch wenig erforschten Bindung und in einem günstigen Mischverhältnis mit anderen Genuß- und Nahrungsstoffen auf, die durch kein Kunstprodukt ersetzt werden können. Der verdünnte Alkohol ist außerdem für den normalen Vollmenschen kein Gift, er steht vielmehr chemisch und energetisch in gleicher Linie mit den plastischen Nahrungsmitteln, den Kohlehydraten und Fetten, welche Derivate mehrwertiger Alkohole darstellen, und deren Bedeutung auch nur darin liegt, Betriebskräfte für den Fortgang des Lebens zu schaffen.

Man kommt also ganz einfach und logisch zu dem Schluß, daß eine heillose Verwirrung der Begriffe durch den ungenauen Sprachgebrauch angerichtet wird. Den modernen Fanatikern der Abstinenzbewegung paßt der Trugschluß, der in dem Schlagworte „Alkohol ist Gift" liegt, viel zu gut in ihr unklares Propagandasystem, als daß sie nicht auf das Ergiebigste mit dem Schlagworte arbeiten.

Alkoholismus, Alkoholbewegung, Antialkoholbewegung, alle diese Worte müßten erst einmal streng festgelegt werden, dann würde manche Verwirrung der Begriffe aufhören.

Gegen die Volksvergiftung, die Schnapspest, gegen den Absinth, gegen Gewöhnung an giftige Narkotika, gegen den Opiumgenuß, den Morphinismus, den Kokainismus, sollte vernünftigerweise das Individuum wie die Nation verteidigt werden, statt daß, wie wir es jetzt an Amerika sehen, durch den Prohibitionsunfug dieses Verderben heraufbeschworen wird. Aber genau so lächerlich wie es wäre, wollte man aus Angst vor Arsenikvergiftung keinen Reis, keine Kartoffeln usw. essen, genau so lächerlich ist es, wenn vor einem reinen guten Getränk, für welches noch kein gleichwertiger Ersatz gefunden worden ist, vor reinem Wein und gutem Bier, gewarnt und behauptet wird, diese beiden guten Gaben seien, selbst in geringem Maße genossen, Gift.

Der Ausländer, der sich in Frankreich aufhält, wird mit einer gewissen Besorgnis davor gewarnt, dem Wein, der bei allen Mahlzeiten in unbeschränktem Maße zur Verfügung steht, reichlich zuzusprechen. Er wird auf die landesübliche Sitte verwiesen, ihn nur mit Wasser vermischt in kleinen Dosen zu genießen, und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus der wohlmeinenden Art, wie er darüber belehrt wird, ist immer ein gewisser Vorwurf gegen Unmäßigkeit im Trinken herauszuhören; es dauert aber nicht lange, so lächelt der Ausländer über diese Warnung, denn er sieht so manchen der bei Tisch so musterhaft mäßigen Franzosen größere Quantitäten viel schärferer Alkoholika zu sich nehmen. Eine recht bedenkliche Gewohnheit ist die beliebte Stunde vor dem Cafehause, die er „L'heure de l'apéritif" nennt. Da sitzen die Freunde dieser Gewohnheit eine Stunde vor der Mahlzeit, mittags oder abends, vor einem großen Kelchglase, das bis zu einem Drittel mit einer Mischung von stark stimulierenden süßen Likören angefüllt ist, und genießen dieses greuliche Zeug mit Mineralwasser vermischt, das vermöge seiner Kohlensäure den konzentrierten Alkohol ihnen bei leerem Magen auf das wirksamste ins Blut treibt. Eine große Rolle spielt hier natürlich der Absinth. Das von ihm erzeugte gewohnheitsmäßige Rauschbedürfnis heischt beständige Befriedigung, diese bewirkt nicht gerade einen Rausch, wie wenn er einige Flaschen Wein tränke, aber es erhält ihn in einer andauernden nervösen Ueberreiztheit, durch die sein ohnehin lebhaftes Naturell gesteigert wird. Aufrichtige französische Patrioten freuen sich darüber, daß als wirksames Mittel gegen Schnapstrinken und Absinth-Gewohnheit den Soldaten Wein geliefert wird und begrüßen es dankbarst, daß man in Frankreich zusehends Geschmack am Bier findet und begreifen es nicht, daß in Deutschland, einem Lande, in dem das Bier als Volksgetränk einen so wertvollen Faktor für die Volkswohlfahrt bildet, gerade das Bier von der Abstinenzbewegung angegriffen wird.

Eine Warnung vor der Unzuträglichkeit gedankenlosen Trinkens, die sehr zeitgemäß ist, richtet sich gegen die kohlensauren Getränke. Sie geht von dem bekannten Magenspezialisten Dr. Boas aus, der darauf aufmerksam macht, daß, seit der Gebrauch des kohlensäurehaltigen Wassers zugenommen habe, ein ungünstiger Einfluß auf Darmleiden festzustellen sei, die mit dem Genuß in ursächlichem Zusammenhang stehen.

Die Große Berliner Kunstausstellung 1914.

Von

Dr. Adolf Behne.

Es wäre recht interessant, wenn aus der geplanten Ausstellung der von der Großen Berliner Kunstausstellung Refüsierten Wirklichkeit würde. Man könnte dann erfahren, was für ein Material der Jury am Lehrter Bahnhof eigentlich zur Verfügung steht, und wie sie es verwertet. Werden ihr wirklich keine besseren Bilder eingesandt, ist sie wirklich zur Unfruchtbarkeit und Langeweile durch die Kälte aller unabhängigen Künstler verurteilt, oder findet noch immer ein hochmütiger Ausschluß aller Kunst statt, die nicht in erster Linie gesinnungstüchtig und friedlich ist? Wenn man sieht, wie wenigstens in den Nebensälen einige Proben von Nachahmungen neuerer Kunst, die selbstverständlich im Rahmen des Gefälligen bleiben, die „Weitherzigkeit" der Jury bezeugen, wird man die erste Annahme gewiß für die wahrscheinlichere halten. Natürlich, einem Schmidt-Rottluff, einem Marc Chagall wären die Tore der Großen Berliner Kunstausstellung nach wie vor verschlossen, freundlichere Schüler Hodlers, liebenswürdigere Nachahmer Munchs oder Matisses würde man dagegen mit offenen Armen aufnehmen. Aber selbst diese scheinen die offizielle Kunstschau in Moabit nicht reif für ihre Werke zu halten, zumal ihnen doch die „Freie Sezession" offen steht. So beschränkt sich die „Moderne" im Glaspalast auf die Namen Schad-Rossa, Hellberger, Robert Richter, A. v. Salzmann, Klemm, Heine Rath, Kemenify-Künstler, die einige der besseren Bilder der Ausstellung beigesteuert haben, ohne natürlich irgendwie revolutionär zu wirken. Ob unter den Refüsierten ursprünglichere Talente sind? Das wird man, wenn der Salon der Refüsierten zustande kommt, nachprüfen können, — wahrscheinlich ist es, wie gesagt, nicht.

Das tiefere geistige Fundament, auf dem die Kunst der Großen Berliner Kunstausstellung basiert ist, das ist noch immer die Kultur der „guten Stube", des wohlsituierten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Salons“. Bewußt oder unbewußt arbeiten diese Künstler für den vorgestellten Salon eines kulanten und gutbürgerlichen Zeitgenossen. Die Rücksicht auf die Wirkung im Salon bestimmt Maß und Gewicht der Bilder. Als die passendste Note hat sich bewiesen eine gewisse Intimität, die aber — sehr unterschieden von der reinen Art eines Kersting oder eines Drolling — in einer materiellen Ueppigkeit auftritt, die jeden Zweifel über die soziale Stellung des künftigen Besitzers ausschließt. Stärkere geistige Elemente werden nicht als angenehm empfunden. Die Bilder sollen den Wohlstand und die Kunstliebe des Besitzers in ein helles Licht stellen, aber sie müssen in ihrer Haltung allgemein verbindlich sein, damit der Besitzer nicht als extravagant in das Gerede kommt.

Es sind immer nur wenige Bilder, die man aus der allgemeinen kulturhistorischen Betrachtung herausnehmen möchte. Unter diesen ernsteren und echteren Werken findet man niemals ein hinreißendes Bild, niemals eine unvergeßliche Plastik, aber stets eine Reihe von solchen, die ihre Aufgabe, die gute Stube mit den Plüschmöbeln oder das Speisezimmer mit dem schweren Büffet in flämischer Renaissance zu schmücken, auf eine anständige und solide Art erfüllen. Kein Zweifel, daß die holländischen Landschaften Hans Herrmanns, Ter Hells märkische Wiesen und Jernbergs herbstliches Feld, Hans Krauses italienischer Berg — um Landschaften handelt es sich fast ausschließlich —, daß die Städtebilder von Päschke, Lejeune, Höniger, Lang, Kolbe, Bodifée oder des etwas persönlicheren Hans Hartig, ein im besten Sinne gutbürgerliches Niveau halten. Dasselbe gilt dann von den Porträts, die Rudolf Schulte im Hof, oder Karl Weise, von den Arbeitsbildern, die Leonhard Sandrock malt. Auch Herbert Arnold gehört sonst zu denen, die dem Kitsch aus dem Wege gehen, aber seine „Ruhe auf der Flucht“ wirkt mit den spaßig-putzigen Engelein, die so recht à la Kuchenkrümel aussehen, fatal. Das sollte Arnold dem überlassen, der ihm da offenbar Vorbild war, dem Adolf Hengeler.

Die geheime Tendenz der Großen Berliner Kunstausstellung zum Saloncharakter wird durch zwei Sonderveranstaltungen deutlich unterstrichen — mit der unerbittlichen Logik, die der Kunst eigentümlich ist. Weil eine kleine Retrospektive neuerdings zu allen Ausstellungen gehört, hat auch der Glaspalast einen Saal historischer Kunst gewidmet, mit der ausgesprochenen Absicht einer Ehrenrettung. „Berliner Kunst der Zeit Wilhelms I.“ Was ist diese Kunst anderes, als was man sonst weniger respektvoll die „Kunst der Gründerjahre“ nennt? Und was bezeichnet diese Kunst treffender als die Vorherrschaft des äußerlichen Scheins, der eben in der materiellen Salonkultur seinen Ausdruck gefunden hat? Daß die Künstler vom Lehrter Bahnhof gerade diese Epoche, die geistloseste und leerste unserer Geschichte, glaubten retten zu sollen, die Kunst der niedlich-reichen Intimität, wirkt wie ein unfreiwilliges Selbstbekenntnis. Sie haben ihre Ahnen allerdings sehr richtig erkannt, aber zu irgendwelcher Ehrfurcht vor ihnen können sie uns nicht bewegen. Der Eindruck dieser Sammlung von Malereien der Amberg, Karl Becker, Gussow, Hildebrandt, Meyerheim, Knaus ist einfach niederdrückend. Daran ändern die paar eingestreuten Zeichnungen Menzels und die paar guten Bilder eines Schmitson, Breitbach und W. Gentz nichts.

Und noch peinlicher ist der Eindruck des großen Saales, der einen Ueberblick geben soll über den heutigen Stand der Monumentalmalerei. Durch eine ganze Welt sind ja doch die Künstler der offiziellen Kunstschau von jedweder Monumentalität getrennt. Sie stehen ja gerade am äußersten Gegenpol, ihr künstlerisches Denken und Empfinden geht ja keinem anderen Begriff gleich konsequent aus dem Wege wie dem der Wand. Wie sollten sie also einen Saal mit guter Monumentalmalerei füllen können, da doch die Hodler und Munch so dicht nicht gesät sind und diese wenigen hier zudem ausgeschlossen waren! Sie füllten ihn mit Bildern von Hugo Vogel, Larsson, Egger-Lienz, Pfannschmidt, Andri und R. M. Eichler, die sie flach in die Wand einließen, in der sie nun schwimmen wie eine Briefmarke auf einem Bogen Folio. Diese

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anordnung läßt die Bilder außer jedem Zusammenhang mit dem Raum, isoliert sie vielmehr, was doch die Eigentümlichkeit des Salonbildes ist, und ist alles in allem so unmonumental wie möglich. Dazu hat man die Wand nach Art eines sehr schlechten Vorsatzpapieres marmoriert und um die einzelnen Bilder schwarz-weiße Schnüre gemalt wie sie die Einjährigen in Preußen um die Achselklappe tragen. Irgendein monumentales Bild ist nicht da. Eine Reihe Studien des Jan Toorop besitzt an innerer Größe mehr als alles übrige zusammengenommen. Die Kartons Larssons zu den Bildern in der Stockholmer Oper sind zahme Illustrationen in akademischer Manier.

In den Sälen, die der dekorativen Architekturplastik eingeräumt sind, wiederholt sich das nämliche Schauspiel: an Stelle innerer Größe tritt ein äußerliches Steigern der Maße, eine Aufgeregtheit und eine Posaunenhaftigkeit, die von Monumentalität gründlich unterschieden ist.

Die Plastik ist ja stets das Schmerzenskind in Moabit. Der einzige, der diesmal interessiert, ist Fritz Behn.

Besser steht es mit der anderen Sonderausstellung: Pastelle und Aquarelle. Denn hier ist man auf ältere Künstler zurückgegangen und hat auch ein Genie freundlichst zugelassen: den Dégas, der hier zwischen dem stillen Odilon Redon und dem virtuosenhaften Legrand hängt.

Eine Anzahl von Künstlern ist wie üblich durch Kollektionen in reservierten Räumen geehrt, mit dem meisten Rechte Karl Albrecht, mit dem wenigsten A. v. Brandis, der die Manier etwa eines Bartels dadurch „raffinierter" macht, daß er die Schatten dunkler nimmt und die Oberfläche aufraut. Die Bilder wirken in dem Sinne „genial", wie ein künstlich aufgelocktes Dichterhaupt. Ein Saal ist Douzettes grauen Mondscheinbildern, ein anderer Clarenbachs grünen sommerlichen Bäumen bestimmt worden.

In anderen Kabinetten ist eine landsmannschaftliche Gruppierung erfolgt: man findet kollektiv die Münchener Künstlergenossenschaft, aus deren Mitte nichts ein tieferes Interesse erweckt, und einige Dresdner Maler, die, obwohl ungünstig gehängt, einen frischen Eindruck im guten impressionistischen Sinne machen, besonders Scholz, Berndt, Buchwald-Zinnwald und Altkirch. In der graphischen Abteilung begegnet man Richard Müller, und einige Interieurs von Gotthard Kühl präsentieren sich in der Haupthalle.

Dann interessieren noch die Elsaß-Lothringer, besonders Gräser mit einigen Bildern vom Rhein und Starke-Munzinger mit einem Pastell „Vorstadt". Den sehr erfolgreichen Architekten Jürgensen & Bachmann ist ein Raum zur Verfügung gestellt worden, den sie mit Photographien ihres Schöneberger Rathauses, einiger Schulen, Kirchen und Landhäusern füllten, Arbeiten, die als charakteristisches Kennzeichen eine gewisse Fixigkeit der Einfühlung in die Umgebung und in die Psyche der Auftraggeber erkennen lassen. Daneben sieht man Bauten von Straumer, von denen die aus der Gartenstadt Frohnau die wenigstbefriedigenden sind. Die Reichsbankbauten von Philipp Nitze gehen ungefähr die Wege Habichs, der seine Banken mit vieler Liebe und mit schlichteren Mitteln als die Jürgensen & Bachmann in ihre Umgebung einstellte.

Agnes Henningsen.

Von

Rudolf Börsch.

Agnes Henningsens Romane*) sind in Deutschland wenig bekannt, obwohl sie vielleicht die am heißesten von Blut und Leben durchpulsten Kunstwerke sind, die Dänemark der Weltliteratur schenkte. Sie bilden in ihrer herben Kraft einen seltsamen Gegensatz zu der zarten, verträumten Kunst eines Jakobsen und Hermann Bang.

Schon in dem Gesicht der Henningsen sind alle Merkmale ihrer Kunst geprägt. Unter einer hohen Stirn, der man ansieht,

*) Erschienen im Verlag Axel Juncker, Berlin-Charlottenburg.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie angestrengt und konzentriert sie zu denken versteht, liegen, von großen Brauen umrahmt, die weiten, forschenden Augen der Dichterin. Geradeaus blicken diese Augen, die lieben, weil ihnen nichts entgeht und sie alles verstehen, die überall das suchen, worin der Mensch sein letztes offenbart. Und darunter im weiten Gesicht, eine starkknochige Nase, große, rote, durstende Lippen voll Leidenschaft und ein fast brutales Kinn.

Liebesromane sind die drei Bücher, die wir von ihr haben. Allen Wegen und Irrwegen, die verliebte Herzen in ängstlicher Bedrängnis oder übergroßer Sicherheit gehen, ist sie mit ihrem sehr intelligenten Gehirn gefolgt und hat sie zur Romandichtung verwoben. Das Gefühl, das sonst in den Dichtungen der Frauen das ausschlaggebende Motiv zu sein pflegt, tritt hier fast ganz hinter dem Intellekt zurück (sehr im Gegensatz auch zu ihren männlichen Landesgenossen). Es sind nicht Selbstbekenntnisse des Menschen Agnes Henningsen, sondern ganz objektive Bekenntnisse über die Frauenseele, Beobachtungen eines sehr scharfen Gehirns. Eigenes Erlebnis war kaum der Anlaß der Bücher (das erste vielleicht ausgenommen). Die menschliche Persönlichkeit der Henningsen steht unheimlich verdeckt hinter ihren Dichtungen, die sie fast kühlen Herzens aus eng und dicht verflochtenen Liebesszenen aufbaute. Man sieht den Büchern an, daß der Intellekt, der sie schuf, überströmte von Hingabe zu jeder Liebesäußerung anderer.

Am belebtesten, zugleich aber auch am wenigstens gestrafft, ist die Handlung des ersten Buches: „Polens Töchter". Die Vaterlandsliebe der Polen, dieses vaterlandslosen Volkes, gibt das Grundmotiv des Romans ab, und wird zum erotischen Motiv: Die Vaterlandsliebe verglüht düster in einer ruhelos suchenden Erotik. Die Zentralfigur des Buches ist die Schriftstellerin Marja, die zwischen der gleichzeitig abstoßenden und anziehenden Polarkraft dreier Männer, selbst sehr aktiv, wirbelt. In ihrer unmittelbaren Nähe stehen Bohémiens, Dichter, Schauspieler und Schauspielerinnen, Aristokratie und Dienerschaft, Arm und Reich, lauter Geschöpfe, die fast nur aus den polaren Elementen des Hasses und der Liebe mit mannigfaltigsten Unterschieden geformt sind. Die ungeheure Tragik sinnloser Anstrengung liegt schwer über dem ganzen Buch, das mit der scharfen Dissonanz einsamer, unendlicher Trauer und zur Harmlosigkeit mühsam entstellter Liebelei schließt. Fast lächelnd entblößt ein Volk sein in Liebe schmerzlich verblutendes Herz.

Marja ist die Zentralfigur des Romans; doch spielen sich auf einer Peripherie an sich nicht unwesentliche Abenteuer derart ab, daß die Einheit des Kunstwerkes gefährdet erscheint und nur durch den temperamentvollen Wirbel der einander überstürzenden Szenen gewahrt bleibt. Demgegenüber ist der zweite Roman „Die vier Liebsten des Christian Enevoldt Brandt" schon fast zur unbedingten Einheit geformt. Im Mittelpunkt steht diesmal die Figur eines Mannes, des Gutsbesitzers Brandt. Wie alle Männer in den Büchern der Henningsen ist er sehr scharf und in klarer Erkenntnis gezeichnet, aber nur gezeichnet, es fehlt die Farbe, die allen ihren Frauen dies erstaunliche Leben verleiht. Er wirkt trotz aller Kunst eher als Marionette, denn als Mensch. So ist dieser Roman wie ein unvollendetes Fresko; die Mittelfigur ist nur als Zeichnung da. Und doch, welch eine wundervolle Gestalt ist dieser Brandt! Ganz objektiv und sehr bewußt ist die Sympathie, mit der er erschaffen wurde, man fühlt, wie fern Brandt ihrem Herzen steht. Er ist ein Don Juan, der lächelnd und mit Grazie jede Kalamität des Lebens abschüttelt, getragen allein von dem Bewußtsein, geliebt zu sein. Er verachtet die Frau und denkt doch nichts als sie. Er liebt vier zugleich und macht sie doch alle vier unglücklich. Nun ist das Leben Spiel und Tändelei; er lacht immer. Sturz, Vernichtung und Haß anderer weckt ihn so wenig wie das Scheitern seiner eigenen Pläne. Und um ihn stehen vier Frauen, deren Herz verblutet, während er heiter mit der Geste des Grandseigneurs hindurchschreitet. Nutzlos entflammt und verkohlt das Herz der einen in sinnloser Trauer. Das der anderen ist in Haßgefühl gegen alle

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bis zum Irrsinn verkrampft, lacht gell über ihren Untergang. In Schrecken bebt das dritte, als es, das eben noch jubelte, ihn schon weiter blicken sieht. Und das vierte verrostet in Gram und findet bitteren Trost an der eigenen frühen Sünde. Und doch gelang es der Henningsen, diesen vierfachen Zusammenbruch weiblicher Herzen so mit dem lachenden Gesicht Brandts zu verwirken, daß fast alles Schmerzhafte verloren ging und ein Lachen echtesten Humors von fern her klingt. Agnes Henningsen lachte in heiterer Laune, in Brandts Stimmung, als sie diesen Roman schrieb; sie sah und übersah das Tragische zu gleicher Zeit.

Schon in diesen beiden Büchern ist das ethische Problem aller Erotik bewußte Grundlage. Daß die Liebe nicht Tändelei oder Sinnenlust, sondern Ruhepunkt und höchste Erhebung in der Irrfahrt des Lebens ist, daß Lieben Heimatsuchen im anderen heißt, und daß die vielleicht unerreichbare Erfüllung dieses Suchens die unzertrennliche seelische Vereinigung bedeutet, ist die Moral der Henningsenschen Bücher. (Moral heißt hier ethisches Gesetz und nicht etwa Nutzanwendung.)

Zur tragischen Erfüllung steigert sie diesen Gedanken im dritten und letzten Buch: „Die vielgeliebte Eva". Dem Buch von der Liebessucherin Eva Paulsen setzt sie das Wort des Gottsuchers Augustinus als Motto vor: „Ich liebte noch nicht, aber ich liebte es zu lieben; ich suchte, was ich lieben könnte, da ich es liebte zu lieben." Eva ist eine Heilige der Liebe. Sie sucht von Mann zu Mann, immer enttäuscht und doch unermüdet. Ihr fehlt die Leidenschaft, die ihr das sinnliche Erlebnis zum seelischen machen könnte, die ihr ganzes Wesen in eine einzige Erschütterung brächte. Sie sucht, aber ihr Bewußtsein unterbindet den Fluß der Leidenschaft. Sie erlebt nur das Selbstverständliche der Liebe, das Wunder sucht sie vergebens in all der Liebe, die um sie brandet. Erst der Tod schenkt ihr die Erfüllung. Sie nimmt das Gift, das höchste Ekstase und Tod gibt, und erlebt in den Armen des sterbenden Mannes, „in den dichten, wunderbaren Morphiumnebel emporgehoben", die Erfüllung leidenschaftlichster Liebe. Mag dies Erlebnis auch nur in der Einbildung bestehen, es genügt, daß es Erlebnis war.

Es ist zu bedauern, daß Agnes Henningsen in Deutschland bis jetzt noch so wenig zu Ruhm und Anerkennung vordrang. Mag sein, daß das Gerücht, sie schreibe erotische Bücher, das mit verhinderte. Gewiß sind es erotische Romane, was sie schreibt, aber es ist Kunst und hat mit dem Dämonischtun einer Marie Madeleine nichts zu tun. Die Henningsen schuf Menschen in ihren Büchern, die ihr Innerstes in ihrem Leben zeigen, sie hat Dinge von der Liebe und von der Frau gesagt, um die niemand vor ihr wußte. Sie hat die Kunst, mit dem Intellekt allen Wegen des Eros im Menschen zu folgen und mit unerhörter Eindringlichkeit dem Leser zum Erlebnis werden zu lassen.

Die Mär von den Kindern der Arbeit und der Freude.

Von

Ehler Grashoff.

Ein junger Geselle zog ferne über Land. Und die Sonne zog mit ihm. Die Winde wiesen ihm den Weg.

Sie führten ihn an ein Haus, das grade und stolz inmitten goldener Aehrenfelder lag. Er trat ein und sahe am Herde ein junges kräftiges Weib walten.

Und der Geselle fragte: „Sage, Weib, wo ist dein Gesinde?" Das Weib lächelte. Siehe, das Lächeln verschönte ihre Züge, die streng und hart waren.

„Ich habe kein Gesinde. Willst du mein Knecht sein?" So erntete er ihre Felder und säte wieder.

Wiederum fragte ihn das Weib: „Willst du mein Mann sein?" Und er traute sich dem Weibe an ...

Sieben Jahre waltete er ihre Habe. Sieben blanke blonde Kinder wuchsen an seinem Herde auf.

— — — — — — — — — — —

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Geselle sprach: „Weib, gib mir Urlaub, daß ich über Land ziehe. In sieben Jahren kehre ich wieder."

Und das Weib ward traurig und antwortete: „Siehe, ich bin die Arbeit. Du trautest dich mir an. Sieben Kinder gebar ich dir, und nun willst du fort?"

Aber der Geselle hörte im Wehen der Winde, daß es noch etwas anderes gäbe als Arbeit und zog fort... Das Weib aber sandte seine Kinder in die Welt. Und der älteste diente seinem König recht als Krieger.

Der andere kam in ein Land, wo Moor und Bruch die Leute in Armut hielt. Er entwässerte Bruch und Moor in hartem Schaffen und schuf den Landwirten sicheres Brot. Der dritte Sohn des Gesellen ging hin und baute Schiffe und sandte sie über Meer. Er ward ein großer Kaufherr.

Der vierte ward ein weiser Richter des Königs. Der fünfte kannte die heilkundigen Kräuter des Waldes und wurde Arzt. Er wehrte dem großen Sterben, das durch die Lande ging. Der sechste ward Anwalt des Volkes vor seinem Könige.

Der jüngste aber ward Lehrer und Hirte des Volkes. Und der Segen der Arbeit war mit ihnen. —

— — — — — — — — —

Der Geselle aber zog über Land. Die Sonne wies ihm den Weg und die Winde. Und führten ihn an ein Haus, das mit Reblaub umrankt war. Schwere Trauben hingen vor den grünen Fensterläden; rote und weiße Rosen blühten im Garten.

Ein Weib stand in der Tür, herrlich und wohlgestaltet. Und der Geselle fragte: „Weib, wo sind deine Gäste?"

Sie aber lachte und das Lachen zog dem Burschen ins Herz. Und fragte: „Willst du mein Liebster sein?" Und er blieb. Blieb sieben fröhliche Jahre. Er erntete Trauben und pflanzte Rosen und küßte die Liebste. Und sieben Kinder wuchsen unter den Reben auf. Sieben Märchenkinder. Mit lustigen Augen. Und eins mit langen Locken und verträumter Stirn.

Unruh zog dem Gesellen ins Herz, und er sprach: „Weib, gib mir Urlaub, daß ich über Land ziehe."

Sie lachte und sprach: „Siehe, ich hab's mir gedacht. Du aber bist ein Tor, denn ich bin die Freude."

Er nahm Abschied von der Freude und zog weiter über Land. Seine Kinder aber sandte die Freude in die Welt. Und der erste pflanzte die Rebe in der Welt und kelterte Wein und ward wohlgelitten bei den Menschen.

Der andere aber zog mit seiner Schwester umher und lehrte die Kunst des Schauspiels. Sie brachten gar herrliche Stücke vor. Der König ehrte sie.

Der vierte ging auf die hohen Schulen und ward Student. Der fünfte verstand die Kunst der Malerei, und sein Ruhm war groß in der Welt.

Der sechste reihte süße Töne aneinander und ergötzte die Menschen; er wurde ein Spielmann.

Der jüngste aber mit den verträumten Augen ward ein Dichter. Und wo er starb, ist unbekannt. Aber nach seinem Tode pries man ihn.

— — — — — — — — — — — — —

Die Sonne und die Winde führten den Gesellen weiter. Und brachten ihn ans Ende der Welt, wo die Sorge ihr Haus hat. Er blieb bei ihr, denn er kannte sie nicht. Als er aber das Kind sah, das sie ihm geboren, entsetzte er sich und floh.

Er hatte Arbeit verlernt und Freude und zog als Bettler umher. Sein und der Sorge Kind ging auch in die Welt. An grauem Stecken wandert es einher...

Randbemerkungen.

Wirklich die Prügelstrafe?

Die Nachricht, daß die englische Regierung angeblich erwäge, ob sie die Prügelstrafe für Suffragetten einführen solle, hat in einigen deutschen Blättern Beifall gefunden. Man meinte: „Seht, so macht es also der Engländer, der Mann der Praxis, der unsere Bedenken und unsere falsche Scham nicht kennt". Ist

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diese Scham wirklich so falsch? Vielleicht, wenn man an die nichtswürdigen Zerstörertaten jener Weiber denkt, aber sicherlich nicht, wenn man erwägt, welche Wirkungen die Auspeitschung von Frauen, seien sie wie sie wollen, auf die Gesellschaft haben müßte, in deren Mitte sich derartige Bräuche einbürgerten. Dann erscheint die Scham und Scheu sehr begründet. Um der Suffragetten willen wird man den Gedanken der Prügelstrafe gewiß nicht ablehnen, aber um der anderen willen, die in keinem Fall geprügelt werden würden; die Gesellschaft muß sich in ihrem eigenen Interesse dagegen wehren, daß sie sich an derlei Vorstellungen gewöhnen sollte.

Dieser Gesichtspunkt verdient vielleicht einmal allgemeiner hervorgehoben zu werden. Man ist doch z. B. höflich nicht nur um der anderen willen, sondern zugleich, weil man sich selber besser dabei befindet und das Bewußtsein nicht entbehren mag, daß man sich zu benehmen weiß; man behandelt Untergebene nicht bloß darum anständig, weil sie das verlangen können, sondern weil es für den Höhergestellten das allein Würdige ist; man übt Wohltätigkeit, weil man sich seiner eigenen, gesicherten Lage dann ruhiger erfreut. Mag das alles manchmal in Egoismus übergehen, so dient auch dieser Egoismus der Kultivierung des Menschen. Aus Erwägungen solcher Art ist vielleicht auch das einzige wirksame Argument gegen die Todesstrafe zu entnehmen. Mit der Humanität gegen die Verbrecher kann man ihre Abschaffung kaum, jedenfalls nicht allgemein, begründen, vielleicht aber mit der Humanität gegen die Gefühle der Menschen, die immer wieder von den Hinrichtungen zu hören und zu lesen bekommen, und denen diese Vorstellung immer wieder einen Schauer verursachen wird; und dieser Schock wird nicht nur ein „allzu verfeinertes", sondern gerade ein gesundes, nicht abgestumpftes Empfinden treffen. Aber dieses Problem soll hier nicht im Vorbeigehen abgetan werden.

Wenn ein derartiger Gedanke, wie jetzt die Prügelstrafe, auftaucht, so wird er natürlich immer sein Publikum finden. Immer werden sich viele Leute gerne, wenigstens für einige kurze Augenblicke, der Lektüre längst unterdrückten und sonst überwundenen Roheitsinstinkten überlassen und sich an dem Paroli, das der Kultur geboten wird, „erfrischen". Aber die anderen haben gerade das entgegengesetzte Interesse.

Die Prügelstrafe wieder einzuführen, ist unmöglich. Am wenigsten sollte man daran denken, gerade Frauen gegenüber damit anzufangen. Erich Everth.

☞

Berliner Theater.

„Der Klecks", Lustspiel von Ewald Cranz.

Im Kleinen Theater, das während dieser Wintersaison nach Barnowskys Uebersiedlung in das Lessing-Theater nicht übermäßig von Glück begünstigt war, ist es nun Sommer geworden. Es ist eine durchaus berechtigte Sitte, daß die Theater auf diesen an sich theaterfeindlichen Umstand in ihren Ankündigungen und Plakaten noch mit bewußter Deutlichkeit hinweisen: „Unter Leitung einer besonderen Sommerdirektion . . . ." Das soll heißen: Kommt ruhig herein, liebe Leutchen! Wir bürgen für leichte, bekömmliche Kost, die Hirn und Herz nicht überanstrengen wird. Und das ist eine captatio benevolentiae der Kritik gegenüber, die sich ebenfalls hübsch sommerlich einstellen und einen allzu gewichtigen literarischen Maßstab zu Hause lassen soll.

„Der Klecks . . . ." Dieser Lustspieltitel ließ eigentlich ein echtes Sommerstückchen ohne Prätention erwarten. Aber es gab eine angenehme Ueberraschung. Was die vereinigten Theaterdirektoren Deutschlands, jedem unbekannten Namen gegenüber von nur allzu großem Mißtrauen beseelt, offenbar für kaum diskutierbare Sommerware gehalten, entpuppt sich, von dem jungen Sommertheaterdirektor Boehmer mutig vorgesetzt, als eine durchaus geschmackvolle Arbeit, die turmhoch über so manchem unserer Winterschlager auf dem Gebiete des Lustspiels steht. Dabei liegt der Reiz dieses Lustspiels, das sicherlich von dieser Sommerbühne aus noch über viele Winterbühnen gehen wird, mehr in der Behandlung des Stoffes als in der Erfindung. Es ist wirklich schon sehr oft dagewesen, daß ein Ehemann, der bisher für das Muster eines treuen Gatten galt, von seiner Frau auf allerlei

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Scheingründe hin der Untreue bezichtigt wird. Ebenso oft, daß das gefährdete Eheglück nur dadurch wieder repariert werden kann, daß die Eifersucht der Frau durch eine tüchtige Lektion geheilt wird.

Aber wie nett wirkt dies Stück, wenn wir uns an das „Wie" halten. Es hat etwas Erfrischendes, wie der Autor, jede langatmige Exposition vermeidend, mit heiterer Unbekümmertheit, aber doch mit Grazie gleich in medias res springt. Kaum ist Herr Winter, einen großen Tintenklecks auf seiner Biedermeierweste, hinter dem Wandschirm seines ehelichen Schlafgemachs verschwunden, da kommt auch schon, von der Abwesenheit der Herrschaft überzeugt, in zarten, nach der Mode jener Zeit bis auf die Füße herabfallenden Höschen die junge Gouvernante der Kinder hinein, um den schönen großen Spiegel der gnädigen Frau zu benutzen. Es ist höchst lustig, wie jetzt, alle Unwahrscheinlichkeiten durch nette, wenn auch manchmal gewagte Verse gedeckt, die Mißverständnisse durcheinander purzeln, wie Herr Winter, plötzlich vor dem entrüsteten Fräulein stehend, seine Biederkeit verteidigt, wie er von seiner Frau dann „in flagranti" ertappt wird, und wie dann am Schluß des ersten Aktes, durch den Unverstand der empörten Ehefrau, die in ihrem Zorn niemand zu Worte kommen läßt, durch das eben noch still und friedlich daliegende Haus plötzlich der Ruf nach Rache und Scheidung dröhnt. Der zweite Akt, in der ersten Hälfte durch eine zu breit ausgesponnene Trinkszene belastet, bringt dann in der Gestalt des philosophischen Schwagers und Bruders den üblichen Raisonneur auf die Bühne. Wir sehen nur allzu deutlich, wie die Lektion, mit der die Frau kuriert werden soll, bis ins einzelne hinein vorbereitet wird. Es wird ein Schauspieler mit der Aufgabe betraut, sich unter das Bett des ehrbaren und scheidelustigen Weibes zu legen, um so dem Ehemann Gelegenheit zu geben, seine Frau in noch pikanterer Situation zu überraschen. Wir können uns also — ein technischer Fehler — den Inhalt des dritten Aufzuges schon im Zwischenakt genau ausmalen. Aber es ist für das Bühnentalent dieses neuen Lustspieldichters bezeichnend, daß er uns trotzdem bis zum letzten Augenblick auf des Angenehmste und Lustigste zu unterhalten weiß. Keine große Ueberraschung, aber dafür eine so reiche Fülle von lauter kleinen Ueberraschungen, daß er uns doch immer wieder in Spannung hält. Es ist ganz reizend, wie die Ehefrau, zuerst bis zum Tode erschrocken, sich schließlich doch der Galanterien des Herrn Einbrechers nicht ganz entziehen kann, wie sie ihm empört weinend ihre Schmucksachen herausgeben muß und sich auf der anderen Seite doch geschmeichelt fühlt, daß der gescheiterte „Herr Graf" und Einbrecher sie über alle Maßen schön und liebenswert findet. Der Schluß bringt selbstverständlich die übliche Versöhnung. Aber ohne die hergebrachte Sentimentalität und bis zum letzten munteren Verslein von frischester Laune und einer heute jedenfalls auf dem Gebiete des leichten Lustspiels nicht alltäglichen Anmut.

Das Stück, das, wenn der Verfasser es sich etwas schwerer gemacht und sich die Kunst der Charakterzeichnung nicht meistenteils geschenkt hätte, eine zweite „Schule der Frauen" geworden wäre, wurde mit warmem und verdientem Beifall aufgenommen. Es löst keine großen Lachsalven aus, dafür aber jenes schmunzelnde Behagen, das im Theater so viel wertvoller ist .... Unter den Darstellern ragten Herr Treptow als der biedere Ehemann mit der bekleckstesten Weste hervor, und vor allem Frau Liebenthal, die als seine eifersüchtige Gattin bei allem Zorn über die anscheinende Untreue ihres Mannes doch stets in den Grenzen einer bemerkenswerten Grazie blieb. Heinrich Ilgenstein.

☞

Münchener Theater.

Es fanden — mit Wedekind zu reden — zwei Hinrichtungen statt. Das Münchener Theaterpublikum, das der Herr in seinem Zorn geschaffen und mit unheilbarem Stumpfsinn geschlagen zu haben scheint, fühlte sich berechtigt, die dreiaktige Tragikomödie „Der Menschenfreund" von John Galsworthy und die gleichfalls dreiaktige Tragikomödie „Die Erben" von Karl von Levetzow schroff abzulehnen.

John Galsworthy erläutert an sieben verschiedenartigen Persönlichkeiten das Problem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der menschlichen Unverbesserlichkeit. Der Maler Wellwyn ist der Wohltäter par excellence, der nur deshalb ein wenig trottelhaft wirkt, weil er der Held einer — Tragikomödie sein soll und ist. Ihm stehen die Blumenverkäuferin Megan, der Vagabund Ferrand und der Droschkenkutscher a. D. Timson gegenüber, als Vertreter jener Gesellschaftsschicht, der ihre Unverbesserlichkeit zum Verhängnis gereicht, und neben ihm stehen der Pastor Bertley, der Professor Calway und der Richter Hoxton als Vertreter jener bevorzugten Menschenklasse, die sich den Luxus der Unverbesserlichkeit gestatten darf. Aber John Galsworthys Drama ist kein fleischloses Gedankengerippe. Lebendige Menschen sprechen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, und handeln, wie ihre Instinkte es ihnen gebieten. Die „Idee" wird niemals Selbstzweck, sondern entwickelt sich wie beiläufig aus einer Folge von realistischen Geschehnissen und Gesprächen.

Die (von L. Leonhard herrührende) deutsche Uebertragung des Stückes verwendet statt des Londoner Lokaldialektes die berüchtigte Berliner Mundart, die auch im Münchener Schauspielhaus — trotz der Warnung des Uebersetzers — beibehalten wurde. Max Weydner stellte einen Vagabunden auf die Beine, der teils an den unsterblichen Riccaut, teils an irgendeine abenteuerliche Figur des Dichters E. Th. A. Hoffmann oder des Malers Goya gemahnte. Ein Dämon schien es zu sein, der ihm die Worte einblies: „Es gibt nichts, das macht mehr Courage, als zu sehen die Ironie der Dinge." Seine beiden Leidensgefährten Megan und Timson wurden von Annie Rosar und Siegfried Raabe mit ebenso viel Witz wie Behagen interpretiert.

Karl von Levetzow gehört zu jenen Neulandssuchern, in denen der Geist des Iren Bernard Shaw rumort. Seine „Erben" stellen ein äußerst kühnes Spiel mit den weltgeschichtlichen Begebenheiten dar. Der Zensor Cato muß es sich gefallen lassen, als Urbild des Philisters geschildert zu werden. Er ist Demokrat durch und durch und hat ein Gehirn, das für „jenseitige" Betrachtungen unzugänglich ist. Sein inneres und äußeres Zusammenprallen mit dem Griechen Karneades, dem „Erfinder" der Wahrscheinlichkeitslehre, bildet den eigentlichen Kern der Tragikomödie. Cato erleidet eine vollständige Niederlage. Saloninus, sein Sohn, sagt sich von ihm los und geht mit der Absicht von dannen, fern von Rom eine Ansiedlung von freien und wahrhaft gesitteten Menschen zu gründen. Er will die Ideen seines Lehrers Karneades zu schöner Wirklichkeit erstehen lassen. Myrto, die karthagische Sklavin, folgt ihm, nachdem sie den stolzen Zensor öffentlich gedemütigt hat. Die Jugend entfaltet triumphierend das Banner der Freiheit, und das Alter zieht sich zähneknirschend in seinen Philisterbau zurück. Das ist in groben Umrissen der gedankliche Inhalt der Tragikomödie, deren Autor zwar hie und da die Grenzen seines Könnens überschreitet und auf eine allzu primitive Art das Erhabene mit dem Grotesken (à la Offenbach) zu verschmelzen sucht, aber in Summa als eine Begabung von erfreulicher Großzügigkeit erscheint.

Die hingebungsvolle Aufführung im Residenztheater gipfelte in Albert Steinrücks Cato, der wie ein Felsen in der Brandung der Ereignisse stand.

Die Kammerspiele haben „Der erste Liebhaber", ein „heiteres Theater" von Fritz W. Starck (?), und „Die rote Nelke", ein (stellenweise unfreiwillig heiteres) Schauspiel des Ungarn Emmerich Földes, aufgeführt. Das erste Stück tritt mit jener Harmlosigkeit auf den Plan, die den Bürger begeistert und den Rezensenten entwaffnet. Das zweite Stück ist die Hintertreppentragödie eines sozialdemokratischen Friseurs und einer blondhaarigen Baronin. Hans Harbeck.

Neue Bücher.

Eugen Löwenstein. Nervöse Leute. Kurt Wolff Verlag, Leipzig.

Prag, dessen Ghetto der letzten Literatur wohl mit die stärksten Beiträge stellte, hat in Löwenstein den analytischen Theoretiker und intellektuellen Anwalt gefunden, den das junge Berlin in Kurt Hiller anerkennt. — Jeder größeren literarischen Neuerung, jeder charakteristischen Literaturepoche ging eine Zeit voraus, die in unausgesetztem Wühlen auf allen Ge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bieten der Kultur allen Funktionen ihres Lebens eine Unhaltbarkeit des momentanen Zustandes jung und rechthaberisch zu beweisen suchte. In einer solchen Zeit der Freude an Theorie und Analyse, in einer Zeit der intellektuellen Psychologie (wenn ich diesen Ausdruck als Gegensatz zu einer synthetisch-produktiven Psychologie prägen darf) stehen wir jetzt. Allen Disziplinen der gegenwärtigen Kultur der Technik wie den rein vitalen Prozessen unserer Tage in ihrem sozialen und ethischen Bedeuten liefert die jüngste Literatur hitzige Aufklärungsgefechte.

In die Phalanx dieser streitbaren Dilettanten, die ihre feinnervige Natur der Zeit als Spiegel leihen, tritt Löwenstein mit seinen nervösen Leuten.

Wie andere auf ihren Wegen vielleicht zu sozialen, hygienischen oder pädagogischen Forderungen gelangen, so versucht Löwenstein mit seinem Buch uns ein „Bruchstück des Wissens vom Leben" zu übermitteln, unseres Lebens, das eben durch nervöse Erscheinungen, Hemmungen und Ueberhitzungen am stärksten charakterisiert ist.

Die einzige, nicht recht überstandene Gefahr dieses Themas scheint mir dies zu sein, daß der Autor seinem Kompendium der Nervosität nicht genügend Gegengewicht durch Mittel und Wege zum Ueberwinden, zu viel Material und relativ zu wenig positives Resultat geben konnte. Analyse darf nicht Selbstzweck bleiben, wenn sie sich vollenden will!

Auf der Basis der Freudschen Psychologie, deren Aktualität besonders auf die junge Wiener Literatur übersprang, stellt Löwenstein, der sich als raffinierter Laie psychopathischer Zustände erweist, seine Abhandlung.

Er verfolgt eine unheimlich zwingende Analyse und eine diabolisch ehrliche Konsequenz. Seine radikale Diagnose der Gesellschaft wie des Einzelnen sammelt mit klarer Sachlichkeit alle Symptome unserer nervösen Vitalität und führt sie in sein System der modernen Nervosität. Ein Kulturkuriosum und doch: Hier wirkt eine zersetzende, analytische Energie, die bei aller subtilen Methodik, bei aller scheinbar herzlosen und sicher aufregenden Vivisektion unserer psychischen Organe und Prozesse unserer Sehnsucht und unseres Willens doch nie einen zwingenden Ernst vermissen läßt; nicht aus Freude an intellektuellen Experimenten arbeitet, sondern oft sogar einen latenten, keimenden Idealismus verrät.

Das Buch ist aktuell (im besten Sinne des viel gequälten Wortes), denn es geht alle an. Es spricht unerbittlich von uns allen, die wir an der Hast unserer Ziele kranken.

Wenn diese Arbeit auch noch, wenngleich stets fesselnd und interessant, im Grunde an einzelnen Stellen illustrierendes Phänomen blieb, so müssen wir doch bedingungslos das Werk als ganzes anerkennen.

Hinter strengen Dingen fühlen wir immer wieder junge Sehnsucht stehen; fordernde Vorfrühlingssehnsucht — das sollte dem Buche recht viel Freunde werben.

Hanns Johst, Berlin.

„Zeitschrift für Wahrheitsforschung." Von der unter diesem Namen in Wien erscheinenden neuen Monatsschrift liegt eine Ankündigung diesem Hefte bei. Diese Zeitschrift stellt sich die hohe Aufgabe, unabhängig von den herkömmlichen Denkrichtungen und ihrem Zwiespalte teils eine Klärung, teils eine Lösung jener Streitfragen herbeizuführen, die gegenwärtig alle menschlichen Beziehungen verwirrend beeinflussen, weshalb wir die erwähnte Ankündigung der Aufmerksamkeit unserer geehrten Leser wärmstens empfehlen.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein und Dr. Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Wilhelm Bolze, Charlottenburg, Friedbergstr. 18. — Verlag: Die Gegenwart G. m. b. H., Berlin W. 15, Meinekestr. 25. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gegenwart

Nr. 28 | Berlin, den 11. Juli 1914 | 43. Jahrgang Band 86.

Was will Venezelos?

Von

E. E. Lehmann.

Der griechisch-türkische Konflikt ist vertagt. Die Türkei hat dem noch vor fünf Jahren von ihr verspotteten Griechenland gegenüber nachgeben müssen. Die Hohe Pforte hat volle Entschädigung der in Kleinasien angesessenen und vom mohammedanischen Fanatismus verfolgten, aus ihren Wohnsitzen getriebenen Griechen angeboten. Damit hat Venezelos, welcher im eigentlichsten Sinne des Wortes Griechenland regiert, einen neuen staatsmännischen Erfolg errungen. Man hat zuerst seinen im griechischen Parlamente über die Inselfrage gehaltenen Reden als bloßen Bluff angesehen. Wer wie ich Venezelos aus persönlichem Umgange und politischen Unterhaltungen kennt, weiß, daß niemand weniger ein politischer Poseur ist als Venezelos — Venezelos ist der Bismarck des neuen Hellas. Er hat das bereits zur Genüge gezeigt in seinem Auftreten gegenüber dem Prinzen Georg, dem Bruder des jetzt regierenden Griechenkönigs, während dessen Gouverneurschaft in Kreta; er hat es später gezeigt gegenüber dem unlängst verstorbenen König Georgos, welchen er durch sein eigenes Beispiel zu ernster politischer Arbeit aus seiner etwas bequemen Lebensführung zurückzwang; er hat weiter sein unbeirrtes staatsmännisches Pflichtgefühl für sein Vaterland in der energischen Art bewiesen, in welcher er die Führer der unter dem Oberst Zorbas in Griechenland allmächtig gewordenen Militärrevolution mundtot zu machen verstand; und endlich in der tiefgreifenden, die Monarchie stärkenden Verfassungsänderung, die er vor noch nicht drei Jahren in der griechischen Kammer durchsetzte. Die jetzt in Hellas herrschende Dynastie verdankt die Möglichkeit ihres Bestehens Venezelos. Ohne Venezelos wäre der König Konstantin kaum noch auf den Thron gekommen. All das konnte der bedeutende griechische Staatsmann nur erreichen, auf Grund seiner unantastbaren Ehrenhaftigkeit und Anspruchslosigkeit, wie sie in dieser Vollkommenheit in Griechenland bei einem staatsmännischen Führer seit Menschengedenken geradezu unerhört ist. Bis vor kurzem bezog Venezelos ein Gehalt von nicht mehr als 12 000 Drachmen (Frs.), obgleich er nicht nur den Posten eines Ministerpräsidenten, sondern auch den Posten des griechischen Kriegsministers offiziell bekleidet, ganz abgesehen von dem entscheidenden Einflusse, welchen er über die griechischen Finanzen sich vorbehalten. Seit Venezelos an die Spitze der griechischen Regierung berufen wurde, werden nicht nur die Zinsen der griechischen Staatsanleihen, sondern auch die Beträge für die dem griechischen Kriegsministerium gelieferten Waffen, Munition usw. auf des pünktlichste angewiesen und bezahlt. So versicherte mir der für eine der größten deutschen Waffenfabriken in Athen stationierte Freiherr von Buddenbrock persönlich. In niemandem haben sich die zu Athen beglaubigten Gesandten so schwer geirrt, als in Venezelos. Auch darin teilte er das Schicksal Bismarcks in dessen Anfängen. Auch Bismarck wurde, wie bekannt, zuerst nicht ernst genommen. Napoleon III. sagte von ihm: „Il n'est pas un homme sérieux.“ Aehnlich erklärte mir einer unserer ersten Diplomaten, als ich von dem bedeutenden Eindrucke des leitenden griechischen Staatsmannes nach meinen ersten Unterredungen mit Venezelos erzählte:

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Glauben Sie mir, mit Venezelos' Herrlichkeit geht es bald zu Ende. Den hat der Pöbel ins Amt gehoben, und der Pöbel wird ihn auch wieder stürzen." Ich widersprach aufs Entschiedenste. Heute dürfte die betreffende Exzellenz mir wohl schon lange recht gegeben haben. Nur der englische Gesandte in Athen beurteilte von Anfang an Venezelos richtig. In einer politischen Unterredung, welche ich mit Sir Francis Ellis kurz vor meiner Abreise von Athen (Sommer 1911) hatte, stimmte er mir in der Ansicht bei, daß der Balkanbund geschlossen und der Krieg der Balkanstaaten gegen die Türkei vor der Türe stünde. Unser eigener Gesandter, Herr von Wangenheim, jetzt deutscher Botschafter in Konstantinopel, wollte, als ich ihm meine, auf bestimmte politische Tatsachen und persönliche Wahrnehmungen gestützte Ueberzeugung von dem Bestehen des Balkanbundes aussprach, das nicht glauben; er hielt ein Zusammengehen Griechenlands mit Bulgarien für unmöglich. Mit Recht stützte er sich dabei auf die tiefe Abneigung der Hellenen gegen die „Bulgarischen Wölfe". Daß Venezelos gegen seinen eigenen König, gegen alle ausschlaggebenden Kreise des Athener Hofes und gegenüber der Abneigung seines Griechenvolkes ein Bündnis mit Ferdinend von Bulgarien dennoch durchgesetzt und abgeschlossen haben sollte, hielt Herr von Wangenheim für höchst unwahrscheinlich. Ich will damit diesem bedeutenden deutschen Diplomaten, der, in den besten Mannesjahren stehend, zweifellos noch eine große staatsmännische Zukunft hat, keinerlei Vorwurf machen. Ich erwähne diese Tatsachen hier nur deshalb, weil sie zeigen, wie sehr, wenn ich so sagen darf, die politischen Gesichtswinkel von Berlin aus bestimmt werden, unter denen unsere politisch höchsten Vertreter im Auslande zu sehen angehalten sind. Bismarck hat bekantlich einmal erklärt: Seine Botschafter müßten, wenn es ihm für seine Politik notwendig erscheine, abschwenken, wie die Unteroffiziere; das Auswärtige Amt des Deutschen Reiches, nach dem Hintritt des großen deutschen Reichsgründers, verlangte aber von unseren Gesandten und Botschaftern eine Zeitlang noch viel mehr: Sie sollten die Dinge in dem Lande, in welchem sie beglaubigt waren, nicht so sehen, wie diese Dinge wirklich waren, sondern wie man diese Dinge in Berlin an hoher Stelle wünschte. Die deutsche Politik hatte deshalb bei den Balkanstaaten bis vor kurzem nur geringe oder gar keine Sympathien. Unser Liebeswerben bei Abdul Hamid, dem Vorgänger des regierenden Sultans, war trotzdem mehr oder weniger politisch resultatlos geblieben. Aus dem Munde eines mit den Verhältnissen in Konstantinopel vollkommen vertrauten deutschen Staatsmannes weiß ich, daß Abdul Hamid von Deutschland sich abwandte und England sich zuwandte in demselben Augenblicke, als die deutsche Politik ihm ihre Unterstützung für Aufbringung der finanziellen Mittel zum Ausbau der türkischen Flotte verweigerte.

Ich erwähne diese Tatsachen hier, um zu zeigen, welche Schwierigkeiten Venezelos zu überwinden hatte — auch der deutschen Staatsleitung gegenüber. Erst nach dem ersten Besuche des griechischen Staatsmannes bei unserem Kaiser in Korfu begann man an leitender deutscher Stelle Vertrauen zu Venezelos zu fassen; sein Besuch in Berlin, der bekanntlich erst vor einigen Monaten erfolgte, hat dann dieses Vertrauen weiter befestigt und in der Wilhelmstraße den Eindruck hinterlassen, daß man es in Venezelos keineswegs mit einem politischen Abenteurer, sondern mit einem sehr ruhigen, die Verhältnisse weise abwägenden Staatsmann zu tun habe. Schon den letzten Krieg gegen die Türkei wünschte Venezelos mit Rücksicht auf die große, von ihm für Griechenland eingeleitete Agrarreform aufgeschoben, von deren Durchführung gerade die volkswirtschaftliche Zukunft des modernen Hellenenreiches abhängt; allein König Ferdinand von Bulgarien drängte und ließ in Athen offen erklären, daß er sich infolge der schon damals an der bulgarisch-mazedonischen Grenze herrschenden unleidlichen Zustände nicht länger würde in Sofia halten können, ja, gewärtig sein müsse, daß man ihm „eine Kugel durch den Bauch jage". So entschloß sich Venezelos nach den

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nötigen Abmachungen mit Serbien, halb wider Willen, zum Kriege gegen die Türkei.

Aus diesen Tatsachen folgt, daß Venezelos nichts ferner liegen kann, als die Entfesselung eines neuen Balkankrieges. Griechenland hat mit relativ geringen Opfern den größten Gewinn aus dem letzten Kriege gegen die Türkei und Bulgarien gezogen: Es ist heute um 2½ Millionen Einwohner reicher als vor dem Kriege. Einer seiner politischen Vertrauensmänner, der mich vor einigen Monaten aufsuchte, erklärte mir: Venezelos wünsche Ruhe und Frieden, damit der griechische Staat den letzten, für seinen Umfang großen Zusatz an Land und Bevölkerung erst politisch verdaue. Venezelos lege auf die Einverleibung der griechischen Inseln in das Königreich Griechenland vorläufig keinen besonderen Wert, aber die bürgerliche Existenz und die Heimstätten der auf der Insel unter türkischer Herrschaft lebenden Hellenen dürften nicht angetastet werden; sonst würde ihn, als leitenden Staatsmann, das griechische Volk zu den energischsten Maßregeln, ja selbst zu einem neuen Kriege gegen die Türkei zwingen; in solchem Falle würde er, wenn er sich nicht aufs Energischste zur Wehr setzte, jeden staatsmännischen Kredit bei seinem heute mit Begeisterung an ihm hängenden Volke verlieren.

Venezelos ist davon überzeugt, daß viel mehr als bei irgendeinem anderen Volke die Zukunft des griechischen Volkes auf dem Wasser liegt. Die Griechen sind seit urdenklichen Zeiten vor allem Seefahrer gewesen. Volkswirtschaftlich und national sind für die Zukunft des neuen Hellas die griechischen Inseln auf die Länge der Zeit unentbehrlich. Kein Staatsmann könnte in Athen sich halten, der die Erwerbung der griechischen Inseln bis nach Kleinasien hin aus den Augen verlöre. Es handelt sich bei Lösung des Problems nur darum: Wäre es für Griechenland und die Türkei nicht möglich, sich friedlich über die Abtretung der griechischen Inseln zu einigen? Könnte eine kluge griechische Politik nicht ein genügendes Kompensationsobjekt für die Türkei finden? Dieses Problem wäre leichter zu lösen, wenn es gelänge, entsprechende Verhandlungen zwischen der Hohen Pforte und Griechenland politisch zu isolieren; das heißt, wenn man die Einmischung aller anderen Mächte, besonders die Einmischung Rußlands, verhindern könnte. Leider ist dazu wenig oder gar keine Aussicht vorhanden, weil die Frage des Besitzes der griechischen Inseln ganz unmittelbar mit der Frage der Dardanellen und der Seeherrschaft im Mittelmeer zusammenhängt.

Ich werde in einem zweiten Artikel, gestützt auf bis jetzt wenig beachtete und teilweise ganz unbekannte Dokumente und Tatsachen, die politische Rolle beleuchten, welche Rußland seit dem Frieden von Berlin (1878) auf dem Balkan und in Kleinasien gespielt und bis auf den heutigen Tag zu spielen nicht aufgehört hat. Man wird dann begreifen, vor welcher Gefahr Europa noch immer steht; es sei denn, daß es der deutschen Politik wie bisher gelänge, diese Gefahr zu beschwören. Was Deutschland, was Kaiser Wilhelm II. persönlich für die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens während der letzten fünfundzwanzig Jahre geleistet hat, das wird der Welt erst offenbar werden, wenn die Geheimarchive der Regierungen zu St. Petersburg, Wien, Rom und London für die Geschichtsforschung unserer Tage sich öffnen werden.

Orientalische Kulturelemente im abendländischen Milieu.

Von

Dr. Max R. Funke.

Ueberall dringen Geist und Erzeugnisse des Orients umgestaltend bis in unser Heim. Flieder, Tulpe und Kaiserkrone verdanken wir den Türken, die Hühnereier stammen aus Indien, die Gewürze aus den Landschaften des Aequators. Schon des Morgens genießen wir orientalische Erzeugnisse, so den Kakao und den arabischen Kaffee. Auch unsere Spiele, wie Schach, Dame und Kartenspiele, stammen aus der islamischen Welt. Schon in unserer frühen Jugend beschäftigt sich unser Geist mit orientalischen Lite-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

raturerzeugnissen, denn die biblischen Geschichten, die Erzählungen aus 1001 Nacht sind morgenländischen Ursprungs.

Wir beginnen mit einer der ältesten Erfindungen der Menschheit, mit der Erfindung des Papiers, die wir den Chinesen verdanken. Schon vor dieser Erfindung haben die alten Kulturvölker es verstanden, aus den Materialien, die ihnen die Natur lieferte, Schreibstoffe zu verfertigen. So benutzten die Assyrier als Schreibmaterial Platten aus weichem Ton. Die Aegypter gebrauchten die Papyrusstauden, während die Chinesen den Bambus vorzogen. Etwa 100 Jahre n. Chr. entdeckte der Direktor der kaiserlichen Waffenmanufaktur Ts'ai Lun ein neues Schreibmaterial, bestehend aus Baumrinde, Hanf, Lumpen und alten Fischernetzen. In Anbetracht dieser Erfindung wurde Ts'ai Lun im Jahre 105 durch Kabinettsbefehl offiziell belobigt. Das chinesische Papier verbreitete sich bald nach Westen, und zwar über Samarkand. Schon Qazwini erzählt uns in Athar al-bilad, „daß von China Kriegsgefangene nach Samarkand verpflanzt wurden, unter denen sich solche befanden, welche das Papiergewerbe kannten." Von hier nahm das Papier seinen Weg nach Bagdad; hier in dieser Kalifenstadt entwickelte sich bald eine rege Papierfabrikation. Dies geschah, wie uns Ibn Xaldun berichtet, unter der Regierung Harun al Raschids zwischen 794—5. Die Papierfabrikation verbreitete sich bald über die ganze islamische Welt bis nach Spanien. Nach Wattenbach kam dieselbe im 12. Jahrhundert zu den Romanen und im 14. Jahrhundert nach Deutschland. Höchst interessant ist die Ethymologie unserer beiden Papiermaße „Buch" und „Ries". Letzteres stammt aus dem Altarabischen rezma, „Paket", und ist identisch mit dem spanischen resma, dem italienischen risma, dem französischen rame und dem englischen ream. Für „Buch Papier" sagt der Franzose „main de papier", der Russe „djest bumagi"; dest ist persisch und bedeutet Hand, ins Arabische übertragen „Pfanne", auch „Maß". Eine ähnliche Bedeutung finden wir auch im Türkischen: „bir deste kiat" heißt eine deste (Hand) Papier.

Gleich der Kunst der Papierbereitung ist auch die des Druckes vom Morgenland zum Abendland gewandert, und zwar in Gestalt des Zeugdruckes. Das älteste Exemplar dieser Technik stammt aus dem Grabe des heiligen Cäsarius von Arles und ist höchstwahrscheinlich ägyptischer Herkunft. Gegenwärtig wird es nebst einer wertvollen Kollektion von Zeugdrucken aus dem 6. und 7. Jahrhundert, die Dr. Ferrer in Straßburg zu Ixmim in Oberägypten ausgrub, im Germanischen Museum zu Nürnberg aufbewahrt. Die ältesten Papierdrucke sind aus China. Bereits im Jahre 175 ließ man den Text chinesischer Klassiker an der Außenseite der Universität aufstellen und nahm davon Abzüge. Am Ende des 6. Jahrhunderts kam dann der Holzplattendruck auf. Schon frühzeitig ging die Buchdruckkunst nach Japan über, denn wir besitzen japanische Abdrucke eines Abschnitts aus der buddhistischen Schrift Vimala nirbhasa Sutra aus dem Jahre 764. Diese Abdrucke enthalten Sanskrittexte, aber in chinesischer Schrift, auf langen zusammengerollten Streifen. 816 fing in China der Metallplattendruck an. Auch nach der Mongolei und Tibet wurde die Buchdruckkunst verpflanzt. Dort begann man zur Zeit des Mongolenkönigs Pojant'o Xan (1311—1319) den Druck der ersten tibetischen Exemplare des Kandschur und Tandschur. Darüber wird von einem Lama berichtet, der nach der Mongolei auswanderte und daselbst bei dem genannten Herrscher Oberpriester wurde: Aus der Mongolei schickte er nun eine große Menge Requisiten zur Drucklegung des Ka-gyur und Tan-gyur, namentlich aber schenkte er gute chinesische Schwärze, eine kleine Schachtel voll. Darüber freute sich der Lama. Mit den gesamten Druckplatten druckten Blogsal aus Bus und andere in T'ugs-k'u den Ka-gyur und Tan-gyur und beantragten die Aufstellung dieses Exemplares im Manjughashatempel in Nar-tan. Nachdem dieser Weg eröffnet war, mehrten sich die Ka-gyur- und Tangyur-Exemplare in Menge. Tibet ist, wie China und Deutschland, ein Land der Bücher, und zwar der billigsten Bücher der Welt; es wird in ihm viel gedruckt, seit langer Zeit gedruckt; denn die Presse ist den Bewohnern des Schneereiches vielleicht schon seit der Dynastie der T'ang, unter welcher sie in China erfunden wurde, jedenfalls seit der Mongolenzeit, also

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mindestens zweihundert Jahre länger als den Europäern, bekannt. Von China ging die Druckerpresse nach dem islamischen Orient. Lange haben sich die Moslim gegen die Einführung der Druckerpresse gesträubt, in der Meinung, es könnten Schweineborsten, welche der Moslem stets in der zur Letternreinigung verwendeten Bürste argwöhnt, über den Namen Allahs kommen. Türkische Druckereien existieren nur wenig im Orient, denn noch heute wird der Koran mittels Lithographie hergestellt. Die erste Druckerei in der jetzigen Hauptstadt des devlet-i-ebed-müddet-i-osmanje (ewig währenden Osmanenreiches) erstand erst 1727. Arabische Tafeldrucke besitzen wir schon aus dem 9. und 10. christlichen Jahrhundert, und sie sind ägyptischen Ursprungs, in Formenschnitt und Druckverfahren mit dem chinesischen identisch. 1147 wurden in Nordsyrien Papiergeldnoten zu je 1 Dinar ausgegeben, die mittels Plattendrucks in der 1293 errichteten persischen Papiergelddruckerei zu Täbriz nach chinesischen Vorlagen gedruckt wurden. Vom Tafeldruck schritt man zum Druck mit beweglichen Lettern über. Die Erfindung des letztgenannten Druckverfahrens ist keineswegs die geniale Tat Gutenbergs. Im „Wegweiser durch das Germanische Museum zu Nürnberg" finden wir darüber folgende Angabe: „In neuester Zeit will man Beweise dafür gefunden haben, daß schon den Römern der späteren Kaiserzeit die Kunst des Druckes mit beweglichen Lettern bekannt gewesen oder daß doch bereits damals Versuche in dieser Richtung gemacht worden seien. Schon lange vor Gutenberg sind in China Bücher mit beweglichen Typen gedruckt worden. Der älteste ostasiatische Typendruck stammt aus der Zeit zwischen 1317 und 1324; ob er koreanischen oder chinesischen Ursprungs ist, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Chinesische Quellen nennen als Erfinder des Druckes mit beweglichen Typen aus Ton den Schmied Pi-Schöng zwischen 1041 und 1049."

Zwei der wichtigsten Grundlagen unserer Bildung, die Buchstaben- und Ziffernschrift, sind Gaben, die wir dem Orient verdanken. Denn sämtliche indogermanische Alphabete haben eine gemeinsame Wurzel, das kanaanäisch-aramäische oder nordsemitische. Also verdanken wir die Erfindung der Buchstabenschrift den Semiten. Das arabische Zahlensystem wurde uns im Mittelalter von den Sarazenen übermittelt. Die Form der arabischen Ziffern weist nach verschiedenen Richtungen merkwürdige Beziehungen auf. So glaubten einige Phantasten, daß sich die arabischen Ziffern aus den römischen entwickelt hätten, wieder andere wollten den Nachweis erbracht haben, daß die Zahlen der Araber indischer Herkunft seien. Wenn auch die indischen Ziffern den arabischen sehr ähnlich sind, so darf man nicht ohne weiteres eine Identifizierung beider Systeme annehmen. Das arabische Zahlensystem kennt die Null, die kein anderes System aufweist. Und erst durch diese Erfindung, die wir also den Arabern zu verdanken haben, sind wir imstande, nicht nur die einfachsten Rechenoperationen, sondern auch die Logarithmen, das unentbehrlichste Hilfsmittel für alle mathematischen Wissenschaften der Neuzeit, zu berechnen. Denn wer könnte mit griechischen oder römischen Zahlen dividieren oder addieren? Die primäre Form der Null wurde durch einen Punkt dargestellt, denn die Kreisform ist sekundär. Sicher bezeugt ist die Null in primärer Gestalt als Tilgungspunkt, welchen die Schreiber früher in verschiedenen Sprachen des Morgen- und Abendlandes über die zu tilgenden Buchstaben setzten. Im Lateinischen war dieses Verfahren schon im 5. Jahrhundert üblich. Zur gleichen Zeit, als das Zeichen der Wertlosigkeit seine sekundäre Form erhielt, bekam auch das Tilgungszeichen die Kreisgestalt. Der lateinische Name für Null ist cifra, daraus entstand das französische chiffre und unsere Ziffer. Das arabische Wort für Null ist sifre, identisch mit dem indischen sunja, und bedeutet in beiden Fällen „leer". Auch das Zeichen (x) für den unbekannten Wert stammt von den Arabern. Das x der Mathematiker ist eine Abkürzung des arabischen Wortes schei, „eine Sache, etwas", welches im Mittelalter durch zwei xei wiedergegeben wurde.

Gehen wir einen Schritt weiter und sehen wir uns einmal unsere Baukunst genauer an, so finden wir, daß die vollendetsten Schöpfungen derselben dem Mittelalter angehören, in welchem die Gotik sich großartig entwickelt hat. Auch dieses Element der Architektur entstammt dem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Orient. Zweifellos haben die europäischen Baumeister aus der wunderbaren, zwischen 876 und 878 erbauten Moschee des Ibn Tulun zu Kairo und dem Miqjas (Nilmesser) auf der Nilinsel Roda geschöpft.

Die edelsten Erzeugnisse morgenländischer Textilindustrie, wie die Teppiche Smyrnas, die Schals Kashmirs und Indiens und die Seidenstoffe Chinas, vermögen wir Abendländer noch lange nicht, trotz allen unseren technischen Hilfsmitteln, getreu in Farbe und Schimmer nachzuahmen. Die Phönizier lehrten uns Glasfabrikation, von den Chinesen erhielten wir das herrliche Porzellan, und die Japaner bewundern wir noch heute ob ihrer Zierkunst. Wem verdanken wir die Seidenfabrikation? Die alten Aegypter verstanden schon damals eben so gute Kernseife herzustellen, wie wir heute. Auch der Zopf und die Visitenkarten stammen aus China, die 1241 die Mongolen mit nach Deutschland brachten. Die zwei schiffahrenden Völker des Altertums waren die Chinesen und Araber, die nach Erfindung des Kompasses, auf welchem die Ozeanschiffahrt beruht, in fremde Kulturwelten eindrangen. Den Chinesen war die Magnetnadel bereits im Anfang des zweiten Jahrhunderts bekannt. Von China bürgerte sich der Kompaß in Arabien ein und gelangte schließlich nach Europa. Historisch ist es ja nachgewiesen worden, daß der angebliche Kompaßerfinder Flavio Gioja den Kompaß nicht erfand, sondern nach einem arabischen Modell nachbaute.

Kulturarbeiten bedürfen langer Friedensperioden, die wir heute unserem ausgezeichneten Heereswesen verdanken, welches die Kriege zwar seltener, aber doch furchtbarer macht. Ermöglicht wurde dies wiederum erst durch das Schießpulver, das dem geistigen Element in der Kriegsführung zur alleinigen Herrschaft verhalf. Wir wissen sehr gut, daß der Mönch Berthold Schwarz das Schießpulver nicht erfunden hat, denn Marcus Graecus veröffentlichte gegen 1250 ein arabisches Pulverrezept aus Salpeter, Kohle und Schwefel. Die Erfindung des Pulvers ist nicht geistiges Eigentum der Araber, sondern der Chinesen. Aus China bekamen sie den chinesischen Salpeter, den sie mit thelg as-Sin (chinesischer Schnee) bezeichneten. Den Chinesen war der Salpeter schon in der Mitte des 12. Jahrhunderts bekannt, und somit auch das Pulver, welches nach den alten chinesischen Nachrichten bei der tapferen und erfolgreichen Verteidigung der chinesischen Stadt Pianking (K'ai-fung) am unteren Hwangho gegen die Mongolen unter Ogotai im Jahre 1232 verwendet wurde.

Schauen wir zurück auf das eben Festgestellte, so müssen wir ohne weiteres zugeben, daß wir dem Orient viele Errungenschaften verdanken, die die Vorbedingungen für einen großen Teil unseres Geisteslebens darstellen. Zwar wollen wir hier nicht behaupten, daß unsere Kultur vollkommen orientalisch sei. Sie ist ebenso wenig morgenländisch als antik, denn eine jede Nation hat ihr Kulturleben selbst, nur Impulse kommen von auswärts.

Moderne Mythologie.

Von

Dr. Max Adler.

In der dritten Sammlung seiner „Fragmente über die neuere deutsche Literatur" untersucht der junge Herder die Möglichkeit einer neuen Mythologie. Er glaubt die Materialien für seinen Götterhimmel schöpfen zu können aus dem „Ozean von Erfindungen und Besonderheiten", der uns umfließt, aus der „neuen Welt der Entdeckungen", die schon die Erwartung seiner Zeitgenossen aufs höchste erregten. In der Schellingschen Naturphilosophie, die dem von Spinoza, Goethe und Herder bestellten pantheistischen Erdreich entsprossen war, schienen denn alsbald die ersten Keime einer künstlerischen Symbolwelt aufzugehen, und als Erster zeigte sich — mit leider nur zu offenkundigem Fleiß — der Freiherr von Hardenberg bemüht, die kümmerlichen Pflänzchen hochzuziehen. Von der betriebsamen Mythenindustrie des „Ofterdingen" aber bis zum Häckelschen Hylozoismus ist nur ein Schritt, nicht größer eben als jener, der von der materialistischen Romantik zum romantischen Materialismus führt.

Und im Grunde ist es die gleiche Hypertrophie der animistischen Erwartung, die David

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Koigen in seiner „Kultur der Demokratie“ mit solch religiöser Inbrunst nach der „Seele der Volkseinheit“, nach den symbolschöpferischen Kräften der Gegenwartskultur suchen heißt. „Mythen müssen gebildet werden“, sagt er im Abschnitt über die Schaubühne, „um die sich die Vielen als um ihr zentrales, letztes Dasein zu scharen vermöchten“. So nur wäre es möglich, das Werden des „Volks“ zu beschleunigen. Die Frage ist nun die: Von wem soll diese Mythenbildung ausgehen? Koigen meint: von der „historischen Entwicklung“ (die er selbst als „Sphinx“ bezeichnet!) und begibt sich damit platterdings auf den Boden der materialistischen Geschichtsauffassung; nur mit der einen Einschränkung, daß er sich nicht anmaßt, alle Entwicklungserscheinungen und Entwicklungsmöglichkeiten in ein kausales Abhängigkeitsverhältnis zueinander bringen zu können, sondern gelegentlich einen an und für sich gesunden Agnostizismus walten läßt. Damit aber geht ihm wieder das Evolutionsprinzip aus den Fugen. Die Hoffnung auf den großen Mythos löst sich ihm in eine Unzahl von zusammenhanglosen Einzelhoffnungen auf, die für ihre Berechtigung nichts weiter ins Treffen führen können als einen Glauben: den Glauben nämlich an die Beseeltheit und uneingeschränkte Dignität alles empirisch Gegebenen; wohingegen der historische Materialist sans phrase die geschichtliche Einzeltatsache gemeiniglich als totes Kettenglied einer Entwicklungsreihe ohne besonderen Enthusiasmus hinnimmt und seine ganze Verehrung dem künstlich galvanisierten Popanz „Entwicklung“ zuwendet.

Führt jedoch dieser systematische Skeptizismus gegenüber der absoluten Kulturtatsache schließlich mit Naturnotwendigkeit zum kulturpolitischen Nihilismus, so ist andererseits auch der Koigensche Kulturoptimismus, soweit er zwischen historisch Gewordenem und einem nebelfernen mythologischen Zukunftsideal vermitteln will, schlechterdings unhaltbar. In Wahrheit verhält sich die moderne Kultur zum Mythos, wie ein fanatischer Preisboxer zum Erzengel Gabriel — nämlich gar nicht! Nirgends, außer im Märchenland und in der Welt des wahren Dichters, herrscht heute ein so hoher Grad der Levitation, der flüggen Phantasiekraft, des Vertrauens auf irrationale Mächte, daß nicht jeder Mythos, der sich da und dort aus dem „rollenden Leben“ gewaltsam herauskapseln wollte, sogleich als religionsphilosophischer Homunkulus entlarvt und an der humoristischen Kontrastwirkung zwischen plumper Realität und musischer Schöpferintention noch in seiner Geburtsstunde höchst unrühmlich zugrunde gehen würde. Eine solche Mythenwelt wäre, auf die seelisch-religiöse Disposition der Gegenwart bezogen, das gegebene Stoffgebiet für Offenbachiaden.

Koigen erhofft mit dem ganzen Ueberschwang einer messianischen Zukunftserwartung das Werden dessen, was er — im Gegensatz zum vagen Menschheitsbegriff — „Menschentum“ nennt. Auf Grund einer „geschichtlichen Offenbarung“, eines „bis zu Ende wirkenden historischen Aktes“ werde (so deutet er am Schlusse seines Werkes an) die neue Volkseinheit — diese wiederum als Gegensatz zur chaotischen Masse gefaßt — sich verwirklichen. Ein neues „humanitäres Selbst“ strebe, als Kern und Sinn der kulturellen Gesamttendenz, seiner Vollendung entgegen; als solches aber sich erleben, heiße, der Seele dieser neuen Volks- und Menschtumseinheit teilhaft werden. Nur schade, daß dieses vergöttlichte „humanitäre Selbst“ eine Chimäre und im Grunde nichts weiter als die materialistische Rückübersetzung der anthropomorphen Gottheitskonstruktion Feuerbachs ist! Koigen wehrt sich zwar mehrmals sehr energisch gegen die Behauptung, daß die Art von Demokratie, an die er glaubt, atheistisch wäre; in einem Atem aber muß er doch wieder gestehen, daß diese Demokratie außer sich, außer dem Menschlichen, keine Götter kenne.

Worin manifestiert sich nun die eigentliche Hoffnung und Leistung ihrer „mythenbildenden Kraft“? Hören wir: „Hylozoismus, Humanitätskulte und humanistischer Pantheismus sind die religiösen Schöpfungen ihres gesellschaftlichen Daseins“; bestenfalls also sehr ehrwürdige und sehr bekannte philosophische Systeme von teils größerer, teils geringerer Ueberzeugungskraft, keineswegs aber tragfähige Fundamente für den irrationalen, der Erdatmosphäre entragenden Bau eines religiösen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weltgebäudes. Oder — ein noch unumwundeneres Eingeständnis —: „Die schöpferisch-religiöse Erregbarkeit, die Möglichkeit, alle Grenzen und Hindernisse innerlich zu überwinden, die Tat des unbedingten Glauben-Könnens, was auch eine Schöpfung des umwälzenden Willens ist, — diese inneren genialen Erhebungen tragen zwar zur Geltung des Menschlichen bei, sind aber an sich keine Erzeugnisse der demokratischen Art (im Sinne Koigens!). Sie laufen ihrem Ordnungssinn zuwider." Wenn Koigen dennoch den religiös-schöpferischen, mythenbildenden Mächten der Gegenwartskultur vertraut, so setzt er seine Hoffnung darauf, daß etwas aus nichts entstehen soll. Denn die „Aufsteigenden", die „Eroberer", die „lachenden Erben", in deren Herzen und Hirnen angeblich die großen, weltenträchtigen Zukunftssymbole gären: sie sind vorerst nur Phantasiegeschöpfe des Autors, und nicht einmal sehr respektable oder auch nur originelle; ihre höchst persönliche und unbedenkliche Machtgier, die all ihre angebliche Besorgtheit um das Ganze zur Phrase stempelt, ist dem heute schon sehr welk gewordenen Aesthetengärtlein des egotistischen Beylismus entsprossen, und ihre Devise ist die amoralische des Goetheschen Parterre. Was wirklich ist: nämlich die Poesie des Alltags, bietet dem Autor keinen tieferen Grund, sich zu begeistern. Von dieser Seite her erwartet er keine stärkeren Impulse — höchstens Stoff für die poetisierende Einbildungskraft; zu seelischen oder geistigen Neugeburten und Offenbarungen könne es in dieser Atmosphäre nicht kommen.

Man muß das wirkliche Volkstum und den wirklichen Alltag gegen die Verkleinerungssucht eines pseudoaristokratischen Skeptizismus, der alles, was nicht nach „Dämonie", „Erotik" und „Nervenerlebnis" aussieht, als „kleinbürgerliche Romantik" etikettiert, in Schutz nehmen. Diese Alltagswelt birgt nämlich in Wahrheit viel kräftigere Leidenschaften und Sensationen als die Einsiedlerwelt der Koigenschen Gelehrten, Aestheten, Arbeiterphilosophen und Anarchisten: nur müssen, um die Wunder dieser Welt sichtbar werden zu lassen, jene ersehnten Neugeburten und Offenbarungen vor, nicht nach ihrer Betrachtung sich einstellen.

Es verlohnt sich, den Koigenschen Zukunfts- und Uebermenschentypus näher zu beleuchten. Denn er repräsentiert tatsächlich ein Zeitidol, das um so verwirrender zu wirken vermag, als es zweifellos mythische Gesichtszüge trägt und vor allem den egozentrischen Menschen von heute sehr — — verwandt anmuten dürfte; den Schlüssel nämlich zum Verständnis dieses Idols liefert fast jede x-beliebige Autobiographie aus dem Milieu des zeitgenössischen Rationalismus.

Eigentlich trägt jeder von Anfang an seinen individuellen Mythos mit sich herum. Der radikalste Atheist glaubt immer noch an den Gott in sich selbst. Auch der solipsistische Subjektivismus des modernen jugendlichen Menschen verdankt seinen Ursprung dem naiven eingeborenen Hang zur Selbstvergöttlichung, der ihn wie eine Kinderunart bis an die Schwelle der Reifejahre begleitet — und oft noch weit darüber hinaus! Das Fehlen übersinnlicher Glaubensgewißheiten, die den Blick nach außen lenken, läßt frühzeitig ein gigantesks, unverwandt nach innen hinhorchendes Uebermenschentum in ihnen emporkeimen, das von den ungeheuerlichsten Diesseitserwartungen erfüllt ist. Diese Voraussetzungs- und Wurzellosen werden doch von einem tyrannischen, nach außen hin absolut skeptisch reagierenden Weltwertungsgesetz dirigiert, das auch Koigen als das Gefühl des Auserwähltseins im modernen Byronismus gelegentlich erwähnt. Aber es steckt mehr dahinter als krankhaftes Selbstbewußtsein. Die von solchem Wahn Besessenen leben tatsächlich in dem Glauben, als gäbe es außerhalb ihrer Persönlichkeit nichts Wirkliches, als trügen sie den ganzen Mikrokosmos in sich und alles andere wäre nur Symbol und Widerschein ihrer souveränen Innenwelt. Allmählich erst — und nicht immer — verflüchtigt sich dieses zentrale Gottähnlichkeitsempfinden; an die Stelle des subjektiven Individualismus tritt bei denen, die eines Wachstums über dieses infantile Weltverpuffungsstadium hinaus überhaupt fähig sind, die bewußte Anerkenntnis des Prinzips der Individuation: die Monade beginnt sich als zwar einzigartige, aber nicht mehr als einzige Realität zu fühlen.

Der Verdacht ist nicht von der Hand zu

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weisen, daß Koigens Glaube an den kommenden religiösen Mythos vorzugsweise auf die nicht völlig geglückte Ueberwindung dieser Frühperiode des extremen Subjektivismus zurückzuführen ist, in der heute jeder innerlich „Freie" und Wurzellose kürzere oder längere Zeit stecken bleibt. Und doch macht erst diese Selbstüberwindung und Bescheidung eine echt demokratische und humanitäre Gesinnung möglich. Unverbildeten, denen sich jener Umweg nicht so schmerzhaft weitet und in trügerischen Verschlingungen dehnt, wird sie entsprechend früher zuteil; sie werden schon in ihrer Kindheit für den Mythos vom Riesentöter, von Baldur, von Dionysos und vom Gekreuzigten, kurz: für jeden symbolischen Kampf des Schwächeren gegen das Titanentum empfänglich sein, ohne sich den in eine wohltätige objektive und zentrale Entfernung gerückten heilbringenden Mythos durch Reduktion auf ihre persönliche Individualpotenz zu verscherzen. Die komplizierteren und doch in gewissem Sinne anspruchsloseren „Eroberer"-Naturen, die verkannten Gottheiten, die heute leibhaftig unter uns wandeln, werden nie und nimmer ihr Heil von außen empfangen wollen: haben sie doch, diese selbstlosen Egoisten, diese resignierten Fanatiker einer noch ungeborenen Zukunftsordnung, die den Gegenwartsmenschen zwar zu keinerlei leidenschaftlicher Parteinahme verpflichtet, wohl aber zu einem unerträglichen Stolz verführt, — haben sie doch von vornherein darauf verzichtet, ihr eigenes Heil grundsätzlich und ohne Umschweife von *andern* zu fordern; sie gelangen, wenn überhaupt, vielleicht erst nach einem Menschenalter zur Ueberwindung des egozentrischen Pubertätsstadiums, zur Anerkennung des Göttlichen außerhalb ihrer selbst.

So kann man denn eigentlich sagen, daß es zu allererst die zwar noch „im Werden begriffene", aber doch immerhin schon ziemlich unangenehm bemerkbare Kultur dieses seiner selbst und seines künftigen Triumphes so überaus sicheren und doch wieder andererseits so vorschnell resignierenden „*Eroberer*"-Typus ist, die den Universalmythos und die einheitliche Volksorganisation — die, wenn man will, längst da sind! — nicht zur Geltung kommen läßt. Mitten im irdischen Leben begannen die Heroen sich breitzumachen und alles schlicht-volkstümliche Gemeinschaftsstreben, alles traditionell gerechtfertigte kollektive Wollen durch hochmütiges Hinwegsehen über gegebene Tatsachen und Wirklichkeiten zu entwerten. Prometheus-Luzifer weilt heute tatsächlich in unserer Mitte; und er ist noch immer, ja, mehr als je, von dem fatalen Streben beseelt, alles Göttliche zu vermenschlichen. Wie in den Tagen des altgriechischen Mythos pflegt ihn auch heute noch früher oder später der Geier zu holen; man wäre aber beinahe versucht, den Vorgang nicht mehr als durchaus *tragisch* zu empfinden....

Woher sollte dem erdentrückten Einsiedler-Halbgott dieser Zeit die kundige Heilkraft geworden sein, neue religiöse Symbole für Menschen zu schaffen, da ihm doch die Wirklichkeit, der Sinn für Menschenmaße (und damit zugleich das Augenmaß für die Distanz zum Göttlichen) so offenbarlich abhanden gekommen sind! Koigen meint freilich, in dem für die demokratische Dynamik unserer Kultur charakteristischen „großen Wagnis" des einzelnen, des „frechen Verbrechers": eines Napoleon und Lassalle, eines Stirner und Nietzsche, eines Danton und Raskolnikow, künde sich ein höherer Mut und mehr heroischer Schwung an als in den individuellen Lebensäußerungen jeder früheren Kulturgemeinschaft; und obgleich er nicht leugnen kann, daß in den jugendlich-fröhlichen Zug der Gegenwart zur Eroberung und Weltlichkeit „ein starkes Gefühl des individuellen *Unbehagens* und der inneren *Aussichtslosigkeit*" sich mische und für das aus Werkstatt, Haus und Gesellschaft vertriebene Elementarleben älterer Zeiten im Bereiche des modernen Phantasie- und Augenblicklebens keine gleichwertige Zuflucht sich eröffne, will er dennoch davon überzeugt sein, daß die Atmosphäre, in der gerade der „Freie" von heute — damit meint er vornehmlich den Weltstädter — atmen und sich aufrichten könne, im Bilden begriffen sei. Es scheint ihm zu entgehen, daß ein ungemischtes Gefühl tragischen Erlebens jenen heroischen Vertretern des „großen Wagnisses" heute nicht mehr gut vindiziert werden kann. (Tatsächlich ist eine Tragödie von Rang, die sich an dem Heroentum ihres Helden genügen ließe, seit langem nicht geschrieben worden; Shaws, Adolf Pauls, Wedekinds und Strindbergs Heroendramen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sind Tragikomödien!). Der weltstädtische Rausch aber, der sich in den rastlos wechselnden Rhythmen von Arbeit und Lust offenbart, hat etwas von narkotischer Traumhaftigkeit und Hilflosigkeit an sich; es ist das aufwühlende, jenseits der Willenssphäre sich abrollende Erlebnis des Patienten auf dem Operationstisch. Und der Acheron, der den Berauschten empfängt, wenn das Seziermesser der Kulturprofessoren nichts mehr zu retten vermag, ist die Welt der Nihilität, des Indifferentismus. Daß der amerikanische Kulturnihilismus, dies symptomatische Versprühen einer untergehenden Welt in unzählige Sekten und Individualitätstorsos — Koigen spricht in diesem Zusammenhang gleichwohl von „gesteigertem Persönlichkeitswert"! — dem Verfasser als die prädestinierte Geburtsstätte volkstümlicher Religiosität erscheint, ist unter solchen Voraussetzungen selbstverständlich.

Damit sind im wesentlichen die „ganz großen Dinge" charakterisiert, die sich heute angeblich in den Tiefen der Demokratie vorbereiten. Zwar hat man noch keinen passenden Gott entdeckt, keine Symbole, Mythen und Dogmen erfunden. Aber das wird alles noch kommen. Vorläufig hat man die Moral, die Kunst, die Wissenschaft, den Staat, die Nationalökonomie und andere Tätigkeitsfelder der „religiösen Geistigkeit". Pantheismus und Polytheismus sind auch bereits so ziemlich en vogue: denn jedermann verfügt heute nachgerade über das legendäre „sonnenhafte Auge", und was den Polytheismus betrifft, so bedeutet er gar nichts weiter, als einfach die Erhebung der bewußten „Eroberer" und bevorzugten Menschen zu göttlicher Höhe und Würde! „Die Bevorzugten glauben sich gottverwandt, sie wissen sich an Gottesstatt....." So kann man die überlieferten Kulte — an die anzuknüpfen seit jeher die größte und erfolgreichste Weisheit der Kirche gewesen ist — bequem entbehren und in aller Ruhe zuwarten, wie sich aus dem werdenden neuen Menschentum die Seele der neuen Volkseinheit und der neue Olymp herauskristallisieren. —

Immerhin soll man dieses Buch lesen. Denn es fördert als Ganzes die allgemeine Anerkenntnis der Tatsache, daß die Rolle des Evolutionismus im modernen geschichtsphilosophischen Denken — und wäre er selbst stellenweise agnostisch drapiert — ausgespielt ist. Wenn Koigen als Entwicklungs- und Geschichtsgläubiger, zu der Schlußfolgerung gelangt, daß die Kontinuität des historischen Geschehens (auch innerhalb des Entwicklungsganges der Demokratie!) durch jene „mysteriöse geschichtliche Offenbarung" durchbrochen werden müsse, damit ein einheitlicher, religiöser Volkswille sich wieder Geltung erringe, so desavouiert er mit dieser dem eschatologischen Vorstellungskreis entnommenen Forderung — die einen im rein Menschlichen nicht begründeten saltus der Entwicklung voraussetzt — seine eigene kühne Vergöttlichungshypothese. Und da er zum Ueberfluß noch die „humanitäre" Begrenztheit der mit solch übermenschlichen Entwicklungstendenzen begabten Demokratie ausdrücklich feststellt, so bleibt schließlich von seiner mythologischen Utopie nicht viel mehr übrig als eine vage Prophezeiung und eine schöne Geste.

Vom lyrischen Jahr.

Von

Julius Bab.

Nr. 1.

Von den anerkannten lyrischen Größen der deutschen Gegenwart, den Meistern der vorjüngsten Generation, hat im letzten Jahre nur einer gesprochen: Stefan George. Fast ein Lustrum war vergangen seit seiner letzten Buchveröffentlichung. „Der siebente Ring" schien die Entwicklung dieses von seinem Kreise fast mit göttlichen Ehren verehrten Mannes zu einer merkwürdigen Wegwende gebracht zu haben. „Der siebente Ring" umfaßte einmal einen großen Zyklus „Zeitgedichte" der den moralpädagogischen Ton, die ethische Rhetorik, die wache Ohren von je im Mittelpunkt des äußerlich so ästhetisierenden Werkes vernommen hatten, zum schärfsten und klarsten Ausdruck brachte. Andererseits gab es in dem späteren Teil des Buches ein paar ganz reiner, willen-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

los hinströmender Lieder, wie man sie von George bisher kaum vernommen hatte. Und die Frage, die man von dem neuen Buch vor allem beantwortet sehen wollte, war zunächst, nach welcher Richtung sich die merkwürdige Kraft dieses Mannes nun weiter bewegen würde. Ob in Zukunft der eigentliche Lyriker, der Verdichter reiner Gefühlserfahrungen, oder der ethische Rhetor, der Sprecher leidenschaftlicher Ueberzeugungen, das Wort führen würde? Diese Frage ist in dem neuen Werk „Der Stern des Bundes" (Georg Bondi-Verlag, Berlin) geradezu erschreckend deutlich beantwortet. Mit einer Schärfe, mit einer Unzweideutigkeit wie noch niemals zuvor zeigt sich dies Buch als Dokument des Propheten, des Gottesverkünders, des Redners George; durch und durch ist es gesagt — in einer höchst kultivierten, kunstvoll geprägten, höchst energischen Sprache gesagt; aber nicht gesungen.

Stefan Georges Dichtung hat, wenn man von ganz seltenen Ausnahmen (die eben erwähnten Lieder im siebenten Ring gehören dazu) absieht, immer nur ein Thema gehabt: seine Dichtersendung, die ihn vom gemeinen Volk trennt und zum Meister eines Kreises von Auserwählten macht —, seinen Beruf, der Zeit das Beispiel eines in freier Würde in sich ruhenden, schöpferischen Geistes zu geben. Tatsächlich sieht nicht nur die kleine, aber überaus energische Jüngerschar, sondern der Meister selber den Kreis, den er um sich geschart, den Bund, dem er seinen Stern leuchten läßt, als nichts geringeres an, denn als Kern und Keim einer neuen Kulturgemeinschaft. Diese Sendung zu verkünden, ist denn auch die ausschließliche Absicht des neuen Gedichtbandes.

Er ist kunstvoll und feierlich gegliedert. Ein „Eingang" ruft den Gott des Bundes, die Seele des von George zu repräsentierenden Menschentums, den „Stern", feierlich an.

„Du stets noch Anfang uns und End und Mitte
Auf deine Bahn hienieden — Herr der Wende —
Dringt unser Preis hinan zu deinem Sterne.
Damals lag weites Dunkel überm Land
Der Tempel wankte und des Innern Flamme
Schlug nicht mehr hoch uns noch von andrem Fiebern
Erschlafft als dem der Väter: nach den Heitren
Der Starken Leichtren unerreichten Thronen
Wo bestes Blut uns sog die Sucht der Ferne . . .
Da kamst du Sproß aus unsrem eignen Stamm
Schön wie kein Bild und greifbar wie kein Traum
Im nackten Glanz des Gottes uns entgegen:
Da troff Erfüllung aus geweihten Händen
Da ward es licht und alles Sehnen schwieg."

Eine ganze Kette von Variationen folgt dieser Anrufung. Alle verkünden sie wie schon viele frühere, zum Teil sehr viel stärkere Gedichte Georges, die Sicherheit, die Festigkeit des Selbstgefühls, mit dem der Anblick des Gottes den Begnadeten beschenkt hat, ihn auf immer vor romantischem Zerfließen in die Vielfalt der Dinge bewahrend. Auf die Frage aber, die am Schlusse dieses Eingangs gestellt wird, „Wer ist dein Gott?" antworten wiederum nur feierlichste Exklamationen und die Versicherung:

„Wer ist dein Gott? All meines Traums Begehr
Der nächste meinem Urbild — schön und hehr.
Was die Gewalt gab unsrer dunklen Schöße
Was uns von jeher Wert erwarb und Größe —
Geheimste Quelle, innerlichster Brand:
Dort ist Er, wo mein Blick zu reinst es fand.
Der erst dem einen Löser war und Lader
Dann neue Wallung gießt durch jede Ader
Mit frischem Saft die frühern Götter schwellt
Und alles abgestorbne Wort der Welt.
Der Gott ist das Geheimnis höchster Weihe
Mit Strahlen rings erweist er seine Reihe:
Der Sohn aus Sternenzeugung stellt ihn dar
Den neue Mitte aus dem Geist gebar."

Das „erste Buch" ist wesentlich zeitpolemisch. Der Dichter läßt sich vom Gotte erst bestätigen, daß das Dichten bei so ernster Weltwende keine überflüssige Beschäftigung sei:

„Die hehre Harfe und selbst die geschmeidige Leier
Sagt meinen Willen durch steigend und stürzende Zeit,
Sagt was unwandelbar ist in der Ordnung der Sterne."

Dann wendet er sich mit apokalyptischem Zorn gegen das Volk, dessen Geist siech, dessen Tat tot ist —, er sieht den „letzten Aufruhr der Götter über diesem Land" — er gedenkt des einen vergeblichen Warners (Nietzsche) —, er rechnet mit den Helfern von „damals" ab, deren zuchtlose Gefühlsschwelgerei das Elend der Zeit nur verschlimmere, (Hofmannsthal) —, und er preist die Tat, deren Bild sich aus „Gärung, Dunkelheit, Gespinst und Trubel" der Gegenwart erheben soll.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gesänge des „zweiten Buches“ geben dann wieder in vielfachen Variationen, und mit den Bildern christlicher und heidnischer Mythologie spielend, das Gefühl der Begnadung, der Hingabe an den Gott, das bis zu einer gefährlichen Höhe des Rausches anzuschwellen scheint, bis würdige Beruhigung eintritt:

„Wo sind die Perlen süße Zähren,
Wo sind die Rosen üppiger Pfühl?
Das Spiel von werben und gewähren?
Der Prunk ward welk, der Duft ward schwül.
— Nun sühne strengster Stille Brauch:
Keimmonat ist es . . . frühste Frühe
Verhülltes Sprossen, keusche Blühe
Ein kühles Licht, ein herber Hauch.“

Im „dritten Teil“ wird dann der Bund der Geister, der sich unter dem Stern des Gottes bildet, in hohen Tönen gefeiert. Der Meister teilt sittliche Gebote an die Jünger aus, und schließlich befiehlt er das Siegesfest, bei dem der Schlußchor gewaltig ansteigt:

„Gottes Pfad ist uns geweitet
Gottes Land ist uns bestimmt
Gottes Krieg ist uns entzündet
Gottes Kranz ist uns erkannt.
Gottes Ruh in unseren Herzen
Gottes Kraft in unsrer Brust
Gottes Zorn auf unsren Stirnen
Gottes Brunst auf unsrem Mund.
Gottes Band hat uns umschlossen
Gottes Blitz hat uns durchglüht
Gottes Heil ist uns ergossen
Gottes Glück ist uns erblüht.“

Es sind die stolzesten Aeußerungen menschlichen Triumphes, die diese Worte meinen. Aber sie treffen für mein Gefühl keineswegs das Ziel ihrer Meinung, so stark, so sicher, so planvoll sie auch gesetzt sind. Gewiß bewundert man zugleich mit der Stärke des hier geäußerten Selbstgefühls immer wieder die kunstvoll energische Zucht der hier geschaffenen Sprachform. Wenn man sich zuweilen über das Widernatürliche, allzu Willkürliche dieser auf höchste Kraft konzentrierenden Sprache ärgert, die sich für Ewigkeit das Wort „Ewe“ aus der Luft greift, so erfüllt doch schon die nächste Zeile mit Hochachtung vor der geballten Kraft dieser vortrefflich gesetzten Worte:

„Aus einer Ewe pfeilgeraden Willen
Führ ich zum Reigen, reiß ich in den Ring.“

Aber diese begreifende Hochachtung wird kaum irgenwo zum hingerissenen Gefühl, weil diese Form nie gewachsen, immer nur gewollt scheint. So wie das in ihr beschlossene Selbstgefühl mehr als eine kühne Prätention, denn als ein erhabener Besitz erscheint. Die Kühle dieser Form und dieses Inhaltes bedingen sich wechselseitig. Der Georgesche Gott wird nicht zu einem überwältigenden Erlebnis, weil er immer nur verkündet, beredet, gepriesen und nicht gestaltet wird. Das Wesen seiner Segnung wird von George nicht in der künstlerischen Durchdringung einzelner Lebensphänome bewährt, sondern immer wieder nur in großartiger Wendung behauptet. Deshalb bleibt sein Gott letzten Endes für uns ein bloßes Wort. George hat wohl recht, wenn er sagt:

„Wer Höchstes lebte, braucht die Deutung nicht“ — aber er braucht, wenn er Künstler ist, eben statt der Deutung die Gestaltung, während Georges bilderreiche, aber im letzten Ende begriffliche Rede in einer unfruchtbaren Mitte zwischen Deutung und Gestaltung steht. — Eine Kraft, die sich nicht in tausend Kämpfen vor uns bewährt, sondern sich in Selbstlobpreisung erschöpft, weckt am Ende unser Mißtrauen. Man stelle sich einmal vor, daß Dante uns nicht in tausend Stationen durch Hölle, Fegefeuer und Paradies geführt, sondern uns nur in einer endlos variierten lyrischen Phrase versichert hätte, daß ihm der heilige Geist, der wahre Führer zum Leben, erschienen sei. Man stelle sich vor, daß Goethe nicht die unendliche Kette der Werke vom Götz und Werther bis Wilhelm Meister und Faust geschaffen, nicht das noch endlosere Werk seiner rund ins All verteilten praktischen Durchgeistigung vollbracht habe, sondern lediglich jenes eine Gedicht „Selige Sehnsucht“ durch tausend Variationen um den Wert seiner Einzigkeit gebracht hätte — man stelle sich das vor, und man hat das nicht sehr karrikierte Bild des Georgeschen Werkes. Es hängt mit dieser außerordentlichen Stoffarmut, mit diesem letzten Endes undichterischen Kreisen um das Gefühl der eigenen Dichterwürde zusammen, wenn Georges Gottverkündung einen fatalen Zug von Selbstverkündung, von ganz simpler Un-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bescheidenheit bekommt, wenn manche seiner Polemiken mit Zeitgenossen wie ein großartig mythologisierter Literaturklatsch wirken. — Man bemüht sich, das Vorbildliche der stolzen Gebärde, mit der George seine Fruchtschale anbietet in einer Zeit haltloser Schwächlinge zu würdigen, man bemüht sich, die kostbare Arbeit der Schale, die er hochhält, nach Verdienst anzuerkennen — aber man entdeckt zuletzt immer wieder, daß diese Schale leer ist, und daß dies ganze Werk eine juwelenbesetzte, aber hohle Attrappe ist.

Momentbilder.

Von

Ernst Lustig.

Ein regnerischer Nachmittag.

Ein Tropfen nach dem anderen fließt langsam von einem Weinblatt aufs andere.

Langsam.

Ein Tropfen nach dem anderen, ein Blatt nach dem anderen.

Die Weinblätter atmen eine unbeschreibliche Luft aus.

Ein regnerischer Sonntagnachmittag.

Wieviel Welten gehen da in den Tropfen zugrunde? Wieviel Tragödien finden da ihre Katastrophen?

Er schaut aus dem Fenster und hört die Stille an.

Sprechen denn diese Wassertropfen? Versteht er das?

„Ich möchte bei Ihnen sein, mein Teurer. Ich würde nichts wollen, um nichts bitten. Nichts, nichts will ich von Ihnen. Nur bei Ihnen möchte ich sein. Die Hand möchte ich Ihnen drücken, den Kopf auf Ihre Brust legen. Und dann, dann möchte ich weinen. An Ihrer Brust. Jetzt kann ich nicht weinen. Sie wissen doch: jede ungeweinte Träne kann für unsere Liebe ein kleines Grab werden. Mehrere Gräber .... Sie wissen doch?“

Die Wassertropfen sprechen. Nein, nein, nicht die Wassertropfen. Und vielleicht versteht er nicht gut, was da irgend jemand spricht.

Siehe, wieder eine fremde Stimme. Er denkt vergebens nach.

Hat er sie einmal im Leben schon gehört?

„Waren wir nicht auf dem höchsten Gipfel aller Liebe? Sahen Sie nicht Ihr Bild in meinen Augen? Und ich das meinige in Ihren Augen? War es möglich, weiter zu gehen? Sind Sie nicht glücklich, wenn Sie daran zurückdenken? — — —“

Es fängt wieder zu regnen an.

Jetzt versteht er schon:

„Das sind alles nur Reden. Arbeiten muß man. Und du hast eine Kinderkrankheit. Wie wenn du die ersten Zähne bekämest. Ich muß darüber staunen. Ein Mann deines Alters muß es doch verstehen, wie man die Vergangenheit wegjagen soll. Ja, ja, schlecht ist es jetzt in der Welt eingerichtet: jeder will nur träumen, arbeiten möchte niemand. Du sollst aber nicht meinen, daß du dich mit deinen Träumen bis ans Ende des Lebens durchschlagen wirst. Einmal kommt ein Strom und wirft dich zur Seite, wie ein gestrandetes Schiff. Ja, ja. Das Leben ist doch keine Kleinigkeit. Und bei dir dauern diese Kinderkrankheiten so schrecklich lange. Und so weiter.“

Er schließt das Fenster zu.

Schwüler Augenblick.

Niemand wartete auf eine Antwort.

Niemand hat nach etwas gefragt.

Er antwortet:

„Liebe Marja, Du wirst mich verstehen. Es geht nicht. Nein, es geht nicht. Ich möchte es dir mit einem Händedruck sagen: es geht nicht. Nichts steht zwischen mir und dir. Nur das eine: meine Vergangenheit und meine erste Liebe.

Nichts anderes.

Und wegen dieser toten Liebe kann ich nicht mehr zu dir kommen. Ich muß — hörst du, ich muß — ihr treu bleiben. Die Lebenden darf man verraten. Die Lebenden können sich wehren. Den Toten muß man treu bleiben.

Romantik, meinst du?

Nein, du irrst dich.

Warum sollte ich es dir nicht sagen?

Du bist viel schöner als sie es war, bist edler, als sie es war, dein Lachen ist funkelnder

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als ihres, dein Auge reiner und freudiger als es das ihre war ...

Aber ich kann nicht. Ich kann nicht. Du wirst es begreifen und mir vergeben. Du weißt doch, den Kopf wollte sie an meine Brust legen und weinen wollte sie an meiner Brust. Sollte sie davon träumen, sag', darf man eine Tote aus ihrem Traum wecken?

Die Lebenden kann man verraten.

Sag', darf man die Toten aus ihren Träumen wecken?"

— — — — — — — — — —

Der Abend im Parke.

Er hörte die Musik an, in das Grüne der Bäume hinaufschauend.

Ganz, ganz gleichgültig war ihm doch alles, was er hörte. Alles hatte er doch schon zehnmal gehört.

Eine Ouverture aus einer modernen Oper oder ein Potpourri aus einer alten Operette.

Jemand, oder etwas, weinte da auf dem Podium, aber er schaute nicht hin.

„Glücklich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist."

Er erkannte die Melodie, sagte — „Fledermaus" — vor sich hin und damit genug.

Dann wieder etwas anderes. Er kannte doch alles und alles war ihm so unsäglich gleichgültig.

Sie? Wer war sie? Und wo war sie jetzt?

Nun, daran darf man nicht denken ... Das, was nicht existiert, hat nie existiert.

Hat nie existiert, wohlgemerkt! Er mußte lachen. „Immoraliste", von André Gide, Seite so und soviel.

Aber, warum muß er gerade jetzt daran denken?

Wie er in einer halsbrechenden Jagd eine Frauenchimäre verfolgte?

„Jawohl, ich muß Sie fangen, bis Sie vorbeifliegen. Ja, ja, Sie können lachen, soviel Sie nur wollen. Ja, ja .. S'il vous plaît. Wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie fange und an meine Brust drücke, so werde ich Sie auch fangen."

Er hat sie nicht gefangen. Selbstverständlich nicht.

Er näherte sich ihr, als sie sich gelangweilt schaukelte. Unbeholfen, wie immer. Denn die Liebe lähmte seine Glieder; das ist aber nicht wichtig. Er dachte: „Jetzt, da ich sie bildlich nicht fangen konnte, tue ich es via facti!"

Als er mit blutiger Stirn zur Seite flog, sagte sie nur bissig: „Schauen Sie, können Sie denn nicht acht geben! Wie ein Kind! Ich sag' es ja! Wie ein Kind!"

Seit drei Jahren hatte er sie nicht gesehen.

Er wollte sie berühren, so, wie ein Hauch die Stirn berührt.

Sie wolle von harter Hand geschlagen werden.

Er dachte: das Kleid aus feinen Fäden gewebt, mit silbernen Fäden durchwirkt.

Sie: „Um Gotteshimmelswillen, schauen Sie, Sie Ungeheuer, die ganze Bluse haben Sie mir schmutzig gemacht. Gott, ein abscheulicher Kerl sind Sie!"

Seit drei Jahren hat er sie nicht mehr gesehen. Ein anderer, der sie auch nicht fangen konnte, hat sie einfach heruntergeschlagen.

Er stellte sich vor, wie sie seufzte: „Warum hast du mir nicht gesagt, daß du so stark bist?" Sie zitierte Wildes „Florentinische Tragödie". Immer zitierte sie eine Stelle aus Wilde, wollte sie von eigenen Gefühlen sprechen.

„Warum hast du mir nicht gesagt?" — —

Aber warum, warum, warum muß er jetzt daran denken? Jetzt, wo er doch ruhig sitzen wollte, wo er doch die Parkluft atmen wollte?

Die Musik spielt eben.

Jemand stöhnt auf dem Podium.

„Lieb' mich und die Welt ist mein!"

— — — — — — — — — —

Ella.

Immer war sie zerrauft.

Einmal, beim Tanzen, löste sich ihr die ganze Frisur auf, ihr schönes Haar, golden, ins Kastanienbraune schattiert, lag auf ihrem Rücken wie eine seidene Decke. Nun, den

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ganzen Abend, die ganze Nacht ging sie so herum. Alle ihre Kolleginnen zogen Haarnadeln aus ihren Täschchen und boten sie ihr an: sie hat die Haarnadeln nicht angenommen.

Nein, etwas borgen, und gar von einer Kollegin — nein, das ging einfach nicht. Oder sich etwas schenken lassen . . . Nein, da kannte man sie nicht.

Das zog mich eigentlich zu ihr hin.

Niemandem hat sie erzählt, daß sie von ihrer Mutter blutig geschlagen wird, daß sie einem jeden alles gibt, was man von ihr fordert, daß sie sich niemals etwas schenken läßt.

Niemandem hat sie je etwas aus ihrem privaten Leben verraten.

Eins konnte ich nicht verstehen: wie war ihr Verhältnis zu dem Cafetier?

Man hat sie doch hergenommen und bezahlt, daß sie die Leute amüsiere, daß sie den teuer bezahlten Wein sebst austrinke, daß sie immer heitere Miene in die Welt spazieren schicke:

Und manchmal dauerte es eine halbe Stunde, ehe sie sich bewegen ließ, sich eine Erfrischung anbieten zu lassen. . .

Einmal kam ich nach Mitternacht in dieses Caféhaus, trank einen schwarzen Kaffee und rief die Ella.

Sie kam nicht.

Zdenka kam an ihrer Stelle.

Zdenka, dieses Muster aller braven Unbeholfenheit, die durch ihren guten Willen und Provinzmanieren die ganze Welt zum Lachen zu bringen wußte.

Diese Zdenka kam, als ich Ella rief.

Sie wolle einen Champagnergespritzten.

Ein Champagnerspritz ist das Existenzminimum einer Nachtcaféstrene.

Ich kaufte ihr einen Gespritzten.

Nein, ich kaufte ihn nicht; ich gab ihr eine Krone mit der Bitte, sich selbst das Glas bringen zu lassen und es irgendwo auszutrinken.

Eine halbe Stunde bin ich so gesessen.

Die Geschichte mit dem Spritz wiederholte sich.

Immer, wenn ein anderer Gast den Namen Ellas ausrief, eilte Zdenka zu ihm, dieses Ungeheuer, mit großen Händen und Füßen, brav wie ein Lämmchen.

Ich rief Ella.

Zdenka kam zu mir und wollte noch einen Spritz.

Ich gab ihr wieder eine Krone.

Dann bin ich weggegangen.

Mit Ella habe ich nicht gesprochen.

Eine Woche lang ging ich nicht in dieses Caféhaus.

Nach acht Tagen brachte mir ein Dienstmann einen Brief.

Von Ella.

Diesen Brief schickte mir Ella:

„Liber Herr Schriftsteller!

Bist du mir bös, so bit ich dir, du solst nicht vergessen, das jedes Medchen leben will und das die Zdenka vil Geld braucht für die apotekhe. Du mußt also verstehn, das ich zu dir nicht kommen kan, weil die Zdenka auch verdinen will und sie ist immer krank und braucht vil Geld in die Aphoteke.

Du mußt brav sein, weil sie krank ist. Drum muß ich dier bitten, das du sollst wieder zu uns komen, ich werde bei Dier bleiben und nicht weglaufen.

aber du mußt auch der Zdenka wieder Geld geben, sie hat niemanden auf der Welt und sie ist immer so krank und schwach und braucht vil Geld für die Apoteke.

Ella.

Also kom und vergeß nicht. Ella.

Neue Bücher.

Karl Lamprecht, Einführung in das historische Denken. (Ordentliche Veröffentlichung der Pädagogischen Literatur-Gesellschaft „Neue Bahnen".) R. Voigtländer's Verlag in Leipzig 1912.

Aus der reichen Fülle praktischer Erfahrungen, die sich bei geschichtlichen Vorträgen, Vorlesungen und Uebungen ergeben haben, stellt der hervorragende Leipziger Historiker Karl Lamprecht sehr tiefe und umfassende kulturgeschichtliche, psychologische und völkerkundliche Ausführungen zusammen, die über die Entwicklung des historischen Sinns

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

überhaupt und über die Kritik der Geschichtswissenschaft orientieren sollen. Das Buch wendet sich zwar vornehmlich an pädagogische Kreise, ist jedoch so klar, so fesselnd geschrieben und vielseitig, daß auch der Laie, der Interesse für größere geschichtliche Zusammenhänge und ihre Erforschung und Beurteilung hat, oder etwa der Politiker oder Staatsmann daraus mannigfache Anregungen schöpfen kann. Im ersten Teile verfolgt der Verfasser die Entwicklung des historischen Sinns in Deutschland. Dieser ist naturgemäß von den Lebensverhältnissen, der Kulturstufe, der geistigen Bildung, und dem seelischen und sittlichen Niveau einer Epoche abhängig, und darin wieder sind ihre staatlichen und militärischen Organisationen begründet. Da z. B. das altgermanische Temperament leicht zu Willkürlichkeiten neigte, war damals der Einzelne einer verhältnismäßig strengen Staatsgewalt unterworfen, und aus der Bewunderung für die starken Persönlichkeiten, die einen bestimmenden Einfluß auf die Entwicklung ihrer Volksgemeinschaft zu gewinnen vermochten, entstand die Heldenverehrung. Aus solchen völkerpsychologischen Kausalverknüpfungen erlangt man das Verständnis für die historische Quellenkunde. Lamprecht verfolgt dann den völligen Umschwung, den das geschichtliche Denken, Empfinden und Handeln seit etwa der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts durch die subjektivistische Richtung der allgemeinen geistigen und seelischen Entwicklung erlebte, und charakterisiert das Wesen des Klassizismus, der Romantik, des Realismus und des Epigonentums. Dabei beschränkt er sich keineswegs auf die politische Geschichte, sondern greift auch mit reichster und reifster Sachkenntnis auf die Gebiete der Philosophie, der Naturwissenschaft, der Theologie und der Religiosität, der Rechtswissenschaft, der Kunst und Literatur usw. Der zweite Teil des Buches behandelt das geschichtliche Denken der Gegenwart. Im Kapitel „Die psychische Distanz" beleuchtet der Verfasser die Verschiedenheit der allgemeinen Denk- und Empfindungsweise in den verschiedenen Zeitaltern, und weist auf die Notwendigkeit hin, alle historischen Ereignisse vom Charakter ihrer Zeit aus zu beurteilen. Im Anschluß daran endlich werden in knappen, aber festen Umrissen der „Normalverlauf geschichtlicher Entwicklung" und die „Grunderscheinungen und Abwandlungsvorgänge des Normalverlaufs" geschildert. Auch auf wirtschaftliche und kommerzielle, soziale, administrative, ethische, intellektuelle und ästhetische Entwicklungen der verschiedenartigsten Völker geht Lamprecht ein. 36 Abbildungen von kultur- und kunstgeschichtlicher Bedeutung begleiten die interessanten Ausführungen anschaulich, und so ist das reichhaltige, gründliche, durch einen glänzenden Stil ausgezeichnete Buch vorzüglich geeignet, die Blickweite und Urteilsfähigkeit für geschichtliche Entwicklungen und Zusammenhänge zu vergrößern. W. B.

☞

Helen Keller: „Die Geschichte meines Lebens." Verlag Robert Lutz, Stuttgart. Fünfundvierzigste Auflage.

Das vorliegende Buch ist längst so populär, daß es kaum noch eines besonderen Hinweises bedarf. Jeder, der in seiner Lektüre auch innere Bereicherung sucht, wird diese Geschichte stillen Heldentums mit dankbarer Freude wie eine seltene und beglückende Gabe genießen. Aber es sei immer wieder auf diese einzig dastehende Autobiographie aufmerksam gemacht, die, ein hohes Lied der Menschenliebe und ein hohes Lied auf des Menschen Tatkraft, in unser pessimistisches Zeitalter wie eine Fackel des Lebens hineinleuchtet.

—n.

☞

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein und Dr. Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Wilhelm Bolze, Charlottenburg, Friedbergstr. 18. — Verlag: Die Gegenwart G. m. b. H., Berlin W. 15, Meinekestr. 25. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gegenwart

Nr. 29 | Berlin, den 18. Juli 1914 | 43. Jahrgang Band 86.

Der Wirtschaftskrieg mit Rußland.

Ein tödlicher Streich gegen die deutsche Holzindustrie. — Der Weichsel-Niemen-Windau-Kanal.

Wenn es noch Optimisten gab, die daran zweifelten, daß Deutschland schweren wirtschaftlichen Kämpfen mit seinem östlichen Nachbarn entgegengeht, so müssen ihnen die Prohibitivzölle auf deutsches Getreide — lies „Müllereiprodukte" —, die von der russischen Duma mit erdrückender Mehrheit beschlossen und von der Regierung unverzüglich in Kraft gesetzt wurden, die Augen geöffnet haben. Jedenfalls ist an eine Erneuerung der Handelsverträge in ihrer jetzigen Gestalt nicht zu denken. 1894, nach dem für Rußland ungünstig verlaufenen Zollkriege, hatte die Petersburger Regierung, die zu dem neuen französischen Bundesgenossen noch kein rechtes Vertrauen hatte und mit der Gegnerschaft des mächtigen England zu rechnen gezwungen war, die Caprivischen Bedingungen unterschreiben müssen. 1904, während des Krieges mit Japan, und während obendrein im eigenen Lande die Revolution bereits das Haupt erhob, konnte man natürlich an der Newa nicht an die Erkämpfung günstigerer Bedingungen denken. Der Handelsvertrag wurde also, obwohl die russischen Agrarier auch damals schon heftigen Widerspruch erhoben, in Bausch und Bogen erneuert.

Heute ist die Lage Rußlands eine ganz andere: Heer und Marine sind reorganisiert, das Bündnis mit Frankreich hat sich bewährt, die schier unerschöpflichen Massen der französischen Sparer stehen zu steter Verfügung des Bundesgenossen. Mit England, dem ehemaligen Erbfeind, besteht ein Freundschaftsverhältnis, dem zum formellen Bündnis kaum mehr als die papierene Bestätigung fehlt. Und auch mit Japan sind durch das Mandschurei-Abkommen Konflikte für absehbare Zeit ausgeschlossen.

Daß man in Petersburg bei der so gefestigten politischen und militärischen Stellung Rußlands 1917 nicht kurzerhand die alten ungünstigen Bedingungen unterzeichnen wird, ist ohne weiteres verständlich. Betrug doch der Ueberschuß der russischen Einfuhr aus Deutschland über die Ausfuhr nach Deutschland im Jahre 1912 150 und 1913 fast 400 Millionen; und diese passive Bilanz stellt sich für die russische Volkswirtschaft noch ungünstiger, wenn man bedenkt, daß es sich bei dem Export so gut wie ausschließlich um Rohprodukte (vorzüglich Getreide und Holz) handelt, während die aus Deutschland importierten Waren ausnahmslos in Industrieerzeugnissen bestehen.

Der erste Vorstoß, die Einführung der „Getreide"-Zölle, richtete sich zugestandenermaßen gegen das deutsche System der Ausfuhrscheine, die vielleicht nicht dem Wortlaut, zweifellos aber dem Sinne des Handels-Vertrages entgegen, den deutschen Agrariern erlaubten, mit den russischen Müllereiprodukten in gewissen Teilen des Zarenreiches selbst in erfolgreiche Konkurrenz zu treten. Ein zweiter, weit ernsterer Schlag droht jetzt einem der blühendsten Zweige der deutschen Industrie, dem ostpreußischen Holzgewerbe.

Was Holland für den deutschen Rhein bedeutet, das ist Deutschland für das gewaltige Stromgebiet der russischen Flüsse Weichsel und Niemen. Wie ein fester Riegel verlegen ihnen die beiden östlichen Provinzen der preußischen Monarchie den Ausgang zum Meere. Der gesamte, auf den billigen Wasserweg angewiesene Holztransport aus dem Königreich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Polen, aus den waldreichen Gouvernements Wolhynien, Minsk und dem nördlichen Kiew, muß durch die deutschen Filter. Der Wert dieser Ausfuhr beträgt nach russischen Schätzungen allein für die letzten 20 Jahre 9 Milliarden Mk. Fast ausschließlich diesem gewaltigen Zustrom von Naturreichtümern verdankt die deutsche Holzindustrie Ost- und Westpreußens ihre jetzige Blüte. Heute beschäftigen die dortigen 600 Sägewerke ein Arbeiterheer von 50 000 Mann.

Daß Rußland die Entwicklung dieser Industrie — um von dem Handel mit russischen Hölzern, der doch auch durch deutsche Vermittlerhände gehen muß, ganz zu schweigen — stets mit scheelen Augen ansehen mußte, ist verständlich. Die Frage nach einem russischen Ausgang zum Meere für Weichsel und Niemen ist denn auch so alt wie der Besitz Rußlands am ehemaligen Königreich Polen. Schon in seinen ersten Regierungsjahren wurde Alexander I. die Denkschrift eines deutschen Ingenieurs unterbreitet, welcher einen Kanal vorschlug, der Weichsel und Niemen auf russischem Gebiet verbinden und diesem Stromgebiet weiterhin einen Ausgang zum Meere schaffen sollte. Doch hatte der Zar in der Zeit der napoleonischen Kriege naturgemäß für wirtschaftliche Fragen kein Verständnis. Das Projekt wurde aber noch unter der Regierung desselben Alexander wieder aufgenommen, und im Jahre 1825 wurde der erste Spatenstich zum Augustow-Kanal getan, der zunächst die Verbindung zwischen den Bassins von Weichsel und Niemen schuf; doch wurden die Arbeiten an dem zweiten Kanal, der die Dubissa, einen Nebenfluß des Niemen, mit der Windau verbinden sollte, die bei dem gleichnamigen Orte ins Meer mündet, unterbrochen, nachdem bereits 10 Millionen Rubel darauf verwendet waren. Der Grund hierzu soll, nach Versicherung russischer Historiker, ein eigenhändiger Brief Friedrich Wilhelms IV. an den Zaren Nikolaus I. gewesen sein, in dem der Bau des Kanals als ein „feindlicher" Akt gegenüber Preußen hingestellt wurde. So ist dieser Kanal bis auf den heutigen Tage nichts als ein schmaler, verkrauteter Graben geblieben.

Während des von Bismarck begonnenen Zollkrieges drohte Rußland zwar vorübergehend mit dem Ausbau des Kanals, doch blieb es bei der Drohung. 1901, als man an die Erneuerung des Handelsvertrages ging, wurde das alte Projekt wieder hervorgeholt und dank einer sehr lebhaften Kampagne in der Oeffentlichkeit wies die Regierung 50 000 Rubel für die vorbereitenden Untersuchungen an. Die technischen und volkswirtschaftlichen Mitglieder der zu diesem Zweck eingesetzten Kommission kamen zu dem Schluß, daß der alte Plan, zeitgemäß erweitert, verhältnismäßig billig durchführbar sei. Wenn trotz dieses außerordentlich günstigen Gutachtens die Pläne abermals nicht zur Ausführung gelangten, so gibt es dafür nur die eine Erklärung, die das Petersburger Nowoje-Wremja anführt, nämlich, daß eine Geheimklausel des Handelsvertrages von 1904, der ja zugleich auch Schiffahrtsvertrag war, Rußland den Ausbau des Kanals verbot. Diese Vermutung findet auch einegewisse Bestätigung darin, daß die russische Verwaltung der Wasserstraßen in der Zwischenzeit zwar mit einem umfangreichen Bauprogramm hervorgetreten ist, in dem dieses durchaus wichtige Projekt aber mit keinem Worte erwähnt wird, während eine Menge von weniger bedeutenden, zum Teil recht kostspieligen Kanalbauten darin vorgeschlagen sind.

Jetzt scheint plötzlich die bisherige Gleichgültigkeit der Regierung einem lebhaften Interesse gewichen zu sein. Als jüngst die Duma im Anschluß an die Debatten über die Verzollung der deutschen Getreideeinfuhr auch eine Resolution annahm, in der auf die Dringlichkeit der Schaffung einer russischen Weichsel- und Niemenmündung hingewiesen wurde, da schien es, als sei das erlösende Wort gesprochen. Der Verkehrsminister sagte nicht nur die übliche „wohlwollende Erwägung"" zu, sondern zeigte sich geradezu begeistert. Und seither sind es gerade die der Regierung nahestehenden Blätter, die eine eifrige Propaganda entfalten. Es wird darauf hingewiesen, wie zweckmäßig es sei, schon jetzt mit den Erweiterungsarbeiten, mit dem Bau von Schleusen und Häfen zu beginnen, um die Wasserstraße womöglich schon bis zum Ablauf des Vertrages fertig zu haben.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Daß es sich diesmal nicht um leere Drohungen handelt, das kann für niemanden zweifelhaft sein, der die wirtschaftliche und politische Erstarkung des Zarenreiches in den letzten Jahren auch nur einigermaßen verfolgt hat. Rußland besitzt heute die Macht, es auf einen Konflikt ankommen zu lassen. Zu erwarten, daß es seine Stellung nicht ausnutzen wird, hieße den Kopf im Sande vergraben. Beabsichtigt Deutschland nicht ganz ebenso, seine rheinische Ausfuhr von Holland zu emanzipieren? Und fragt Berlin viel danach, was man im Haag zu dem deutschen Rhein—Nordsee-Kanalprojekt sagt? Sergei.

Neues vom Himmel und von der Erde.

Von

Prof. Dr. Adolf Marcuse.

Der Zentralkörper unseres Planetensystems, von dessen Licht- und Wärmestrahlen alles irdische Leben abhängt, sinkt jetzt, nachdem er am 22. Juni, dem Tage der Sommersonnenwende, den höchsten Stand für die nördliche Erdhalbkugel erreichte, immer tiefer, und die Tage fangen an, schon wieder kürzer zu werden, während die Dauer der Nächte zunimmt. Auch die langanhaltenden Dämmerungen, die für uns am 26. Juli, entsprechend dem tieferen Stande der Sonne ihr Ende erreichen, verschwinden langsam und lassen das in den letzten Wochen abgedämpfte Sternenlicht während der Nacht wieder heller erstrahlen. Zu gewissen Zeiten können sich die Dämmerungserscheinungen, die wir den optischen Wirkungen unserer 400 Kilometer hohen Lufthülle verdanken, erheblich verstärken, besonders, wenn Staub- und Dunstteilchen, die prachtvolle Farbentöne bei der Morgen- und Abenddämmerung hervorrufen, die Schichten der Erdatmosphäre reichlich erfüllen. Besonders nach gewaltigen Ausbrüchen großer Vulkane, die ungeheure Mengen von Aschen- und Gasmassen bis in hohe Luftschichten emporschleudern, treten wunderbar prächtige Dämmerungserscheinungen am Abend- und Morgenhimmel auf, die das Auge des aufmerksamen Beobachters entzücken. Ganz anders verhällt sich eine andere, gleichfalls prachtvolle Lichterscheinung in der Atmosphäre, die hauptsächlich in höheren Breiten sichtbar wird: das Polarlicht. Hier äußert sich eine bestimmte Form der elektrischen Entladung in unserer Atmosphäre, die als chronische Luftelektrizitäts-Entladung aufzufassen ist, im Gegensatz zu den in akuter Form sich vollziehenden Gewitter-Entladungen. Ganz neue Forschungen haben nicht nur den schon früher bekannten merkwürdigen Zusammenhang der Polarlichter mit der in den Sonnenflecken sich äußernden Eruptionstätigkeit unseres Zentralgestirns bestätigt, sondern sogar den Beweis erbracht, daß Polarlichter sogenannte Kathodenstrahlen der von der Sonnenenergie elektrisierten Erde darstellen. Daß die Quelle dieser ganzen Energie elektrischer Lichtentladung in unserer Erdatmosphäre tatsächlich in gewissen kosmischen Vorgängen auf der Sonne gesucht werden muß, geht nicht nur aus der mit dem Sonnenstande wechselnden Intensität jener Polarlichter hervor, sondern vor allem auch aus der streng erwiesenen Tatsache, daß die elfjährige Periode der Sonnenflecken sich vollkommen deckt mit der genau gleichlangen Periode in der Häufigkeit der Polarlichter. Alle elf Jahre tritt auf der Sonne ein Maximum der Flecken, Fackeln und Protuberanzen (Wasserstoff-Eruptionen) auf, und diesem Maximum entspricht jedesmal genau eine gesteigerte Häufigkeit der irdischen Polarlichter. Ebenso genau fallen aber auch die Minima jener solaren und terrestrischen Phänomene zusammen. Man hat es hier mit einer der großartigsten elektro-magnetischen Fernwirkungen der Sonne durch den Weltenraum zu tun, die sich sogar noch darin äußert, daß selbst die 26tägige Umdrehung unseres Zentralgestirns um seine Achse sich in den Beobachtungen der Polarlichter deutlich widerspiegelt. Die elektromagnetische Fernwirkung der Sonne geht selbst noch einen letzten Schritt weiter und äußert sich in einem merkwürdigen Einfluß auf die Erdströme, die unseren Planeten als elektrische Naturerscheinung dauernd umkreisen, und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die vor allem auf den Telegraphenlinien wahrgenommen werden, die als Rückleitung die Erde selbst benutzen. Diese elektrischen Erdströme erreichen zu Zeiten der Sonnenflecken-Maxima eine derartige Stärke, daß aus den Telegraphenapparaten unmittelbar Funkengarben herausprühen, die erst aufhören, wenn man die direkte Erdleitung ausschaltet. So wirkt die Sonne nicht nur durch ihre Anziehung und ihre Leucht- wie Heizkraft auf unseren Planeten, sondern sogar elektro-magnetisch vermag das unentbehrliche Tagesgestirn seinen maßgebenden Einfluß auf der Erde zu äußern, wo endlich auch alle meteorologischen Vorgänge, die für die Wettergestaltung wichtig sind, unmittelbar von den Sonnenstrahlen ausgehen.

Wie unbedeutend erscheint gegen die Sonne, nicht nur der Dimensionen nach, nein, auch den Wirkungen entsprechend, unser Mond, der doch für so viele Vorgänge auf Erden von Laien verantwortlich gemacht wird, die gar nichts mit diesem, im erborgten Sonnenlichte strahlenden Trabanten zu tun haben. Der uralte Glaube, als könne der bereits erkaltete und mit Tausenden von erloschenen Kratern bedeckte Begleiter der Erde, ein „memento mori" für alles Irdische auch im Kosmos darstellend, etwa einen bestimmenden Einfluß auf das Wetter ausüben, muß auf Grund genauer wissenschaftlicher Statistik nun endgültig in das Reich der Mythen verwiesen werden. Mondphasen und Wetter ändern sich so häufig, daß zufällig des öfteren Wetterveränderungen mit dem Wechsel der Lichtgestalten des Mondes zusammenfallen, aber es gibt keinen gesetzmäßigen Zusammenhang zwischen der Mondstellung zur Erde und der jeweiligen Wetterlage auf unserem Planeten, bei der ganz andere und viel gewaltigere Faktoren maßgebend sind. Die berühmten kritischen Mondtage von Falb, die auch für das Wetter bedeutungsvoll sein sollen und übrigens schon in altchinesischen Aufzeichnungen sich vorfinden, sind nur unkritische Phantasieprodukte, die vor der strengen Prüfung einer vorurteilsfreien Wissenschaft nicht standgehalten haben. Dagegen bringt in erster Linie die Anziehungskraft des uns so nahen, durchschnittlich nur 380 000 Kilometer von der Erde entfernten Mondes die immerhin gewaltigen Wirkungen von Ebbe und Flut unserer Meere hervor, eine der schönsten und für die Schiffahrt zugleich wichtigsten Naturerscheinungen im Bereiche unseres Planeten. Die Wassermassen müssen eben der Anziehung unseres nahen Trabanten folgen, und für die Aufeinanderfolge der Gezeiten unserer Ozeane bleibt die wechselnde Stellung des Erdtrabanten von der größten Wichtigkeit. Das elastische Medium der Luft, auf das der Mond theoretisch auch eine nach Art der Gezeiten anziehende Wirkung ausüben muß, gleicht sich in seinen Bewegungen sehr viel schneller aus, so daß nur wenige Zehntel Millimeter Druckänderung übrig bleiben, die verschwindend klein sind im Vergleich mit den für die Wettergestaltung maßgebenden Druckunterschieden, die auf 30 bis 40 Millimeter gehen können.

Frank Wedekind.

Zu seinem fünfzigsten Geburtstage am 24. Juli.

Von

Wilhelm Bolze.

Trotz des verlockenden Anlasses werde ich hier keinen Jubiläumsartikel schreiben. Deren flattern so viele in diesen Tagen in die Welt, daß ihre Zahl keiner Bereicherung mehr bedarf. Ich müßte dann — um mit Schiller zu reden — meinen Mund etwas voll nehmen, aber seitdem schweigen. In Wahrheit ist — das muß ich meinen folgenden Ausführungen voranschicken, damit sie richtig verstanden werden — die Wedekindbegeisterung, die sich an den fünfzigsten Geburtstag des Dichters schließt, zum größten Teil ein unerhörter Unfug. Sie stellt sich würdig den verlogenen, theatralischen „Feiern" zur Seite, die man in den letzten Jahren dem Andenken Kleists oder Hebbels oder — um auf einen lebenden Dichter hinzuweisen — der Bedeutung Gerhart Hauptmanns schuldig zu sein geglaubt hat. Ein durch eine Säkularfeier gerade aktuell gewordener Dichter wird aus dem Nebel seiner Verkanntheit in den Sonnenglanz eines strahlenden Künstlerruhms

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

emporgerissen, wird enthusiastisch und überschwenglich als bewunderungswürdiges Genie gepriesen und kurz darauf vom Götzen Publikum wieder in die Kiste geschleudert, in die der Direktor am Schlusse von Hauptmanns Festspiel seine Puppen versenkt. In dieser undankbaren und posierten Weise pflegt man in Deutschland seine großen Geister zu ehren und zu beglückwünschen, und auf diese Weise ist auch Wedekind in diesen Tagen zu seinen massenhaften Lobeserhebungen gelangt. Der Büchnerabend des Lessingtheaters, der vielfach als das künstlerisch bedeutsamste Ereignis des verflossenen Bühnenwinters gepriesen wurde, hat kaum ein halbes Dutzend Aufführungen erlebt, und der Wedekindzyklus in den „Kammerspielen des Deutschen Theaters" war wenig mehr als ein gesellschaftliches Ereignis für die Snobs, deren literarisches Urteil lediglich die wiedergekäute, oft auch noch mißverstandene Ansicht der Rezensenten der Tageszeitungen enthielt.

Als Wedekind seine genialsten Werke schuf, wurde er verkannt und verdammt. Als er endlich entdeckt war, wurde er zur literarischen Mode, trotzdem er künstlerisch von Jahr zu Jahr unfruchtbarer wurde. Heute wiederum sind viele seiner einstmaligen Verehrer zu Verurteilern seines Schaffens geworden und verschließen sich auch seinen heute noch wirksamen dichterischen Fähigkeiten. Deshalb sollen meine Ausführungen Klarheit in die Verwirrung und den Streit der Meinungen zu bringen suchen, soweit eine objektive Würdigung einer so programmatischen und so stark zur Parteinahme reizenden Persönlichkeit überhaupt möglich ist.

Den ganzen Wedekind kennen zu lernen, haben wir heute eine sehr schöne Gelegenheit durch die sechsbändige Ausgabe seiner „Gesammelten Werke", die im Verlage von Georg Müller in München erschienen sind. Wir finden in diesen handlichen, geschmackvoll ausgestatteten Bänden den weitaus größten Teil von Wedekinds Lebenswerk vereinigt, und der Verleger, der sich auch sonst schon große Verdienste um die Förderung der modernen Literatur erworben hat, bringt damit dem Dichter das schönste und wertvollste Geburtstagsgeschenk dar. Auf Grund einer unbefangenen Würdigung dieser Werke wird man schwerlich zu der Ueberzeugung gelangen können, die sich in der Kritik so lange breitgemacht hat, Wedekind sein ein künstlerisch unfruchtbarer, perverser, ausschließlich auf erotische Sensationen gerichteter Schriftsteller, ein Pornograph.

In Wahrheit hat sich Wedekind nicht nur der Aesthetik, sondern auch der Ethik der Sexualität mit einer Kühnheit und Freimütigkeit zugewandt, die zuerst ganz unerhört schien. Das innere Erlebnis, das seine Seele völlig ausfüllte und ihn naturnotwendig zu dichterischer Gestaltung trieb, war die bis zu ihrer äußersten Konsequenz gesteigerte Liebe, die heilige Gottgewolltheit der Sinnlichkeit, das Mysterium der reinen, zur höchsten und edelsten erotischen Gemeinschaft hinaufweisenden Hingabe. Und da Wedekind, wie der ihm künstlerisch nahe verwandte Strindberg, leicht erkannte, daß diese seelischen Vorgänge vorzugsweise der Frau eigen sind, so wurde sein Spezialgebiet die Psychologie der ausschließlich liebenden Frau, die er bis zu ihrer völligen Entartung in der Dirne verfolgte.

Ist schon dieses Stoffgebiet außerordentlich heikel, so wird es noch mehr die Form, in der es dargestellt ist. Wedekind hat von dem ihm sonst ganz wesensfremden Naturalismus, dessen Blüteperiode in die Anfänge seiner dichterischen Entwicklung fiel, die Technik übernommen, und gibt daher bisweilen Darstellungen — besonders in der „Büchse der Pandora" —, die durch ihre Deutlichkeit und Kraßheit leicht die Grenzen des ästhetisch Zulässigen überschreiten können. Aber sein Takt bewahrt ihn doch davor, solche Momente als Selbstzweck erscheinen zu lassen. Charakteristisch für sein Reinlichkeitsgefühl ist der Ausspruch, den er seinem Karl Hetman in „Hidalla" in den Mund legt: „Was bei der Gottheit der Fluch, das ist bei der Liebe die Zote!" Diese Worte lassen zugleich die Ehrlichkeit von Wedekinds ästhetischen und ethischen Tendenzen klar erkennen. Gerade aus Ehrlichkeit unterdrückt und verschleiert er nicht die häßlichen und gemeinen Aeußerungen der erotischen Triebe. Er, dessen leidenschaftlicher

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kampf der Prüderie und der lüsternen geschlechtlichen Heuchelei gilt, ist auch nicht so prüde, dort verschämt zu verhüllen und zu vertuschen, wo es gilt, offen und mutig zu bekennen. Sowohl eine unbefangene Lektüre wie eine dezente Darstellung der „Büchse der Pandora", dieses am erbittertsten befehdeten Werkes Wedekinds, muß diesen Eindruck bestätigen. Wer aber dennoch die leidenschaftliche Aufrichtigkeit seiner Absichten bezweifelt, der lasse sich aus den theoretischen Abhandlungen überzeugen, besonders aus dem Aufsatz „Ueber Erotik" und dem Vorworte zur „Büchse der Pandora". Mit dieser Tragödie wollte der Dichter einer Forderung höchster menschlicher Sittlichkeit genügen, und das Pathos, mit dem er dies Programm vorgetragen hat, läßt kein Bedenken gegen seinen Ernst zu. Am stärksten jedoch wird dieser Eindruck durch Wedekind als Schauspieler hervorgerufen. Gewiß entbehrt er jeglicher mimischen Routine, räuspert sich und bleibt nicht selten stecken. Aber die Echtheit und Inbrunst, mit der er beispielsweise seine sexualreformatorischen Thesen in „Hidalla" vorträgt, sind das eigentliche, unabläßig zwingende Ereignis am Phänomen „Wedekind als Schauspieler".

Nicht nur kein Prophet der Unsittlichkeit ist Wedekind, sondern sogar im höchsten Maße ein Ethiker, dem seine ethische Mission kaum weniger am Herzen liegt als seine künstlerische. Daß heute allmählich immer verständnisvollere, menschenwürdigere Anschauungen in den Problemen der Erotik, der Nacktheit und der Schamhaftigkeit Platz greifen, ist nicht zum geringsten Teile sein Verdienst, und es wäre einfach ungerecht, diesen seinen Erfolg nicht anzuerkennen.

Freilich ist Wedekinds Ethik keine bourgeoise Moralität, die dem Herzen des gedankenarmen Mittelstandes vorbildlich erscheinen könnten. Deshalb wird sein Werk auch niemals in das geistige Besitztum der großen Masse des Volkes eindringen, wie einstmals das Schillers, und gerade deshalb sind die Strohfeuer der Begeisterung, die in diesen Tagen für ihn wie für einen Nationaldichter aufflammen, so anrüchig. Höchstens Anregungen, die aus seiner Ideenwelt erwachsen, können der Allgemeinheit noch einmal zugute kommen.

Nach diesen Ausführungen könnte es fast scheinen, als ob die Erotik und ihre Ausschweifungen die einzigen Stoffgebiete in Wedekinds Schaffen seien. Dieser Irrtum ist auch wirklich ziemlich weit verbreitet. Aber so einseitig ist der Dichter keineswegs. In seinen glänzenden Grotesken beispielsweise, im „Marquis von Keith", im „Kammersänger" oder gar im „König Nicolo" werden Narren des Lebens dargestellt, Phantasten, die an den Klippen der Realität scheitern. Ob dieser Stücke hat man Wedekind einen bloßen Clown genannt, der sich aus eitler Laune an den krausen Sprüngen und den Purzelbäumen seiner zügellosen Phantasie ergötze. Dem Feinhörigen freilich offenbaren auch sie einen tieferen Sinn, und die beiden erstgenannten Dramen sind durch die brillante Zeichnung ihrer Hauptfiguren wahre Charakterkomödien geworden.

Die Hauptsache aber ist, daß Wedekind ein wirklicher Dichter ist. Wer schon einmal seine erotischen Tragödien und seine Grotesken nicht als Kunstwerke gelten lassen will, den müssen doch die Gedichte und Novellen — so spärlich sie leider geblieben sind — überzeugen. Bisweilen macht sich in den Versen ein Bänkelsängerton bemerkbar, der hier wirksam, dort störend ist, und der auf den einstmaligen Kabarettisten hindeutet. Daneben stehen aber auch Proben schönster Lyrik, obwohl sich meistens — wie bei dem verwandten Heine — der Zyniker nicht verbirgt, wenn z. B. ein Gedicht schließt:

„Glücklich, wer geschickt und heiter
Ueber frische Gräber hopst.
Tanzend auf der Galgenleiter
Hat sich Keiner noch gemopst."

Auch die wundervoll zarte, rührende Erzählung „Das Opferlamm" und die sehr freche, aber entzückend anmutige Erzählung „Die Schutzimpfung" stammen von einem Dichter. Der richtige, ganze Wedekind freilich zeigt sich doch erst in seinen Dramen.

Frank Wedekind ist durch und durch Romantiker. Er ist — im guten, aber auch im

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schlechten Sinne — der echteste und stärkste Romantiker der Gegenwart. Daran kranken auch, was die bühnenpraktische Seite anbetrifft, alle seine Dramen, und darin gleicht er dem einzigen Dramatiker der alten Romantik, Zacharias Werner. Kleist ist ja aus einem Romantiker sehr bald ein Realist geworden. Diese Romantik, verbunden mit einer außerordentlich starken Sinnlichkeit, macht den eigentlichen Charakter von Wedekinds Originalität aus. Denn völlig originell ist seine Kunst und nur als Ausdruck seiner eigenartigen Persönlichkeit möglich. Daß er in seinen Dichtungen gelegentlich an ältere Vorbilder erinnert, verschlägt nichts, denn kein Dichter, selbst nicht ein Shakespeare, Goethe oder Schiller, ist ohne gewisse äußerliche Vorbilder denkbar. Nur ein origineller Dichter kann, wie Wedekind, so viele Nachahmer finden, ohne doch von einem einzigen erreicht zu werden.

Gleich sein Jugendwerk, die Kinder-Tragödie „Frühlings Erwachen", offenbart am deutlichsten die ganze Eigenart ihres Schöpfers. Jede dramatische Konzentration fehlt; in lose aneinandergereihten, skizzenhaften, aber farbenglühenden Bildern rollt sich die ganze Handlung ab. Das Erwachen der Pubertät und die Verfehlungen, die in diesem Alter aus irregeleiteter Erziehung entstehen, bilden den Kern dieses Dramas. Wedekind verzichtet auf eine konsequente Entwicklung, sondern greift nur ein paar besonders eindruckstiefe Momente für seine Gestaltung heraus. Aber seine Schilderung ist so anschaulich und so psychologisch echt, und ist von einem so poetischen Stimmungszauber und so vielen lyrisch-romantischen Elementen umwoben, daß sie eine unbeschreiblich packende, nachhaltige Wirkung hervorruft.

Der zweite Gipfelpunkt in Wedekinds Schaffen ist das Luludoppeldrama, die Tragödien „Erdgeist" und „Die Büchse der Pandora". Man kann dieses Doppeldrama schlechtweg als die Tragödie und Katastrophe des Dirnentums bezeichnen. Die Darstellung ist hier zwar geschlossener und naturalistischer als in „Frühlings Erwachen", entbehrt auch des lyrischen Elements, ist aber ihrem Charakter nach wieder durchaus skizzenhaft und romantisch. Das Milieu der Dirnenwelt ist früher nur Gegenstand der Satire gewesen, und hier gelingt es dem Dichter zum ersten Male, ihre ganze, tiefe Tragik zu offenbaren. Dadurch steht „Die Büchse der Pandora" als soziales Drama auf gleicher Stufe wie Ibsens „Gespenster" und Hauptmanns „Weber", und ist als Katastrophe einer Welt- und Lebensanschauung den wuchtigsten Darstellungen Strindbergs, wie „Totentanz" und „Scheiterhaufen", zur Seite zu stellen.

Schon in „Frühlings Erwachen" kommt bei der Schilderung einer Konferenz des Lehrerkollegiums Wedekinds starke Neigung zur Groteske zum Durchbruch. In der Hochstaplerkomödie „Der Marquis von Keith" und der einaktigen Künstlerkomödie „Der Kammersänger" hat er sich dann völlig dieser Kunstgattung zugewandt. Seinen dritten Gipfelpunkt erreicht er mit der phantastischen tragischen Groteske „König Nicolo" oder „So ist das Leben", die in Italien im Kostüm der Renaissance spielt. Das Werk behandelt den Vorwurf, den später Wilhelm von Scholz viel oberflächlicher in seiner komischen Groteske „Vertauschte Seelen" behandelt hat, daß der innere Wert des Menschen im Königsgewand oder Bettlerkleid stets gleich bleibt. Die bilderreiche, fragmentarische Form dieses ungemein eindrucksstarken Stückes, das viele eigene innere Erlebnisse des Dichters widerspiegelt, ist „Frühlings Erwachen" am nächsten verwandt.

Im folgenden Jahrzehnt schien Wedekinds dichterische Kraft fast ganz erloschen. Schon „Hidalla" ist mehr eine dialogisierte Programmrede als ein Drama. Dann folgt noch der anfangs ziemlich unklare, am Schlusse aber durch seine leidenschaftliche dramatische Wucht hinreißende Einakter „Tod und Teufel" oder „Totentanz", der den Mädchenhändler Casti Piani aus der „Büchse der Pandora" in den Mittelpunkt einer erotischen Diskussion stellt. Die übrigen Werke Wedekinds aus dieser Zeit haben seinen Dichterruhm arg diskreditiert.

Spuren, die eine leise Erinnerung an seine wertvollsten künstlerischen Leistungen wecken, finden sich erst wieder in seinen beiden letzten Werken, dem modernen Mysterium „Fran-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ziska" und der biblischen Tragödie „Simson". In ihrer Gesamtheit sind freilich auch diese beiden Dichtungen mißlungen, weil die Gestaltung das Rohmaterial nicht gemeistert hat. Daß aber der alte Wedekind noch lebt, lassen ein paar Szenen in der „Franziska", besonders das siebente Bild, deutlich erkennen. Für noch verheißungsvoller halte ich den „Simson", der auch einen stärkeren Willen zu dramatischer Geschlossenheit erkennen läßt. Wenn es Wedekind noch einmal wieder gelingt, wirkliche Menschen zu schaffen, wird er uns mit der tragischen Kraft seines „Simson" noch manche bedeutenden Kunstwerke schenken können.

Franziska.*)

Von

Frank Wedekind.

Siebentes Bild.

Nacht. Sternenhimmel. Eine schmale Steintreppe ohne Geländer zieht sich unter Kastanienbäumen schräg an einem Wiesenabhang hinauf. In der Mitte ein breiter Treppenabsatz. — Veit Kunz und Franziska, beide in hellen Sommerkleidern, Franziska in fußfreiem Rock, sitzen auf den Stufen.

Franziska
Das weiße Kätzchen, das uns gestern abend aus der Stadt heraufbegleitete . . .

Veit Kunz
Ist's wieder da?

Franziska
Nein, so was Liebes wiederholt sich nicht!

Veit Kunz
Es spielte ruhig um uns herum.

Franziska
Warum nicht!

Veit Kunz
Warum nicht? Glaubst du, daß das Kätzchen rund herum gesprungen wäre, wenn statt Menschen zwei Katzen sich so liebgehabt wie wir?

Franziska
Aus Zartgefühl wohl nicht.

Veit Kunz
Wohl nicht aus Neid!

Franziska
Die Katzen hätten seiner Sprünge sich so göttlich wohl auch nicht gefreut wie wir.

Veit Kunz
Gestört hat es uns nicht.

Franziska
Nur aufgemuntert.

Veit Kunz
Franziska . . .

Franziska
Nun?

Veit Kunz
Um diese Stunde hielt ich gestern nacht hier unter freiem Himmel ein Weib in meinen Armen und genoß dabei mit ungemindertem Bewußtsein die Schönheit der Natur, die uns umgab.

Franziska
Was wundert dich daran?

Veit Kunz
Was mich d'ran wundert? Ich glaube, rohe Menschen tun das nicht.

Franziska
Du glaubst? — Heut' abend, als vom Badeplatz ich heimging, waren noch des Schlosses Felsen Nach Westen hin vom Sonnengold beleuchtet. Als Kind sah ich das oft. Doch damals auf dem Weg zum Schloß hinauf verfinsterte sich mir das Bild des Friedens Schritt vor Schritt.

Veit Kunz
Franziska, kannst du das denn nie vergessen?!

Franziska (lebhaft)
Es ist vergessen! Ausgelöscht! Als heut' im warmen Abendsonnenschein ich die grünüberwachs'nen Felsen wiedersah, da rief es hell in mir: In Wirklichkeit ist Friede!

Veit Kunz
St! Du weckst die Schloßbewohner.

*) Wir bieten hier unsern Lesern eine der schönsten Proben aus dem jüngsten Schaffen von Frank Wedekind, eine Szene aus der erst in diesem Jahre erschienenen Versform des modernen Mysteriums „Franziska", zu deren Abdruck uns der Dichter in liebenswürdiger Weise durch seinen Verleger ermächtigt hat, und in der die ganze lyrisch-romantische Kunst Wedekinds zum Ausdrucke kommt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:26 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Franziska
Seit Jahren schon wohnt niemand oben als
ein Kastellan.
Veit Kunz (blickt hinauf)
Kein Licht im ganzen Schloß!
Franziska
Nein, und der Badeplatz! Als Kinder haben
wir schon am gleichen Wehr gebadet. Heute
wie damals kletterten die Buben in
die Erlen überm Bach hinauf und ließen
sich aus den Wipfeln in die Strömung fallen.
Veit Kunz
Franziska, sollten nun die grausigen
Erinnerungsbilder deiner Kinderjahre
für Zeit und Ewigkeit vergessen sein . . .
Franziska
Seit gestern abend sind sie's!
Veit Kunz
Und du läßt
dir keine Freude mehr durch sie vergällen . . .
Franziska
Jetzt, wo beim Ruh'n auf diesen Stufen
Stimmung
und wo Erlebnis gänzlich andre wurden?
Veit Kunz
Dann gib mir zur Bekräftigung einen Kuß!
Franziska
Nicht einen. Tausend! (sie küßt ihn) Während
du mich gestern
in deinen Armen hieltest, sah ich in
die Sterne über deinem Kopf.
Veit Kunz (sie küssend)
Die Sterne
siehst du auch heut'. Ich seh' in deine Augen.

Vom lyrischen Jahr.

Von

Julius Bab.

Nr. 2.

Mit Christian Morgenstern ist in diesem Jahr eines der merkwürdigsten und liebenswürdigsten Talente der jüngeren deutschen Lyrik gestorben. Seiner Persönlichkeit wurde an dieser Stelle damals eine ausführliche Betrachtung gewidmet. Aber in unserem Zusammenhange muß noch einmal betont werden, daß er ein lyrisches Formtalent ganz besonderer und kaum vergleichlicher Art besessen hat. Wenn er in seinen lyrischen Grotesken, die mehr ein ironisches Spiel mit der lyrischen Form überhaupt als mit der Manier bestimmter Lyriker waren, die ganz seltene Gattung des echt lyrischen Humors vermehrte, so gelang ihm das nur deshalb, weil er über die lyrische Form so frei, so selbstverständlich verfügte, und deshalb so souverän mit ihr spielen konnte, wie selten ein Mensch. Aber wenn er mit den großen Romantikern vom Schlage eines Brentano gemein hatte, daß er eigentlich immer dichtete, daß jeder Tag und jede Stunde, jede Begegnung und jede Erfahrung, jeder Eindruck und jede Regung, sich ihm zum Symbol umsetzte und zum Vers wurde, so teilt er auch mit den Romantikern das Schicksal, daß diese tagebuchartig strömende Poesie (Morgenstern hat acht Bände ernster Lyrik veröffentlicht!) nur selten die Ruhe, Rundung und Reife, die schwere Vollkommenheit eines nicht nur angelegten, sondern auch durchgeführten Gedichtes zeigte. In seinen Versbüchern ist unendlich vieles nur lyrische Notiz, nur poetische Skizze. Aber dazwischen ist doch eine kleine Zahl in glücklicher Stunde fertig geformter Meisterwerke. Und Morgenstern müßte schon unter die unsterblichen Dichter des deutschen Volkes eingehen, wenn ihm nichts gelungen wäre als dies wundervolle Lied „Von den heimlichen Rosen" (aus dem Bande „Ein Sommer"):

Von den heimlichen Rosen.

Oh, wer um alle Rosen wüßte,
Die rings in stillen Gärten stehn —
Oh, wer um alle wüßte, müßte
Wie im Rausch durchs Leben gehn.

Du brichst hinein mit rauhen Sinnen,
Als wie ein Wind in einen Wald —
Und wie ein Duft wehst du von hinnen,
Dir selbst verwandelte Gestalt.

Oh, wer um alle Rosen wüßte,
Die rings in stillen Gärten stehn —
Oh, wer um alle wüßte, müßte
Wie im Rausch durchs Leben gehn.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aus dem Nachlaß dieses Dichters erscheint nun im Verlage von Piper & Co. noch ein Gedichtband, der reiches Licht zurückwirft auf den menschlichen Weg, den Christian Morgenstern — seit zehn Jahren fern von der großen Welt, im Kampfe mit schwerer Krankheit lebend — gegangen ist. „Wir fanden einen Pfad", heißt der vom Dichter noch selbst fertiggestellte Band. Und jenes Gefühl selbstüberwindender Geistigkeit, reiner Gotteslehre und vollkommener Menschenliebe, das den jung Gestorbenen umleuchtete und jede persönliche Berührung mit ihm rührend und erschütternd machte, ringt hier nach Worten.

Das Buch ist dem Theosophen Rudolf Steiner gewidmet, bei dessen Erkenntnisformeln sich Morgensterns lebhaft spekulierender Geist in den letzten Jahren beruhigte. Es ist nicht jedermanns Sache, die oft grob sinnlichen Formeln dieser metaphysischen Allwissenheit zu akzeptieren. Wendungen, die nur in der uneigentlichen Einstellung des Dichters ihren Gefühlswert haben, scheinen mir von dem Theosophen plump und unhaltbar verfestigt. Aber da Morgenstern die Lehren seines Meisters ja in Poesie zurückverwandelte, so tritt nur ganz selten bei ihm etwas von der Schwüle und der unkünstlerischen Beschränktheit dogmatischer Formeln zutage. Die allermeisten dieser Gedichte sind unabhängig von jeder bestimmten Erkenntnis und jedem Bekenntnis. Es sind die Verse eines Dichters, der mit seiner Kraft und seiner Art den Zustand der Gottseligkeit ausdrückt, von dem die Weisen und Erwählten in allen Völkern und zu allen Zeiten auf ihre Art gesprochen haben. Solch innere Verwandtschaft begründet wohl mehr noch als eine unbewußte Abhängigkeit die Verwandtschaft der Form, die manche dieser Stücke mit berühmten Mustern zeigen. Man wird sehr stark an den christlichen Sänger Novalis gemahnt, wenn ein Lied so anhebt:

„Die zur Wahrheit wandern,
Wandern allein,
Keiner kann dem andern
Wegbruder sein."

oder ein anderes:

„Wer vom Ziel nicht weiß,
Kann den Weg nicht haben,
wird im selben Kreis
all sein Leben traben;
kommt am Ende hin,
wo er hergerückt,
hat der Menge Sinn
nur noch mehr zerstückt."

Während an des Persers Hafis Weisheit wiederum der tändelnde Ton erinnert, in dem es heißt:

„Von zwei Rosen
duftet eine
anders, als die
andre Rose.

Von zwei Engeln
mag so einer
anders, als der
andre schön sein.

So in unzählbaren zarten
Andersheiten
mag der Himmel,

mag des Vaters
Göttersöhnereich seraphisch
abgestuft sein . . ."

Neben solchen Stücken, denen die völlige Eigenartigkeit des Tones fehlt, ist, wie in allen Morgensternschen Büchern, wieder eine Reihe anderer, denen zu reiner, künstlerischer Wirkung der volle Triumph der Form über den Stoff fehlt, die nur poetische Notizen, rhythmische Tagebuchzeilen sind, die mit ihren schweren Begriffsworten aber noch ganz und gar in der Prosa stehen. Einer Zeile wie die folgende:

„Kaum daß sich, was sich einst von Dir getrennt,
in seiner Sonderwesensart erkannt,
begehrt zurück es in sein Element."

wird keine Art von Vortrag einen gefühlsmäßigen Klang geben können. Solche Zeilen zerstören mehr als eines der Gedichte dieses Bandes. Aber darüber hinaus gibt es auch in diesem Nachlaßbande eine Reihe wundervoller, selbständig vollkommen durchgeformter Verse. Zeilen, so voll reifer und starker Güte wie diese:

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Und wir schaun zurück zusammen
auf die Welt, samt ihrem Schelten,
und anstatt sie zu verdammen,
lassen wir sie gehn und gelten."

Und so schlichte, unpathetische und tiefzarte Situationsbilder wie dies:

„Stör' nicht den Schlaf der liebsten Frau, mein Licht!
Stör' ihren zarten, zarten Schlummer nicht.

Wie ist sie ferne jetzt. Und doch so nah.
Ein Flüstern — und sie wäre wieder da.

Sei still mein Herz, sei stiller noch, mein Mund,
Mit Engeln redet wohl ihr Geist zur Stund."

Nicht nur als privat menschliches Bekenntnis, sondern auch als allmenschliches Gedicht ergreift uns, was „der Kranke" spricht, der, totbereit, doch gerne weiter lebt, um das Ich zu vollenden,

„das dereinst nach Nun und Hier
wirken wird im Dort und Dann."

Eine wirklich große dichterische Erfindung ist die „Fußwaschung", in der Morgenstern einen alten orientalischen Mythus seltsam erneuert, indem er sich zu Stein, Kraut und Tier, als den Stufen seines Menschentums, dankbar niederbeugt.

„In Dank verschlingt sich alles Sein."

Die schönsten Verse des Buches aber, in denen die Himmelfahrt dieser reinen Seele mit dem klarsten Bild im tiefsten Klang gestaltet ist, das sind wohl diese:

„Gib mir den Anblick deines Seins, o Welt . .
Den Sinnenschein laß langsam mich durchdringen . .

So wie ein Haus sich nach und nach erhellt,
Bis es des Tages Strahlen ganz durchschwingen —
und so wie wenn dies Haus dem Himmelsglanz
noch Dach und Wand zum Opfer könnte bringen —
daß es zuletzt von goldner Fülle ganz
durchströmt, als wie ein Geisterbauwerk stände,
gleich einer geistdurchleuchteten Monstranz:

So möchte auch die Starrheit meiner Wände
sich lösen, daß dein volles Sein in mein,
mein volles Sein in dein Sein Einlaß fände —
und so sich rein vereinte Sein mit Sein."

Erster Flug.

Von

Bruno Quandt.

Wie sie felderquer humpelt und hüpft,
Ohnmächtig plump, wie Pinguine,
Bis dann plötzlich die schwere Maschine
Gewaltsam den Klammern der Erde
entschlüpft,

Ballend die Kraft. Ihr Stierherz klopft,
Stemmend den Lastleib auf klimmender
Schiene,
Während nach unten die Serpentine
Urstaunen in offene Mäuler stopft.

Losschnellend, sieghaft, dann jäh ein Gerase,
Weitend den Kreis zu einsamer Entrückung.

Immer breiter und breiter brausend
Hebt sie da unten das Hunderttausend

Auf den Himalaya seiner Verzückung,
Weckt sie die Springflut seiner Ekstase.

Randbemerkungen.

Das Schlagwort in der Kunst.

Schlagworte haben für die Kunst ihr Gutes und ihr Schlechtes. —

Im Streite der künstlerischen Generationen haben die Jungen den Kampf meistens gegen zwei Fronten zu führen, gegen die ältere Generation der Künstler und gegen das Publikum. Denn das Publikum nimmt zum größten Teil stets die Partei der älteren Generation. Die Folge ist, daß die Jungen sich um so enger zusammenschließen und nach allen Seiten ausschauen, ob sie nicht Gesinnungsgenossen finden, die ihre Reihen verstärken, und daß sie im Kampfe für ihre Ideale um so nachdrücklicher, lauter und energischer tätig sind. Und aus dieser Situation entspringt das Schlagwort. Das Schlagwort ist weiter nichts als das Feldgeschrei, als der Kampfruf. Es ist die Losung, an der sich die Gleichgesinnten erkennen, und es ist die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fahne, um die sie sich scharen und die sie so weit wie möglich in die Reihen der Gegner hineintragen. Das ist die ganz natürliche, notwendige und also gute Rolle, die das Schlagwort in der Kunst spielt!

Die schlechte Wirkung des Schlagwortes besteht darin, daß Menschen, die ein wahres Kunsterleben, das stets auf die Sinne gegründet ist, nicht kennen, sich der Schlagworte gerade am leidenschaftlichsten bemächtigen und nun mit ihnen ein intellektuelles Spiel aufführen, das mit der Kunst nur soviel gemein hat, wie überhaupt ein abstrakter Begriff mit dem Leben. Man zeige einem solchen Menschen ein Bild von Curt Herrmann, oder irgendein anderes Kunstwerk, das ganz auf ein sublimes Genießen durch die offenen und unverdorbenen Sinne eingestellt ist. Er sieht es sich höchstens drei Sekunden lang an, aber er hat schon unzählige Begriffe, mit denen er leidenschaftlich operiert. Er errichtet mit ihnen Schranken, er stabiliert Axiome, er schafft ein vollständiges System der Aesthetik, ehe er noch das bestimmte, vorliegende Bild wirklich „gesehen" hat. Wahrscheinlich hat er es inzwischen überhaupt schon vergessen. Er hätte dieselbe Rede gehalten, wenn man ihm einen Holzschnitt von Pechstein oder eine Zeichnung von Kokoschka gezeigt hätte! Es muß also doch wohl leichter sein, mit Begriffen mehr oder minder logisch zu arbeiten, als seine Sinne zu konzentrieren. Man drückt sich um ein neues Erlebnis mit Begriffen herum!

Das Amüsante ist nun, daß diejenigen, die glauben, die Sache zu haben, wenn sie mit ihrem Begriff operieren, sich kaum jemals über die Bedeutung ihrer Schlagworte einig sind, was freilich erst recht zu den geistreichsten und tiefsten Kontroversen Anlaß gibt, in denen man sich dem Geheimnis der Kunst geradezu beklemmend nahe fühlen darf.

Nicht nur das gebildete Publikum, auch die strenge Fachwissenschaft läßt sich von Schlagworten — hier heißen sie aber sehr abgeklärt „Begriffe" — an der Nase herumführen. Es gibt z. B. den Begriff des „Typischen" in der Kunstwissenschaft. Ein sehr schönes und bedeutsames Wort! Aber was soll man mit ihm eigentlich anfangen, wenn man nicht weiß, was es bedeutet, wenn es offenbar ganz Verschiedenes bezeichnen kann? Bald heißt es, ein Bild sei schlecht, „weil es im Typischen stecken geblieben sei", bald wiederum heißt es, ein Bild sei vortrefflich, „weil es das Zufällige, Individuelle zum Typischen erhoben habe". Bald also ist das Typische eine Höhe, bald eine Tiefe, bald ein Verdienst, bald ein Fehler, ein Vergehen!

Noch schlimmer steht es mit dem Begriff des „Naturalismus". Nicht nur, daß dieser Begriff das Wirken von hundert Künstlern einander prinzipiell gleich macht, während es sich in Wahrheit stets um etwas Neues handelt, um ein ganz anderes Erlebnis für Giotto, ein anderes für Dürer, ein anderes für Monet oder Leibl, sondern es verblüfft auch hier die Ungeniertheit, mit der dieser Begriff bald lobend, bald tadelnd verwendet wird. Vom gleichen Autor im gleichen Buche kann man es hören, daß eine Kunst, z. B. die deutsche Plastik in Bodes Darstellung, sich zum Naturalismus erhebt und in Naturalismus verfällt! Was also ist Naturalismus?

Wie viele Verwirrung hat nicht allein der Begriff des „Impressionismus" angerichtet. Wir ersparen es uns, die verschiedenen Deutungen, die dieses Schlagwort gefunden hat, aufzuzählen. Man hat den „Impressionismus" als Hellmalerei jedenfalls sehr äußerlich, als Morgenröte einer neuen, werdenden Kultur sehr falsch aufgefaßt. Daß man ihn auch ganz im Gegenteil als Altersercheinung einer Kultur genommen hat (Hamann), ist eigentlich selbstverständlich! Der Verfasser einer doppelbändigen Geschichte des Impressionismus hat zur Klärung nur recht wenig beigetragen.

Wie immer die nebensächlichsten Dinge mit der größten Leidenschaft getrieben werden, so entbrennt der Streit gewöhnlich schon darum, wann und wo ein Schlagwort zum ersten Male gefallen ist, und alsdann, ob es „charakteristisch" sei oder nicht.

Nach einigen wurde z. B. der Begriff „Impressionismus" in ironischer Absicht von den Pariser Witzblättern aufgebracht, von denen ihn die Künstler ernsthaft übernahmen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nach anderen nannten sich zuerst einige Maler mit vollem Bewußtsein „Impressionisten". Ob man ähnliche Untersuchungen auch für den „Expressionismus" bereits angestellt hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Aber darüber, ob dieser Begriff „charakteristisch" sei oder nicht, wird fast täglich, ebenso wie über die Schlagworte „absolute Malerei", „Kubismus" usw., Meinung gegen Meinung gesetzt und vertreten. Deri findet z. B. alle diese modernen Schlagworte äußerst treffend und geschickt erfunden, Osborn z. B. findet sie an sich bedeutungslos und ohne Prägnanz.

Oftmals haben in der Kunst die Schlagworte ein längeres Leben, als die Richtung, die Schaffensweise, die Gesinnung, die sie ausdrücken sollten! Nachdem sie ihre natürliche und lebendige Rolle als Losung im Kampfe längst ausgespielt haben, sind die Schlagworte oft noch als tote Begriffe beim Publikum und bei den Kritikern in Uebung. Dann richten sie ebenso vielen Schaden an, wie ehedem Nutzen.

Dr. Adolf Behne.

Eine Frau in einem Boot.

Unabweislich, schon nach den ersten Seiten des Bunsenschen Buches*), bildet sich bei dem Leser diese Titelparallele zu der köstlichen, wasserfrischen Groteske Jerome K. Jeromes, und dringt er tiefer ein, so gewinnt auch der Nachsatz seine Berechtigung; hier wie dort ist „vom Hunde ganz zu schweigen". Denn es verlohnt sich nicht, von Pop viel Aufhebens zu machen; er ist zwar wohlerzogen und weiß sofort, daß ein Boot für einen reputierlichen Hund „Stube" ist und man sich dementsprechend zu benehmen hat; aber im übrigen ist er geistig und physisch in Berlin W. zu Hause und hat für dieses Abstreifen aller Kultur, wie es seine Herrin liebt, kein Verständnis. Darum beteiligt er sich nur an der ersten Fahrt auf der unkomfortablen Formosa I und bleibt später hübsch zu Hause. Für die Sicherheit kommt der Hund somit nicht in Frage, und der Revolver, den man bei sich hat, dient auch hauptsächlich dekorativen Zwecken. Man kann es daher den braven Schiffern und Flößern nicht verdenken, wenn sie beim Anblick der Formosa erstaunt rufen: Eine Dame, und ganz allein!

Diese Dame ist Fräulein Marie v. Bunsen, die in den Jahren 1905 bis 1909 Havel, Werra, Weser und Oder für sich entdeckt und erobert und für uns beschrieben hat. Streng genommen ist das falsch, denn nicht die Flüsse hat die Ruderin beschrieben, wenigstens sind das nicht die uns Landratten fesselnden Partien dieser hübschen Bücher, sondern jenes eigenartige amphibische Doppelleben, das man zu führen gezwungen ist, wenn man im Ruderboot durch Deutschland fährt. Der Strom ist Ziel und Zweck, ist Freund und Straße, aber das Land ist Heimat und Sehnsucht, wird geliebt und geflohen, gesucht und verlassen. Und das Land ist die Kultur, in der wir stehen, und aus der wir heraus wollen, die wir abstreifen möchten wie ein Hemd vor dem erfrischenden Bade. Jeder, der es versucht, erlebt es von neuem: non possumus, wir können nicht, wir verlieren uns selbst mit der Kultur. Es ist nichts so falsch wie die Phrase Rousseaus: Geht in die Wälder und werdet Menschen. Nur Tiere leben dauernd im Wald.

Das sind Fußnoten zu Bunsenschen Texten. Aber der Geist Rousseaus, destilliert und gereinigt vom Fusel der glitzernden Phrase, lebt in diesem Buche, wie er überhaupt in unserer Zeit lebt. Week end und Camping drüben, Wandervogel und Freibad bei uns, sind dafür erfreuliche Zeichen. Wir sind alle heute der Natur näher als die früheren Geschlechter, aber wir wissen, daß unsere eigentliche Heimat die Kultur ist, und daß die Ausflüge in die Natur eben Ausflüge bleiben müssen. Nur Anfänger glauben, den Zusammenhang lösen zu dürfen. Auch Fräulein v. Bunsen beschließt nach einer Nacht auf den Bootsplanken, das nächste Mal weniger Bücher, dafür aber eine wollene Decke mitzunehmen.

Das klingt sehr unliterarisch, und un-

*) Marie v. Bunsen, „Im Ruderboot durch Deutschland". Berlin, S. Fischer, Verlag.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

literarisch ist dieses Buch Gott sei dank in seinen besten Partien. Der Stil ist so salopp wie eine alte Försterjoppe, die doch ihrem Besitzer wunderbar zu Gesicht steht. Ueberall da, wo die Bilder und Eindrücke mit klaren Lokalfarben nebeneinandergesetzt sind, ergeben sich Seiten von hohem Reize. Aber wenn die Reisende sich an Land begibt, dann läßt sie den guten Wassergott zurück, der ihr die Feder führte, und aus der frischen Ruderin wird die Autorin. Was haben Gestalten wie der gute Hans von Schweinichen im Boot des Fräuleins v. Bunsen zu suchen und sich dort so breit zu machen? Nichts, gar nichts, und darum über Bord mit dem Eindringling! Ueberhaupt wäre nicht selten weniger mehr gewesen. Es wäre ein Leichtes, hier eine Reihe von Warnungstafeln aufzurichten, nicht, um von dem Buche abzuschrecken, sondern um den Leser zu bitten: Stoße dich nicht daran.

Denn dieses Buch ist gut, dieses Buch ist eine Tat. Es gibt heute so viele, denen nur vom Buch aus beizukommen ist. In die Hand derer wünsche ich dieses Buch. (Vielleicht könnte man stark kürzen und eine billige Volksausgabe unter die Menge werfen.) Selbstverständlich müßte die Lebensführung werden, die in diesem Buch beschrieben ist, für Sommer- und Ferientage, für jedermann in der Großstadt. Aber das ist sie heute noch für niemanden, auch nicht für die Autorin, denn über Selbstverständliches pflegt man kein Buch zu schreiben.

Fritz Michaelis.

„Jedem das Seine".

Uns wird geschrieben:

Bekanntlich hat General v. Deimling, der Kommandierende des 15. Armeekorps, folgenden Erlaß herausgegeben:

Es ist vielfach üblich, nach gelungener Besichtigung oder bei ähnlichen Anlässen den Mannschaften ein Bierfest aus Kantinen- oder sonstigen Mitteln zu veranstalten. Ich bin der Ansicht, daß man den Mannschaften eine größere und schönere Freude bereiten kann, wenn man die verfügbaren Mittel nicht in Bier anlegt, sondern zu einem gemeinsamen Ausflug, z. B. nach der Hohkönigsburg oder dem Schlachtfelde von Wörth, verwendet. Dort halten die Offiziere einen gemeinverständlichen Vortrag; für das leibliche Wohl wird durch Verabreichung von Kaffee, Milch oder sonstigen alkoholfreien Getränken gesorgt. Wer glaubt, daß er ohne Alkohol nicht existieren kann, mag sich aus eigener Tasche welchen kaufen. Für solche Feiern werden die Soldaten ihren Vorgesetzten dankbarer sein, als für die Bierfeiern. Die Erinnerung an sie wird bleiben, während die Erinnerung an die Bierfeier mit dem Katzenjammer verraucht, den sie erzeugt. Es wird nur dieser Anregung bedürfen, um einen Mißbrauch zu beseitigen, der in dem ebenso veralteten als falschen Glauben wurzelt, daß der Mensch nur fröhlich sein kann, wenn er Bier oder Wein zu trinken bekommt.

Dieses berichten die „Times" ihren englischen Lesern in einem etwas mokanten Tone.

Nach der Meldung ihres Berliner Korrespondenten erregt dieser Erlaß bei uns einige Heiterkeit. Das ist natürlich die Beobachtung eines Ausländers, die durch keine Sachkenntnis getrübt wird, denn dazu sind wir viel zu militärisch geschult, um eine Bestimmung eines unserer höheren Truppenführer nicht ernsthaft zu nehmen. Jede, auch eine scheinbar nebensächliche Anordnung über das Verhalten des Soldaten wird mit der Gründlichkeit, die unsere Armee von jeher ausgezeichnet hat, durchgeführt und ausgeprobt. Das altbewährte Wort: „Die Kriegskunst ist veränderlich", gilt für alle Verhaltungsmaßregeln in jeder Situation, in die der Soldat kommen kann. Auch die Ansichten über die Bekömmlichkeit der Getränke sind in unserer Armee dem Wandel unterworfen. Es ist noch gar nicht lange her, da war es z. B. bei schwerer Strafe verboten, auf dem Marsch auch nur einen Schluck Wasser zu trinken. Und wenn die Maroden rechts und links in den Straßengräben zurückblieben, kam eine ausgepumpte Truppe durch ein Dorf, wo die Einwohner Wasser vor die Türen gestellt hatten, so wurde das Verbot, von diesem Wasser zu nehmen, mit den schärfsten Disziplinmitteln durchgeführt. Dagegen durfte der Herr Hauptmann sehr wohl des Abends im Biwak oder auf den Schieß-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ständen seinen Leuten, wenn sie sich brav gehalten hatten, aus der Kompagniekasse ein Achtelchen spendieren; es war schon dafür gesorgt, daß auf den Einzelnen nicht mehr wie ein, höchstens zwei Seidel kamen. Von einem Katzenjammer am nächsten Morgen konnte keine Rede sein. Dafür sorgte der gute Geist in der Truppe.

Heute wird es im 15. Armeekorps für heilsam erachtet, für das leibliche Wohl der Soldaten bei festlichen Gelegenheiten durch Verabreichung von milder Milch, anregendem Kaffee, belebenden Brausegetränken und erfrischenden Limonaden zu sorgen.

Aber dabei ist in dem Erlaß des kommandierenden Generals ausdrücklich ausgesprochen, daß, wenn jemand unter den Mannschaften da unten im Weinlande dennoch lieber auch bei solchen Gelegenheiten einen Schluck Wein oder einen Trunk Bier genießen will, dies durchaus nicht etwa verboten sei, vorausgesetzt, daß er es selber bezahlt. General v. Deimling verlangt also durchaus nicht, wie die englischen Berichterstatter der „Times" es aufzufassen scheinen, daß seine Untergebenen gezwungen werden sollen, diese guten Gaben zu verschmähen, soweit sich das ein jeder leisten kann.

Unsere englischen Vettern können sich vollkommen darüber beruhigen, daß in unserer, dem preußischen Kern erwachsenen deutschen Armee der Wahlspruch: „Jedem das Seine", stets seine Geltung findet. Freilich wohl: Andere Zeiten, andere Sitten. Ob aber der Gedanke, in einem der schönsten Weinländer der Welt ausgewachsene Männer als Gipfel festlicher Begeisterung zum Milchempfang antreten zu lassen, in Deutschland je populär werden wird, erscheint einigermaßen zweifelhaft. Miles.

Neue Bücher.

Novellen eines Tschechen.

Wenn ein neues Volk in die Literatur eintritt, erwarten wir einen neuen, bis dahin ungekannten Typus. Wir kennen die klarbegrenzten Besonderheiten der antiken und mittelalterlichen Völkergruppen. Ja, wir stehen nicht an, aus den Eigentümlichkeiten ihrer Phantasiegebilde, ihrer Stil- und Formbestrebungen ihren Volkscharakter zu rekonstruieren. Wenn wir in dieser Beziehung die gleichen Erwartungen an eine Nation stellen, deren Sprache erst in unserer zeitgenössischen Kultur Kunstwerte hervorzubringen beginnt, lassen wir aus dem Auge, daß es heute, genau genommen, überhaupt nicht mehr das gibt, was früher eine Nation war. Kein Volk lebt mehr für sich allein; nicht mehr wie in einem Haus, dessen Türen mehr oder weniger lebhaft auf- und zugehen. Es gibt keine Mauern, keine Türen. Die Grenzen sind unbeachtet; kaum mehr erkennbar; so überschwemmt sie die eilige Beweglichkeit des Allerweltverkehrs. Einflüsse kommen ungerufen, unabweislich, und mischen sich in das Urgewachsene, füllen es zuweilen und blasen es auf wie eine Ballonhaut und treiben es zur Höhe, oder sie schichten, türmen sich darüber auf, belasten es, drücken es nieder, verdecken es, so daß man glauben könnte, sie hätten es erstickt.

Ganz besonders trifft dies bei den Tschechen zu, die seit jeher schon, von der älteren, überlegenen Kultur der Deutschen umgeben, zum vollen Austragen aller Keime, die vielleicht in ihnen lagen, nicht Zeit genug hatten. In dem Novellenband „Flammen" des tschechischen Dichters Fraňa Schramek, der in der vortrefflichen Uebersetzung Otto Picks vorliegt, (Leipzig, Ernst Rowohlt Verlag) ist bei aller Eigenart (besonders der Stoffwahl) das internationale Gepräge in der Form und im Ausdruck unverkennbar; man könnte vielleicht die Naivität, mit der sich die Einflüsse geltend machen, als einen hervorstechenden, durchaus sympathischen Charakterzug dieser Erzählungen bezeichnen. Und die Mischung ergibt eine scharfe Phantasie mit gleichsam zahllosen geschliffenen Kanten und polierten Flächen. Ungreifbare, aus Gefühlen geformte Personen, Gestalten schweben in einem Land der Ekstasen, und was sie tun, ist dennoch außerordentlich irdisch. Rote Hände einer Wäscherin spritzen einem Söhnchen, das mit seinen sechs Jahren eben von einem Zehnjährigen über seine uneheliche Abkunft aufgeklärt wurde, mit Seifenschaum die Wirklichkeit in das von träumendem Kinderbangen entrückte Gesicht. Ein altes Mädchen vergißt, was es sonst noch auf der Welt gibt, und das Gefühl des Verdorrens, das Bewußtsein des Hinwelkens eines ungelebten Lebens wächst zu übernatürlicher Verzweiflung an, sodaß man in ihrem hilflosen, wehrlosen Ekel vor sich selbst und seiner unstillbaren Gier die Tragik empfindet. Für die etwas abgegriffenen Symbole der „Elise auf Gröding" entschädigt die an die besten russischen Erzähler ge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mahnende Prägnanz und gegenständliche Anschaulichkeit der Soldatengeschichten.

Der Stilcharakter der Novellen in diesem Buch ist nicht einheitlich, und man kann sich kein vollständiges Bild von der Art des Dichters machen, aber es ist ein gutes Zeichen für seine Kraft, daß eine Grenze deutlich klafft zwischen dem, was er von fremdem Vorbild in sich aufgenommen hat, und was urkräftig und eigenwillig, unberührt von jeder Absicht, aus ihm hervorbrach. Instinkte sind hier nackt, bis auf die Knochen bloßgelegt, und daneben Zierat allerzartester Ueberfeinerung. Hinter dichten Schleiern längst verlorene, aberzogene Gemütseinheiten. Auch viel Bücherweisheit. Sturmallegorieen, wie sie Selma Lagerlöf nicht anders, freilich auch nicht schöner erfunden hat, Symbole in einem alltäglichen Abschiedswort, das nur durch seine Folge im Gespräch sein ganz Besonderes erhält, wie wir es von Hamsun nicht verwirrender, nicht subtiler kennen.

Das Verdienstlichste, Seltenste, ach so Seltene! an diesen Novellen: sie sind unbefangen. Und darin hat die Uebersetzung Otto Picks etwas ganz Besonderes geleistet. Ueberall hat er in wohltuender Einfachheit diesen Erzählungen ihre unbekümmerte Freiheit des Ausdrucks urwüchsig erhalten. Nirgends sind slawisch extravagante Sprachmischungen zum Aufputz, zum Raritätswert entwürdigt.

Oskar Baum.

Friedrich Neubauer. Der Hühnerhof. Eine Komödie. (S. Fischer Verlag, Berlin 1914.)

Eine köstliche, quellfrische, lebenstrotzende, von echtem, kräftigem, fröhlichem Humor beseelte Dorfkomödie ward uns hier beschert, die geradezu nach der Bühne und einem phantasiereichen Regisseur schreit. Anfangs zwar fällt es einem schwer, die haarscharf getroffene Echtheit des oberbayrischen Dialektes zu verstehen und der im Schneckentempo gehaltenen, umständlichen Exposition Interesse abzugewinnen, aber bald fühlt man sich angeheimelt und spürt beinahe leibhaftig den Heu-, Mist- und Knastergeruch sich um die Nase wehen. Der gesunde Humor und die raffinierte Beobachtungsgabe des Verfassers sprechen sich selbst in seinen eingehenden Bühnenanweisungen aus. Auf die Handlung kommt es ihm erst in zweiter Linie an, und deshalb ist sie auch ziemlich dünn geraten. Peter Flosch, der Krippenbauer, hat gerade im Vorfrühling sein Weib verloren und wird nun von den sieben unbemannten — teils verwitweten, teils jungfräulichen — Bäuerinnen eifrig zum Gatten begehrt. Er verspricht allen sieben die Heirat und macht sie sämtlich zu unehelichen Müttern. Als sie im folgenden Hochsommer den gemeinsam erlittenen Schaden besehen und aus haßerfüllten Rivalinnen trostbedürftige Leidensgenossinnen geworden sind, kommen sie an einem schwülen Abend bei der resolutesten unter ihnen zusammen, warten, bis der Hahn seiner einen Henne durch das Fenster nachsteigt, und stürzen sich auf ihn, um ihn zu verprügeln. Diese Szene bildet einen Aktschluß von überwältigender dramatischer Durchschlagskraft. Im nächsten Vorfrühling findet die gemeinsame Taufe von sieben kleinen Krippenbäuerinnen statt. Der Bauer ist durch die Alimentationssorgen und den Schimpf und Spott der Dorfbewohner schon ganz abgemagert. Bei dem Anblicke der feierlichen Prozession der sieben Mütter mit ihren Wickelkindern wird er tief gerührt und wird zum Schlusse von dem gemütlichen, vierschrötigen Landdoktor mit der Hoffnung getröstet, daß ja nun sein Bub Xaverl dereinst die fruchtbare Tätigkeit seines Vaters fortsetzen könne. Das Wertvollste und Fesselndste an diesem Stücke ist die schlechthin unübertrefflich echte, lebenswarme Schilderung des Milieus. Der Krippenbauer ist ziemlich farblos geblieben, aber desto besser ist dem Verfasser der Chor der betrogenen Weiber gelungen. Auch die Episodenfiguren sind größtenteils sehr anschaulich ausgefallen, und die Landschaft mutet wie Natur an. Eine besondere künstlerische Offenbarung ist die zarte, hochpoetische, stimmungsumwobene Schlußszene des ersten Aktes, da der kleine Xaverl — endlich einmal ein wirkliches Kind — den alten Koberl nach dem lieben Gott und dem Himmelreich fragt, während die Nacht und der Sternenhimmel sich über die weite Gebirgslandschaft breiten. Friedrich Neubauer erscheint schon nach dieser noch nicht ganz ausgereiften Probe seiner Begabung als eine der stärksten Hoffnungen der heranwachsenden Dichtergeneration.

W. B.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein und Dr. Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Wilhelm Bolze, Charlottenburg, Friedbergstr. 18. — Verlag: Die Gegenwart G. m. b. H., Berlin W. 15, Meinekestr. 25. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gegenwart

Nr. 30 | Berlin, den 25. Juli 1914 | 43. Jahrgang Band 86.

Die Erotik der Bilderstürmerinnen.

Von

Wilhelm Bolze.

Man gewöhnt sich allmählich ab, sich über das ungebärdige Treiben der englischen Wahlweiber noch ernstlich zu erregen. Wir halten es schon für ganz natürlich, jeden dritten Morgen in unserer Zeitung von einem neuen Angriffe der Suffragetten auf die Bilderschätze der englischen Museen zu lesen. Ein wenig erinnert diese sinnlose Zerstörungswut an die Ungezogenheiten kleiner Kinder, denen man ihren Willen nicht läßt, und die sich nun durch Demolierung aller erreichbaren Gegenstände zu rächen suchen. Freilich pflegen die Kinder dann von ihren Eltern oder Erziehern in ihre Schranken zurückgewiesen zu werden. Den Stimmrechtlerinnen gegenüber hätte die Polizei diese Verpflichtung, aber die Ohnmacht und Ratlosigkeit der englischen Sicherheitsbehörden steht ja in der Geschichte beinahe einzig da. So wird die Suffragettenwirtschaft zu einer welthistorischen Komödie, der man, je nach dem eigenen Temperament, mit Humor oder mit Bitterkeit zusehen mag. Ein pikanter Witz der Weltgeschichte hat es gefügt, daß diese traurigen Don-Quixoterien ausgerechnet dem Volke zustoßen, das gemeinhin für das praktischste, nüchternste und am wenigsten abenteuerliche gilt.

Ueber die Motive der Frauenstimmrechtsbewegung lassen sich noch mannigfache psychologische Doktorarbeiten schreiben. Sicherlich wird so leicht niemand auf den gewagten Gedanken verfallen, diese Agitation in Beziehung zu erotischen Momenten zu bringen. Man stelle sich etwa Frau Pankhurst verliebt vor! Einer Frau ist es denn auch vorbehalten geblieben, in einer Broschüre „Liebe und Stimmrecht" einen Zusammenhang zwischen diesen beiden Begriffen herzustellen. Sie ist keine geringere als die bekannte Schriftstellerin Gabriele Reuter, und ihre Abhandlung ist bei S. Fischer in Berlin erschienen. Man ist also moralisch gezwungen, ihren Ausführungen Beachtung zu schenken, und man ist zugleich neugierig, ihre originellen Gedankengänge kennen zu lernen.

Man schöpft zunächst keinen Verdacht, weil das Thema nicht „Stimmrecht und Liebe" lautet, und man setzt als selbstverständlich voraus, daß der Verfasserin das Stimmrecht als der wichtigere Begriff gilt. Es ist jedoch ungemein bezeichnend und echt weiblich, daß wir auf 46 Seiten über das Wesen der Liebe aufgeklärt werden, und daß dann nur noch sieben Seiten über das Stimmrecht und seine Beziehungen zur Liebe nachgeschickt werden. Der Verfasserin liegt also das erotische Problem an sich am meisten am Herzen, und die Frauenstimmrechtsfrage soll ihm nur eine sensationelle Note geben. Wenn Gabriele Reuter durch ihre einleitenden Worte: „Liebe und Stimmrecht — die zwei Dinge scheinen wenig miteinander gemein zu haben. Sie scheinen nur einen pikanten Gegensatz zu bilden", den Eindruck erwecken will, daß die zwei Dinge in Wirklichkeit doch viel miteinander gemein haben, so führt sie sich durch ihre Deduktionsweise selbst ad absurdum, zeigt sich aber zugleich in ihrer Gedankenwelt als echte Frau.

Die an sich ausgezeichneten Ausführungen über das Wesen der Liebe gipfeln darin, daß die Liebe in ihrer höchsten Steigerung — die allerdings, nach dem Zugeständnis der Verfasserin, nur verschwindend wenigen Menschen eigen ist — das erhabenste Gefühl der Menschenseele sei, daß sich in ihr aus der ur-

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sprünglich allerdichtesten Konzentration des Egoismus die reinste Verwirklichung des Altruismus herausdestilliere, und daß sie deshalb auch an ihren Objekten die volle Entfaltung der Persönlichkeit wünsche. Persönlichkeiten aber bilden sich nur im Kampfe, und nur, wenn alle Betätigungsfelder des menschlichen Willens offen liegen. Da überdies der Staat nach Gabriele Reuter von jeher der Tummelplatz der kühnsten Experimente zur Menschheitsentwicklung gewesen ist, so ist das Frauenstimmrecht ein erstrebenswerter, wesentlicher Faktor für die Entfaltung der weiblichen Persönlichkeit und die damit verbundene absolute Gleichstellung von Mann und Weib.

Diese originellen Ausführungen sind von einem bewundernswerten, aber ganz wirklichkeitsfremdem Idealismus getragen. Es wäre doch wohl zu pessimistisch, anzunehmen, daß zur Entfaltung der weiblichen Persönlichkeit Brandstiftungen, Museumsschändungen und Stinkbombenattentate erforderlich seien. Aber Gabriele Reuters Rechnung steht unter falschen psychologischen Voraussetzungen. Die normale Frau verlangt überhaupt keine absolute Gleichberechtigung mit dem Manne, wünscht vielmehr gerade seine Ueberlegenheit anzuerkennen. Die politische Betätigung liegt gar nicht im seelischen und geistigen Interessengebiete der Frau. Weit entfernt davon, die Suffragetten — wie es doch im Sinne Gabriele Reuters liegen müßte — als geistige Führerinnen und Vorkämpferinnen ihres Geschlechts zu erklären, möchte ich sie vielmehr für hysterische Schwärmerinnen halten.

Es gibt nur eine Möglichkeit, das Treiben der Bilderstürmerinnen mit erotischen Momenten zu verknüpfen. Ein altes orientalisches Sprichwort nennt als die drei gefährlichsten Gifte die Schlange ohne Fraß, das Schwert ohne Blut und — das Weib ohne Kuß. Mangel an erotischer Befriedigung könnte also die Ursache zu dieser Irreleitung weiblicher Leidenschaft sein, und das ist auch in der Tat die einleuchtendste psychologische Begründung, die an den meisten Anhängerinnen des Frauenstimmrechts experimentell leicht nachgewiesen werden könnte. Aber gerade darin liegt ja der normwidrige Charakter dieser Entartung der weiblichen Natur deutlich ausgesprochen. Vielleicht hat deshalb die trottelhafte Nachsicht der englischen Justiz wenigstens den einen — unter Umständen freilich sehr teuer erkauften — Vorteil, daß die Frauenstimmrechtsbewegung an ihrer eigenen Tollheit erwürgt.

Bewaffnete Handelsschiffe.

Von

E. Fitger (Bremen).

England, die leitende Macht im Privatseerecht sowie im Kriegsrecht zur See, hat längere Zeit auf diesem Gebiete nichts von sich hören lassen. Mit einem Mal kommen verschiedene Auslassungen seiner maßgebenden Staatsmänner. Der Marineminister Mr. Winston Churchill und der Minister des Auswärtigen haben bedeutende Seerechtsreden gehalten, von denen wenigstens die eine hier näher beachtet sein möge.

Die Londoner Deklaration läßt bekanntlich das Seebeuterecht unangefochten; sie soll nicht eine eigentliche Reform des Seekriegsrechts bringen, sondern eine Kodifikation des geltenden Rechts. Der damalige Lordkanzler Lord Loreburn war freilich ein eifriger Freund der Aufhebung des Seebeuterechts, in die Deklaration ist sie aber nicht hineingekommen, und inzwischen ist Lord Loreburn aus dem Ministerium ausgeschieden. Mr. Winston Churchill, der Marineminister, hat sich in seiner Rede vom 17. März d. J. insofern für die Erhaltung dieses barbarischen Rechts ausgesprochen, als er erklärt hat, die Aufhebung dürfte keine Macht veranlassen, ein Torpedoboot weniger zu bauen.

In derselben Rede machte Churchill einige sehr bemerkenswerte Mitteilungen über bewaffnete Handelsschiffe, einen Begriff, den das Völkerrecht der Gegenwart gar nicht kennt. Er erzählte, Ende 1914/15 würde England siebzig bewaffnete Handelsdampfer besitzen. Diese Schiffe könnten und sollten nicht zu Angriffszwecken dienen, ihre ganze Bewaffnung bestände in Kanonen am Hinterteil (dem Heck),

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

so daß sie nur auf Verfolger feuern könnten. Zum Angriff seien sie also ganz ungeeignet, sie hätten auch strengsten Befehl, jedem Gefecht mit einem feindlichen Kriegsschiff auszuweichen. Das ist eine sehr merkwürdige Definition. Sie setzt voraus, daß der Feind Handelsschiffe besitze, die auch am Vorderteil (dem Bug) mit Kanonen ausgestattet sind. Welchen Sinn hätten sonst Heckgeschütze, wenn man sich auf ein Gefecht mit einem feindlichen Kriegsschiff nicht einlassen will? Noch hat keine Macht bewaffnete Handelsschiffe, England setzt also voraus, daß der Feind in Zukunft Handelsschiffe mit Buggeschützen ausrüsten werde. Wenn dies aber geschieht, ist dann anzunehmen, daß England sich eigensinnig auf seine Heckgeschütze beschränkt, mit denen das Schiff in vielen Fällen nichts anfangen kann? Es macht vielmehr den Eindruck, als habe man es vorerst nur mit einer ganz provisorischen Formulierung des Gedankens zu tun, und als ständen die eigentlichen Entscheidungen erst im Kriege bevor, wobei England vollständig freie Hand haben würde, wenn nicht vorher internationale Vereinbarungen dahin getroffen würden, unter welches Recht „bewaffnete Handelsschiffe" gestellt werden sollten, wenn man solche überhaupt für zulässig erachten will.

Wäre ein bewaffnetes Handelsschiff ein Kriegsschiff, so fiele es unter das „Abkommen über die Umwandlung von Kauffahrteischiffen in Kriegsschiffe", das die Haager Friedenskonferenz vom Jahre 1900 beschlossen hat, und das am 27. November 1909 u. a. von Deutschland und Großbritannien ratifiziert worden ist. Darin heißt es:

§ 1. Kein Kauffahrteischiff, das in ein Kriegsschiff umgewandelt ist, hat die mit dieser Eigenschaft verbundenen Rechte und Verpflichtungen, wenn es nicht dem direkten Befehl, der unmittelbaren Aufsicht und der Verantwortlichkeit der Macht, deren Flagge es führt, unterstellt ist.

§ 2. Die in Kriegsschiffe umgewandelten Kauffahrteischiffe müssen die äußeren Abzeichen der Kriegsschiffe ihres Heimatlandes tragen.

§ 3. Der Befehlshaber muß im Staatsdienste stehen und von der zuständigen Staatsgewalt ordnungsrichtig bestellt sein. Sein Name muß in der Rangliste der Kriegsmarine stehen.

§ 4. Die Mannschaft muß den Regeln der militärischen Disziplin unterworfen sein.

Auf die „bewaffneten Handelsschiffe" Mr. Churchills passen diese Bestimmungen nicht. Kriegsschiffe im Sinne dieses Abkommens sind sie demnach nicht. Sie haben also auch nicht das Recht, ein ihnen begegnendes Schiff durch einen Kanonenschuß zum Zeigen der Flagge aufzufordern, sie dürfen von dem Untersuchungsrecht keinen Gebrauch machen, kein Neutraler braucht sich von ihnen irgend etwas gefallen zu lassen. Wie will das „bewaffnete Handelsschiff" der einen Flagge unterscheiden, ob das ihm folgende oder ihm begegnende Schiff, von dem es einen Angriff befürchtet, der feindlichen oder einer neutralen Flagge angehört? Wie soll es erfahren, ob der unbekannte Handelsdampfer nicht etwa maskierte Buggeschütze hat, die er erst im Augenblick der Anwendung zeigen will? Und selbst wenn letzterer nur Heckgeschütze hat, wie soll der Voraufgehende, der ebenfalls nur Heckgeschütze hat, erfahren, ob das ihn überholende Schiff überhaupt bewaffnet ist? Maskierte Heckgeschütze kann man doch erst sehen, wenn der verdächtige Verfolger mindestens auf gleicher Höhe ist, dann aber kann man seine eigenen Heckgeschütze gar nicht mehr benutzen. Der schneller fahrende Verfolger gewinnt Vorsprung und ist bald in dem Vorteil, auf einen wehrlosen Gegner feuern zu können. Haben die Heckgeschütze einen großen Drehungswinkel, so kann der Verfolgte sie allerdings noch ausnutzen, wenn der Verfolger bereits neben ihm ist. Hat dieser jedoch eine große Ueberlegenheit an Geschwindigkeit, so bleibt er in genügender Entfernung, bis er seinem Gegner beikommen kann.

Auf solche Fährnisse wird sich der Ausrüster „bewaffneter Handelsschiffe" nicht einlassen, er wird, wenn er wirklich den Krieg abwarten sollte, diese Fahrzeuge sofort in Hilfskreuzer umwandeln, und sie mit allen geeigneten Waffen versehen, zugleich sie auch dem Haager Abkommen von 1900 über die Umwandlung gemäß zu Kriegsschiffen im Sinne des Völkerrechts machen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Darauf haben auch die neutralen Mächte einen Anspruch. Nur von Kriegsschiffen brauchen sich ihre Kauffahrer das Durchsuchungsrecht gefallen zu lassen. Handelsschiffen das Einlaufen in ihre Häfen zu verweigern, haben sie keinen Anlaß, während sie den Kriegsschiffen einer kriegführenden Macht nur eine sehr beschränkte Gastfreundschaft gewähren dürfen.

Der Abschnitt „Abkommen betreffend die Rechte und Pflichten der Neutralen im Seekriege" der Haager Konferenz von 1907, den Deutschland und England (mit Vorbehalt für wenige Artikel) ratifiziert haben, widmet allen diesen Eventualitäten eingehende Vorschriften. Bei der bloßen Erklärung Englands, daß seine bewaffnete Handelsschiffe eben keine Kriegsschiffe sind, können sich doch die Neutralen nicht begnügen. Auch darf man wohl die Frage aufwerfen, ob England sich wirklich bei dem Gedanken beruhigen wird, daß auch andere Staaten in gleicher Weise Mitteldinger zwischen Kriegs- und Handelsschiffen schaffen könnten, für die sie Vorschriften erlassen könnten, die gar nicht notwendigerweise mit den englischen übereinzustimmen brauchten.

Man hat in dem Churchillschen Schritt einen höchst bedauerlichen Versuch vor sich, die Scheidelinie zwischen Kriegsschiffen und Handelsschiffen wieder zu verwischen, um deren Deutlichkeit sich doch Generationen von Völkerrechtlern bemüht haben. Ist es der englischen Regierung nicht klar geworden, daß man sich von dieser Seite her einem anderen unheilvollen Mittelding zwischen Kriegführung und friedlicher Handelsschiffahrt wieder nähern kann, der Kaperei? England als Eigentümer der Hälfte der Dampferflotte und eines Drittels der Segelflotte der ganzen Welt, hätte das größte Interesse daran, alles was dahin führen könnte, abzuwehren, es ist auch stets ein konsequenter Gegner der Kaperei gewesen.

Was gibt ihm die Veranlassung zu dem jetzigen sonderbaren Schritt? Nur die stets wachsende Besorgnis vor einer Gefährdung seiner Volksernährung durch die Bedrohung der Nahrungsmittelzufuhr im Kriege. Man kann sie ihm wohl nachfühlen, aber wäre nicht ein viel einfacherer und erfolgversprechenderer Schritt die Anerkennung des Grundsatzes: „Das Privateigentum zur See ist frei"?

Wenn England aber das nicht will, so sollte es um so mehr Initiative ergreifen, um Bestimmungen über bewaffnete Handelsschiffe in das modifizierte Seerecht einzufügen.

In derselben Rede kündigt Churchill an, die englische Regierung sei bereit, die Prisengelder an ihre Flottenmannschaften für Wegnahme feindlicher Handelsschiffe aufzuheben. Da aus der Hoffnung auf reiche Prisengelder selbst Engländer die lebhafte Neigung ihrer Marine-Offiziere für Flottenrüstung herleiten, so könnte dieser Schritt sehr bedeutsam werden. Deutschland kennt die Institution der Prisengelder nicht.

Weit bedeutsamer noch, aber zu inhaltreich, um in diesem Zusammenhang gebührend gewürdigt zu werden, war die Rede Sir Edward Greys vom 6. Mai. Er stellte neue Verhandlungen über das Seekriegsrecht in Aussicht. Vielleicht könnte das zur Ratifizierung der Londoner Deklaration, vielleicht zur Einführung des Grundsatzes: „Das Privateigentum zur See ist frei, ausgenommen Fälle der Konterbande und des Blockadebruchs" führen. England stellt aber Bedingungen. Es will die Erhaltung des Blockaderechts; Sicherheit dagegen, daß nicht die Wegnehmbarkeit des Privateigentums auf dem Umwege der Erweiterung des Konterbandebegriffs wieder eingeführt werde; besseres Recht betreffs der Auslegung frei schwimmender Seeminen; Beseitigung des Rechts, Handelsschiffe auf offener See oder in neutralem Hafen in Kriegsschiffe umzuwandeln. — Der letzte Punkt bildet vorerst noch eine große Schwierigkeit.

Max Martersteig und das Leipziger Theater.

Von

Dr. Wolfgang Friedrich.

Es gibt nur wenig Theaterfachmänner unserer Tage, die so durch und durch Künstler sind wie Max Martersteig. Und eben darum war es fast notwendig, daß

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gerade er in einer Stadt, deren Interessen trotz Universität und Kunstschulen doch wesentlich praktisch gerichtet sind, eine selten schwere Krise erfahren mußte.

Im Zusammenhange mit dieser Krise ist Martersteigs Name in letzter Zeit viel genannt worden, und das Für und noch mehr das Wider hat die Meinung über seine Persönlichkeit schwankend gemacht.

Als Martersteig vor zwei Jahren von Köln nach Leipzig kam, wurden die Posaunen in einer Weise geblasen, die zweifellos niemandem peinlicher war als ihm selbst. Die durch Einrichtung der Intendanz auf eine anders geartete Grundlage gestellte Theaterverwaltung brauchte nun zweifellos Zeit, um sich gedeihlich zu entwickeln. Ebenso ist Martersteig viel zu sehr Persönlichkeit, als daß er etwa einen künstlerischen Betrieb einfach übernommen hätte; ihm stellte sich naturgemäß sofort die Aufgabe, diesen in seinem Sinne umzubilden. Eine solche Umbildung aber wird nicht von heute auf morgen; und es muß eine Uebergangszeit abgewartet werden, die nicht frei von Gebrechen sein kann. Erst allmählich ist eine Festigung des umgeformten Körpers möglich. Aber so wenig man mit Lorbeeren auf Vorschuß gespart hatte, so sehr wurde in Kürze Martersteigs Wirken von manchen Seiten mit einer sich steigernden Gehässigkeit verfolgt, die leider nicht immer von einer persönlich gefärbten Polemik sich fernzuhalten wußte. Diese blinde Beurteilung hatte das eine Gute, daß sie auf der anderen Seite — und es war nicht eben die schlechtere — begeisterte Sympathiekundgebungen heraufbeschwor, die ihn wohl entschädigen konnten.

Martersteig wird außer dem Defizit, das ihm gewisse Leute wohl nie verzeihen werden, eine unglückliche Hand in bezug auf den Spielplan, insbesondere das Experimentieren mit jungen dramatischen Talenten sowie eine künstlerisch nicht ausreichende Ausgestaltung des Ensembles zur Last gelegt.

Es ist nun trefflich, aufzuzählen, daß dies und jenes Premierenstück keine Meisterleistung war. Und so sehr der eine „Theaterfreund" nach Schiller ruft, so laut verlangt ein zweiter leichtere Kost. Ein Theaterleiter kann nicht allen Wünschen nachgehen; es muß genügen, wenn er das tut, was er vor seinem eigenen künstlerischen Gewissen verantworten kann.

Sehr wesentlich aber ist es, wenn ein Theaterleiter den Mut hat, sich einzusetzen für die Erzeugnisse von solchen, die noch nicht zu den Tagesgrößen zählen. Nur so ist Entwicklung möglich. Bei dem unglaublichen dramaturgischen Betriebe, der viele unserer Bühnen auszeichnet, ist ein solcher kühner Einsatz für eine junge noch nicht gewertete Kraft nicht hoch genug einzuschätzen. Ein Fehlschlagen ist hierbei natürlich nie ausgeschlossen, denn von dem routiniertesten Theaterkenner kann die eigentliche Wirkung eines Stückes auf das Publikum nie bis ins letzte berechnet werden. Es bleibt da ein Unbestimmbares, das klar und unzweideutig erst in der Aufführung sich auszusprechen vermag.

Martersteig scheute es nicht, solche Experimente zu wagen. So erschien Hanna Rademacher mit einem in der italienischen Renaissance spielenden, dichterisch beachtenswerten, wenn auch nicht dramatisch einwandfreien Stück. So sah man des zweifellos talentierten Gerdt von Bassewitz Judasdrama, das in der Fassung des Problems Angriffspunkte bot, auch im Bau Schwächen aufwies, trotz allem aber für ein Können sprach. Ebenso trat er ein für Heiselers stark angelegte, wenn auch nicht durchgeführte Tragödie „Peter und Alexejew". Es währte auch nicht lange, so wurden Stimmen laut, die Martersteig solches Experimentieren in geharnischten Eingesandten zum Vorwurf machten, brave Leute, die ihren Schiller kannten, aber ihn verhungern gelassen hätten, wenn er ihr Zeitgenosse gewesen wäre. Sie wissen es nicht, wie schwer es der junge Schriftsteller hat, die Bühne zu erreichen, es sei dann, er schreibe einen sinnfälligen Schwank. Den literarischen Dingen fremd, ahnen sie es auch nicht, wie gerade das Talent darunter leiden muß. Denn das Drama hat sein Leben von der Bühne, und nur der Dichter, der sie kennen gelernt, den eine Wechselwirkung mit ihr verbunden hat, vermag Gesundes zu schaffen. Wir können es nicht ermessen, wieviel wir dadurch verloren haben, daß die deutsche Nation zu ihrer ewigen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schande an Kleist vorübergegangen ist. So ist das, was Begrenztheit Martersteig zum lauten Vorwurf macht, für ihn im Gegenteil ein höchstes Lob, das ihm die Mißgunst nicht verkleinern kann.

Keine der Erstaufführungen des letztverflossenen Spieljahres brachte einen wirklich nachhaltigen Erfolg. Hier darf man indessen nicht die Intendanz verantwortlich machen. Es spielen hier Wirkungen, die außerhalb der Macht des Einzelnen stehen. Wir sahen unter anderem Carl Sternheims immerhin beachtenswerten „Bürger Schippel", ein historisches Drama „Marignano", eine durch Martersteigs Inszenierung künstlerisch gehobene Aufführung von Hardts „Gudrun", ferner Schönherrs tragisch-komischen Zwitter „Die Trenkwalder", Johan Bojers episches Problemschauspiel „Die Augen der Liebe" und Galsworthys nicht eben starken „Erben".

Glücklicher war man mit Neueinstudierungen. So erschien vor allem Shakespeares „Viel Lärm um Nichts" in einem denkbar glücklichen Rahmen. Eine Stimmung ausklingende vereinfachte Dekoration, die Verwandlungen erspart durch Benutzung von Vorder- und Hinterbühne, die Mannigfaltigkeit der Szenen in zwei Teilen zusammengeschlossen, eine treffliche Darstellung — und es gab einen stürmischen Erfolg, der bewies, daß Martersteigs Wirksamkeit auch noch gerechte Beurteiler hat.

Ein Mißgeschick der verflossenen Saison war es, daß kein leichtes Zugstück sich fand, das Kassen gefüllt hätte. Die Posse „Wie einst im Mai" tauchte leider erst am Ende der Spielzeit auf. Im übrigen läßt sich nicht leugnen, daß das Leipziger Publikum den Intendanten im Stich ließ. Außer an Premierenabenden war das Haus auch bei ausgezeichneten Aufführungen beschämend leer. Nicht scharf genug kann es beurteilt werden, daß ein Gastspiel des russischen Balletts, für das die Intendanz hohe Geldopfer gebracht hatte — man wußte dies! —, vor einem kläglich besetzten Hause in Szene ging. Dann freilich ist das Staunen überflüssig, wenn am Ende ein Defizit in die Augen springt. Ob derartiges in einer anderen Stadt, die Ansprüche auf Kultur macht, möglich ist, weiß ich nicht.

Es gibt hier Leute, welche erklären, das Theater meiden zu müssen, weil sie mit dem Ensemble unzufrieden sind. Indessen, sie kommen niemals dazu, sich über ihr Urteil persönlich zu vergewissern, sondern schwatzen nach. Und so ergibt sich ein ewiger Zirkel, der am Ende mit einem Defizit quittiert wird. Es gibt keine bessere Illustration für die Unfähigkeit einer massenpsychischen Kritik. Tatsache ist, daß das Ensemble zu seinen Gunsten ausgestaltet worden ist. Einzelne bewährte Kräfte wurden übernommen, andere — und im männlichen Personal durchweg zum Gewinn des Theaters — ersetzt. Einzelne Fehlgriffe in der Besetzung des weiblichen Personals, die sich herausstellten, wurden bereits in zwei Fällen durch Neuverpflichtungen gebessert. Leipzig hat — oder treffender: hätte — gerade im letzten Winter hervorragende schauspielerische Leistungen sehen können.

Wer Martersteigs Theatergeschichte des neunzehnten Jahrhunderts kennt, weiß, mit wem er es zu tun hat. Er verbindet umfassende historische Kenntnisse, um die allein ihn wohl mancher seiner Beurteiler beneiden dürfte, mit einem tief dringenden philosophischen Blick; und dies alles umschließt ein durch und durch persönlich gestimmtes Künstlertum. Martersteig hat historisch gearbeitet; dabei aber — und das ist das erste — hat er Auge und Herz offen für die Gegenwart und ihr seelisches wie kulturelles Leben. Von einem solchen Geiste sind seine Inszenierungen durchströmt, die an Geschlossenheit und Tiefe, an Erfassung des dichterischen und psychologischen Gehaltes ihresgleichen suchen. Ein feinstes Gefühl für Farbenwirkung ist sein besonderes Besitztum, und aus seinen Stilisierungen spricht ein starker Sinn für inneren Rhythmus.

Ausgeprägte Persönlichkeiten sind nie frei von Subjektivität. So ist naturgemäß auch bei Martersteig eine Vorliebe für gewisse Stilrichtungen, für bestimmte Dichter, ja auch für eine besondere Art des Schauspielers un-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verkennbar. Aus solcher Subjektivität aber fließt nicht minder Licht als Schatten. Eben dieser persönlich begrenzten Richtung danken wir hervorragende Hebbel- und Ibsenaufführungen, während allerdings die Darstellung anderer Dichter, z. B. Schillers, kaum auf gleicher Höhe steht. Es ist aber ungleich wertvoller, in einem beschränkten Kreise über das Gewöhnliche hinauszugehen, als überall es bis zu einem guten Durchschnitt zu bringen. Nach dem Sinne des dilettantischen Theaterliebhabers ist freilich mehr das letztere.

Martersteigs Wesen ist aristokratisch. Zugeständnisse sind seine Art nicht; und eben dies trug dazu bei, ihm billige Sympathien zu verscherzen. Zahlreiche Eingesandte betonten, daß das Verhältnis des Theaterleiters das gleiche sei, wie das des Kaufmanns zum Kunden. Wenn dem aber so wäre, dann würde die Kunst zum Handwerk erniedrigt. Man bestellte die Theaterware wie bei dem Schuster die Stiefeln. Das aber bedeutete die Auflösung der theatralischen Kunst. Martersteig mied ausgetretene Wege und hatte den Mut, für sich zu gehen. Wer dies tut, wird seit Menschengedenken mit Steinen geworfen und verbannt.

Wir kommen hier auf einen letzten Punkt, die vielbesprochene und noch viel mehr gescholtene Parsifalinszenierung. Martersteig suchte hier die stilisierte Dekoration auf das Wagnersche Weihefestspiel anzuwenden. Für den geschworenen Bayreuthianer wirkte dies wie ein rotes Tuch. Wer vorurteilslos herangging, mußte den Versuch zum mindesten würdigen. Es läßt sich freilich nicht leugnen, daß die von Professor Engels ausgeführten Entwürfe ungleichwertig waren, wenn auch Starrheiten auf der einen durch Schönheiten auf der anderen Seite ausgeglichen wurden. Jedenfalls aber ist jener szenische Versuch ein Problem, das mit drei absprechenden Worten noch nicht erledigt ist.

Geheimrat Martersteig hat in aller Stille vor kurzem sein vierzigjähriges Bühnenjubiläum gefeiert. Schmerzlich, daß dieser Tag ihm getrübt wurde durch die Leipziger Erfahrungen. Freilich ist er wohl Philosoph genug, um solche Dinge einigermaßen aequo animo hinzunehmen. Und er hatte die Freude, daß junge deutsche Dichter mit Namen von Klang, daß Gerhart Hauptmann, daß hervorragende Persönlichkeiten Leipzigs, wie Wundt, Volkelt, Witkowski, Klinger, Lohse und andere öffentlich für ihn Partei ergriffen, daß schließlich die Leipziger Studentenschaft ihm eine begeisterte Huldigung brachte. Für manche Bitterkeit, die ihm in letzter Zeit von wenig berufener Seite zugefügt wurde, werden ihm diese Kundgebungen urteilsfähiger Männer, wird ihm das impulsive Eintreten der Jugend, deren gesunder Instinkt doch das Rechte trifft, eine Entschädigung sein.

Martersteigs Name ist für die Theatergeschichte unverlierbar geworden und wird neben Männern wie Immermann und Eduard Devrient genannt werden. Im Interesse des deutschen Theaters aber ist es zu wünschen, daß ein Mann wie er an der Stelle bleibt, an der es ihm in Zukunft hoffentlich noch mehr möglich sein wird, seine besten Kräfte auszuwirken. Wie verlautet, wird der Leipziger Rat aus dieser Einsicht heraus seinem Gesuch um vorzeitige Entbindung vom Vertrag nicht stattgeben, was dankbar empfunden werden wird von allen denen, die materielle und künstlerische Werte zu scheiden wissen. Schlimm genug, daß Männer wie Gregori und Hagemann für die praktische Theaterwirksamkeit brach liegen. Im Interesse einer ernsten Kunst ist zu hoffen, daß solche Persönlichkeiten wirken und den Vorzug haben vor dem kaufmännischen Geschick eines dilettantischen Theaterroutiniers.

Das Reklameplakat.

Von

Walter Heß, Berlin.

Als eine Art Reklame von ungewöhnlicher Wirkung ist nun einmal das Plakat zu bezeichnen. Die Plakatkunst hat sich in den letzten Jahren erfreulich fortentwickelt und hat in künstlerischer Hinsicht zweifellos gegen früher einen bedeutenden Auf-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schwung genommen. Das beweisen nicht nur die Plakate in München und Berlin, in welchen Städten auf diesem Gebiete immer Besseres und Schöneres geleistet wird, sondern auch in anderen Großstädten, in denen sich die Industrie regt. Solange jedoch noch süßliche Chromobilder zu Plakatzwecken hergestellt werden, mit denen für alle möglichen Artikel durch entsprechenden Textaufdruck Reklame gemacht werden kann, werden wir von einer großzügigen Plakatkunst-Reklame nicht sprechen können. Noch steckt sie in den Kinderschuhen, da die weniger gut gelungenen Blätter immer noch recht zahlreich vertreten sind, aber sie wird dank der fortschreitenden Geschmacksbildung des Publikums allmählich Fortschritte machen und festen Fuß bei Herstellern und Verbrauchern dieser Kunstprodukte fassen.

Die Reklameplakate, besonders die der außerdeutschen Metropolen, beweisen, wie sehr der Künstler seine Schöpfungen dem Verständnis und dem psychologischen Empfinden der großen Masse anpassen muß.

Das zeigt sich in der Wahl des Formates, der Farbenverteilung, sowie in der Art des dargestellten Gegenstandes.

Wir schließen dabei jene Anpreisungen aus, wie sie von amerikanischen Schaustellungen im Genre Barnum & Bailey, Buffalo Bill u. a. bevorzugt werden.

Solche zwar auffallende, in ihrem kulturellen Werte aber sehr tief stehenden Propagandamittel, haben wir das zweifelhafte Vergnügen in jedem Kinematographen 2. oder 3. Ranges zu sehen.

Diese „Plakate“ wollen durch die Farbenzusammenstellungen sowie durch die Art des dargestellten Gegenstandes wirken. Sie wirken aber gerade durch die Vorzüge, die ein gutes Plakat zwar haben soll, hier unästhetisch. Es wäre wohl an der Zeit, im Interesse einer künstlerisch wirkenden Straßenreklame gegen diesen Schandfleck unserer Straßenkultur energisch vorzugehen.

Wir wollen uns der merkantilen Plakatreklame zuwenden.

Diese wird erhöht, wenn beim Affichieren darauf gesehen wird, zwei, drei oder mehr Plakate einer Sorte reihenweis nebeneinander zu kleben, was allerdings entsprechend mehr kostet. Der Anzeigende hat aber dafür die Gewißheit, sein Geld nicht unnütz hinausgeworfen zu haben, da eine solche Reklame von jedem unbedingt gelesen werden muß.

Wie jeder Fortschritt auf dem Gebiete der Kultur erst die behördlich vorgeschriebenen Erschwerungs-Instanzen überwinden muß, ehe er zum Segen für die Allgemeinheit zur Einführung gelangt, so ist es ebenso auch mit dem alltäglichen Kulturgegenstand — der Reklame. Daß sie auch zu einer Unkultur sich auswachsen kann, soll unbestritten bleiben. In ihrer markantesten Form aber, in ihrem wirksamsten Ausdrucksmittel künstlerischer Kultur, in dem reklametechnisch bedeutsamsten Artikel — dem Plakat — ist sie zu einer der alltäglichsten Erscheinungen nicht nur im Erwerbs-, sondern selbst im alltäglichen Leben geworden. Dazu hat nicht weniger der Umstand beigetragen, daß überall, wohin das Auge blickt, irgendwelche Arten der Plakatreklame uns entgegentreten. Daß gegen deren Ausbreitung viel Stimmen für und wider in dem wogenden Meer der Ansichten auftreten, ist als ein schöner Beweis dafür zu betrachten, wie groß und bedeutsam der Gegenstand sein muß, um den sich so viel Köpfe erhitzen, so viele Meinungen gegeneinander prallen.

In verschiedenen Staaten Deutschlands sind teils von seiten der Regierungen als auch der städtischen Behörden Bestimmungen über Heimatschutz, die insbesondere sich auf die Verunstaltung der Landschaft durch Reklame beziehen, erlassen worden.

Diese Bestimmungen, die ja in etlicher Hinsicht ihre Berechtigung haben mögen, werden aber von manchen Behörden in mißverstandener oder übertriebener Weise gehandhabt, wodurch viele Geschäfte schwer geschädigt werden.

Die sehr überhandgenommene Reklame längs der Eisenbahnlinien durch übergroße Tafeln oder die Anbringung von Blechaffichen an Häusern, soll ruhig als eine Verunzierung der Landschaft angesehen und gegen diesen Unfug strenge eingeschritten werden.

Auch die grelle Bemalung von Giebelmauern mit Reklamen in den Städten, sowie die in den letzten Jahren so sehr überhand-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

genommene Lichtreklame auf den Dächern der Häuser dürfte unter dieses Kapitel fallen.

Dagegen soll aber gerade die Plakatreklame in den Städten selbst eher die Unterstützung der Behörden finden, und hier nicht in mißverstandener Weise die Bestimmungen über Heimatschutz zur Anwendung gebracht werden.

Wenn man einerseits dem künstlerischen Plakat das Wort redet, um weitere Kreise zu einem besseren Geschmack zu erziehen und zugleich den Künstlern auf graphischem Gebiet ein weiteres Feld ihrer Tätigkeit zu ebnen, so darf man andererseits dem Anschlag dieser Plakate von seiten der Behörden keine Schwierigkeiten bereiten, da, wenn diese Plakate an nicht verkehrsreichen Stellen zum Anschlag kommen, der Wert der Plakatierung gleich Null ist.

Selbstverständlich ist es, daß den Plakat-Instituten seitens der maßgebenden Behörden die Auflage gemacht wurde, daß sowohl die Ausstattung der Plakat-Säulen und Tafeln den ästhetischen Anschauungen entspricht, als auch der Anschlag selbst in anständiger Weise erfolgt.

Dagegen soll aber auch den Plakat-Instituten die Erlaubnis erteilt werden, Säulen und Tafeln an frequenten und verkehrsreichen Straßen und Plätzen der Stadt aufzustellen oder anzubringen, und nicht die Entfernung bestgelegenster Anschlagplätze aus Gründen der Aesthetik oder des Heimatschutzes angeordnet werden.

Die wirksamste Reklame wird unbedingt die sein, welche dem Beschauer die Eigenart des anzupreisenden Handelsartikels, wenn nicht ständig, so doch möglichst oft vor Augen führt. Das Mittel hierzu, das Einfachheit und Zweckmäßigkeit und damit auch zugleich einen guten Teil des Gelingens in sich birgt, ist das künstlerische Sachplakat. Wir wollen jedoch nicht unerwähnt lassen, daß selbst Plakate ihren Wert verlieren, wenn sie zu künstlerisch sind. Die Zweckmäßigkeit soll einzig und allein der Grundgedanke sein für die Schaffung eines Plakates. Daß sich die Art der Darstellung an das anzupreisende Handelsobjekt anlehnt, dieses also gewissermaßen als Vorwurf nimmt, liegt in der Natur der Sache. Denn dadurch wird das Interesse des Publikums von Anfang an auf den anzupreisenden Gegenstand gelenkt. Steht die Art der Darstellung eines Plakates nicht in einem gewissen Zusammenhang mit dem Gegenstand, für den Reklame gemacht werden soll, dann ist der Zweck der Plakatherausgabe von Anfang an verfehlt.

Je häufiger sich nun das für die Einführung der Handelsmarke typische Aushängeschild in der Form des reproduzierenden Plakats dem für Farbenwirkung und originelle Darstellung empfänglichen Publikum darbietet, desto wahrscheinlicher ist mit der baldigen Einführung des Artikels zu rechnen.

Immer und immer wieder müssen sich dem farbenempfänglichen Auge der Masse „Publikum" die charakteristischen Plakate zeigen, woraus sich die logische Folgerung ergeben wird, daß jeder, der die Anpreisungen wieder und immer wieder sieht, an den Säulen, an Anschlagtafeln, an Wänden, Bretterzäunen, in Geschäften, in und an den Beförderungsmitteln, schließlich noch als Lichtbilder im Kino oder während der Theaterpause und last not least — als Ergebnis der allzugroßen Ueberfülle der geistigen Aufnahme — im Traum, schießlich den Namen des Artikels dauernd im Gedächtnis behält.

Nach diesen Betrachtungen wollen wir uns ein wenig den technischen und künstlerischen Merkmalen eines guten Plakates zuwenden.

Eine wirksame Reklame wird sich nur dann durchsetzen, wenn sie die daran geknüpften Vorbedingungen erfüllt. Sie muß ständig sein, bzw. sich des öfteren wiederholen. Als ein internationales Verständigungsmittel jeder großzügigen Reklame, die zugleich weithin sichtbar sein soll, um aufzufallen, ist es zunächst weniger die Form des Plakats, als das Format, in der Hauptsache originelle, künstlerische Zeichnung, eigenartige Farbenwirkung, vor allem aber wenig Text; dafür sollte ein auffallendes Schlagwort Verwendung finden. Erfordernisse also künstlerischer Art, die den Handelsartikel markant charakterisieren und diesen dem Gedächtnisse des Publikums leicht einprägen. Niemand soll bei Reklame-Plakaten Rätsel raten, sondern die Lösung kennen lernen. Wer viel zu sagen hat, der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wähle dazu kein figürliches oder Sach-Plakat, sondern verwende ausschließlich ein Schrift-Plakat. Für jede Art der Textanbringung gilt der Grundsatz, daß die Schriften selbst aus der Ferne leicht erkennbar und vor allem lesbar sein sollen. Mit der Größe des Plakates werden diese Bedingungen sich wohl von selbst erfüllen. Wer etwa denkt, daß jedes gedruckte Papier, wenn es nur bunt und mit Textaufdruck versehen ist, seinen Zweck erfüllt, der irrt sich. Käufliche Affichen für Plakatzwecke (sog. Blanko-Vordrucke) wirken wie „Konfektionskleider von der Stange" — sie kosten beide Geld, sind aber dem Zweck des Erwerbers schlecht angepaßt.

Die originelle künstlerische Auffassung bei der Schaffung eines Plakates muß sich mit der Farbenwirkung bei der Ausführung zu einem harmonischen Ganzen verbinden, um den Beschauer für die Anpreisung zu interessieren. Ein Plakat soll kein Bild sein. Diese sieht der Beschauer genug und in einer viel individuelleren Form in Zeitschriften. Das Plakat muß etwas ganz Anderes, Neuartiges sein, das den Beschauer durch seine künstlerische und technische Eigenart in der Darstellung und Ausführung fesselt. Es wirkt um so besser und eindrucksvoller, *je flächiger* es gezeichnet ist und um so größere Farbenflächen aneinanderstoßen. Werden diese Bedingungen erfüllt, so wird auch gleichzeitig der eigentliche Wert der Plakatreklame in den Vordergrund gerückt, das Interesse des Publikums in allererster Linie auf den anzupreisenden Gegenstand zu lenken. Es ist die erste Aufgabe eines wirksamen Plakates, die Vorbereitung auf das Erscheinen und den unerläßlichen Erwerb eines neuen Handelsartikels hinzuweisen, dessen Anschaffung bzw. Einführung und Nutzbarmachung für den Lebensbedarf dem Publikum zu empfehlen. Wenn die Aufmerksamkeit des Publikums auf eine neu einzuführende Handelsmarke durch das Reklameplakat gelenkt werden soll, so muß aus der Darstellung eine Andeutung über die Ware in irgendeiner Form darauf sichtbar sein. Reklame durch groteske Darstellung auf dem Plakat ist stets wirksam, wenn auch nicht für alle Fälle angebracht.

Die unerläßliche Pflicht jeden Plakatmalers ist es, lesbare Schrift zu zeichnen, wenn er nicht den Gesamteindruck seines Kunstwerkes beeinträchtigen will. Es ist jedoch nicht jedem Künstler gegeben, auch gleichzeitig wirksame, zum Ganzen passende Schriften zu zeichnen. Die Schrift muß zu dem Plakat gehören. Sie soll ein Bestandteil desselben sein. Am wirksamsten wird der Schrifttext sein, wenn aus dem Schlagwort für den Handelsartikel der praktische Zweck desselben hervorgeht. Text und Darstellung müssen vereint zur Gesamtwirkung beitragen, sei es zur Vorbereitung oder zur Einführung einer Handelsmarke. Das können sie aber nur, wenn sie in unmittelbarem Zusammenhang zu dem angepriesenen Artikel stehen.

Der Schrifttext eines Bilddruckplakates soll so kurz als nur möglich sein, er soll nur wenige Worte umfassen, weil sonst die zeichnerische Darstellung erdrückt wird.

Ausgesparte Schriften haben sich erfahrungsgemäß als sehr wirkungsvoll erwiesen, nur lassen auch sie sich nicht auf jedem Plakat anbringen, ohne die Harmonie der Gesamtwirkung zu stören.

Es ist oft mit Schwierigkeiten verknüpft, bei dem Raum, den oft der bildliche Teil eines Plakates beansprucht, leserliche Schriften anzubringen, ohne das gesamte Aussehen des Plakates zu beeinträchtigen. Wir wollen den Grundsatz festhalten, je weniger Text auf dem Plakat steht, desto besser ist das für die reklametechnische Wirkung. Und diese letztere ist ja der springende Punkt für das Erscheinen bzw. die Ausgabe eines neuen Plakates.

Bei einer neuen Plakatbeschaffung soll nicht vergessen werden, daß nicht nur der Auftraggeber durch die Arbeitsleistung des Künstlers verdienen will, sondern daß der letztere auch für seine Arbeit mit gutem Recht eine entsprechende klingende Anerkennung beansprucht. Wo es angängig erscheint, die Drucklegung unter der Aufsicht des Künstlers vornehmen zu lassen, dürfte das für die Besteller von großem Vorteil sein, da diese durchaus nicht alle jene künstlerischen Feinheiten . . . wie der Künstler zu würdigen versteht und auf

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

alle technischen Einzelheiten bei der Drucklegung zu achten in der Lage sind, die in ihrer Gesamtheit einen einwandfreien Ausfall der Plakate gewährleisten.

Vom lyrischen Jahr.

Von

Julius Bab.

Nr. 3.

Von neu aufgetauchten lyrischen Poeten des letzten Jahres hat wohl am meisten Herr Klabund von sich reden gemacht. Und zwar nicht so sehr auf dem normalen Wege der Poesie als vermöge eines Unsittlichkeitsprozesses, den der Herr Staatsanwalt gegen ihn anstrengte. Dergleichen Ehren widerfahren deutschen Lyrikern immerhin noch selten. Allerdings ist in der Idee die Entscheidung über solche kriminelle Sensation zugleich ein ästhetisches Urteil, denn an sich ist nichts edel und gemein, das Dichten macht es erst dazu. Ganz gewiß steckt in Klabunds Gedichtbuch viel Stoff, der aus unsittlichen Aeußerungen stammen könnte — aber das Gericht hat ihn freigesprochen, und ich möchte mich diesem Urteil anschließen. Denn alles in allem gewinnt man durchaus den Eindruck eines starken, um eigenen Ausdruckes bemühten Temperamentes und durchaus nicht den eines literarischen Geschäftsmannes, der durch Feilhalten pikanter Stoffe verdienen will. Aber damit habe ich keineswegs gesagt, daß mir die kleinen und großen Unflätigkeiten in Klabunds Poesie als geistige Heldentaten oder auch nur als ästhetisch gerechtfertigt erscheinen. Wohl aber sind es entschuldbare Exzesse eines sehr jungen und von allerlei schlechten Moden verführten Talentes, das einstweilen noch Genialität und schlechte Manieren, freie Selbstzucht und vergnügte Zuchtlosigkeit verwechselt. Wie der selige Titus den Tag für verloren hielt, an dem er nicht wenigstens einem Menschen Gutes getan hatte, so hält Meister Klabund kein Gedicht für gut, bei dem das Gehege seiner Zähne nicht mindestens einmal ein Wort wie „Hure" — „gekotzt" oder „Dreck" verloren hat. Meistens hält er es auch unter seiner Würde, die eigene Stimmung ernst zu nehmen, und versucht im Stil des mittleren Heine aus Pathos und Zynismus eine Mischung herzustellen. Dabei ist er so naiv im Grunde seiner scheinblasierten Seele, daß ihm zwischendurch auch einmal ein Lied im ganz sentimentalen Stil des frühen Heine entwischt. „O gib" könnte, was Geschicklichkeit und Richtigkeit angeht, den fatalsten Partien des „Buch der Lieder" entnommen sein. Andere Gedichte sind ganz einfach von Wedekind oder auch von Dehmel. Und manchmal verrät eine Strophe, daß Klabunds groteske Wirkung gar nicht ganz freiwillig ist.

„Nur ich bin in der Welt,
Nur ich geschlechtlich einsam.
Ein Brunnen, der in sich fällt,
Eine Brücke, zweiufergemeinsam."

Die zweite Zeile wirkt in ihrer gefühlstoten Begrifflichkeit natürlich komisch, aber der tragische Ton der Bilder, mit denen es weiter geht, beweist, daß diese Komik durchaus nicht beabsichtigt war. Oder aber, daß Klabunds Stilempfinden seekrank ist. Denn wenn es einen gewissen, schon zweifelhaften Gefühlswert hat, ein ernstes Gedicht durch einen grotesken Schluß aufzulösen, so ist es nur noch gefühlsmörderisch, in einem ernsten Gedicht eine groteske Mitte aufzupflanzen, die selber erstickt und die Umgebung vergiftet.

Aber bei alledem ist er ein begabter Bursche, dieser Klabund. Daß ihm manchmal gute lyrische Witze gelingen, etwa wenn „der verliebte Knecht" reimt:

„Ich kroch des Nachts behutsam
Dem Nachbar übern Zaun.
Ich möcht nit seine Wut ham,
Er mag mir gar nit traun."

— oder, wenn ähnlich wie bei Christian Morgenstern, der den Forstadjunkten als schwarzen Punkt zwischen Himmel und Erde wandeln läßt, „eine ironische Landschaft" gemalt wird:

„In der Ferne seh ich ein paar Föhren,
Stolzen Wuchses, mit Giraffenbeinen,
Und sie scheinen
Mir dem Fiskus zu gehören."

— das ist schon gut. Aber besser noch ist, daß

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihm wirklich Ausbrüche einer großen galligen Bitterkeit zu Gebote stehen. Etwa in dem Gedicht „Ich hasse alle“. Da schildert sich Klabund, wie er sein rundes Herz wie eine Glaskugel in die Welt hinüberwirft, an deren Splittern die Leute ihren Spaß haben, und zum Schluß heißt es:

„Ich aber steh hinter dem Gitter
Und bin verdammt.
Ich habe die Glaskugel nur über das Gitter
geschmissen.“

Das letzte Wort dieses Gedichtes, das rohe berlinische Dialektwort, macht hier, wo es einen sentimentalen Zustand entzweischlägt, zweifellos einen starken Eindruck und ist deshalb künstlerisch durchaus diskutabel.

Das beste aber ist, daß Klabund in unbewachten Augenblicken für ganz positive Stimmungen reine und starke Worte ganz ohne Ironie und Rüdigkeit findet. Schon das Gedicht mit dem kräftigen Anfang „verfluchte Schweinerei“ arbeitet sich zu einem so großen, wüst melancholischen Empfindungston hin, daß der zuerst nur ruppig wirkende Eingang sich am Ganzen des Gedichtes schließlich als Verzweiflungslaut rechtfertigt. Nur Grobheiten, die Selbstzweck sind, verletzen; wer uns Stimmungen suggerieren kann, in denen man (etwa nach der Art des wüst großen Chinesen Litaipe) höllisch grob zur ganzen Welt steht, der hat zu jedem noch so groben Worte das künstlerische Recht. Und nicht minder spricht wirkliches Talent, seelische Kraft, die sich ein Echo in Worten erzwingt, aus dem glockentönigen Schluß des Eingangsgedichtes:

„Soll ins Land der Klöppel donnernd hämmern:
Morgenrot! Klabund! die Tage dämmern!“

— Oder aus der Wendung, die das Gedicht „Still schleicht der Strom“ schließt:

„Ich wende das Auge
Und erbleiche:
Denn meine Leiche
Tragen die Wasser. . .“

Am reifesten und stärksten ist das melancholische Glück einer Vagabundennatur wohl in den eigenwilligen Rhythmen dieses Gedichtes abgebildet:

Man soll in keiner Stadt.

„Man soll in keiner Stadt länger bleiben als ein halbes Jahr.
Wenn man weiß, wie sie wurde und war,
Wenn man die Männer hat weinen sehen
Und die Frauen lachen,
Soll man von dannen gehen,
Neue Städte zu bewachen.

Läßt man Freunde und Geliebte zurück,
Wandert die Stadt mit einem als ein ewiges Glück.
Meine Lippen singen zuweilen,
Lieder, die ich in ihr gelernt,
Meine Sohlen eilen
Unter einem Himmel, der auch sie besternt.“

— — — — — — — — — — — —

Soviel starke, wirklich einprägsame Zeilen sind in der neusten Lyrik so selten, daß man diesen Klabund nicht nur für ein Talent, sondern schon für ein großes Talent erklären muß. Das Recht dazu verstärkt dann noch ein zweiter, wie die Gedichte, beim Verlag Erich Reiß erschienener Band, wesentlich: „Klabunds Karussel“. In diesen Prosaskizzen manifestiert sich etwas wie ein Maupassant aus der Ackerstraße. Und zwar mit gleich starker Betonung beider Teile! Was die Manieren, die Stoffwahl, sogar die Moral angeht: durchaus Ackerstraße. Aber was die Energie des Vortrages, die Fülle der sinnlichen Anschauungen, das stilistische Raffinement des epischen Ausschnittes angeht: durchaus Maupassant. Es bleibt erstaunlich, welche Scharen wirklich lebendiger Gestalten dieser Klabund auf 120 Seiten an uns vorbeitreiben und ins grellste Licht setzen kann.

Ein ungewöhnlicher Haufen Lebenskraft ist zweifellos in ihm. Und die Hoffnung ist bei dem Lebenden. Darum bin ich gewillt, mich durch Klabunds rüde Manieren nicht abschrecken zu lassen. Wenn er in seinem Karussel einen Primaner philosophieren läßt: „Nur eine Kunstrichtung lasse ich gelten: die Karikatur, die Satire, die Selbst- und Allironie. Jedes Objektivieren ist unsinnig“ — so ist das allerdings eine richtige Schuljungentheorie. Und schuljungenhaft ist auch das Bild vom „neuen Dichter“, der nach Klabund zugleich ein Hochstapler, Weltumsegler und ein Raubmörder sein muß. Dieser naive Materialismus, der sich Weltbezwingung nur physisch und höchst persönlich vorstellen kann, ist freilich durchaus knabenhaft. Aber das Nette ist an Klabund,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß dieses Kindische bei ihm urwüchsig wirkt, nicht wie bei vielen anderen heute als faule Schminke auf Wangen, die von des Gedankens Blässe mehr als angekränkelt sind. Und wenn mich noch etwas im Glauben an Klabunds Entwicklungsmöglichkeit bestärkt, so ist es sein Verhältnis zum Kind, zum eigenen Kind, zur nächsten Generation, das sich schon in den Gedichten und wiederum in einer Geschichte dieses Karussel sehr stark ausspricht. Wer aber ein so tiefes Gefühl für die Fortsetzung und Steigerung der eigenen Lebenskraft im Generationsprozeß besitzt, in dem liegt die Möglichkeit, überhaupt reif zu werden für das Wesen geistiger, überpersönlicher Beziehungen. Auch Klabund wird vielleicht eines Tages entdecken, daß nicht nur das „Leben" ist, was sich von Leib zu Leib im Aufruhr trübster Egoismen zuträgt — und dann werden wir an diesem leidenschaftlichen Kerl mit dem scharfen Blick und der starken Hand, einen ganzen Künstler haben.

Unter der Bogenlampe.

Von

Bruno Quandt.

Fungo Kropp, Gottsucher.

Da irrte er nun, ein Mann mit ungebügelten Hosen und prähistorischen Röllchen, durch die Eisenbetonbauten der Baufachausstellung, stocherte hilflos in dem Leipziger Allerlei aus Farbengezwitscher und Liniengetänzel und schaute sehnend aus nach dem Meister, der machtvoll, in Stein, ihm neue Kunde orgele von Gott.

Weiß er noch nicht, daß Gott neben Dinosaurierknochen und Steinbeilen ein fossiles Museumsdasein fristet, daß Baumeister keine Brücken mehr sein wollen zur Unendlichkeit und zum Ewigen, sondern lange und hingebend über das verzehrende Verlangen unserer Seele nach Zentralheizungen und nußbaumverschalten Herrenzimmern gegrübelt haben? Ahnt er nichts von der Ekstase, die sanft hinnehmende Klubsessel, dämmernde Nischen mit violetten Portieren und knisternde Frauenboudoirs dem verschaffen, der spinngewebzarte Seidenhöschen und träumerische Krawatten mit feierlicher Anmut zu tragen weiß? Er wird Gott durch kein Meisterauge mehr schauen und besitzt noch nicht die Schwingen der Seele, ihn in den raffinierten Glasuren Gallésher Vasen, in bizarren Schnörkeln verwegener Stuhlbeinkünstler oder in abwaschbaren Tapeten zu erleben. Vorläufig stand er mit, wie gesagt, ungebügelten Hosen oben auf der Terrasse die mit majestätischer Grandezza von den weißen Stuhlreihen vor dem Musikpavillon zu den sublimeren Bezirken des Tanzpalastes und der Wasserrutschbahn emporstieg. Ein Plakat: „Heute Elitetag in der Iba", auf dem alle Farben der Palette eine wogende danse phantastique tanzten, hatte ihn weggelockt aus dem kahlen Tempel des Bhagavadghita.

Nun stand er hier oben, starrte in das flimmernde Gewimmel der Glühbirnen und hörte in seiner Seele in schmerzenden Intervallen den Schrei nach Gott steigen und fallen wie einen springenden Geiser.

In diesem Augenblicke, den ein elegant gespielter Tango der Pavillonkapelle hinwegzuspülen drohte, näherte sich, behaglich schnaufend und auf knarrenden Sohlen die dreißig Stufen der Terasse klimmend, der Träger der Offenbarung, der Bäckermeister Julius Ritzschke, Mitglied des Stammtisches „Noch ne Gose" in Gutzschebauchs Biergarten und Schleppdampfer von zwei Zentner Talg und Knochen, die Frieda hießen und dicht neben dem statuenstarrenden Gottsucher in die Worte ausbrachen: „Nee, aber esowas! Nu guck doch bloos emol!" Und Julius guckte.

Sei es, daß es auch ihn nach einem Adlerblicke über die Elitenacht gelüstete, sei es, daß die Terrasse ihm unbewußt die vom Künstler gewollte Suggestion gab: „Drehe dich um und glotze!", sei es endlich, daß er rein gewohnheitsmäßig Friedas Worte imperativisch auffaßte: Aus Ritzschkes Brust stiegen wie Blasen aus einem aufgerührten Schlammtümpel und vor Staunen platzend, die Worte:

„Do sin Lämbchen und do sin Lämbchen — un do hinten — sin ooch noch Lämbchen."

Dann standen die beiden in einer schweigend schwingenden Ergriffenheit, bis sich Frieda

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

endlich gewaltsam mit den Worten losrang: „Nu wolln mr aber e baar Keselchte essen gehn".

Ueber die Terrasse hüpften Kaskaden und Kaskaden von Elitetagbesuchern herab, während von unten immer neue Schwärme sich ihre drei Fälle hinaufschnellten, Mungo Kropp stand und stand. In seinem inneren Gesicht tauchte die Frau auf, die Tag für Tag, acht Stunden lang, helle Kaffeebohnen aus dunklen liest, die ein ewig rollender Blechfilm unter ihren Händen vorüberzieht, der Reporter, der täglich seinen gestohlenen Regenschirm, seine zwei Interviews und drei Unfälle in die Redaktion liefert, der Professor, der Morgen um Morgen seine Fuhre Wortmüll und Literaturschutt im Kolleg ablädt. Er sah einen neuen Glanz und bezwingende Harmonien über ihr verdunkeltes und verdorrtes Dasein heraufziehen. Mit glücklichen Händen, die zitterten wie die von Goldgräbern, mit leuchtenden Augen, die am Wunder zur Tränke gingen, holte er lebendiges Wasser mit Eimern und Winden aus Ritzschkes Worten, dabei die amethystenen Verse Hugo von Hofmannsthals flüsternd:

„So tritt des Bettlers Fuß den Kies,
Der eines Edelsteins Verließ."
„Do un do — un do ooch noch".

Er nahm die sieben Worte, Hiera Hepta, und ließ sie, wie sieben silberne Kugeln, in eine Opalschale, in seine Seele fallen. Da gaben die Worte einen Klang herauf und eine Melodie, die strich wie ein Violinbogen über den Rand einer Glasplatte und zwang den darauf liegenden Streusand der Tatsachen, gesetzmäßige Figuren zu bilden. Erlebnisse, unbewußt aufgenommen und als noch zu ordnendes Chaos in seiner Seele bewahrt, reihten sich plötzlich wie Perlen an einer Schnur und schimmerten mit magischen Lichtern auf den schwarzen Untergrund seiner Seele: „Euer — unser Leben ist arm, verzweifelt. Wir haben Gott verloren. Kartoffelknollen in lichtlosen Kisten sind wir. Wir fahren täglich viermal mit der Linie 64, wir schreiben zwanzig Jahre lang mit immer wieder derselben Bremer Börsenfeder immer wieder dieselben Adressen, wir verfertigen tausend Stahlklingen täglich, und tags vor dem Krepieren immer noch tausend Stahlklingen. Maschinenöl am blinkenden Kolben sind wir. Wir rauchen unsere Seelen matt an täglich 30 Zigaretten, wir lieben uns stumpf an monatlich 4 Frauen, die sich gleichen wie eine Tasse Schokolade der anderen, unsere Seele stirbt am Krebs durch allabendliche Kilometerfilms. Panter vor Haferschleim und Tiger vor Kaviarbrötchen sind wir!

Wir erbrechen immer wieder denselben Ekel!

Aber es gibt eine Erlösung und eine Erhebung aus der Schmach. Mungo Kropp stand und stand. Mit Winden und Eimern — langsam. Mit zitternden Händen — langsam, mit glühenden Augen — langsam: Die tausend Heringstonnen im Hamburger Hafen, „Do un do — un do ooch noch!" Die achtzigtausend Turner neulich, die hundertsechzigtausend weißen Hosenbeine im Sonnenschein, im strammen Schritt . . .

„Do un do . . ."

Die Millionen Fliegenpunkte auf der neu gewaschenen Marmorplatte im Café Splendid:

„Do un . . ."

Mungo Kropp stand und stand, von Abends neun bis Mitternacht auf dem linken, von Mitternacht bis zum Morgengrauen auf dem rechten Beine, vom Morgengrauen bis wiederum zum Abend auf dem linken Beine, das starr wurde und gefühllos, ein duldender Diener des Geistes. Mungo Kropp stand: Sechsundzwanzig Stunden unter der Bogenlampe, die nachher von seinen Jüngern Saleisa Mbo, das ist „Dach aus Licht" genannt wurde, und aus deren gesammelten Kohlenstiften sie den Reliquienschatz zu Leipzig gründeten, indem sie die schwarzen Stäbchen auf gelbe Seide aufnähten und daraus die Worte Julius Ritzschkes bildeten: „Do un do — un do ooch noch".

Ja, jetzt, als er mit Ritzschkes Augen sich den dreißigtausend Lampions hingab, die in bunten Beeten aus Licht sich hingebreitet hatten als eine selige Weise des Blickes, ja, als er sich hingab, den flimmernden Guirlanden der zweihundertsechsundsiebzigtausend Glühbirnen, die ein einziger jubelnder Triumphgesang des Metallfadens über den Talglichtdocht waren, als er sich hingab dem pompösen Luftsprung

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und den schießenden Raketen des Wassers aus unsichtbaren Mündern, über das huschende Lichtschauer aller Farben liefen, unter denen die sonst so alltägliche Fontäne interessant wurde und verzehrend schön wie ein Ladenmädchen unter einem violetten Schleier, ja, jetzt hatte Mungo Kropp wie ein zwölffaches Destillat die letzte, die konzentrierteste Formel gefunden: Die Masse hat den Einzelnen verelendet, er muß diese Masse erleben lernen, um wieder atmen zu können.

Ein Tropfen, ob er nun an einem Blumenkelch oder einer Nase hängt, ist belanglos oder ärgerlich. Aber der Ozean!

Wer singt noch: „An Hecken von wihilden Rosen". Stehen wir zu diesen Liedern nicht wie zu Schnupftabak und langen Pfeifen? Aber wenn es viertausend gutgenährte Männer singen, oben auf einer Terrasse, bestrahlt von einer Sonne und einer Fürstenhuld!

Ist nicht Kern und Wesen einer jeden Heilsbotschaft die Transsubstantatio? — eine magische Verwandlung unserer Last in Lust? — unserer Bedrücktheit in auffliegendes Schweben?

Hat die häßliche Larve, die im Schlamm von Pfützen dämmert oder an abgenagten Kohlstrünken kriecht, nicht ihre Stunden der Erhebung, in denen sie mit schimmernden Flügeln im Sonnenlicht tanzt!

Sie sollten schimmern! Sie sollten tanzen! Sie sollten trunken sein!

Mungo Kropp stand und stand. In der vierundzwanzigsten Stunde aber des Stehens unter der Bogenlampe ereignete sich das, was er in späteren Schauern der Erinnerung den Kampf der Köpfe oder die satanische Versuchung nannte.

Wie an hohen Mauern turnendes Militär schwangen sich über die Schwelle seines Bewußtseins, die ein Phosphorschein wie eine verdunkelte Bühne gespenstisch beleuchtete, Körper und Köpfe, steile Stirn und eckiges Kinn, auf die er früher in manchem Krampfe des Willens, bei manchem ohnmächtigen Knirschen in Sklavenketten gestarrt wie die Yogis von Locarno oder Dresden-Blasewitz auf die Statue des Vollkommenen.

Da kam Bernhard Schwacke, der eines Tages auf dem Landgericht zu Halberstadt die Akten wüst zwischen die Tintenfässer und Aschenbecher seines Vorgesetzten und seine ganze Referendarmisere und Gerichtspräsidentenkarriere knallend auf den Boden warf, nach Argentinien ging, ein unnummeriertes freies Pampaleben begann und nun Herr der größten Hazienda war, mit einem prächtig gestillten Hunger nach Kampf.

Da kam Robert Berger, der plötzlich aus der Angestelltenliste des Schaaffhausen'schen Bankvereins verschwand, um eine von der Kriminalpolizei aller Länder gesuchte Persönlichkeit respektvollsten Kalibers zu werden.

Und neben diesem bedrängenden Kommen der Köpfe sprach ein unsichtbarer Mund Sätze, die wie mit Keulen kamen.

„Kippt der Kahn, ersaufe, und du brauchst mit den Wellen nicht um dein Leben zu kämpfen!"

„Hast du Hunger, nimm Zyankali, und du bist ihn los!"

Es war jener schreckliche Kampf und jene schmerzendste Verzweiflung an ihrer Offenbarung, die alle Erleuchteten erfahren, aber ein Kampf, von dem nie ein bekennendes Wort über ihre Lippen kommt. Er wird gewonnen. Und das ist alles! Und das ist genug!

Neben den Satan, der versucht, tritt der Engel, der stärkt. Hier hieß er Kroll und war Besitzer des Trokadero auf dem Brühl zu Leipzig. Als sein Haupt erschien, erklang Musik und schwebte es auf wie Wolken von Weihrauch.

Und nun sah Mungo Kropp auch das Trokadero, sah die Menschen, die tagsüber an ihrer Arbeit gestorben waren, hier nachts ihre Stunden des auffliegenden Schwebens empfangen, er sah die magische Verwandlung ihrer Last in Lust. Wer war der Mittler? Wer wirkte die Transsubstantiatio? Wer gab ihnen für ihr Leben, das der Tod war, den Tod, der Leben wurde? — Kroll!

Seine Priester schritten in feierlichen Kniehosen auf schrittdämpfenden Teppichen und gaben den Gästen das Arkanum eins, Sekt, das die erste Wandlung wirket und den ersten Schleier des Vergessens legt, seine Zigarettenverkäufer geben den zweiten Schleier, leichter

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als Seide und zudeckender als Bohlen aus Eichenholz, seine Musik ließ die Hostie durch das Ohr eindringen, wo sie den dritten Schleier legt aus hellem Violett, seine Weiber aber, die wie Rasende tanzten, gaben das Arkanum sieben, das, aus dunklem, dunkelstem Violett, den letzten Schleier legt und die letzte Wandlung wirket.

Hat die häßliche Larve, die im Schlamm von Pfützen dämmert, nicht ihre Stunden der Erhebung, da sie mit schimmernden Flügeln trunken im Sonnenlichte tanzt? Kroll gab ihnen den Schimmer, er gab ihnen den Tanz und die Trunkenheit auffliegenden Schwebens.

Aber Kroll, der nun wie der stärkende Engel neben Kropp trat, trank keinen Sekt, er rauchte keine Zigaretten, er sah von den Weibern nur, ob sie das Publikum mitrissen, und weiter nichts. Kroll schenkte ein, aber trank nicht, Kroll brach das Brot, aber aß nicht, Kroll stand an der Türe, hinten, mit unbewegtem Gesicht und unerregten Sinnen und rechnete: Wie viele kamen, wie viel sie ließen, ob sie fanden was sie suchten, ob sein Trokadero einen Ruf bekam, wie die Queenzigarette oder Mumm.

Auf diesen Kopf sah Mungo Kropp in der sechsundzwanzigsten Stunde des Stehens unter der Bogenlampe, unverwandt und immer stärker. Sie sahen sich an, wie Herren, die unter Sklaven sind, sich ansehen. Und von diesem Blick nährte sich Mungo Kropp wie eine Pflanze, die begossen wird. Der Krampf des Denkens löste sich, das Blut floß vom Hirne ab und schoß rasch und leicht wieder durch alle Adern, sein Blick strahlte ein Geleucht, daß einem jungen Mädchen, das an ihm vorbei zum Tanzpalast wollte, der Schritt stockte und ihr nachher kein Kavalier mit funkelnden Ringen und mattem Auge mehr behagen wollte und sie noch wochenlang danach diesen Blick in den Straßen suchen ging. Denn es war der Blick eines gewesen, der das Licht empfing und weitergibt.

Und so schritt er heim.

Als einer, in dem das magische Dreieck sich schloß: Bewußt wollende Kraft! Als einer, der der Masse künden wird: Erlebe die Masse! Als einer, der seine Seele gerettet hat!

Ist er schon da?
Hört jemand schon seine Stimme?
Einst wird er da sein!
Und alle seine Stimme hören!
Gegrüßt!
Palmen und grüne Zweige!
Gegrüßt!

Hymne.

Von

Ehler Grashoff.

Siehe, Blätter huschen leise,
Seelenlose Wesen durch den Herbst.
— Kaum schaust du nach ihnen.
Lose Blätter fliegen in dein Haus.
Ob du sie siehst — ich weiß es nicht,
Und ob du lachst, wenn du sie liest, —
Ich weiß es nicht,
Und ob du lachend sie dem Feuer gibst.
— Sie kommen, kleine Bettelbuben.
Sie kommen hoffnungslos.
Jedoch, und ward ihr Los auch Welken —
Du hast sie in der Hand gehabt,
Hast, so oder so, auch mein gedacht.
Kleine blasse Bettelbuben
Im roten, rosenroten Kleid,
Nah'n meine Lieder dir.

Von mehr als 10000 Ärzten empfohlen und von Hunderttausenden von Verbrauchern in — langjähriger Benutzung erprobt.
Erhältlich in allen Apotheken und Drogerien.
Illustrierte Broschüren auf Abforderung kostenlos durch Bauer & Cie., Berlin SW 48.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein und Dr. Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Wilhelm Bolze, Charlottenburg, Friedbergstr. 18. — Verlag: Die Gegenwart G. m. b. H., Berlin W. 15, Meinekestr. 25. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gegenwart

Nr. 31 **Berlin, den 1. August 1914** **43. Jahrgang Band 86.**

Rußland und der Balkan.*)

Von

E. E. Lehmann.

In seiner geschichtlich denkwürdigen Unterhaltung mit Lord Seymour erklärte Nikolaus I. von Rußland schon vor länger als einem halben Jahrhundert, daß er, bezüglich einer vernünftigen russischen Staatsleitung, bei dem unermeßlichen, von ihm ererbten Reichtum an Ländern kein Verlangen nach Landvergrößerung für sein Reich habe, dabei jedoch das Absterben des „Kranken Mannes" in der nächsten Nähe der russischen Grenze nicht gleichgültig mitanzusehen vermöge. Dieser „Kranke Mann" war in den Augen des damals allmächtigen russischen Zaren bekanntlich der Sultan, d. h. die Türkei. Trotz der Voraussage Nikolaus I. lebt der „Kranke Mann" immer noch. Wenn er während der letzten Jahre besonders starke Symptome eines stets zunehmenden Siechtums gezeigt, so sind diese Symptome, und das ist politisch sehr bezeichnend, weniger durch Rußland und Rußlands Gegnerschaft, als durch die Gegnerschaft der kleineren Balkanstaaten wider die Türkei besonders kräftig und anschaulich zutage getreten. Der Sultan war und ist gewiß heute noch politisch ein sehr kranker Mann, allein trotz aller Angriffe auf seine staatliche Existenz, und trotz aller Landamputationen, die das türkische Reich durch und nach dem Berliner Frieden von 1878 erlitten, lebt er und sein Reich immer noch — zum Leidwesen weiter russischer Kreise und besonders zum Leidwesen der panslawistischen Partei sowie der Leiter der russischen Nationalkirche. Wie tiefgehend die Zerstörungswut der letztgenannten Kreise gegen das Osmanentum ist, dafür zeugt am besten die telegraphische Korrespondenz zwischen dem St. Petersburger und Moskauer Zentralkomitee und seinen russischpolitischen Agenturen in fast allen größeren Städten auf dem Balkan. Die Korrespondenz fiel in die Hände des Großwesirs in Konstantinopel; er ließ sie in französischer Sprache veröffentlichen; doch umsonst; das kleine, politisch und diplomatisch außerordentlich interessante Werkchen, welches die russische Agitation auf dem Balkan in geradezu bengalische Beleuchtung rückte, wurde von der russischen Regierung, bezüglich von deren Agenten bis auf das letzte Exemplar schleunigst aufgekauft; darauf wurde das Buch nochmals, und zwar gleichfalls durch die leitenden türkischen Staatsmänner, in London veröffentlicht†). Es behandelt allerdings in seinen einzelnen Stücken die Zeit vor Ausbruch des russisch-türkischen Krieges vom Jahre 1877. Im wesentlichen ist jedoch die darin aufgedeckte Organisation zur Unterwühlung des Osmanenreiches bis auf den heutigen Tag ganz und gar dieselbe geblieben; nur mit dem Unterschiede, daß Mittel und Wege entsprechend den veränderten Zeitumständen geändert wurden. An der Spitze der ganzen Organisation steht ein russischer Großfürst — ein naher Verwandter des regierenden russischen Kaisers —; er figuriert in den Depeschen unter dem Titel „Monsignore" (sein Name wird niemals genannt); des ferneren bestehen, ihm untergeordnet, panslawistische Komitees in Sarajewo, in Monastir, in Belgrad und an der türkisch-montenegrinischen Grenze sowie in Sofia. Ebenso innerhalb der österreich-ungarischen Monarchie, wie der Agramer Prozeß bewies, welchen Graf Aehrenthal, der jetzt verstorbene Minister des Aeußeren in Wien, so bald wie

*) Vgl. „Gegenwart", Nr. 28.

†) Russia's work in Turkey; London.

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

möglich erstickte, weil im Fortgange des Prozesses sich herausstellte, daß die zu Agram wegen Landesverrat Angeklagten in engster Beziehung mit dem russischen Botschafter in Wien, dem vor nicht allzulanger Zeit verstorbenen Herrn von Nowikow, standen. Graf Aehrenthal mußte sich sagen, daß bei weiterem Fortgange des Agramer Prozesses die Kriegserklärung Oesterreich-Ungarns gegen Rußland eine Ehrensache für die von ihm geleitete Doppelmonarchie geworden wäre, und daß kein großer Staat politische Agitationen, wie die in dem genannten Prozesse offenbar gewordenen, sich dürfe gefallen lassen. Ob Aehrenthal mit dieser Zurückhaltung und Milde Rußland gegenüber politisch klug handelte, kann füglich im Licht der später folgenden Ereignisse bestritten werden. Es ist sehr fraglich, ob die großserbische Agitation, welche vor etwa 1½ Jahren in der Beschimpfung der österreichisch-ungarischen Fahne und in dem Einbruch in ein österreichisches Konsulat ihren Höhepunkt erreichte, den Mut zu solchen Gewalttaten bei sofortigem energischem Einschreiten der Wiener Regierung — gegebenenfalls mit Waffengewalt — gefunden haben würde*). Maßgebend für die schwache österreichische Politik Serbien gegenüber war zweifellos die Kenntnis des engen politischen Verhältnisses von Serbien zu Rußland. Die leitenden Staatsmänner Oesterreich-Ungarns mochten sehr wohl wissen von dem Geheimvertrag zwischen Rußland und Serbien, der, vor nicht ganz zwei Jahren von dem serbischen Ministerpräsidenten Pasic abgeschlossen, Rußland verpflichtet, gegebenenfalls für und mit Serbien ins Feld zu rücken. Serbien bildet die Avantgarde für Rußland auf dem Marsche nach dem Adriatischen Meere zu, nachdem der direkte Weg durch das Schwarze Meer und durch die Dardanellen dem russischen Reiche durch die Ereignisse gesperrt worden war. Schon aus diesem Grunde dürfte das neugeschaffene Fürstentum Albanien ein nur kurzes Dasein haben; denn Serbien kann volkswirtschaftlich mit der einzigen Ausfuhrstraße durch Oesterreich-Ungarn auf die Länge der Zeit nicht bestehen. Vollends für Rußland ist der Zugang zu einem großen, stets offenen Meere geradezu eine Lebensfrage. Nikolaus I. sprach die Wahrheit, wenn er zu Lord Seymour sagte: Er wünsche keinen Landerwerb; was er wünschte, was die russische Staatskunst schon seit den Zeiten von Katharina II. zu fordern gezwungen war und ist, wenn das russische Reich als staatliches Ganze fortbestehen soll, ist weites, langes Küstenland mit stets offenem Zugang zu großen Meeren. Fürst Lubanow, der so plötzlich (auf einer Eisenbahnfahrt) verstorbene Leiter der Geschicke Rußlands, sah denn auch ein, daß ein Durchbruch russischer Macht nach dem Mittelländischen und Adriatischen Meere ohne schwere kriegerische Konflikte mit den an der Zukunft dieser beiden großen Meere hauptsächlich interessierten Staaten nicht zu erreichen sei. Aus diesem Grunde wandte er seine ganze politische Aufmerksamkeit und Energie der Entwicklung der Dinge an den Gestaden des Stillen Ozeans zu. In den Stillen Ozean münden mehrere der mächtigsten russischen Ströme; sie bilden gleichsam die großen Schlagadern für den volkswirtschaftlichen Verkehr und für jede weitere volkswirtschaftliche Entwicklung der meisten Innenländer des ungeheuren Russenreiches. Gelang es Rußland, sich die Herrschaft im Großen Ozean zu sichern, so konnte das Zarenreich schlimmstenfalls auf volle Bewegungsfreiheit im Mittelländischen Meere verzichten, bis die Entwicklung der Verhältnisse an den Dardanellen und auf dem Balkan eine für Rußland günstigere Wendung genommen. Der fast allen europäischen Mächten überraschend gekommene Sieg Japans über Rußland an den Gestaden des Stillen Ozeans sperrte der Entwicklung des Zarenreiches in Asien bis auf weiteres den Weg, und zwang die russische Politik, die Agitation in Kleinasien und auf dem Balkan energisch wieder aufzunehmen. Selbst in den für Rußland schlimmsten Tagen des russisch-japanischen Krieges hatte Rußland seine im Kaukasus stehende Armee von über 400 000 Mann in ihren bisherigen Standorten belassen. Diese russische Wacht an der kleinasiatischen Grenze des Osmanenreiches war seit Jahr und Tag ergänzt worden durch russische Militärkolonisten, welche unter dem Deckmantel frommer Pilgerschaft zum Heiligen Grabe entsandt wurden, von

*) Durch die jüngsten Ereignisse werden die folgenden Ausführungen in ein äußerst interessantes Licht gerückt. D. Red.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

demselben St. Petersburger Agitationskomitee, an dessen Spitze der „Monsignore", der russische Großfürst, noch heute steht. Die „frommen Pilger" wurden von St. Petersburg bezüglich von den ihm untergebenen Stellen nur solange mit Geld unterstützt, als sie sich verpflichteten, innerhalb der kleinasiatischen Türkei zu verbleiben; dagegen wurde ihnen jede Unterstützung entzogen, sobald sie Anstalt machten, in ihre russische Heimat zurückzukehren.

Die hier skizzierten Vorbereitungen Rußlands in Kleinasien finden eine sehr bemerkenswerte Ergänzung in seinen für einen zukünftigen Orientkrieg berechneten Anstalten an der mazedonischen Küste.

Ein Blick auf die Karte Mazedoniens zeigt an dessen östlichem, dem Aegäischen Meere zugekehrten Gestade drei Halbinseln, die gleich ausgestreckten Fingern in die See hineinragen. Auf der östlichsten dieser Halbinseln liegen die Klöster Athos und Russikon. Beide sind von Mönchen russischer Nationalität bewohnt. Diese Mönche haben jedoch neben ihrem geistlichen Stande noch die besondere Eigenschaft, ausgebildete Artilleristen und Ingenieuroffiziere zu sein. Die Mönchskutte ist bei ihnen nur der Ueberwurf über den russischen Waffenrock. Athos ist schon seit Jahr und Tag nicht sowohl ein Kloster und als solches ein Wohnort für Geistliche, denn vielmehr eine von Waffen und Kanonen starrende russische Festung — mitten im Türkenreiche. Dasselbe gilt von dem Athos ganz nahe liegenden Kloster Russikon. In früheren Jahren war für den Touristen ein Besuch des Klosters Athos, wenn auch schwer, so doch nicht vollkommen unerreichbar. Seit den letzten vier bis fünf Jahren werden Athos und Russikon vor dem Zutritt jedes Fremden aufs Aengstlichste gehütet. Welche Ueberraschungen diese beiden „frommen" Stätten russischer „Mönche" im Fall eines neuen Orientkrieges der Welt und besonders der Türkei und ihren etwaigen Verbündeten bringen würden, ist gar nicht abzusehen.

Gelänge es Rußland, Serbien als seine ihm eng verbündete Vormacht nach Albanien zu an das Adriatische Meer vorzuschieben, so hätte es sich den Zugang zum Mittelmeer und damit weiterhin nach dem Atlantischen Ozean zu gesichert, trotz der für das Zarenreich immer noch verschlossenen Dardanellen. Es hätte dann einfach die Dardanellen militärisch-maritim umgangen.

Buch, Presse und Publikum.

Von

C. J. Klötzel.

Kürzlich sandte einer unserer bedeutendsten Verleger, der auch persönlich im Vordergrunde des deutschen Kulturlebens steht, eine „Beschwerde für das Publikum" in die lesende Welt hinaus. Sie enthält bittere Vorwürfe gegen die Masse der Gebildeten, und besonders Klagen über die Presse, die in der Buchkritik einen bedeutsamen Einfluß auf die literarisch Interessierten ausübt, — oder vielmehr ausüben könnte und sollte.

Dieser Mann schreibt: „Viele Menschen wissen nicht, daß es Bücher gibt, die zu kennen ein Erlebnis für sie wäre, von denen sie aber nichts sehen und hören. Auf Nichtigkeiten wird man hingewiesen, aber das, was nicht gerade im Tageslärm steht, oder am Wege glitzert, wie setzt sich das durch? — Das bedruckte Papier ist wertlos geworden. Die Zeitungskritiken, für wen sind sie noch maßgebend? Es gibt nur wenige Blätter, die zwischen Spreu und Weizen zu sondern suchen. Während in der Politik fast jede Zeitung auf Programm hält, sind Feuilleton und Bücherkritik in der Regel vom Zufall bestimmt. Das Publikum ist direktionslos. Ja, es ist sogar gottverlassen, weil es instinktlos ist, weil es nicht die Fähigkeit hat, zu fühlen: Was ist für dich wichtig, was ist für den inneren Aufbau deines Lebens entscheidend? Ihr habt verlernt, ohne literarische Schlagworte euch zu interessieren. Wenn ein Buch heißt: „Der perverse Maikäfer", flugs steckt ihr es euch in die Tasche zur Belehrung und Bildung, heißt es aber: „Die polnischen Bauern", sagt ihr, „Was ist uns Hekuba!" Welchem bücherkaufenden Deutschen kann man zumuten, vier

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bände zu lesen? Wer hat Zeit dazu? Wir brauchen Kosthappen zu 50 Pf., 3—4 Bogen stark, dann sind wir orientiert, was wir zu unserer Bildung wissen müssen. Flach werdet ihr dabei, aber nicht gebildet, ihr kommt zur Kinokultur! Ohne Konzentration auf das Wichtigste kann keine Bildung wachsen."

In diesen kurzen Sätzen ist eines unserer wichtigsten Zeitprobleme angeschnitten: Das Bildungsproblem. Für den der Schule Entwachsenen, dem nicht mehr die weise Vorsicht Lehrpläne entwerfender Lehrer den Bildungsstoff in leicht verdaulichen Portionen und gradueller Steigerung des inneren Gehaltes zuteilt, bilden Zeitung und Buch die Hauptquelle geistiger Nahrung. Für Tausende scheidet das Buch als Bildungsquelle vollständig aus — für all die, deren Geist vom täglichen Brot der Tagessensation lebt, oder — im Gegensatz dazu — sich völlig einspinnt in die weltfernen und zeitentrückten Probleme einer abstrakten Wissenschaft —, für all die, welche entweder nur der gegenwärtigen Stunde oder gänzlich außerhalb der schaffenden Zeit leben. Und noch eine Gruppe kommt hinzu: Die, welche ihre Seele restlos der Politik verschrieben haben, und denen der Leitartikel des Parteiblattes Alpha und Omega dessen ist, was der Druckerschwärze würdig ist. Alles andere — insbesondere aber „schöngeistige" Bücher — rechtfertigen das große Wort des Kalifen Omar über die Bibliothek von Alexandrien: „Steht dasselbe darin, wie im Koran, so ist sie überflüssig, enthält sie etwas anderes, so kann sie nur schädlich sein."

Aber diese Tausende, die von der Kultur des Buches völlig unberührt bleiben, stehen doch nur an der Peripherie des Volkes. Die Millionen brauchen das Buch. Und sie sind nicht allein seine geistigen und wirtschaftlichen Konsumenten, sondern sie sind selbst „Schaffende am Werk", sie produzieren das Buch. Nicht nur in dem Sinne, daß berechnender Sinn geschickter Vielschreiber die Bedürfnisse der Masse erwittert und ihr schlau das Esaugericht vorsetzt, um dessen Wohlgeschmack willen sie das Erstgeburtrecht des freien, unbestochenen Urteils verkauft. Sondern auch so verstanden, daß der Schriftsteller und Dichter in der Masse wurzelt und daß seiner Seele aus dem großen Becken des Zeitempfindens und der Zeiterfahrung der Stoff zuströmt, aus dem er sein Werk gestaltet. Das Buch spricht aus, was im Unterbewußtsein der Zeit schlummert, der Dichter ist der Sprecher der Millionen, der Künder ihres ihnen selbst unbekannten Willens. Das Volk gleicht dem Moses, der die Seele ganz Israels im Busen trug, dessen Lippen aber unbeschnitten waren. Der Schreibende aber ist jener Priester Aron, der aus dem stummen Blick des Bruders sein Fühlen und Wollen herausliest und mit der Kraft der Beredsamkeit zu künden weiß.

Die Propheten stammten immer aus der Breite eines Volkes, und fand sich einmal unter ihnen ein solcher, durch den die große Volksseele nicht hindurchgegangen war, so erfand man für ihn die spöttisch-achtungsvolle Frage des biblischen Sprichwortes: „Kann denn auch ein König Saul unter die Propheten gehen?" Der echte Dichter ist nie der, welcher sich aus den einsamen Höhen einer Sonderstellung herabbegibt in die Ebene der breiten Schicht, sondern jener, der, gezeugt und geboren im Brodem der Vielen, aus eigener Kraft den Weg findet zur Einsamkeit der Besonderen. Nicht Prometheus ist der Fruchtbare, der am Sonnenwagen die Fackel entzündet und den Menschen das Feuer bringt, das Licht und Wärme nur dann verbreitet, wenn es organischen Stoff zu Asche verbrennt, sondern jener, der zuerst mit scharfer Pflugschar die dunklen Schollen des Bodens aufbrach und dadurch die treibenden Kräfte keimender Saaten zur Sonne selbst gleichsam emporhob.

So der Schreibende, so sein Buch. Wer zur Höhe des Dichters steigt, nimmt die Seele seines Volkes — und damit unter den Seelen der Millionen auch deine und meine — ein Stück mit nach oben. Wie weit, muß der Grad des Erkennens zeigen, mit dem du und ich und die Millionen sein Werk als das unsere erkennen und im Verstehen ein geistiges Anrecht an ihm dokumentieren. Oft ist der Schreibende seiner Zeit „vorausgeeilt".

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unsere Epoche ist unfähig — das fühlen wir alle — einen Goethe zu zeugen. Der ist nur als ein Kind seiner Zeit denkbar. Aber einen Goethe zu erkennen, dazu sind wir fähiger als jene, unter denen er wandelte. Wir haben den Vorsprung eingeholt, den das Genie gewann. Und uns gebührt das Wort: „Denn er ist unser."

Wenn aber der Dichter nur aus dem Volke, mit dem Volke und für das Volk schafft, was bedeuten dann die Klagen einer Zeit, wie sie der deutsche Verleger sicher nicht als ein Einzelner ausspricht? Wo liegt die Ursache dafür, daß wir auf der einen Seite eine Anzahl Schaffender haben, die unleugbar Großes leisten, und auf der anderen Seite die Massen fehlen, ohne deren Resonanz das Buch ein verlorener Ton, eine Predigt in der Wüste ist. Woher diese Taubheit der Menge, trotzdem gerade aus ihr so viele zur seelischen Hellhörigkeit des zum Schreiben Berufenen erwachen?

Uns dünkt: Weil die anders geartete Zeit den Zwang zur allmählichen Abstinenz vom Buch mit sich bringt. Für beide, für den Schreibenden, wie für das Publikum. Für den Schreibenden, denn der rasend schnelle Wechsel der Verhältnisse auf allen Lebensgebieten, diese Kulturrevolution mit ihrer Vielgestaltigkeit im Einzelnen und ihrer Gestaltlosigkeit im Gesamten, läßt ihn nicht zum Beherrscher der Erscheinungen werden. Seine Aufgabe ist, sie zu deuten, — und er vermag doch kaum, ihre Grenzen und ihren Inhalt zu umschreiben. Das Weltbild zerfällt ihm in Weltbilder, und unter ihnen sucht er sich das zum künstlerischen Erschöpfen heraus, das ihm selbst als das Vollendetste erscheint. Darum haben wir viele gute Bücher über unsere Zeit und aus unserer Zeit — aber das Buch der Gegenwart ist noch nicht geschrieben. Oder — vielleicht ist es schon geschrieben, und unser Erkennen ist noch nicht reif dafür. Denn wir, die Lesenden, kommen zur Abstinenz vom Buch durch die Fülle des Erlebens. Das klingt paradox neben dem allgemeinen Urteil, unsere Zeit sei oberflächlich. Aber sie ist es eben durch die überwältigende Fülle des zu Erlebenden. Der Mensch zur Zeit Goethes suchte das Erlebnis, und er suchte es in sich. Der Zeitgenosse Edisons und Bebels wird vom Erlebnis überfallen, das von außen auf ihn einstürmt. „Still und bewegt" hatte Rahel Varnhagen sich selbst und ihre Zeit genannt. „Fortgerissen — unfähig der Stille" müßten wir von uns sagen.

Bei den Schreibenden aber, die der gleichen Erlebnisflut ausgesetzt sind, wie wir, führt sie zur Produktion, und von Jahr zu Jahr steigt die Zahl der neu erscheinenden Bücher. Um es ökonomisch auszudrücken: das Angebot an Büchern steigt ständig in einer Zeit, in der das äußere Erlebnis die Nachfrage nach dem Bucherlebnis stark gemindert hat. Darum ist in der Tat unser lesendes Publikum direktionslos. Darum muß ihm in der Tat der Instinkt abgehen für das, was seinem inneren Leben frommt. Denn noch ist unsere Zeit zu jung und wir selbst zu wenig heimisch in ihr, um die Bedürfnisse des neuen geistigen Lebens instinktiv zu erfassen und zu erfüllen.

In solcher Zeit gewinnt die zunftmäßige Kritik an Bedeutung. Sie hat das Recht und die Pflicht, auf die Bücher hinzuweisen, die wirklich einen Wert über Tag und Stunde hinaus bewahren werden. Es bleibt uns wenig Zeit zur Beschäftigung mit dem Buch: um so kostbarer ist sie, um so nötiger brauchen wir einen Berater, einen Führer durch den Wust des Druckmarktes, der die Spreu vom Weizen sondert.

Es genügt nicht, wenn ein kleiner Kreis gutgeleiteter Zeitschriften dieser Pflicht in anerkennenswerter Weise nachkommt. Eine Zeitschrift, besonders eine solche, die darauf verzichtet, in der Hauptsache „Unterhaltungsblatt" zu sein, ist in ihrer Wirkung auf einen kleineren Kreis beschränkt, und gerade auf ein Publikum, bei dem die Gefahr der völligen Abstinenz vom Buche weniger nahe liegt. Der Löwenanteil an einer neuen Erziehung zum Buch muß der Tagespresse zufallen. Sie erreichen die Hunderttausende, sie besitzen in hohem Maße das Vertrauen der unkritischen Masse — sie, die großen Zeitungen, die großen Registratoren der Zeitergebnisse, die in einem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Morgenblatt mehr zu melden haben, als vor hundert Jahren ein ganzer Jahrgang. Wir sind längst daran gewöhnt, sie politisch zu unseren Beratern zu machen und ihrem Handelsteil unser kaufmännisches Vertrauen zu schenken. Wir stehen ihrer Theater- und Musikkritik zum mindesten nicht von vornherein mißtrauisch gegenüber. Warum sollten wir nicht auch ihrer „Literarischen Rundschau" Werte abgewinnen?

Wenn es bis heute seitens der Vielen nicht geschieht, so hat das wohl zweierlei Ursachen. Erstens: Die Sucht nach Aktuellität schlägt von vornherein jede Möglichkeit ernster kritischer Tätigkeit tot. Die Zeitungen können sich in der Kritik — ganz allgemein genommen — nicht von dem Reportergedanken emanzipieren, als müsse ein künstlerisches Urteil so brühwarm serviert werden, wie eine Nachricht vom Kriegsschauplatz oder ein Börsenkurs. Der Unterschied zwischen dem zeitlichen Wert einer Tatsache, die in Stundenfrist in ihrer Wirkung durch ein neues Ereignis annuliert werden kann, und dem Dauerwert eines Buches, das Werte enthält, die dem Wechsel der Zeit nicht unterworfen sind — dieser Unterschied wird nur an wenigen Stellen zugunsten einer wertvollen Kritik ad notam genommen. Nicht ohne Mitschuld des Publikums; denn es fordert diese unselige Aktuellität, und weiß seinen Forderungen nur zu oft Nachdruck zu verleihen.

Darum steht die Buchbesprechung der Tageszeitung im allgemeinen in Mißkredit — sicherlich nicht ganz mit Unrecht. Es würde eine befreiende Tat bedeuten, wenn die gesamte Presse eine stillschweigende Abmachung treffen würde: Bücher dürfen erst ein Vierteljahr nach ihrem Erscheinen besprochen werden. Der prinzipielle Verzicht auf eine Aktuellität, die nur erreicht werden kann unter Hintenansetzung der unumgänglich notwendigen Gründlichkeit der Verarbeitung, müßte fortan Ehrenpflicht der Presse werden, die nicht vergeblich auf den Titel eines Kulturfaktors Anspruch machen will.

Und zweitens: Die Buchbesprechung muß weniger Buch„kritik" sein. Vielleicht erübrigt sich die Besprechung schlechter Bücher überhaupt. Von einem Buche, das die Tagespresse bespricht, könnte man dann eo ipso annehmen, daß es gut sei. Was etwa der Herr Kritiker dem Schriftsteller privat zu sagen hat, sozusagen die Zensurerteilung, unter Hinweis auf Andere oder auf früher Geleistetes, das gehört unseres Erachtens nicht mehr in die Tagespresse, sondern sei Gegenstand der Erörterung in Literaturblättern.

Wer für Tageszeitungen, und damit für die große Masse Bücher bespricht, der mache sich frei von jeder Rücksicht auf Sensation. Weder ein berühmter Verfassername, noch der eines guten Verlages, noch ein zeitgemäßer Buchtitel darf zur Besprechung verpflichten. Nur Bücher, die ich selbst gelesen habe und die mir wirklich etwas gegeben haben, ein Stück innere Bereicherung an Wissen oder an Fühlen — nur sie darf ich mit ehrlichem Herzen all denen empfehlen, denen zur Wahl keine Zeit und keine Gelegenheit gegeben ist. Diese wenigen Bücher — die guten Bücher sind selten wie die guten Menschen — muß man aber auch empfehlen; sie und die Lesenden haben Anspruch darauf. Dann aber darf nicht von allem möglichen gesprochen werden, nur nicht vom Buch. Sondern: Eine Besprechung muß dem, der von ihr beraten sein will, so genau als möglich sagen: das und das wirst du in diesem Buche finden! Darin liegt eben das imponierende Können des Kritikers, daß er für das Wesen und den Wert einer Sache den treffendsten und kürzesten Ausdruck findet.

Im Lesenden muß die Ueberzeugung geweckt werden — die freilich dem Kritiker selbst erst innewohnen muß —, daß er dieses Buch wirklich kennen lernen müsse. Die Kraft des Erlebnisses, die im Buche steckt, muß in den wenigen Zeilen der Besprechung lebendig sein und lebendige Wirkung ausstrahlen.

Das, und nur das, ist die Erziehung zum Buch. Eine Erziehung. die um so schwieriger ist, als sie sich an solche wendet, bei denen schon eine frühere Erziehung viel dazu beigetragen hat, daß der Instinkt für das Notwendige am Buch verkümmert ist. Denn man vergesse nicht: Wir alle haben Fibel und Deutsches Lesebuch als erste Offenbarung

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

literarischer Herrlichkeit empfangen, und „lange noch führet der Krug den Geruch des nämlichen Nasses, das zuerst ihn gefüllt."

Auf eine Reform der Lesebücher und die Entwicklung literarischen Geschmackes durch die Schule werden wir noch lange warten müssen. Um so bedeutungsvoller ist es, in der Presse einen erzieherischen Faktor in diesem Sinne zu finden. Sie allein kann uns wieder zur „Konzentration auf das Wichtigste" führen, die uns vor der gänzlichen Abstinenz vom Buche bewahren kann.

Shakespeare als Lyriker.

Von

Wilhelm Bolze.

Es ist eins der auffälligsten literaturgeschichtlichen Phänomene, daß große Dramatiker stets nur eine relativ geringe lyrische Begabung aufgewiesen haben. Lessing, der Begründer des modernen deutschen Dramas und Zeitgenosse Klopstocks, des größten deutschen Lyrikers vor Goethe, erscheint in seinen Gedichten herzlich unbedeutend. Schiller hat seiner schwülstigen und bombastischen Jugendlyrik der Anthologie später fast gar keine Proben lyrischer Kunst mehr folgen lassen, abgesehen von seiner philosophischen Lyrik, deren intellektueller Gehalt doch dem eigentlichen lyrischen Charakter widerspricht, und zeigt sich auch in seinen Dramen ganz unlyrisch. Sein größter Nachfolger, Kleist, hat uns nur quantitativ ganz geringe Kriegslieder hinterlassen, und in neuerer und neuester Zeit bestätigen Ibsen, Strindberg und Hauptmann die gleiche Erfahrung, während beispielsweise Eulenberg kein reiner Dramatiker ist. Einzig Hebbel scheint bis zu einem gewissen Grade beide Richtungen künstlerischer Begabung in sich zu vereinen. Umgekehrt hat noch allen großen Lyrikern — von Goethe über Hölderlin, Brentano, Heine und Mörike bis zu Dehmel — die dramatische Gestaltungskraft gefehlt. Man kann am Auslande die gleiche Beobachtung machen, wenn man z. B. in Frankreich an das Zeitalter der klassischen Tragödie denkt oder andererseits die parnassianische Lyrik des 19. Jahrhunderts heranzieht.

Ganz gewiß hat diese Erscheinung einen inneren Grund, doch ist es nicht so leicht, ihn deutlich zu bestimmen. Daß die Lyrik eine besondere Stärke des Gefühls voraussetzt, ist keine ausreichende Erklärung, denn es hat sicherlich nie einen Dichter von größerer Macht und Tiefe des Gefühls gegeben als z. B. Strindberg. Fest steht allerdings, daß dramatische Fähigkeiten ein großes Maß von intellektuellem Vermögen voraussetzen, das für die Komposition, für die Effektverteilung usw. erforderlich ist. Je mehr dies Vermögen aber ausgebildet wird, um so mehr tritt die Kunst der ausschließlich gefühlsmäßigen Ausdrucksweise, die der Lyrik vorbehalten ist, zurück.

Es ist nun zweifellos von höchstem Interesse, zu beobachten, wie weit die lyrischen Fähigkeiten bei dem größten Dramatiker der Weltliteratur, Shakespeare, entwickelt sind. Auch er hat keine fruchtbare lyrische Tätigkeit entfaltet, obwohl die zahlreichen lyrischen Einlagen in seinen Dramen, besonders den Lustspielen, und seine 154 Sonette doch immerhin eine reichere Ernte darstellen, als der Laie sich im allgemeinen vorzustellen pflegt. Die starke Bevorzugung der dramatischen Kunst hatte bei Shakespeare auch noch einen sehr wesentlichen äußeren Grund in seinen nahen Beziehungen zur Bühne, die er als Schauspieler und Regisseur hatte. Aber auch qualitativ sind seine Leistungen als Lyriker so unbedeutend gegenüber seinen dramatischen Meisterschöpfungen, und so wenig originell, daß man ihn als eine wesentlich unlyrische Natur ansprechen muß.

Die lyrischen Einlagen der Dramen haben meist einen primitiven liedmäßigen Charakter. Sie sind — einer Mode ihrer Entstehungszeit entsprechend — zum Singen bestimmt und weisen sehr häufig Refrains auf, wie etwa: „Mit heisa und ha und juchheisa trala!" (in „Wie es euch gefällt"), oder „Hop heisa, bei Regen und Wind!" (in „Was ihr wollt"), oder ähnliche Wendungen. Eine andere Art des Refrains ist die Wiederholung eines Teils des letzten Verses der Liedstrophe, z. B.:

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Doch den Kuß gib mir zurück!
Gib zurück,
Falsches Siegel falschem Glück,
Falschem Glück!"

wie es in „Maß für Maß" heißt. Andere Liedverse fallen dadurch auf, daß sie sich alle aufeinander reimen. So singt z. B. der Narr im „König Lear":

„Ein Fuchs, den man gefangen,
Und solche Rangen,
Die müßten am Baum mir hangen,
Könnt' ich 'nen Strick erlangen:
Der Narr kommt nachgegangen."

Diese Art weiß Shakespeare allerdings mit köstlichem, sehr wirksamem Humor zu handhaben. Ich denke dabei an Ariels — freilich unlyrische — Verse im „Sturm":

„Eh' du kannst sagen: komm und geh,
Atem holst und rufst: He, he!
Mach' ich, wie ich geh' und steh',
Daß hier jeder auf der Zeh'
Sich mit Hokuspokus dreh'!
Liebst du mich, mein Meister? — Ne."

Das „Ne" am Schlusse dieser ohnehin wenig sinnvollen Worte ruft eine prächtige komische Wirkung hervor.

Diese Proben zeigen zur Genüge, daß Shakespeares dichterische Begabung im wesentlichen unlyrisch ist. Er liebt es, kleine, harmlose Scherzliedchen einzustreuen, in Coupletform, deren Inhalt meist liebenswürdige, oberflächliche Tändeleien, geistreiche Wortspiele und drastische Witze sind. Solche Liedeinlagen sind in der Bühnendichtung des elisabethanischen Zeitalters sehr beliebt. Daß Shakespeare trotzdem auch einmal geniale lyrische Verse gelingen, beweist sein Totengräberlied im „Hamlet". Es gibt wohl kaum anschaulichere, stimmungsvollere und packendere Verse als:

„Ein Grabscheit und ein Spaten wohl,
Samt einem Kittel aus Lein,
Und oh, eine Grube, gar tief und hohl,
Für solchen Gast muß sein."

Eine Seite darf allerdings bei der Würdigung von Shakespeares Lyrik nicht übersehen werden: seine meisterhafte Verskunst und seine blühende Phantasie. Bisweilen macht sein üppig quellender Bilderreichtum einen gezierten Eindruck, aber auch diesen dichterischen Mangel muß man einer besonderen Liebhaberei der Entstehungszeit zugute halten. Förmlich geblendet fühlt man sich von Versen, wie sie z. B. in „Verlorne Liebesmüh'" oder Liebes-Leid und -Lust" stehen:

„So lieblich küßt die goldne Sonne nicht
Die Morgenperlen, die an Rosen hangen,
Als deiner Augen frisches Strahlenlicht
Die Nacht des Taus vertilgt auf meinen Wangen.

Der Silbermond nicht halb so glänzend flimmert
Durch der krystall'nen Fluten tiefe Reine,
Als dein Gesicht durch meine Tränen schimmert;
Du strahlst in jeder Träne, die ich weine."

In dieser madrigalartigen Kunst ist Shakespeare Virtuos, und sie ist es auch vor allem, die seinen Sonetten ihren bleibenden Wert sichert. Sie bestechen mehr durch ihr verskünstlerisches Raffinement als durch ihren Gehalt. Auch in Tonmalereien ist der Dichter groß (in der Art der Eingangsverse im „Macbeth": „Wen the hurly-burly's done, When the battle is lost and won," die in der von Tieck überwachten Uebertragung (und ganz ähnlich auch bei Karl Simrock) lauten: „Wann der Wirrwarr ist zerronnen, Schlacht verloren und gewonnen").

Die beste deutsche Uebersetzung von Shakespeares Sonetten, d. h. die, in der die größtmögliche Treue gegenüber dem Original mit einem glänzenden verstechnischen Können vereint ist, stammt von Ludwig Fulda*). Bekanntlich sind diese Sonette zum größten Teile Gelegenheitsgedichte, für die kein innerer zwingender Grund vorhanden ist. Nur in einigen schöpft der Dichter aus den Erlebnissen seiner Seele und enthüllt seine Persönlichkeit. Das gilt vorwiegend von den Versen, die er der dunklen Dame gewidmet hat. Die meisten anderen kommen als Zeugnisse für den Menschen Shakespeare gar nicht in Betracht, geben höchstens Aufschluß über ein paar äußerliche Tatsachen aus seinem Leben. Diese Tatsachen hat Alois Brandl sehr umfassend in der Einleitung

*) Bei Cotta in Stuttgart erschienen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zusammengestellt, die er Huldas Uebersetzung vorausgeschickt hat.

In den Sonetten an die dunkle Dame, mit der Shakespeare einen kurzen, aber sehr stürmischen Liebesrausch erlebt zu haben scheint, herrscht teilweise ein leidenschaftlicher Gefühlsüberschwang, der uns in seiner Echtheit und Stärke die Persönlichkeit des Dichters, der sonst hinter seinen Werken ganz weit zurückzutreten pflegt, für einige Augenblicke auffallend nahe bringt. Hier tritt vorübergehend eine ganz große lyrische Kunst zum Vorschein. Besonders ergreifend äußern sich die Qualen der zurückgestoßenen Liebe, und der Sinnenrausch mit seinem Himmel und seiner Hölle wird mit einer Kühnheit und einer Taumelseligkeit geschildert, um die den Dichter Wedekind beneiden könnte. Die übrigen Sonette haben künstlerisch nicht viel mehr Wert als den eines glitzernden, funkelnden Versgeschmeides. Sie enthalten eine Fülle wunderschöner Bilder, tonmalerischer Wohlklänge und einer ungemein melodischen und harmonischen Versmusik, sind aber in ihrem Gehalt — von den genannten Ausnahmen abgesehen — nur anmutige Spielereien. Die lyrische Kunst entsprach zu wenig den Neigungen und Zielen von Shakespeares dichterischer Veranlagung, und seine Natur drängte zu den großzügigen und umfassenden Gestaltungen, durch die er sich als das größte dramatische Genie aller Zeiten erwiesen hat.

Vom lyrischen Jahr.

Von

Julius Bab.

Nr. 4.

Ich sagte schon von Klabund, daß er vielfach auf den Spuren des mittleren Heine wandele — dessen, der zwischen Sentimentalität der Jugend und der Leidensgewalt des Alters in weltmännisch-zynischer Mitte steht. Ueberhaupt ist der Lyriker Heine für die jüngste literarische Generation wieder einmal Vorbild und Gefahr. Gefahr: Denn was an ihm Literat, Feuilletonist und eitle Privatperson war, das ist einer Jugend, der es an dichterischer Hingabe und Geduld fehlt, eben recht, und was in diesem Heine trotz alledem immer wieder an seelischer Grazie und menschlicher Kraft durch die trübe Mischung brach und vereinzelte Wunderwerke schuf, das haben sie nicht und können sie nicht nachmachen. Schon einmal, vor den 80iger Jahren, war Heines Vorbild in der deutschen Lyrik von höchst bedenklicher Wirkung. Damals reinigte das „Naturalismus" genannte seelische Gewitter die Luft und schuf zugleich mit sozialem Gewissen, mit kosmischem Pflichtgefühl eine neue Lyrik. Jetzt scheint in gewissen Kreisen diese Spannkraft wieder verloren, ein öder Subjektivismus geht in einem Teil der jungen Generation um, und aufs neue wird für ihre in jedem Sinne eitlen Spiele Heine ein Vorbild. Wenn auch das dazwischenliegende naturalistische Menschenalter es mit sich bringt, daß jetzt mehr als der romanische der zynische Heine Beachtung findet — der ganze Mann, der, sobald man ihn nicht mehr als Sonderphänomen bestaunt, sondern als Vorbild achtet, höchst schädlich werden muß, er übt heute wieder seine Macht.

Als ein neues deutliches Beispiel solchen Epigonentums, und fast nur als solch Beispiel, sind die Gedichte von Max Herrmann interessant, die der Verlag S. Fischer unter dem Titel „Sie und die Stadt" herausgegeben hat. Max Herrmann ist im Grunde durchaus ein Dilettant. Daß ihm gelegentlich ein wirklich besserer Ulk wie die „Späte Rückkehr des seinen Herrn" oder der „Besuch des reichen Onkels Agrariers" gelingt —, daß einmal, für meine Augen ein einziges Mal, ihm eine schöne und starke Zeile unterläuft:

„Die Nacht schwimmt reglos wie ein Totenschiff."

das beweist nichts dagegen. Dergleichen geschieht auch im Dilettantentum. Dagegen ist der ein Dichter, durch dessen Leidenschaft regelmäßig Worte zu zauberhafter Wirkung erweckt werden, und ein Dilettant der, dessen Gefühlchen sich von Worten hin und her treiben lassen. Für Max Herrmann zum Beispiel ist der Reim kein Sprungbrett in die Tiefe eines Gegenstandes hinein, sondern ein Zufall, der dem Gegenstand ganz ungeahnte

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und ungehörige neue Ecken anbiegt. Weil vorher etwas vom „tiefsten Grunde“ gestanden hat, heißt es plötzlich „o hätt ich Hunde!“ — (was in die betreffende Stimmung einzugliedern wesentlich mehr guten Willen und Anstrengung kostet, als ein Dichter, der das Mitgehen des Gefühls erstrebt, irgendwo verlangen darf). Und wenn vorher „Weh“ gestanden hat, so reimt sich plötzlich „Sieh, ich bin Klee“. (Obgleich von allen Pflanzen keine an dieser Stelle weniger spezifischen Stimmungswert hat als gerade Klee.) Es ist ein Dilettant, der über gar nicht zauberkräftige, dem Worte schwächlich ergebene Empfindungen verfügt. Und seine Uninteressantheit würde sofort deutlich werden, wenn es keine großen Vorbilder gäbe, hinter denen man sich verstecken kann. Ungefähr so wie Heine den Novalis und Brentano entstellt hat, als er den Ausdruck ihres Weltgefühles für seine Privatangelegenheiten zurechtbog, ungefähr so, nur mit sehr viel weniger Talent, benutzt dieser Max Herrmann Rilke und sogar bereits Franz Werfel. Für die äußerliche Stärke und innerliche Schwäche seiner Rilkeimitation ein Beispiel aus seinem Eingangsgedicht:

„Denn ich bin so vermorscht und kleiner
Als der verlorene Wurm im Staube,
Ich bin der Rest von deinem Raube,
Ich bin der Ausgestoßenen Einer
Und hab nur dies: Ich weiß und glaube
Und liebe dich so sehr, wie Keiner! . . .“

Satzbau, Klangwirkung, Bild, jeder Zoll ein Rilke; aber ein so banales und äußerlich gesteigertes Bild wie „Der verlorene Wurm im Staube“ und den so grundprosaischen Abschluß „wie Keiner“, hätte Rilke eben nie gemacht; das ist das Siegel des Dilettanten. Die bedenklichste Parallele zum Heine des Liederbuches zeigt aber erst die Art, wie Rilkes gottseliger Gesang für kleine Privaterotik mißbraucht wird. Max Herrmann dichtet:

„Du gibst mir Erde, Licht und Regen, welcher reift,
Du bist die Hand, die Früchte von den Zweigen streift,
Du bist des Schnitters Krug, des Bettlers Brot,
Des Pilgers Morgentrank und Abendbrot,
Du bist der Turm, von dem man Länder übersieht
Du bist des Heiligen Gebet, der Hure Lied.“

Genau wie in Rilkes Stundenbuch — aber gemeint ist nicht mehr der liebe Gott, sondern „Leni“! Und da wirkt dieser geborgte Aufwand einfach lästerlich. Und nicht viel anders wirken die durch keinen Rhythmus echter Leidenschaft legitimierten Renommagen (im Stile der „jungen Leiden“):

„Aber ich werde an meiner Liebe sterben
Das ist gewiß.“

Und theoretische Geziertheiten wie:

„Ich bin allein mit meinen Wehmutsgesten!“

Und haufenweise Banalitäten wie:

„Heimatlich Hand in Hand
Ueber den leuchtenden Gleisen.“

Und ein Gespreize mit den „Dämonen des Dichters“ — eines Dichters, der sich nichts Originelleres zu träumen weiß als „Purpur und Palast und eine die ihn liebt“! Und Stadtschilderungen im Protokollstil, der des verstorbenen Georg Heym gedrängte Sachlichkeit ohne eine Spur von Heyms unterirdischem Grimm nachahmt! Und Terzinen auf ein Kaffeehauserlebnis, das so privat war und blieb, daß wir es Gott sei dank auch in der Terzinenform weder äußerlich noch innerlich verstehen können! — Dieses Buch gleicht wahrhaftig dem berühmten Gaul der Veterinärärzte, an dem man alle überhaupt möglichen Krankheiten studieren kann. Nur deshalb, nur um zu zeigen, wieviel eitle Ohnmacht diese ungeheuer anspruchsvollen Jüngsten in sich bergen, wurde ich an diesem Einzelfall so ausführlich. Daß aber ein Verlag, der einen so großen Ruf zu verlieren hat, wie der Fischersche, eine so schlecht geschminkte Banalität druckt, bleibt gleichwohl erstaunlich, und ein betrübender Beweis für die Macht gewisser unfruchtbarer Moden. Derartige Jugend ist von nichts ein Anfang, zu nichts ein Fortschritt — sie ist, allen sachlichen Inhalts bar, ist um sich selbst kreisende Leere, ist Ende, Alter und Stillstand.

Ganz anders steht es mit Alfred Wolfenstein, dessen Gedichte der Fischersche Verlag gleichzeitig unter dem Titel „Die gottlosen Jahre“ herausgibt. Gewiß ein durchaus unreifes und unausgeglichenes Buch und gewiß auch Symptome einer leichten Vergiftung mit literarischer Eitelkeit. (Es ist z. B. nicht hübsch, wenn er ähnlich wie Max Herrmann sich in einem Gedicht einredet, Erlebnisse nach der Freudschen Theorie gehabt zu haben.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Freudianer werden nun glauben, ihre Theorie vom „Leben“ hier gerechtfertigt zu sehen, während sie in Wahrheit nur das Leben mit ihrer Theorie korrumpiert haben. Derartige Perversionen im eigentlichen Sinne des Wortes zeigen sich ja immer wieder als trübster Teil jeder Zivilisation.) Im ganzen aber ist alles Unreife und Unausgeglichene dieses Buches, das eben von gottlosen Jahren jungen Erwachens handelt, bewußtes Thema. Und da Zerrissenheit und Zwiespalt hier nicht selbstgefällig genossen wird, da sie als ein Leid getragen und ihre Ueberwindung leidenschaftlich gesucht wird, so rechtfertigt sich hier alles Grelle und Schrille von innen heraus. Und dieser Echtheit, diesem Ernst des Lebens, entspricht dann auch die Form, die über alle Literatur hinaus einen bitteren, heftigen, grimmigen, wenn auch nicht immer siegreichen Kampf um den eigenen Ausdruck führt. Während Herrmanns angebliches Leiden uns gefällig und leicht in der Versform anderer Leute entgegenplätschert, schafft sich Wolfenstein einen dumpfen, zerrissenen, beinahe stotternden Rhythmus, der nur selten fortreißend, aber stets für das zu sagende irgendwie charakteristisch ist. Die ersten Zeilen des Buches:

„Musik will ich nicht machen, sondern schreiten,
Und zeigen meine Schritte.“

geben ganz ausgezeichnet den Eindruck dieser Rhythmen. Und dieser Vers wächst nun aus einer Sprache, die, überfüttert mit Partizipien, verdunkelt durch Umstellungen, zersprengt durch Anakolute, einen außerordentlich schwierigen Eindruck macht. Die Stellen, die nicht nur dem ersten Gefühl, sondern auch der nachträglichen Ueberlegung dunkel bleiben, sind durchaus nicht selten. Aber selbst die Formlosigkeiten, haben hier einen gewissen Formenwert, weil sie mit dem Thema, dem dumpfen, lichtlosen Emporringen eines erwachenden Großstadtknaben innerlich verwandt sind. Tatsächlich findet Wolfenstein für das alte, von sinnlicher Selbstgefälligkeit heute leider viel zu viel behandelte Thema der Pubertät auf diese Weise einen Ausdruck, der menschlich packt und dem Gegenstand seine künstlerische Berechtigung wiedergibt. Im Stoff gibt den Wolfensteinschen Gedichten die eigentliche Note besonders die Art, wie das steinerne Dunkel der Großstadt dieses Knabenleid mitbedingt und einfärbt. Aus dumpf brodelndem Gefühl wachsen Zeilen, die in ihrer harten, knappen Sachlichkeit erschüttern:

„In der Gewalt der Häuser bin ich zu Haus.“

— — — — — — — — — — — —

„Mein Herz wird krank vor Wunsch hinauszurennen.“

und aus einer Schilderung der „ineinandergehakten“ Städter:

„Ganz unangerührt und ungeschaut
Steht ein jeder fern und fühlt: alleine.“

Der erste Teil des Buches gipfelt in einem Gedicht, das den neuen Stoff der Großstadtstraße in einem so allgemein menschlichen Ton ergreift, und das so mächtige Zeilen der Empörung, Verzweiflung und Wut hat, daß man an Christian Günther denken muß. Dies stärkste Gedicht des ganzen Bandes will ich in vollem Umfang hierhersetzen:

Verdammte Jugend.

„Von Hause fort, durch Straßen fort!
Gekannt von nichts, von keinem Ort,
Nur wie der Himmel rasch und hoch
Durch fremden Lärm und ohne Wort!

Wie schön allein, und dies verwühlt
Und keiner drin, der mich befühlt,
Der voll Verwandtschaft dumm und dicht
In meiner Brust verhaßt sich fühlt!

Hier ist nicht Heim, hier ist es auf,
Nicht Liebe plump, nur Kampf und Kauf!
Ah fließt die Straße strotzend aus
Zu andern ein in riesigem Lauf!

Ah sprüht es schroff pferdlos vorbei
Und brodelt schwarz der Menge Brei
Und Häuser flattern hingepeitscht
Von Licht, Geläut, Gezisch, Geschrei.

Die Steine ziehen in falscher Ruh,
Gehackt vom Schlag des Heers der Schuh,
Den fahlen Köpfen funkeln wund
Von schneller Glut die Lampen zu.

Hier Antlitze wie Tiere fremd
Und Augen wie in Eis geklemmt
Und Augen, die nur sich besehn,
Hier Antlitze, von nichts gehemmt!

Du Gottlose, mein Haupt zerstäub —
Entmenschlichte, mein Herz zerstäub —
Vergriffnen mich, Verlorenen
Du Straße ja betäub! betäub!“

— — — — — — — — — — — —

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dies ist das stärkste Gedicht, aber als menschlicher und künstlerischer Wert noch nicht einmal das entscheidendste des Wolfensteinschen Versbuches. Denn dies dreigegliederte Werk bleibt nicht ein hilfloser Empörungsschrei, sondern führt über die „Unsicherheit" durch das „Nichts" in das „neue Bewußtsein". — In „Nichts" gibt es Stücke von so tiefer Qual wie der „Mund" — der eigene schwätzende Mund, der das Ich verrät — im gräßlichen Doppelsinn des Wortes —, wie „die Zeit", die alle Verzweiflung des treulosen, dauerlosen Seins aufbranden läßt —, wie das „Jetzt", in dem das eigene Gesicht des Menschen zur Lüge wird. Und solche Stimmen aus der Tiefe zeigen, daß diesem Wolfenstein auch der erotische Kampf und Krampf nicht Selbstzweck, sondern Weg zur Welt war — zeigen, daß er ihn nicht wie ein in aller Frechheit philiströser Literat genoß, sondern wie ein Dichter erlitt.

Deshalb aber gibt es hier einen Aufstieg zu seelischer Freiheit und Frömmigkeit, von der der Literat nichts weiß. Das neue Bewußtsein führt den Menschen zu einer Sicherheit inmitten der Natur, in der er sich „unverletzlich wie die Bäume" fühlt. Eine Szene wird möglich, in der der „Mann" sich vom Weibe weg zum „Buch" als der höheren Lust wendet. Ein „Wasserglas auf dem Tisch", das spiegelnd die Welt einsaugt — „doch der Grund ist silberig durchlichtet" — wird schönes Symbol des neuen Seelenzustandes. Auch die Stadt ist nicht mehr ein Ort des Schreckens; gerade weil man Freiheit und Ferne sich von ihr gewinnt, ihr vom Berge aus zuruft: „Vier Millionen war ich da und nun bin ich" — grade deshalb wird die Stadt nun nicht mehr allein als Fesselung, sondern auch als Quelle der Kraft empfunden. Und ein Gedicht wie „Luftschiff über der Stadt" ist schon ganz durchglüht von jenem Arbeitsglauben, jener Tagfreude, jener neuen Weltfrömmigkeit, die die besten der Jungen und Alten heute vereinen will:

Durch die Wolken trommelnd, vorwärts gereckt,
Spitz und weiß und wild und neu wie ein Kind,
Strotzend von Leichtheit, sichtbarer Wind,
Blau von Himmel, schattig von Erde gefleckt,
Ueber die Stadt, mit heißen Gesichtern bedeckt,
Ueber Geschrei, das aus schwebenden Herzen rinnt,
Ueber Augen vom Blick in Sonne blind,
Ueber die Hand der Entzückung, zur Luftfahrt gestreckt,

Fliegt es, über das Leben von einstmals fliegt es,
Fremdeste Höhen nahe und gierig wiegt es,
Hirne reißt es aus den Wänden,

Schwach wie ein Spiegel dunkelt die Erde,
In des Himmels leuchtendere Geberde
Greifen wir ein mit neuen Händen!

— — — — — — — — — — — —

Diese gottlosen Jahre sind der rauhe und starke Beginn eines wirklichen Dichters, auf dessen weitere Schritte man mit gerechter Hoffnung warten darf.

Professor Runkel.*)

Von

Klabund.

So wie es klingelte, riß Professor Runkel die Tür auf und stand mit einem Ruck in der Klasse.

„Asseyez-vous."

Die Stuhlklappen polterten donnernd nieder. — Dann atemlose Stille. „Primus." Der schoß erschreckt in die Höhe. „Wie kann es noch heißen?" Professor Runkel rollte die Augen, daß man nur das Weiße sah. Der kleine Jude auf der letzten Bank begann zu kichern, leise, verstohlen. Zur größeren Vorsicht kroch er hinter den breiten Rücken seines dicken Vordermannes.

„Assoiyez-vous", stotterte der Primus und machte seinen berühmten devoten Augenaufschlag.

Arnold Bubenreuther, als er ihn ansah, schüttelte sich vor Ekel. — Runkel stülpte seinen schwarzen Schlapphut mit der riesigen Krempe auf den Kleiderhalter und zog seinen grünen Lodenmantel aus. Unter dem Loden-

*) Wir bieten unsern Lesern hier mit liebenswürdiger Genehmigung des Verlages Erich Reiß in Berlin eine Probe aus dem Buche „Klabund's Karussell", das im vorigen Hefte der „Gegenwart" von Julius Bab besprochen ist.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mantel kam noch ein schwarzer, halbwollener Sommerpaletot zum Vorschein.

Die Klasse hielt sich mucksstill.

Arnold Bubenreuther blickte zum Fenster hinaus. Er sah nichts als ein Stück heiß blauen Sommerhimmels, in dem die verkrüppelte und verstäubte Krone eines Kastanienbaumes hing.

Runkel entledigte sich des zweiten Mantels und stürmte auf das Katheder. Den Kopf mit der buschigen Mähne nach hinten gestreckt, saß er da und zerrte an den beiden Enden seines braunen Vollbartes.

„Wer hat das Fenster aufgelassen?" schrie er plötzlich. „Ich werde den Betreffenden gleich zum Fenster raushalten. Zum Teufel, Sie wissen, seit mich in dem verfluchten Kriege die verfluchte Kanonenkugel in den verfluchten Schenkel getroffen, kann ich keinen Zug vertragen. — Sie, schließen Sie das Fenster."

Irgendeiner schob den Riegel zu. Die Klasse duckte sich murrend. Nun konnte man wieder eine geschlagene Stunde in dieser muffigen Luft hocken, nur weil es diesem Kerl da oben so gefiel.

Runkel schlug das Klassenbuch auf. Als ob er nicht genau sehe, brachte er die rechte Hand vors Auge und drehte mit der andern das Buch herum.

„Ordnungsschüler", brüllte er.

Der kleine schüchterne Penschke ging mit unsicheren Schritten vors Katheder.

„Was haben Sie denn für eine Sauschrift? Da soll es doch gleich Bauernjungen oder Holzklöppel regnen! Das geht doch über die grasenden Mitternachtsnächte mit ultravioletten Schatten! Verflucht, wer kann das lesen? Ist das Siamesisch? Arabisch? So herum? Wie herum?"

Der kleine Penschke war dem Weinen nahe.

Bubenreuther scharrte mit den Stiefeln.

„Bubenreuther" — Runkel schnellte wie der Teufel des Kinderspielzeugs aus der Kiste, die das Katheder darstellte, empor. — „Sie denken wohl, ich sehe Sie nicht? Ich werde Sie an der Busenkrause nehmen und mit drei Stunden Arrest zum Tempel rausschmeißen. Darauf können Sie Gift, darauf können Sie Blausäure nehmen. — Penschke, setzen Sie sich, Bubenreuther, die Lektüre, lesen Sie, wir sind Seite . . .?"

„62, Herr Professor," klang es unisono.

„Was, Fessor, Fessor? Das ist ja teuflisch! Nennen Sie mich meinetwegen Herr Gelehrter, meinetwegen Heinrich, aber nicht dies gottverdammte Professor. — Bubenreuther, Sie Schächer, lesen Sie."

Bubenreuther las:

„Nous avions perdu Gross-Goerschen; mais cette foi, entre Klein-Goerschen et Rahna, l'affaire allait encore devenir plus terrible . . ."

Runkel fauchte und biß auf die Unterlippe, daß sein Bart wie eine borstige Wand dastand:

„Kein Franzose sagt avions, es heißt a-wü-ong, die zweite Silbe kurz a-wü-ong. Lesen Sie weiter."

Bubenreuther las und übersetzte leidlich.

Runkel klopfte ihm auf die Schulter:

„Da soll der Teufel dem Eosinschwein das Licht halten: der fürnehme Baron von Bubenreuther hat mal präpariert. — Fahren Sie fort, Schulz."

Schulz konnte vor Angst kaum das Buch in den zittrigen Händen halten. Er trug eine Brille, war blaß, dumm und sehr fleißig. Runkel ärgerte ihn mit Vorliebe, gab ihm aber nachher bei der Zensur, weil er ihm nie Widerstand entgegensetzte, immer genügend.

„Schulz," schrie er ihn an, „Sie sind wohl vom Affen frisiert. Ich habe mit Ihnen erst noch was zu besprechen — von gestern, ein Hühnchen mit Ihnen zu rupfen, um nicht zu sagen einen Hahn. Habe ich Ihnen nicht verboten, mich zu grüßen, wenn Sie mit Ihren Eltern auf der Straße gehen? Weshalb haben Sie mich gegrüßt? Damit die Leute mich anglotzen und sagen: da läuft wieder der tolle Runkel, he, was?"

Die Klasse verbiß sich mit Mühe das Lachen. Aber lachen durfte niemand. Wer herausplatzte, flog unweigerlich in Arrest.

Draußen klopfte es leise.

Runkel fuhr herum:

„Das ist doch, um mit der Jungfrau zur Decke zu fahren: wer stört den Unterricht? Es ist sowieso bald voll und man kommt zu nichts. Primus, sehen Sie nach."

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Primus öffnete die Tür und ließ den Schuldiener ein, welcher Runkel ein Heft und einen Bleistift überreichte.

„Es ist von wegen Hitzeferien", sagte er und plinkte zu den Jungens herüber.

Mit einem Schlage spielte um alle verdrossenen müden Gesichter ein seliges Lächeln.

„Gott sei Dank." Bubenreuther atmete es leise vor sich hin.

„Mein lieber Bubenreuther," — Runkel war heute gnädiger Laune — „mäßigen Sie sich. Hitzeferien? Es ist zum Wahnsinnigwerden, Hitzeferien bei dieser Kälte. Ich friere immer — immer. Sehen Sie meine beiden Paletots. Einen Pelz könnte ich vertragen."

Der Schuldiener klingelte. Es war also heute die letzte Stunde.

„Präparieren 64 und 65. Unsern Ausgang segne Gott. Penschke wird die Aufgaben erst ins Klassenbuch schreiben. Amen . . . —"

Runkel tobte durch die Straßen, den Schlapphut in die Stirn gedrückt.

„Wieder einmal erlöst von den verdammten Bengels . . . sie wissen es nicht, was für eine Mühe es mir macht, der zu sein, der ich bin. . . . Du lieber Gott, du lieber Gott . . . wenn ich sie nicht pisacke, pisacken sie mich . . . wie kann ich sie sonst meiner Ueberlegenheit versichern, ich muß sie unter die Knute nehmen, sonst glauben sie's nicht. Und ich bin ihnen überlegen . . . wenn ich's diesem Bubenreuther nur geben könnte. Er hat ein impertinentes Gesicht. —"

Bubenreuther ging mit zwei kleineren Schülern an ihm vorbei. Runkel schwenkte ironisch lächelnd zuerst seinen Hut:

„Morgen, morgen — sind das Ihre Brüder, lieber Freund?"

Bubenreuther beantwortete die Frage, während er sich ein wenig rückwärts wandte:

„Nein, Herr Gelehrter." Dann lüftete er seine Mütze.

„Pardon," schnarrte Runkel, „Pardon".

Wenn ich ihn nur erwischen könnte, dachte Runkel. —

Nach knappen zehn Minuten hielt er vor einem Eckhaus. Er rückte den Hut zurecht und putzte sich den Kneifer. Es schien, als ob er die eine Straße herunterseh, nach dem Fabrikschornstein oder der Kirchturmspitze, oder in die andere Straße hinein, die schon auf freies Feld führte: im Hintergrund verlief sich ein bläulich blasser Hügelzug in dunstige Wolken. Es schien nur so. In Wahrheit schielte er nach dem zweiten Stockwerk des Eckhauses hinauf.

Würde sie wissen, daß er heute um elf Uhr frei wäre? Würde sie überhaupt da sein? Wenn sie den Thermometer nachgesehen hätte, hätte sie sehen müssen, daß es Hitzeferien geben würde.

In einem Fenster des zweiten Stockes verschob sich eine gelbe Tüllgardine. Wenig später — und aus dem Haustor trat ein schwarzseidnes ältliches Fräulein, das einen Pompadour überm Arm trug und sich eben die Handschuhe zuknöpfte.

Runkel grüßte sehr galant, seine Bewegungen verloren auf einmal das Eckige, Groteske.

„Sehen Sie, Herr Professor," lächelte sie, „das hab ich mir gedacht. Da werden Sie und Ihre Jungen froh sein. — Es liegt aber auch ein Gewitter in der Luft", fügte sie hinzu und zeigte mit dem Sonnenschirm auf den trüben Horizont.

„Wohin geht es nun — in den Stadtpark, oder übers Feld nach Gerbersau?"

„Nach Gerbersau, sobald es Ihnen genehm ist", sagte Runkel mit vollendeter Höflichkeit. Jeder Gedanke an Stadt und Gymnasium berührte ihn heute unangenehm. Er könnte allen möglichen Schülern begegnen . . .

„Der Weg unter den Pappeln ist schattig, und der Wald nachher bei der Hitze kühl und wohlig", suchte er sie zu bestechen.

„Nanu, wo bleibt Ihr frostiges Gemüt, lieber Professor, frieren Sie ausnahmsweise nicht? — Aber gut, Gerbersau sei die Parole", pflichtete sie bei.

Sie setzten sich langsam in Bewegung.

Runkel war sehr einsilbig.

Ich hätte sie früher heiraten können. Verflucht, warum habe ich es nicht getan?

Das Fräulein plauderte viel und lustig: von der Verlobung Ella Munkers mit Leutnant Beckey, und daß sie beide kein Geld hätten und er wahrscheinlich Polizeioffizier werden müßte, wenn sie sich überhaupt einmal heiraten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wollten . . . von der Fleischteuerung, dem Barbier von Sevilla und den letzten Reichstagswahlen — sie trieb Politik mit Leidenschaft. Runkel hörte mit halbem Ohre zu. Er sah von ferne sich eine Gestalt nähern, die ihm bekannt vorkam.

Er wurde unruhig und wollte durchaus umkehren.

„Aber weshalb, lieber Professor," lachte das Fräulein, „wir werden doch nichts halbes tun."

Der Professor stand eine quälende Angst aus. Der Schweiß tropfte ihm von der Stirn. —

Arnold Bubenreuther grüßte höflich, als er dem Paare begegnete. Runkel vergaß ganz wiederzugrüßen — in seinem Erstaunen. Diesmal vergaß er es wirklich ohne Absicht.

„War das nicht der junge Bubenreuther?" fragte das Fräulein.

Runkel überhörte die leise Frage.

„Wo hat dieser Bubenreuther nur sein ironisches Gesicht gelassen?" dachte er erregt, „er steckt es doch sonst alle Augenblicke auf? Und seltsam, ich weiß genau, er wird von dieser Begegnung der Klasse nichts erzählen. Warum? Hat er — Mitleid mit mir?"

Runkel schnitt ein böses Gesicht, daß das Fräulein erschreckt stehen blieb.

„Was haben Sie denn, Professor?"

„Nichts, liebes Fräulein," Runkel lächelte grimmig, „ich glaube, die Schüler halten hier draußen in Gerbersau ihre verbotenen Kneipereien ab. Man müßte ihnen das Handwerk legen."

Insgeheim dachte er: der Bubenreuther, dieser — Hund hat Mitleid mit mir. Er erfrecht sich Mitleid mit mir zu haben. Wenn ich ihn nur fassen könnte . . . .

Die Stadt in ihrem weißen Schlaf.

Von

Armin T. Wegner.

Die Stadt in ihrem weißen Schlaf und in glühenden Bränden
ruht stumm in des Mittags sengender Glut,
die wie der gleißende Sand der Wüste über den Wänden
der Häuser, den Dächern, den steinernen Straßen ruht.

Von den Balkonen tropft sie wie heißes Metall über die Schultern der Menschen, die mit bleichen Gesichtern, wie der Fliegen bläulicher Schwall an der brennenden Haut der Häuser schleichen.

Die Straße mit ihrem gähnenden Schlund verschlang
das Leben. Wie ein zitterndes Fieber fährt
es durch ihren Leib, und die Fenster der Häuser sind bang
wie die glasigen Augen der Toten zum Himmel gekehrt.

Aus den Schloten sickert wie schwarzes Blut
der Rauch, und der Herde verlöschende Lunge bläst
ihn über die Stadt, die in weißem Schlafe ruht,
wie ein Leichnam, der in der Sonne verwest. —

Doch in den finsteren Zimmern der Häuser kauern
die Schatten. Zwischen die Gänge gekrümmt. Im Spalt
der Tore. Geduckt wie Katzen. Und lauern
des Abends, der hinter weißen Wolken sich ballt;

Lauern der Nacht, da aus Straßen, die gärend sich füllen,
die Stadt wie ein Raubtier mit Augen voll blutigem Licht
aus satter Ruhe sich reckt, und mit Brunst, mit Feuer und hungrigem Brüllen
das schwarze Herz des Himmels durchsticht.

Neue Bücher.

La Misère Humaine. Six Bois par Otakar Kubin, avec le poème initial de Otto Klein, traduit par Blaise Cendrars. Paris 1914.

Otakar Kubin gehört zu jener Gruppe tschechischer Künstler, bei denen der Kubismus der Franzosen eine besonders leidenschaftliche Aufnahme gefunden hat. Der Kubis-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mus dieser Tschechen weist deutliche nationale Besonderheiten auf, wie ja überhaupt nach der verwaschenen Internationalität des Impressionismus die neue Kunst eine erhöhte Einwirkung des nationalen Elementes gebracht hat. Nirgends, selbst in Frankreich nicht, hat der Kubismus sich so siegreich entfaltet wie in Prag. Die Tatsache, daß die Stadt Prag in Matislav Hofmann einen regelrechten Kubisten als Stadtbaumeister besitzt, hat für unsere Ohren etwas Märchenhaftes. Was die Tschechen, die Kubin, Benes, Filla, Prochaska, dem Kubismus verbindet, ist das mystische Element, das der tschechischen Rasse und dem Kubismus gleicherweise innewohnt. Dieses mystische Element gibt auch den vorliegenden Holzschnitten des Otakar Kubin, den uns eine Ausstellung des „Sturm" kürzlich auch als Maler vorführte, den starken nachhaltigen Reiz. In diesen scheinbar so einfachen und toten Flächen mit iherm Schwarz und Weiß wohnt eine merkwürdige Bewegung. Es öffnet sich eine geheimnisvolle Tiefe, und in der Führung des Lichtes durch die Dunkelheit und über die Körper liegt eine seltsame kosmische Weite. Die Blätter, die übrigens wundervoll gedruckt sind, verraten, ganz besonders in dem schönen Schlußblatt, eine ungewollte Berührung mit frühen Miniaturen.

Dr. Adolf Behne.

☞

Shakespeares Quellen. Erstes Bändchen: König Lear; herausgegeben von Rudolf Fischer. (Bonn 1914; A. Marcus und E. Webers Verlag.)

Mit dem vorliegenden Bändchen leitet die „Deutsche Shakespeare-Gesellschaft" ein hervorragendes wissenschaftliches Unternehmen ein, das eine vollständige Sammlung und Herausgabe der Quellen von Shakespeares sämtlichen Werken bezweckt und diese Quellen gleichzeitig in der Originalsprache und in deutscher Uebertragung darbietet. Wenn auch eine solche Quellensammlung nicht unmittelbar für das Verständnis des Laien erforderlich ist, so ist sie doch um so wertvoller und fruchtbarer für den Aesthetiker und Kritiker, der den künstlerischen Charakter des Dichters deutlich erkennen und interpretieren will. Für den „König Lear" hat der Innsbrucker Universitätsprofessor Rudolf Fischer die Aufgabe mit der nötigen philologischen Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit übernommen und damit eine Arbeit fortgesetzt, die schon 1831 von Karl Simrock begonnen war. Das Büchlein enthält in chronologischer Reihenfolge die auf die Sage vom König Lear bezüglichen Stellen aus Galfrids Geschichte der Briten, aus Holinsheds Chronik, aus dem Spiegel der Obrigkeiten, aus Spensers Feenkönigin, ferner das Chronikendrama von König Leir, und endlich die Geschichte vom Paphlagonischen König in Sidneys Arcadia, die die Quelle der Gloster-Geschichte bildet. Für den Shakespeare-Freund ist es ungemein reizvoll, die Entwicklungsstufen zu verfolgen, die der Stoff bis zu Shakespeares Tragödie durchlaufen hat, und dabei die Ziele von Shakespeares künstlerischer Gestaltung zu beobachten. Die hübsche, geschmackvolle Ausstattung des Büchleins muß dem Verlag als besonderes Verdienst nachgerühmt werden. W. B.

☞

Ludwig Huna, Monna Beatrice. Ein Liebesroman aus dem alten Venedig. (Verlag von Grethlein & Co. G. m. b. H., Leipzig.)

Der Verfasser will, wie er selbst es ausdrückt, der Liebe im Renaissancezeitalter „das Wort sprechen", im Gegensatz zu der „von heute". Diese sei kraftlos, jene „überwältigend, von tierischer Gesundheit". Huna zimmert mit handfester Technik eine Handlung, in der eine Leidenschaft von bezeichneter Gesundheit zu Mord und Totschlag führt. Venedig bei Tag und Nacht gibt den Rahmen für ihre blutrünstig-erotischen Ekstasen ab. Eine barocke Ueberfülle und Gesuchtheit des Ausdrucks steigert sich bis zu krampfhafter Erhitzung, die an Lohenstein und Hofmannswaldau erinnert, und am Ende bleibt nur der Eindruck eines geschickt inszenierten, wilden Theaters: man reibt sich die Augen — und aus den Augen, aus dem Sinn sind Szene und Personen.

Ludwig Krähe † (Berlin).

☞

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein und Dr. Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Wilhelm Bolze, Charlottenburg, Friedbergstr. 18. — Verlag: Die Gegenwart G. m. b. H., Berlin W. 15, Meinekestr. 25. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gegenwart

Nr. 32 | Berlin, den 8. August 1914 | 43. Jahrgang Band 86.

Was haben wir von Frankreich zu erwarten?

Von

Wilhelm Bolze.

Mit einer ungeheuren Plötzlichkeit ist der Krieg ausgebrochen. Wer vor drei Wochen einen so schnellen Eintritt dieser Weltkrise vorausgesagt hätte, würde in Laienkreisen wahrscheinlich als Witzbold angesehen worden sein. Die inneren Wirren von Albanien und Mexiko, die Reformbewegungen in China haben mit einem Male jedes Interesse verloren, und aller Augen harren voll Spannung der politischen Umwälzungen, die in Europa bevorstehen. Und mit einiger Besorgnis müssen wir Deutschen uns die Frage vorlegen, ob wir der voraussichtlich katastrophalen Wucht des Krieges gewachsen sind.

Es kann wohl jetzt kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß der österreichisch-serbische Konflikt nur von Rußland veranlaßt worden ist, um einen Vorwand zu einem Kriege gegen Deutschland zu haben. Deutschland in erster Linie haben von Anfang an alle Kriegsvorbereitungen unserer Gegner gegolten. Das beweist ganz deutlich der Umstand, daß die ersten militärischen Angriffe Rußlands nicht auf österreichisches, sondern deutsches Gebiet erfolgt sind. Die Initiative wird ja nicht gerade vom Zaren selbst ausgegangen sein, von dem die weltgeschichtliche Lüge des Haager Schiedsgerichtes stammt, und der durch seine Bitte um Vermittlung an den mit ihm befreundeten und sogar verwandten Deutschen Kaiser noch beruhigend zu wirken versucht hat, sondern vom kriegslüsternen russischen hohen Adel. Der Gegensatz zwischen Rußland und der deutschen und österreichischen Monarchie datiert aber schon seit dem Wiener Kongreß vor hundert Jahren. Die von Rußland angeregten Provokationen Serbiens waren nur die einzige Möglichkeit, um dem Kriege mit Deutschland, das so beharrlich den Frieden geschützt hat, einen schwachen Schein des Rechts zu geben.

Aus der jähen Plötzlichkeit und Heftigkeit, mit der uns der Krieg ohne Grund und unter dem Bruche des Völkerrechts aufgezwungen worden ist, erhellt zur Genüge, wie tief der Haß und Neid gegen uns sich in unsern Gegnern eingefressen hatte, und wie notwendig deshalb die Reinigung der politischen Schwüle durch ein kriegerisches Gewitter geworden ist. Freilich mußte die wirtschaftliche Stärke und Gesundheit unseres Landes den fremden Staaten allmählich höchst unbequem werden. In den letzten Jahren ist der Gesamtimport des Deutschen Reiches größer gewesen als unser Export. Das beweist, daß das Ausland mehr auf unser Geld angewiesen war, als wir auf das des Auslands. Aus diesem Grunde hat sich denn auch die große Staatenverschwörung gegen Deutschland und die erst in den letzten Wochen neu bekräftigte russisch-französische Verbrüderung gebildet. Freilich könnten wir der Zukunft sehr ruhig entgegensehen, so lange wir nur einem Feinde die Stirn zu bieten hätten. Unserer Armee können wir ohne Ueberhebung unser vollstes Vertrauen schenken, zumal, da sie moralisch durch die starke Vaterlandsliebe unseres Volkes gestützt wird. Wer schon in Friedenszeiten eine so gewaltige patriotische Begeisterung aufbringen kann, wie wir sie im vorigen Jahre in Leipzig bei dem Deutschen Turnfest und vollends bei der Einweihung des Völkerschlacht-Denkmals erlebt haben, der wird es auch im Kriege nicht an der wünschenswerten Zähigkeit und Elastizität fehlen lassen. Höchst erfreulich ist auch die Haltung des Proletariats, das unter Führung

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der sozialdemokratischen Zeitungen seiner Kriegsbereitschaft lebhaft Ausdruck gibt. Man scheint also auch in diesen Kreisen aus der friedfertigen Haltung unserer Regierung in den letzten Tagen gelernt zu haben, daß unser Heer keineswegs als Symbol eines eroberungssüchtigen Militarismus, sondern lediglich als notwendige Schutzwehr zu gelten hat. Man darf sich aber nicht der Einsicht verschließen, daß wir bei dem bevorstehenden Völkerringen einer sehr gefahrvollen Zukunft entgegensehen, und die drängendste Frage lautet: „Was haben wir von Frankreich zu erwarten?"

Daß unser alter — trotz aller Freundschaftsbeweise unversöhnlicher — Rivale die scheinbar günstige Gelegenheit zum Kampfe nicht ungenützt vorübergehen lassen will, ist ganz selbstverständlich. Der Revanchegedanke lebt noch immer in diesem Volke, und es kommt darauf an, ob seine kriegerische Leistungsfähigkeit in den 43 Jahren seit dem letzten Deutsch-Französischen Kriege gewachsen ist. Wer, wie ich, die Franzosen aus eigener Anschauung kennt, wird jedoch die französische Gefahr geringer einschätzen als die russische. Das französische Militär zeigt weder auf dem Kasernenhofe noch auf der Straße auch nur im Entferntesten die gleiche Strammheit und Forschheit, die dem deutschen Soldaten wie angeboren scheint. Da es in Frankreich nicht die Einrichtung des Einjährigendienstes gibt, ist naturgemäß in den gebildeten Kreisen die Neigung zum Militärdienste nicht gerade groß. Besonders bezeichnend ist es aber, daß kein Franzose in der Stadt dienen darf, in der er wohnt, damit dadurch angeblich die Gelegenheit zu Meutereien verringert werden soll. Ueberhaupt ist das wankelmütige, sanguinische Temperament der Franzosen, die leicht in Begeisterungsraserei, ebenso leicht aber auch in völlige Resignation und Apathie verfallen, einer kriegerischen Zähigkeit und Ausdauer von vornherein wenig günstig.

Vor allem aber läßt sich nicht leugnen, daß das französische Volk starke Anzeichen einer Dekadenz aufweist. Schon rein äußerlich hat der Durchschnittsfranzose von heute eine körperliche Zartheit und Empfindlichkeit, die eine Degeneration deutlich erkennen läßt und die Leistungsfähigkeit erheblich beeinträchtigt. Die europäische Vorherrschaft der romanischen Rasse ist seit anderthalb Jahrhunderten oder wenigstens seit dem Zeitalter Napoleons endgültig überwunden. Der immer mehr zunehmende Geburtenrückgang in Frankreich ist der deutlichste Beweis dieser Feststellung. Worin die Franzosen uns einstweilen noch weit überlegen sind, das sind die Finanzmittel. Aber die Lebensbedürfnisse sind bei ihnen auch um so größer und teurer, und das Vertrauen zum Kredit ihrer Nachbarländer ist gering. Als ich beispielsweise in einem Pariser Café eine belgische Zwanzigfrankennote in Zahlung gab, wurde sie nur für 18,70 Fr. verrechnet.

Der unbestreitbaren physischen Dekadenz in Frankreich entspricht aber auch eine moralische. Ich brauche dabei nur auf das haarsträubende Beispiel des Caillaux-Prozesses hinzuweisen. Eine Frau, die mit ganz genauem Vorbedacht kaltblütig einen Menschen umgebracht hatte und nach der Tat keine Erregung gezeigt hatte, wurde freigesprochen. Diese Frau war nicht eine Heldin, sondern eine abstoßend gemeine Dirne. Aus dem Schwurgerichtssaale wurde die Schaubühne für den Kampf politischer Leidenschaften und die Austragung gesellschaftlichen Klatsches. Der Gerichtspräsident Albanel war der jämmerlich hilflose Regisseur, und Herr Caillaux und Herr Labori waren die posen- und phrasenreichen Hauptakteurs. Mit den flammenden Schlußworten des Herrn Labori: „Sprecht die Frau frei, denn wir haben jetzt an ernstere Dinge zu denken," erreichte die Verlogenheit dieses für Frankreichs moralische Dekadenz typischen Prozesses ihren kaum zu überbietenden Gipfel.

Frankreich hat heutzutage keine einzige überragende, wirklich imponierende und fortreißende Persönlichkeit. Es fehlt schon diesem Volke an innerer Kraft, um noch Männer hervorzubringen, die ihrer Zeit den Stempel ihrer Individualität aufzudrücken vermöchten. Der Franzose weiß auch seine Leidenschaft im Kriege nicht gegen den auswärtigen Feind zu konzentrieren. Im Fall einer Niederlage neigt er zu inneren Wirren und Revolten, wie einst das Beispiel der Kommune gezeigt hat. Sehr charakteristisch für diese Neigung ist die Ermordung des Friedensfreundes Jean Jaurès.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Endlich zeigt unser westlicher Nachbar im Vergleiche mit unserem Volke auch eine intellektuelle Minderwertigkeit. Das lehrt z. B. die erstaunlich große Zahl der französischen Analphabeten. Selbst in den gebildeteren französischen Kreisen sind die intellektuellen Fähigkeiten durchschnittlich nicht besonders groß. Es gibt heute in Frankreich noch viele Lehrer an höheren Schulen, die keine einzige fremde Sprache — nicht einmal eine fremde Aussprache — kennen. Erst seit zehn bis zwölf Jahren besteht eine Verordnung des französischen Kultusministers, der zufolge die höheren Schüler wenigstens eine fremde Sprache — nach freier Wahl — lernen müssen.

Es ist kein Zweifel, daß ein solches Frankreich an dem Kriege, in den es von seinem russischen Freunde hineingezogen wird, nicht viel Freude erleben wird. Wir selbst müssen unser Hauptaugenmerk auf die Abwehr der gigantischen Heeresmacht Rußlands richten, das den Weltkrieg entfacht hat und deshalb über alle Bemühungen, den österreichisch-serbischen Konflikt zu lokalisieren, wohl nur satanisch gelacht haben wird. Ein Volk jedoch, das im Vergleiche zum unsrigen so wenig Lebenskraft hat, wie das französische, kann uns unmöglich überwinden.

Der Rhythmus der Reise.

Von

Kurt Walter Goldschmidt.

An Reiseplaudereien und an populären wie fachwissenschaftlichen Abhandlungen über den hygienischen Wert des Reisens fehlt es wahrlich nicht, und es wäre übel getan, diese unerhört angeschwollene Literatur noch vermehren zu wollen. Den Plauderern, den Aerzten, den Fachleuten wollen wir nicht ins Handwerk pfuschen, nur sollen sie auch den „Psychologen" nicht ins Gehege kommen — aber dafür ist ja wohl gesorgt; denn die Gebiete und Aufgaben sind durchaus verschieden und berühren sich kaum, und im Grunde machen jene dort halt, wo wir erst beginnen. Eine Psychologie des Reisens ist freilich auch nicht in wenigen Zeilen zu umschreiben; aber ein erster, bescheidener Grund ist doch zu legen. Der Plauderer bleibt zumeist an der Oberfläche; der Fachmann im Typischen — während es uns gerade um das Persönliche, Eigenseelische zu tun ist (in dem freilich auch Typisches steckt); um jene kleinsten und feinsten Regungen der Psyche, die nur im Erleben beobachtet, nur im Beobachten erlebt werden können — deren zitternden Flügelschlag zugleich zu empfinden und nachzuprüfen eine feine und bewußte Seele fordert. Das ist ein alter Jubel und eine alte Klage zugleich: daß die Erde eng geworden ist, daß der Dampf den Raum frißt, daß das Entfernteste sich genähert hat, und daß es Entfernungen im Sinne früherer Generationen eigentlich überhaupt nicht mehr gibt. Lenkbares Luftschiff und Flugmaschine haben diesen Triumph der erobernden Verkehrsmächte vollends besiegelt und gekrönt. Vor allem sozial ist damit gewiß Gewaltiges erreicht: denn während noch der Schwabe Schiller die nahe Schweiz nie gesehen hat, während Italien nur ein den Begütertsten erreichbares Sehnsuchtsziel war, gehören Reisen nach der Schweiz und Italien heute zu den Alltäglichkeiten, und auch den minder Bemittelten (und das sind ja wohl nicht selten die kulturbedürftigsten und kulturfähigsten Geister) ist es ermöglicht, sich an neuen Werten, bunten Bildern zu erweitern und zu erfrischen. Ja, angesichts solcher Errungenschaften hat man kaum noch den Mut, auf Mode und Massenbetrieb zu schimpfen, die allerdings der Begleitschatten dieser großartigen Entwicklung sind. Man spricht oft und gern von den „Märchen der Wirklichkeit", mit denen uns die Technik an Stelle der alten Blaublumen-Märchen beschenkt hat, und der moderne Reiseverkehr ist nicht eins der geringsten. Hat dies Märchen nun wirklich die Märchen getötet? Zum guten Teile freilich. Das Suchen nach dem Wunder, nach der „blauen Blume" der Fernen hat mehr oder minder aufgehört; selbst die Jugend, am Sport gestählt, früh durch Reisen verwöhnt und ernüchtert und zum harten Tatsachensinn erzogen, kennt kaum noch jenes sehnsüchtig-süße, traumverlorene Hinausverlangen, das duftige Schleier um die Weite spinnt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Selbst dem zarten Gemüte fällt es heute oft schwer, die Reise als das zu erleben, als was sie doch erlebt werden sollte: als ein aus Alltagsgleisen hinauslockendes Glück; als farbige Ausnahme im Grau der Gewöhnlichkeit; als eine wirblige Loslösung von Zweck, Gleichmaß und Seßhaftigkeit. Die Reise tut ja noch ein übriges, um diese fernensüchtige Phantasie zu ernüchtern; denn je älter man wird, desto mehr sieht man überall nur das bei aller Verschiedenheit der Nuancen Wesensgleiche; desto mehr findet man allerorten die ewig-menschliche Not, Häßlichkeit, Gemeinheit wieder. Dazu kommen die kleinen, störenden Unzuträglichkeiten, die jede Reise dem empfindlichen Nervensystem bereitet; die grellwirkliche Praxis der Vorbereitungen und die ganze maschinelle Art der Beförderung. Man muß wirklich etwas vom Sonntagskinde haben, um bei und trotz alledem noch träumen zu können, um die Reise als Fest und Glück zu erleben. Verhältnismäßige Seltenheit des Reisens, verhältnismäßige Knappheit der Mittel mögen der sonst rasch und gründlich entzauberten Ferne noch etwas von ihrem geheimnisvollen Zauber wahren. Auch in dieser Hinsicht wäre man versucht, mit Nietzsche die „kleine Armut" zu preisen. Abstand zum Objekt des Wunsches: das ist immer noch das beste Mittel, sich die Seligkeit des Wunsches, das Glück der ungetrübten Illusion zu erhalten. Es ist wie mit der Liebe und der Kunst, mit allem Hohen, Leuchtenden, Lockenden, das allzu nah gesehen, allzuoft berührt, allzu ehrfurchtslos genossen, viel von seiner hehrsten Weihe, von seinem frischesten Schmelze verliert. Schließlich steht es also in jedermanns Hand, auch wenn ihm die Mittel ein Mehr gestatten, kluge Diät zu üben und sich nicht durch die materielle Genußmöglichkeit die seelische Genußfähigkeit zu schmälern.

Im übrigen sind die Dichter und Träumer trotz allem unverwüstlich und selbst durch ein stampfendes, dröhnendes Maschinenzeitalter nicht totzukriegen. Und es ist gut, daß es so ist. Denn es stünde traurig um die Menschheit, wenn sie einmal so superklug würde, daß sie der Träume und Phantasien ganz vergäße und nicht wenigstens in einem verborgensten Seelenwinkelchen wieder die blaue Blume zum Leben erweckte. Der Traum ist der Menschheit Bestes, und in Kinderseelen, in Dichterseelen (die beiden sind ja kaum zu scheiden) wird er immer wiedergeboren. Jene Kindlichkeit, ohne die kein künstlerisches und geniales Naturell denkbar ist, schmückt doch immer wieder das Einerlei der Lebenswüste mit dem Morganaglanz der Vision. Altgewohntes wird ihr wieder neu, Urbekanntes Erlebnis, Reise Glück und Ferne Wunder. Gerade für den regen, phantasievollen Geist ist der durch die Reise gebotene Wechsel der Eindrücke zwingende Notwendigkeit. Bleiern wuchtet auf ihm der Druck des Daseins; fast zum Wahnsinn treibt ihn die Eintönigkeit der Tage, und im Nacken sitzt ihm oft die Peitsche der Fron. Da fühlt er sich plötzlich aufatmend für ein Weilchen von allem Zweckgeschehen gelöst; Morgendünste heben sich von den besonnten Fluren, und ins Unbetretene führt ihn, mit der unbekümmerten Freiheit künstlerischen Spieles, sein Pfad. Hat er sich vielleicht in Kunst und Geist, Geschäft und Widrigkeit verrannt, so nimmt ihn jetzt wieder das ursprüngliche Leben, die jungfräuliche Natur in die offenen Arme auf. Weit dahinter liegt das Stadtgebrause, verhallt das Politiker- und Literaten-Gezänk; das Wichtige wird nichtig und das Unscheinbare bedeutungsvoll. Es ist, als ob sein ganzes Leben die Grundlagen erneuert hätte, als ob alles Schiefe durch Rechtes, Geradgewachsenes ersetzt wäre. Und Quellen rieseln außer ihm und in ihm, vor allem das Beste, was ihm not tat: ein kräftiger Lethetrunk, der Ekel, Irrtum, Haß und Grillen von ihm spült. Fern wird das Nahe, und das Ferne nah: die Kleinheit, Begrenztheit, Relativität des Heimatlichen wird durchsichtig, und schon damit weicht ein Teil des Druckes von der Seele; aber auch ein versöhnender, ja verklärender Schimmer breitet sich allmählich um die ferngerückte Heimat, und aus der Unrast der Reisewirbel treibt es wieder ihrem Hafen zu. . . .

Das *Was* des Reise-Erlebnisses ist verhältnismäßig belanglos gegenüber seinem *Wie*. Alles das hat man ja schon irgendwie einmal erlebt und genossen: Meereswogen und Kristallseen und Silberfirnen; durch zerklüfteten Fels emporklimmende Bergbahnen und Gipfelblicke; starrende Bergwände und sanfte Stromwindungen; von vulkanischen Erdgewalten aufge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

triebene und zerschlagene Massen; schwindelsteil ragende Schlösser und von Heimchen im Abenddämmer umzirpte Burgruinen; uralte, weltvergessene Giebelstädtchen und von der schönsten Natur umrahmte Quellpunkte der Kultur; Morgenröten und Zwielichtschatten über Gipfeln und in Talgründen — alles dies ist mehr in der Kombination, in der Nuance, im Rhythmus neu, mit dem es auf uns wirkt: verschieden von anderen Reiserhythmen, verschieden vor allem vom Rhythmus der Heimat und des Alltags. Und in dieser neuen Rhythmisierung unserer Seele liegt zugleich die große Heilkraft der Reise.

Die Kölner Werkbundausstellung.

Von

Dr. Adolf Behne.

Unter den zahlreichen Ausstellungen, die wir die letzten Jahre in Deutschland hatten, nimmt die Ausstellung des „Werkbundes" in Köln eine besondere Stellung nach Ziel und Absicht ein: Sie ist keine internationale Ausstellung, noch ist sie eine Fachausstellung. Ihr Inhalt umfaßt Handel und Industrie, Verkehr und Städtebau, Architektur und Malerei, Erziehungsmethoden und Handwerk. Was in diesen schwer zu übersehenden Reichtum den inneren Zusammenhang bringt, ist nicht die Beziehung auf irgendein „Fach" und ebensowenig der Wettkampf der Nationen, sondern ein ethischer Gedanke: Die Idee der Qualitätsarbeit, für deren Propagierung der „Deutsche Werkbund" vor sieben Jahren gebildet wurde. „Wir haben und wollen keinen anderen „Clou" unserer Ausstellung, als die Qualität unseres Ausstellungsgutes: Qualität nach Material, Technik und Form erzeugt durch Zusammenarbeit von Handwerk, Industrie und Handel mit dem Künstler." So hat gelegentlich der Geschäftsführende Vorsitzende der Ausstellung, Carl Rehorst, das Programm formuliert.

Ein glücklicheres Programm läßt sich für eine Ausstellung kaum denken. Es hebt den Gegensatz auf zwischen „Inhalt" und „Form", der manchen Ausstellungen gefährlich wurde. Der „Werkbund" legt auf die durchgeistigte Form den stärksten Nachdruck und lehnt die banale Identifizierung der Begriffe „zweckentsprechend" und „schön" selbstverständlich ab. In Köln sind wir deshalb berechtigt und verpflichtet, an jede Einzelheit den Maßstab des guten Geschmackes und der anständigen Gesinnung anzulegen. Es heißt in den zitierten Ausführungen Rehorsts ausdrücklich, daß alle Bauwerke der Ausstellung als Ausstellungsobjekte anzusehen seien.

Ein weiterer großer Vorzug des Programmes liegt darin, daß es eine besonders enge Beziehung der Ausstellung zum Leben herstellt. Der Werkbund begnügt sich nicht mit dem theoretischen Vortrage, er hat einige der schwierigsten und aktuellsten Themen unserer Zeit, wie die Fabrik, das Theater, das Etagenwohnhaus, die Anlage einer dörflichen Siedelung, das Kolonial-Haus, in praktischen Lösungen in Köln ausgestellt. Am deutlichsten wird dieses glückliche Prinzip, eine Verbindung zum unmittelbaren Leben zu gewinnen, in der Ladenstraße, deren Geschäfte faktische Beispiele eines vornehmen kaufmännischen Vertriebes sein sollen. Die Werkbundausstellung arbeitet nicht mit Attrappen, sondern mit ausgeführten Exempeln, die sich am Publikum erproben sollen.

— — — — — — — — — — — —

Soviel über das Programm, das gestellt und versucht zu haben, auf alle Fälle ein großes Verdienst ist. Gewiß wird der pädagogische Erfolg der Werkbundausstellung nicht klein sein. Weil aber die Kölner Ausstellung die erste wichtige Probe auf den Wert der Werkbundidee ist, müssen wir sie notwendig an ihrem Programm messen. Wie weit hat sie das gestellte Programm wirklich erfüllt?

Es stehen auf der Ausstellung verschiedene Bauten, die man wahrhaftig nicht als Beispiele architektonischer Qualitätsarbeit bezeichnen kann. Ich will darauf verzichten, sie einzeln zu bekritteln, weil in ihnen stets derselbe Mangel und dieselbe falsche Auffassung wiederkehrt. Dinge, auf die wir später prinzipiell eingehen wollen. Aber das offizielle

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verwaltungsgebäude kann nicht übergangen werden. Ich glaube, der Werkbund schuldet seinen Freunden eine Aufklärung, wie er diesen Bau zu vertreten gedenkt. Auch sonst findet man manches, was den Absichten des „Werkbundes" direkt entgegenläuft. Die Geschäfte in der Ladenstraße mußten unbedingt einer strengeren Zensur unterworfen werden, von kleineren Schönheitsfehlern zu schweigen.

Ich habe es als einen Vorzug der Ausstellung genannt, daß sie in allen Dingen versucht hat, sich mit dem Leben zu verbinden. Das hätte zu einer wundervollen Frische und Lebendigkeit der Ausstellung führen müssen, aber es hat in Wirklichkeit zu einer Schwere und „Feierlichkeit" veranlaßt, die dem Eindruck auf die Dauer nicht günstig ist.

Das Losungswort des „Deutschen Werkbundes" heißt: Durchgeistigung der deutschen Arbeit! Ein ausgezeichnet geprägtes Wort für eine Bewegung, die wir als Reaktion gegen den Materialismus der letzten Jahrzehnte unterstützen. Aber man vergißt im Werkbund zu oft, daß der Geist etwas Leichtes und Freies ist, daß die Durchgeistigung die Dinge notwendig von der Schwere des Irdischen befreien muß, und unter der Last einer schweren kulturellen Verantwortung nimmt man die „Kunst", die die Dinge beflügeln und erhellen soll, fast ausschließlich als Pathos oder gar als Tragik, die nun den Bauten, den Stühlen, den Geschäftsräumen und den Drucksachen etwas ungeheuer Großartiges gibt, das an Königsmord, mystisches Priestertum und assyrisch-grenzenlose Hoheit denken läßt. Ich weiß, daß diese Note, der eine mißverstandene Auffassung und eine gefährliche Anwendung des Begriffes „Kunst" zugrunde liegt, im heutigen Deutschland sehr beliebt ist. In Wahrheit ist sie ein großer Fehler. Wir würden noch lange keine Windbeutel und Luftkutscher, wenn wir unsere Phantasie mehr für das Freie und Leichte engagieren wollten. Ernst ist nicht notwendig Tiefsinn und Innerlichkeit — innere Freiheit und Leichtigkeit ist nicht Leichtsinn! Wir sind uns darüber einig, daß es nicht von höchster politischer Weisheit zeugt, wenn wir mit unserer gepanzerten Faust täglich auf den Tisch schlagen — ebensowenig beweist es ein besonders feines Kulturgefühl, wenn wir jedem Ding die Geste des Weihevollen geben.

An diesem Fehler krankt aber die Werkbundausstellung zu einem großen Teil. Sie ist so furchtbar würdig, so furchtbar „ernst". Das Festhaus des Peter Behrens ist in seiner „Festlichkeit" so gedämpft, daß geradezu ungebildet wirken würde, wer in diesen heiligen Hallen lustig sein wollte. Die Restaurants von Bruno Paul gehen aller Fröhlichkeit und aller Laune ängstlich aus dem Wege. „Wohlanständigkeit" scheint überall die Parole zu sein. Aber gleichzeitig ist man nach Kunstwartart volkstümlich und sozusagen „derb". Die Weinstube verbindet bäuerische Kirmeßmotive mit Motiven des modernen „künstlerischen" Kunstgewerbes. Das niederrheinische Dorf (Franz Brantzky, Georg Metzendorf, Renard u. a.) trägt Motive alter Volkskunst deutlich genug auf, aber in einer biedermännischen Art, die so wenig naiv wie möglich ist. Die Verkehrshalle (Hugo Eberhardt) ist ein Werk des mykenischen Trauerstiles.

Man findet nur wenige Bauten, die das Typische eines Ausstellungsbaues haben: das Provisorische, das Anregende, das Festliche. Die meisten Architekten empfänden eine echte Ausstellungsarchitektur offenbar als genant. Die wundervollen Anregungen, die das Thema „Ausstellung" für die Phantasie bieten kann, haben sie sich ängstlich gehütet auszunutzen, wie besonders deutlich die Farbenschau von Muthesius beweist. Schon in dem Plan des Ganzen (Carl Rehorst) ist keine Steigerung. Vom Rhein aus bietet sich ein gleichmäßiges Nebeneinander der Bauten, ohne prägnante Silhouette. Der Rhein ist überhaupt kaum verwertet worden. Diese Kölner Werkbundausstellung könnte ebensogut in Leipzig oder in Berlin stehen.

Das falsche Streben nach Monumentalität (aus Gips und Pappe) hat auch den Eindruck der Straßen geschädigt. Die Straßen einer Ausstellung müßten den Besucher fröhlich und unmerklich von einem Punkt zum anderen führen. Das wird nicht erreicht, wenn die Wände der Straßen, die Wände von Monumentalbauten sind. Denn Monumental-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bauten sind auf Verweilen berechnet, sie nageln den Passanten fest. Aber eine Ausstellung soll einen beweglichen Charakter haben, wenn auch das Ideal einer beweglichen Ausstellung, wie es Paul Scheerbart im „Münchhausen" schildert (Weltausstellung in Melbourne), von seiner Verwirklichung noch etwas entfernt sein mag. Dann aber verdirbt die Monumentalität auch den Maßstab der Straßen. Die Wucht der Motive steht in keinem Verhältnis zu den faktischen Massen: das Resultat ist eine Dumpfheit, die auf die Stimmung des Passanten nicht eben belebend einwirkt. An diesen Fehlern leidet besonders die Ladenstraße, deren Kolonnadenmotiv doch am ehesten — von Theodor Fischers Hauptgebäude abgesehen — die Vorzüge des Weitergeleitens haben könnte.

— — — — — — — — — — —

Ich habe das, was mir an der Ausstellung mißlungen zu sein scheint, offen besprochen. Eine Ausstellung, die so erfreulich selbstbewußt ist, daß sie auf hohe Protektion, und so künstlerisch ernst, daß sie auf Prämiierungen verzichtet, wird gewiß auch so originell sein, einer ehrlichen Kritik nicht zu grollen. Im übrigen aber wenden wir uns nun den vielen schönen Dingen der Ausstellung zu.

Das sind durchaus nicht immer Erzeugnisse der Kunst, es liegt hier manches „pseudoästhetische" Objekt der Technik und der Industrie: die entzückenden Schiffsmodelle „Weser", „Vulkan" im Bremen-Oldenburger Haus, die famosen eisernen Binder in der Verkehrshalle (Breest & Co.). Herrlich ist der Marmor im Teehaus von Wilhelm Kreis, und entzückend die leichte Architektur der umrankten Pergolen auf dem ehemaligen Wallgraben des Deutzer Forts. Bewundernswert die Diaphanien im Raum der „Hamburg-Amerika-Linie", welche die Riesenschiffe im Bau und alle Teile ihres Organismus in prächtigen Detailaufnahmen zeigen. Aehnliche Schönheiten bringen die Photos nach Eisenkonstruktionen in der Fabrik, welche Breest & Co. ausstellen.

Was kann von der „Kunst" der Ausstellung den Wettkampf mit diesen so wundervoll organischen und lebendigen Schöpfungen aufnehmen? Von den Bauten der Ausstellung nur sehr wenige: das Theater van de Veldes, das Glashaus von Bruno Taut, die „Fabrik" von Walter Gropius. Aber im Inhalt der Bauten findet man glücklicherweise vieles Ausgezeichnete und Rühmenswerte.

Es ist sehr schwer, sich mit dem Hauptgebäude Theodor Fischers zu befreunden. Die besondere Liebe seines Architekten scheint ihm nicht gegolten zu haben. Aber es hat vor den meisten anderen Bauten offensichtlich den Vorzug, daß es den richtigen Ton für eine Ausstellung getroffen hat. Es breitet sich leicht aus, ist heiter und ohne Prätension und hält mit seinem sich reihenden Arkadenmotiv das Typische eines Ausstellungsbaues fest: das Provisorische und das Bewegliche. Schade, daß die Ausführung so trocken und so undelikat wurde. Aehnliches gilt von dem Pavillon, den Alfred Fischer für die Ausstellung der Firma Heinersdorf aufführte. So sehr die markierte Wildheit mißfällt, so versöhnlich wirkt doch ein Gran von Phantasie und Originalität. Verkehrt war es natürlich, den Innenraum schwarz auszuschlagen. Die Glasfenster Thorn-Prikkers — es sind die für den Dom zu Neuß bestimmten, aber von der Behörde bedauerlicherweise refüsierten Chorfenster — werden dadurch nicht gefördert. Vielmehr wird ihr Mangel, eine gewisse stechende Helligkeit einzelner Partien, zu ihrem Nachteil noch unterstrichen. (Ausgezeichnet schön ist das Fenster mit dem Hl. Michael.)

— — — — — — — — — — —

Das Theater Henry van de Veldes ist mehr als eine neue Theaterarchitektur, es stellt einen neuen Theaterorganismus, eine neue Form des Theaters dar.

Die heutige Bühne ist das Mittel einer Theaterkunst, die auf naturalistische Illusion gestellt ist. Wie jeder Naturalismus, drängt auch der Naturalismus der Bühne zur Isolierung, deren sichtbarer Ausdruck der häufig bewußt unterstrichene Rahmen ist. (Man denke etwa an den Bilderrahmen, der in Kaufmanns Berliner Hebbeltheater die Bühne umzieht.) Demgegenüber bemüht sich van de Velde um die Bühne der neuen Theaterdichtung, die nicht

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mehr auf Illusion ausgeht, sondern auf die Kraft der eigenen Existenz — auf Stil, Monumentalität, Ausdruck, oder wie wir es nun sonst nennen wollen. Als Beispiel zitiere ich Wedekinds grandiosen „Simson", der von Barnowsky im Werkbundtheater aufgeführt werden sollte. Für diese neue Dichtung und für ihre Darstellung wird der Begriff der Isolation hinfällig. Kein Rahmen trennt das Spiel scheinheilig vom Betrachter, die „Vorstellung" soll wieder zu einem wirklichen Spiel werden, die Spieler kommen uns so nah wie möglich und nutzen in stärkstem Maße das Proszenium aus.

Weil die Vorstellung wieder zu einem Spiel wird, wird der Besuch des Theaters wieder ein Fest. Der Zuschauerraum wird also von seiner philiströsen Stimmungslosigkeit befreit. Das Theater der wissenschaftlich-psychologistischen Dichtung hatte ganz Recht, wenn es seine Zuschauer in einen neutralen, sachlich-nüchternen Raum versetzte, dessen klassisches Beispiel die Berliner Kammerspiele sind. Weil aber die neue Dichtung eine Dichtung der Bewegung, der Farbe und des inneren Glanzes ist, wird auch der Zuschauerraum wieder festlich und bewegt. Van de Velde löst die Wände, die in sonstigen rangloſen Theatern meist trocken und langweilig sind, leicht und frei auf: in Felder, hinter deren lebendigem Rankenwerk ein vertiefter Goldgrund schimmert. Dieses Motiv nimmt die Decke auf, und es entsteht ein wundervoll festlicher Eindruck — nicht von kalter Pracht, sondern von einem inneren Glühen.

Die Bühne, breiter als der Zuschauerraum, bildet bei offenem Vorhang — anders sah ich den Raum nicht — mit diesem eine herrliche Einheit. Zwei versetzbare Säulen ermöglichen eine Dreiteilung der Bühne. Indem, bei teilweise geschlossenem Vorhang, hier oder dort gespielt wird, ermöglichen sich unmittelbare Szenenwechsel, ohne daß wie bei der Drehbühne der Vorhang fallen müßte. Das Aeußere des Theaters ist einfach, aber in seiner lebendigen Art sich zu lagern, von größtem Reiz. Ausgezeichnet sind die plastischen Kompositionen von Obrist, die vor dem Theater stehen.

Walter Gropius baute die „Fabrik". Die Bezeichnung ist nicht ganz zutreffend für den Bau, der verschiedene Bestimmungen vereint. die Front ist als Bureauhaus gedacht. Es folgt ein Hof mit Autogaragen, dem sich die Maschinenausstellungshalle anschließt. An ihrem Nordende steht der Pavillon, den Gropius für die Deutzer Gasmotoren-Fabrik errichtete.

Es soll sich bei dem Ganzen nicht um eine Fabrik handeln, die tale quale ausgeführt werden könnte, vielmehr hat gerade Gropius das Besondere der Aufgabe, für eine Ausstellung zu bauen, mehr als die meisten anderen Architekten berücksichtigt.

Ich weiß, daß man gegen den Bau von Gropius einige Bedenken erheben kann: die Heranziehung moderner Maler und Plastiker ist nicht immer sehr überzeugend. Gropius scheint eine gewisse Neigung zu haben, die Sphäre seiner Bauten durch Kunstwerke zu erhöhen. Ich bewundere den guten Geschmack und den Mut, den er bei der Auswahl der Kogan, Haller, Scheibe zeigt, aber manchmal hat man den Eindruck, als verharrten ihre Plastiken in einem anderen Aggregatzustand als die Architektur des Auftraggebers.

Wesentlicher und wichtiger sind die großen Vorzüge dessen, was Gropius in Köln zeigt: die ehrliche und reine Gesinnung, die mit seltenem Takt jedes falsche Pathos, aber auch jede triste Philisterhaftigkeit vermeidet, die knappe und doch zähe Energie, mit der er neue Konstruktionen, neue Techniken, neue Materialien versucht. Die Weite, die Helligkeit und die Phrasenlosigkeit seiner Räume gehört zu den erfreulichsten architektonischen Werten nicht nur der Ausstellung. Ich finde in den Gropiusschen Arbeiten eine eigene Mischung von technischer Trockenheit und pionierhafter Phantastik, die außerordentlich sympathisch ist. Bei nicht vielen unserer Architekten hat man so wenig den Eindruck einer bestehenden oder drohenden Manier, wie bei Gropius. Der Schlafwagen, den Gropius in der Verkehrshalle ausstellt, ist in seiner Art ein untadelhaftes Meisterstück. Ich bin nicht dafür, daß man diese Dinge als Kunst nimmt, aber daß dieser Eisenbahnwaggon ein treffliches Beispiel

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dessen ist, was der Werkbund als Durchgeistigung der Nutzform erstrebt, ist fraglos.

Das Kühnste und Eigenartigste der Ausstellung ist das „Glashaus" von Bruno Taut. Die Philister schütteln den Kopf und wissen nicht, ob sie über einen guten Witz lachen, oder über ein ernstes Problem tiefsinnig werden sollen. „Erklärungen" werden sie nicht befriedigen. Gebaut ist das Glashaus für die anderen, die keine Erklärung brauchen, die von der hinreißenden Schönheit des Kuppelraumes beglückt, von der rührenden Reinheit der Treppenwandungen ergriffen werden können. Für sie ist das Glashaus ein unvergeßliches Erlebnis. Für sie ist hier nichts „problematisch", und die Bedeutung des Glases für eine neue Baukunst überhaupt nicht mehr zu diskutieren: die technischen Schwierigkeiten werden überwunden werden, weil sie niemals ein Hindernis waren für eine große Idee. Das Glashaus ist Paul Scheerbart inschriftlich gewidmet, als dem ersten Verfechter der Glasarchitektur. Der Verehrung, die in der Widmungsschrift zum Ausdruck kommt, hätten alle Architekten Grund, sich anzuschließen, denn niemand hat von ihrer Kunst je eine höhere Auffassung bewiesen als Paul Scheerbart. Man lese nur das erste Kapitel seiner neuen Schrift „Glasarchitektur" (Verlag Der Sturm, Berlin), in dem der Satz steht: „Wollen wir unsere Kultur auf ein höheres Niveau bringen, so sind wir wohl oder übel gezwungen, unsere Architektur umzuwandeln".

In einigem Abstande läßt sich den genannten Bauten van de Veldes, Gropius' und Tauts noch der österreichische Pavillon anreihen, weniger das kokett-tempelhafte Aeußere von Josef Hoffmann, als der raffiniert geschmackvolle Hof von Oskar Strnad, der auch einige der Innenräume entwarf. Gewiß, auch dieser Hof ist „Theater", wie das Verwaltungsgebäude, aber es ist wenigstens „gekonnt".

— — — — — — — — — — — —

Im folgenden zeichnen wir auf, was bei Streifzügen in den Hallen die besondere Aufmerksamkeit fesselte.

Für eine Ausstellung von Tapeten- und Linoleumfabrikaten schuf August Endell eine Reihe von Räumen in schönen Proportionen und von feiner Grazie der Formen. Die Säulen, Kapitelle und Archivolten dieser Räume sind sicherlich die besten der Ausstellung: lebendig, präzise, ohne Romantik und ohne Pathetik. (In der Verkehrshalle steht ein ausgezeichneter Speisewagen Endells.) Wenig befreunden kann ich mich mit dem Hagener Museumsraum von Lauweriks. Ich habe jede Achtung vor der phantasievollen und originellen Absicht, kann aber zu dem Ausdruck, zu den staubigen Farben, der matten Form kein Verhältnis finden. Ausgezeichnet aber ist das Silber, das Lauweriks im Raum der Stadt Hagen (Architekt Figge) zeigt, und der Eindruck seiner Schule — Staatlicher Handfertigkeitskursus Hagen — in der Abteilung „Künstlerische Erziehungsmethoden". In dieser Abteilung fällt sonst noch die Breslauer Kunstschule unter Hans Pölzig durch ihre Frische auf. Es wirkt geradezu unwahrscheinlich unakademisch, wie Pölzig seine Schüler nicht von außen her preßt, sondern von innen her entwickelt. Sehr originell ist ein kleiner Raum, den der Berlageschüler van Anroy für Zeichnungen und Entwürfe Berlages eingerichtet hat: die Abkehr von der „normalen" Raumform wirkt, in Verbindung mit den klaren Farben, geradezu erfrischend. Für die Schriftgießerei Klingspor schuf Peter Behrens ein Zimmer, das noch immer sehr repäsentativ, aber doch schon recht Manier ist. Weit besser ist Ehmkes Raum für den „Bund Münchener Buchkünstler", der ausgezeichnet auf die auszustellenden Objekte in der Profilierung, der Farbe, den Maßen Rücksicht nimmt. In der Ladenstraße fällt durch Geschmack des Schaufensters und des Firmenschildes der Geschäftsraum auf, der durch die Zusammenarbeit des Architekten Max Taut und des Malers Mutzenbecher entstanden ist. Er enthält in schönen Vitrinen von Max Taut kunstgewerbliche Arbeiten der Hagener Künstler und als überraschenden Schmuck die prachtvolle Decke von Franz Mutzenbecher. Diese Decke besteht aus Glas, das mit ornamentalen Mustern hintermalt ist, und ist fraglos eine der besten dekorativen Arbeiten der Ausstellung. Beide Künstler sind übrigens auch im Glashaus ver-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

treten: Max Taut mit dem Modell eines großen Palmenhauses, Mutzenbecher mit einem vornehmen Ornamentglas. Schließlich will ich die Automobile von Ernst Neumann nicht vergessen, die in der Verkehrshalle stehen. Ein goldenes ist total mißglückt, ein großes Lastautomobil in der blauen Farbe nicht glücklich, aber ein schwarzgraues Straßenauto ist ganz famos.

— — — — — — — — — — — — —

Die überaus starke Heranziehung der jungen, expressionistischen Malerei und Plastik zur dekorativen Mitarbeit an den Bauten der Ausstellung veranlaßt uns, über den Erfolg einige zusammenfassende Worte zu sagen. Uebrigens ist auch eine Ausstellung moderner Kunst (Otto Feldmann) in der Ladenstraße vorhanden.

Unleugbar rühren einige der glänzendsten Details der Werkbundausstellung von diesen verdächtigen Expressionisten her. Ich nenne die originelle Ausstattung des Tabakladens von Feinhals durch E. L. Kirchner, die ausgezeichnete, besonders im Ornamentalen ungewöhnlich starke Ausmalung des Raumes für Feinmechanik durch den Hagener Walter Böttticher, die schönen Reliefs Kogans in einem Vraum des Gropiusschen Bureaugebäudes, in dem auch Blanke, Haß und Hettner malten, Milli Stegers Akte im Raum der Stadt Hagen, Schmidt-Rottluffs Museumsschrank im Lauwerikschen Saal, Henselers und Menses Glasbilder im Kölner Hause, das sonst mit seinem Ibachsaal einen bedauerlichen Tiefpunkt der Ausstellung gibt.

Vom lyrischen Jahr.

Von

Julius Bab.

Nr. 5.

Der neue Saturn-Verlag von Hermann Meister in Heidelberg gibt eine ganze „lyrische Bibliothek“ heraus. Ein sehr guter Gedanke, kleine, kräftig gebundene Bücher moderner Lyrik zu billigen Preisen, in Umlauf zu setzen. Und Stephan Zweig hat der Bibliothek ein schönes, hoffnungsvolles Geleitwort mitgegeben, in dem er die Ziele neuer Lyriker so formuliert: „Sie sind nicht mehr sentimental, wehleidig gereizt von dem Anschwall der Dinge, sondern froh und in dem Maße mehr, als es ihnen gegeben ist, sie in Form zu zwingen. — Ihre Musik ist Widerhall von allen neuen Klängen, und die Jugend, die selbst den Rhythmus der Zeit aus sich wachsen spürt, wird sie am stärksten empfinden.“

Die rechte Erfüllung dieser schönen Hoffnung finde ich bei den Poeten der lyrischen Bibliothek freilich noch nicht. Ich sehe einstweilen kein Talent unter ihnen, das an ingrimmiger Energie etwa mit dem von Alfred Wolfenstein zu vergleichen wäre. Aber sympathisch wirkt die ganze Sammlung, weil etwas Echtes, Warmes, Herzhaftes in den meisten dieser jungen Poeten ist. Gewiß spukt die literarische Mode dieses Tages auch durch diese Bücher. Aber wenn man Richard Maximilian Cahén ausnimmt, dessen „Weltfeierabend“ ein recht künstliches Gemisch hingetupfter Impression und pathetischer Deklamation ist, so überwiegt doch allenthalben die Natur. Bei Jakob Pickard scheint mir diese Natur einstweilen nicht sehr eigenartig und stark, von seinen ganz hübschen Gedichten ist mir nichts im Ohr haften geblieben. Auch Kurt Erich Meurer, von dem ich hier schon im vorigen Jahr sprach, hat sich kaum sichtbar entwickelt; Zeilen, die irgendein Talent bezeugen, fehlen auch in diesem Bande nicht, aber ein wirklich gelungenes Gedicht habe ich nicht gefunden. Zahlreicher sind solche Zeilen in dem Bande „Der Meteor“, von Rudolph Fuchs. Und wirklich stark und tief im Ton scheint mir der Schluß eines im Anfang noch etwas schnoddrigen Gedichtes „Der Letzte“:

„Ein Letzter fuhr ich über tote Meere,
entfesselte Täler, hingelehnte Haine,
und Städte rascheln unter mir wie Laub.

Steigt ein! Platz ist genug in meiner Fähre:
Wir alle bringen endlich uns ins Reine.
Schmerzlich — geliebt — steigt ein — was seid ihr taub?“

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein sicheres, aber noch sehr junges Talent scheint mir auch Rudolf Leonhard zu sein. Er findet aus voller Anschauung zuweilen schöne Symbole für Seelisches und zuweilen auch Worte, die mit eigener Klangkraft ergreifen. Zu einem wirklich guten Gedicht geht aber beides vorläufig selten zusammen. Die schönen Zeilen:

„Ich gieße mich in deinen Becher
Und Regen läutet auf die schwarzen Dächer"

sind der Schluß einer leider recht abstrakten Deklamation. Und schöne Visionen wie „Die betenden Felder" und „Die Brücke im Nebel" finden leider nicht die Worte, die die künstlerische Möglichkeit solcher seelischen Sinnbilder ausschöpften. Mehr kommt er einer Vollendung nahe in dem Gedicht „Der Abend":

„Und gierig zieht der Abend auf die Stadt
Und wird ganz dunkel, und ist noch nicht satt."

Und am schönsten finde ich „Die Flucht auf dem Karussell", deren erste Strophe (mit einer entzückenden Wortfindung in der letzten Zeile) so lautet:

„Wir, abgemüdet wieder von Erde und kleinen Plagen,
Bespringen bunte Wagen, die vor uns kreisen;
Wir wollen, wie damals in unsern Kindertagen,
In unsre eignen Weiten reisen."*)

Nicht minder begabt und vielleicht schon eine Nuance reifer ist Paul Mayer, der in „Wunden und Wunder" oft einen starken Ton jugendlicher Ungeduld findet (Der russische Student), und der zuweilen starke Balladenwirkung erzielt, wohl die stärkste in „Marats Tod", in dem die stürmische Vermischung von Blut und Tinte ein ausgezeichnetes Epigramm gibt. Uebrigens formt Paul Mayer dies und viele seiner Gedichte, wie es so viele der Jüngsten seit Georg Heym mit Vorliebe tun, in der Sonett-Form. Es ist vielleicht etwas antiquarische Koketterie, etwas gemachte Kühle bei dieser Mode, aber sicher auch ein Gefühl für die monumentale Kraft dieser Form, die jedes Gefühl vor weichlichem Verfließen zu bewahren scheint. — Weiche, ganz altmodische, aber schöne, fast Stormsche Liedklänge findet Paul Mayer in seinem Zyklus „Knaben":

„Gott hat es keiner ins Herz gesenkt,
Daß sie ein Lächeln an mich verschenkt.

Gott hat es keiner ins Herz geflößt,
Daß sie für mich ihren Schleier löst.

Frühlingstag, Sommernacht, Rosen, Wein —
Blühen und Reifen. Ich blieb allein."

Aber dann kommen auch wildere Klänge, die fast an Wolfenstein heranreichen:

„Wir waren Suchende und wurden Prasser.
Die Welt versank
Und Gott ertrank
Im Gossenwasser."

Derlei bleibt freilich selten. Alle diese Talente der lyrischen Bibliothek wiegen ein wenig leicht. Auf keinen möchte ich so zuversichtliche Hoffnung setzen wie auf Alfred Wolfenstein. Aber Natur, Ernst, Hingabe, sind bei diesen jungen Leuten, und der Gesamteindruck ist sicher erfreulicher, als bei den anderen lyrischen Korporation der letzten Zeit.

Zum Schluß will ich noch von einem Buch sprechen, das mit die schönsten Gedichte enthält, die das letzte lyrische Jahr gebracht hat. Es ist zugleich in seinem Pendeln zwischen koketter Literatur und dichterischem Ernst charakteristisch für den Zeitlauf, aber in seinem zweifellosen Anwachsen der dichterischen und überpersönlichen Elemente wird es ein hoffnungsvolles Zeichen. Ueberpersönlich sagte ich, — das ist etwas anderes als unpersönlich — und wird nicht getroffen vom Witz derer, die die unfruchtbaren Spiele ihrer sinnlichen Eitelkeit mit dem Gemeinplatz, daß alle Kunst im Persönlichen wurzelt, rechtfertigen wollen. Sie wurzelt allerdings im Persönlichen, aber sie wird nur Kunst, wenn sie in die große Gottesluft hinauswächst. Ein Ich ist die Voraussetzung des Dichters, aber erst, daß das Ich sich nicht in eitler Selbstliebe verzehrt, sondern im berauschten Opfer sich in die Welt hinauswirft, erst das ist die Erfüllung der Dichtung. Eine Persönlichkeit, die sich genießt, macht Literatur; eine, die sich ergießt, macht Poesie. — In René Schickele, von dessen Gedichten „Die Leibwache" (Verlag der weißen Bücher, Leipzig) ich jetzt noch sprechen will, gab und gibt es allerlei literarisch Nichtiges. In seinen Motiven wie in seinem Ausdruck ist vielerlei

*) Von Leonhard sind noch im Verlag A. R. Meyer zwei lyrische Hefte erschienen: „Angelische Strophen" und „Barbaren". Die Verssprüche wie die Balladen zeigen das gleiche, unreif überspritzende, aber echte Talent.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:27 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Privates, Unverständliches und Unwirksames. Es ist eine recht dumme Koketterie, solche Zeilen auf Sebastian Brants „Narrenschiff" als ein Gedicht ausgeben zu wollen:

„Die Holzschnitte sind reizend.
Ich konnte die Verse nicht lesen —
und glaube es auch keinem,
daß er davon entzückt gewesen."

Und es ist nicht besser, ein Gedicht wie „Die Geier seiner Majestät", von dem ich auch beim fünften Male Lesen nichts begriffen habe, aus dunklen Privatanspielungen zusammenzustellen. Gar nicht zu reden von einer auch hier sich vordrängenden und künstlerisch nicht immer gerechtfertigten Vorliebe für krasse Nuditäten.

Aber über all dies Spielerische, Sichinteressantmachende und deshalb in Wahrheit ganz uninteressante, steigt jetzt aus klarem Naturzwang, ein schöner Ernst und eine reine Heiterkeit auf . . . Denn jene von den Literaten gepflegte Mischform, die das eigene Pathos ironisiert und groteske Banalitäten plötzlich feierlich nimmt, ist lediglich ein Zeichen von Schwäche, von Unsicherheit, von Nichteinstehenwollen für ein Gefühl. Ueberall aber macht die volle Hingabe an ein Gefühl allein den Dichter. (Daß man sich zuweilen auch an ein widerspruchsvoll gemischtes Gefühl wahrhaft hingeben kann, das ist eine seltene Ausnahme die die Regel bestätigt, — aber keine Ausrede für die, denen es gegenüber jedem Gefühl an reiner Hingabe fehlt.) Wer ganz ernst zu sein wagt, der wagt auch rein zu lachen, und deshalb gelingen Schickele jetzt schwer verflochtene, tief dröhnende Rhythmen, in denen er „die Leibwache" seiner Ahnen besingt, die ihn schirmend umgibt, und zugleich so leicht tanzende Klänge wie „Ballschuhe". Und weil er von den Engeln jetzt mit wunderschönem Ernst zu sagen weiß:

„Ihr seid der Schwung hinauf und herüber,
Seid alles was stärker ist als der Tod."

deshalb gelingt ihm jetzt auch das ganz freie und glückliche Lachen im „Spazierritt", wo der Kopf der Geliebten mit dem herniederhängenden Laubwerk entzückende Kämpfe zu bestehen hat. Ja, er darf sich, von einem merkwürdig altertümlichen Balladenton getragen, nun auch schon einmal an gemischte Gefühle hingeben, wie im „Revolutionsball", der, schaurig grotesk, den ganzen blutigen Karneval der Revolution durch die Augen einer kleinen Kokotte ansieht. Wenn das lange Gedicht mit der Heraufkunft Napoleons schließt:

„Ich sah ihn am achtzehnten Fructidor.
Er hatte ein hübsches kleines Ohr."

so hat das schon eine schaurige Größe der Kleinheit. — In René Schickele, der heute dem schwarzen, würgenden Schwermutsweibe und dem frohen, befreienden Pfingstgeist gleich starke Klänge zu widmen weiß, ist aus dem Literaten ein Dichter auferstanden. Möge sich dieser Dichter behaupten gegen die Launen der Literaturwelt, gegen den Kaffeehausgeist, der es interessanter findet, mit zerbrochenem Steine zu spielen, als aus starken Blöcken Häuser zu bauen. Dankbar sei aus Schickeles neuem; zu fruchtwilliger Hingabe reifendem Buche hier ein Gedicht an den Schluß gestellt, das, wenn nicht das stärkste, so doch das schönste des letzten lyrischen Jahres genannt werden darf:

„Sonnenuntergang."

„Ich stieg vom Keller
bis unters Dach,
immer heller
war das Gemach,
die Stadt, sonst verdrossen,
hob Kuppeln aus Gold,
es glühten die Gossen
wie Adern von Gold.

Die Felder brandeten,
Meer in Meer,
Vögel landeten,
von Feuer schwer,
auf Korallenwipfeln.
Schauer von Licht
liefen ernsten Gipfeln
übers Gesicht . .

Den Turm besteigend
sah ich die Welt
der Nacht sich neigend
von Lust erhellt,
mit einem Lächeln,
das schimmernd stund,
ein Flammenfächeln,
um ihren Mund,

wie Frauen der Wonnen,
sie liegen enthüllt,
noch lang versonnen
Gedenken erfüllt."

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Randbemerkungen.

Juwelenbälle!

„Die Gräfin Jacques de Broglie, geborene Fürstin von Wagram, hat ein Kostümfest unter dem Namen Juwelenball veranstaltet, zu dem insgesamt 400 Gäste der ersten Gesellschaft erschienen waren.

Der von den Gästen entfaltete Luxus überstieg alle Erwartung. Der Wert der zur Schau getragenen Juwelen belief sich auf viele Millionen. Die Baronin Henry de Rothschild trug ein Perlenkollier, das, wie Eingeweihte wissen wollen, einen Wert von über vier Millionen hat. Frau Moritz Rothschild erschien in einem Rubinenschmuck in antiker Fassung, dessen Wert auf zwei Millionen beziffert wird. Die Gräfin Tour de la Vergne trug einen Diamantenschmuck im Werte von 32 000 000 Francs. Auch der übrige, besonders von Amerikanerinnen getragene, Schmuck repräsentierte einen Wert von vielen Millionen usw. usw."

Bericht über ein Pariser Fest der besten Gesellschaft. — Juwelenball. —

Man liest dergleichen und greift sich an die Stirne. Lebt man in dem Zeitalter, das von Goethe, Stendhal, Ibsen, Schopenhauer, Bergson, Nietzsche, Kant usw. beeinflußt worden ist, stehen wir in einer Epoche, welche um die Entwicklung der Kunst die hitzigsten Fehden und Seelenemotionen erleidet, kämpfen in der Literatur der Philosophie die realistischen Gruppen ihren letzten Gang und erliegen den Avantgarden der Neomystik?

Oder ist das alles nur ein Trugbild unserer Phantasie, und vertreten diese Pariser Gesellschaftsmenschen den wahren Geist unserer Tage.

Die Gastmähler der alten Römer in der Niedergangsperiode waren wohl so ähnlich wie diese Pariser Fête. Damals haben sich die Lustdirnen der Konsuln und Prätoren, die Favoritinnen von Kaisern und Senatoren mit den glitzernden Steinen aus exotischen Ländern behängt. Damals galt es als Auszeichnung, im Tagesgespräch von Roma zu sein, wegen der kostbaren Geschmeide und der teuren, unerschwinglichen Juwelen, die aus den geknechteten Ländern mit dem Blute der Legionen und dem Leben der Gesklavten erräubert wurden.

Damals. Wir wähnten, nur die Neger besäßen heute noch den wahnwitzigen Wunsch nach dem Besitze von leuchtendem und funkelndem Glas. Auch andere Barbarenvölker. Unbesorgt sind sie des Wertes oder Unwertes der Scherben. Aber noch außerhalb der Steppen und Urwälder existieren Barbaren mit Negergelüsten.

Damals, als ein Mensch nicht mehr bedeutete, wie sein Fleisch für die Muränen im Fischteich eines Tyrannenluxusgartens, damals waren Juwelenbälle an der Tagesordnung, und sie gehörten auch in das Inventar der Epoche.

Inzwischen, meinten wir, hätte sich aber Verschiedenes geändert.

Die innere Reinigung des Menschen hätte einige Fortschritte gemacht, glaubten wir. Seine Werturteile hätten sich mehr auf Abstrakta gerichtet. Aber wir müssen enttäuscht gestehen, daß Moses, Christus, Spinoza, daß alle Bereicherer unserer Seele, Künstler, Philosophen und Schwärmer wohl umsonst gelebt haben.

Eine Insel der Kulturgesamtheit hat sich von den Einflüssen dieser Elemente innerer Vervollkommnung freigehalten.

Dort hat sich eine Fäulnis konserviert, wie wenn sie aus dem degenerierten Rom, dem der entnervten Cäsaren, für uns aufbewahrt worden wäre.

Juwelenball. Die Presse der Weltstadt Paris hatte ihre Emissäre dorthin gesandt, wo sich feingekleidete und wohlgeformte Wesen präsentieren, Menschen, denen jede Vertiefung fehlt, denen jede Dokumentierung ihres Seins zu einer Aeußerlichkeit barbarischster Art werden muß.

Die Presse hat die genauen Wertbezeichnungen mit Namensnennung der Besitzer verbreitet, damit deren unsterblicher Ruhm auch gebührend der Mitwelt und der Nachwelt erhalten bleibe.

Lugt denn nicht irgendwo das Gespenst einer neuen Revolution aus den verhungerten Gesichtern armer Proletarier?

Knirschen denn nicht Zähne essensentwöhnter Münder bei dem Lesen solcher

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zahlen, deren eine imstande wäre, die Nöte so Vieler zu lindern, die ohne Obdach und Speise sich um die Seinebrücken und die Hallen der Häfen drücken.

Und wir Deutsche, die wir solche Notizen finden, sollen wir nicht mit Ekel uns abwenden und die Verbreitung solcher Kulturskandalosa verwünschen?

Rühmend sozusagen werden diese Juwelenbälle in der Presse erwähnt. Stolz ist das Blättchen, das als erstes die wichtige Nachricht seinen erstaunten Lesern vorsetzen kann.

Gewiß stoßen sich, wie an einem wachsenden Organismus, immer Zellen, deren Tod oder Degeneration nicht aufzuhalten ist, auch am Volkskörper ab. Es schieben sich immer wieder aus dem großen Komplex nach oben und außen Einzelwesen, die sozial höher steigen, mit Geld und Raffinement sich beladen. Aber die Abschnürung dieser Auswüchse, diese physiologische Zellentfernung, geht mit häßlichen Nebenerscheinungen vor sich.

Die Gesellschaft, welche Juwelenbälle veranstaltet, ist ein solcher Bestandteil des Volkskörpers, der durch die Selbstreinigung des Organismus ausgeschieden wird. Alle die Geschlechter, die auf Juwelenbällen ihre Vertreter haben, sind dem Aussterben geweiht. Die Juwelenbälle sind Stigmata der Entartung. Gut so. Noch sind die Nationen und Rassen gesund genug, diese Elemente exzernieren zu können.

Aber müssen die Todes- und Degenerationsbegleiterscheinungen, wie sie die Juwelenbälle, die Pferdediners, die orgiastischen Soupers in orientalischem Stil und mit nackten Odalisken sind, auch unbedingt der Oeffentlichkeit vorgebracht werden? Als Krankheitszeichen für den, der sorgsam und beteiligt das Befinden der Völker beobachtet, interessant und lehrreich. Aber für die große Menge weiter nichts als lüsterne Pornographie, als Claurensche Kost, die Störungen im physischen und seelischen Stoffwechsel erzeugt.

Spier-Irving (München).

Die Gluckgesellschaft (Sitz Leipzig).

Als Jubelgabe für ihre Mitglieder bereitet die Gesellschaft den Klavierauszug von Glucks „Orpheus" nach der von Professor Dr. Hermann Abert neu bearbeiteten Partitur, nach der das Werk kürzlich in Lauchstädt zur Aufführung kam, und die soeben in den „Oesterreichischen Denkmälern" erschienen ist, vor. Kürzlich veröffentlichte die Gluckgesellschaft als Gesellschaftsgaben für ihre Mitglieder das Gluck-Jahrbuch 1913, herausgegeben von Professor Dr. Hermann Abert, sowie ein Heft bisher noch unveröffentlichter Stücke des ersten Aktes aus Glucks Oper „Demofoonte" nach den in der Bibliothek des Pariser Konservatoriums befindlichen handschriftlichen Vorlagen, herausgegeben von Julien Tiersot, Paris.

Die Gluckgesellschaft legte zu Ehren des Andenkens Chr. W. Glucks an seinem 200. Geburtstage (2. Juli) an dem ihm in seinem Geburtsorte Weidenwang errichteten Denkmale einen Lorbeerkranz nieder. Auch bei der von der Gemeinde Weidenwang zu Ehren ihres großen Sohnes am Sonntag, den 5. Juli, veranstalteten Jubelfeier war die Gluckgesellschaft vertreten.

Die Kette.

Des unbekannten Dichters Hans W. Fischer unbekanntes Gedichtbuch „Die Kette*) ist aus festen Quadern gefügt und reckt sich wie ein Turm himmelan. Stufe nach Stufe steigst du empor, dein Atem pfeift, deine Flanken beben, und endlich auf der Plattform, oben, küßt dich die Eisluft der Ewigkeit — —

Ehe du, voreiliger Zeitgenosse, dich erdreistest, meine Hyperbeln als knabenhaft zu empfinden, nimm dir die Mühe, „Die Kette" zu lesen. Es ist das beglückende Geheimnis dieses Buches, daß es erstaunlich modern wirkt, obwohl oder — weil es dem „Modernen" geflissentlich ausweicht. Es ist hervorgegangen aus dem leidenschaftlichen Drang, die ganze Fülle und die letzte Tiefe des Mannes

*) Bei Georg Müller, München.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kondensiert und sinnfällig darzustellen. Es ist eine aufs Aeußerste verdichtete Konfession, in der jede Zeile bis an den Rand mit Leben erfüllt ist.

Der Auftakt ist grandios. „Jetzt also / halt ich dich.“ Und diese packende Unmittelbarkeit der Diktion erhält sich ungeschwächt bis zu dem metallen dröhnenden Epilog:

„Hier, hier: die Kette aus gediegnem Blut,
Zur Nacht geschmiedet unter zorn'gen Sternen!“

Dieses Buch ist eine Abrechnung mit allen Mächten des Himmels und der Hölle. Es kennt alle Aufschwünge des Gefühls, und die vielen Wege, die ins undurchdringliche Dunkel einmünden. Es ist vertraut mit allen Ekstasen des liebenden Herzens und mit allen Todeskämpfen der Verzweiflung. Es ist eingeweiht in die verborgenen Zusammenhänge des Weltgeschehens. Es ist von metaphysischen Ahnungen umwittert, aber es wehrt sich mannhaft gegen allen unfruchtbaren „Kribskrabs der Imagination“ (Mephistopheles). Es steht auf dem Boden der Wirklichkeit und zieht seine besten Kräfte aus der sinnlichen Anschauung.

Von den zehn Gedichten, die einander ergänzen und stützen und insgesamt eine symphonische Einheit bilden, zeichnet sich namentlich „Der große Mythos“ durch die Tiefe der Gedanken und durch die plastische Wucht der Formgebung aus. Die Maschine tritt als ehernes Verhängnis auf den Plan, und der Mensch wird zum ohnmächtigen Sklaven der Elemente, die er zu beherrschen wähnt. An einem verwahrlosten Fabrikmädchen wird die Notlage des von eisernen Armen umklammerten Lebens eindringlich erläutert. Zum Tempel reckt sich der Maschinensaal. Eisern thront der große Baal, und seiner eisernen Diener wilder Triumphgesang schwillt an zum Orkan: „Wir ziehen langsam die gewalt'ge Mauer um alles Atmende . . .“

Als „Brotmehl für eine unsichtbare Welt“ erscheint dem Dichter Hans W. Fischer der Mensch, und heftig beunruhigt ihn die Ungewißheit seines eigenen Schicksals. „Pilot und Welle in demselben Flusse“, sucht er vergebens nach einem Ziel, „wo sichre Landung freut“. Er beschwichtigt sein mahnendes Herz mit der Beteuerung: „Du strömst dir zu“, aber immer wieder erschüttert ihn die ahnungsvolle Erkenntnis: „ . . . Ungeheures ist im Grund verborgen!“

Und herrlich ist der Furor, mit dem er den Goethe zitierenden Bildungsphilistern zu Leibe geht:

„Kasper, Gigant, spring her mit deiner Keule,
Hau auf die Schwarten, daß die Rotte heule!
Zerquetsche diese Selbstzufriedenheit,
Dies scheußliche Behagen, fett und breit,
Das endlos speichelt und Sentenzen speit!“

Nieder mit allem, was über Puddinge plaudert und nebenher — Nietzsche zu begeifern wagt, und Hut ab vor dem Dichter Hans W. Fischer!

Hans Harbeck.

Neue Bücher.

Hiddensee, das Capri von Pommern. Ein Reiseführer und Gedenkalbum von Arved Jürgensohn (104 S., zehn Pharuskarten, 60 Abbildungen, ein Wohnungsregister für alle fünf Badeorte der Insel). Stralsund 1913/14, Verlag von W. Zemsch. Preis 50 Pf.

Viele haben es wie ein holdes Geheimnis gehütet, daß so nahe von Berlin, zwei Dampferstunden von Stralsund, westlich von Rügen, ein entzückendes Eiland in der Salzflut der Ostsee schwimmt, das für den großen Schwarm der Sommergäste, die die Reichshauptstadt ausspeit, noch immer nicht ganz entdeckt ist; eine Insel von außergewöhnlichem Liebreiz, deren Landschaftsbilder zu den schönsten in Mitteleuropa gehören. Aber auf die Dauer lassen sich solche Geheimnisse nicht bewahren. Der Fremdenstrom beginnt bereits breiter und breiter zu werden. Und nun plaudert gar ein ganzes neues, elegantes Büchlein voll gewählter schwarzer und bunter Bilder, mit vielen mehrfarbigen Kartenplänen alles aus, was es an Schönheiten und Seligkeiten auf der meerumrauschten Inselrunde gibt; erzählt uns, wie nicht erst Gerhart Hauptmann, der hier seine Versunkene Glocke dichtete, hier Gabriel Schillings Flucht spielen läßt, ihre Poesie als Dichter zu würdigen wußte, son-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dern wie sie schon vor mehr als 100 Jahren von anderen Dichtern jener Tage, von Kosegarten, Lappe, Furchau für ihr Herz entdeckt und in Vers und Prosa verherrlicht wurde; wie Goethe zu seinem Ausspruch über Hiddensees Liebesleute kam; wie die Lucca schon 1871 das damals noch unbekannte Eiland aufsuchte, wo noch die Reste eines Klosters stehen; und wie seine Heide, seine Dünenhügel, seine Wiesen und sein waldgekröntes Dornbuschgebirge im Norden Reize ausstrahlen, die man in dieser Art nicht so leicht wiederfindet. Auch von der Geschichte der Insel wird uns an der Hand neuer selbständiger Studien durch Mittelalter und Neuzeit viel erzählt, und ebenso von dem weltberühmten Hiddenseer Goldschmuck aus dem Jahre 1000, der 1872 nach der Sturmflut gefunden wurde. Ebenso werden wir auch durch „die alte herrliche Stadt Stralsund" geführt. Hiddensee ist 17 Kilometer lang, hat fünf Ortschaften, die Badeorte geworden sind, aber noch recht ursprüngliche, noch köstlich ungezwungene, zum Teil jedoch schon mit guten Hotels, und wird gegenwärtig schon duch fünrf Dampfer täglich von Stralsund aus besucht. In den Hundstagen wird mancher Leser es gewiß zu schätzen wissen, wenn er hier auf dieses neue Büchlein, das an Inhaltsreichtum alle derartigen Führer weit überragt, und auf das Capri von Pommern selbst — vielleicht zum erstenmal — hingewiesen wird, dem der Pommerndichter Karl Lappe schon 1818 die glühenden Verse widmete:

„Sei mir gegrüßt, o Dornbuschinsel, sei
Du Hochland mir gegrüßt! . . .
Ihr Berge meiner Sehnsucht, nehmt mich auf!
Mein Herz ist krank nach euch, und euer Reiz
Wird nicht umsonst um diese Sinne glühn."

Erbauliche Predigten. Herausgegeben von Peter Jerusalem. (Albert Langen Verlag, München.)

Auch das Predigen ist eine Kunst. Heute, wo die Theologie und das Kirchentum in ihrer Entwicklung immer mehr verkümmern, gehören auch gute Prediger zu den Raritäten. Deshalb greift man mit einem Gemisch von Wehmut und Freude zu der Sammlung von „Erbaulichen Predigten", die Peter Jerusalem aus den vorigen beiden Jahrhunderten herausgegeben hat. Mit je einer ihrer eindringlichsten Predigten sind die berühmten Kanzelredner Abraham a Sancta Clara und Jobst Sackmann aus Limmer bei Hannover vertreten, und ihnen folgen noch — um je einige Jahrzehnte voneinander getrennt — vier biedere oberbayrische Landpfarrer, denen die Veräußerlichung, die Geistlosigkeit und Oberflächlichkei des heutigen — protestantischen, wie katholischen — Gottesdienstes glücklicherweise noch völlig fremd ist. Die jüngste dieser Predigten ist erst wenig mehr als zwanzig Jahre alt. Man fühlt, daß diese Geistlichen ihr Amt überaus ernst nehmen, daß ihre Worte aus innerster, aufrichtigster Ueberzeugung stammen, und man kann ihnen gegenüber nicht unempfindlich bleiben. Auch der allerunkirchlichste unsrer Zeitgenossen muß sich von der Ehrlichkeit und Derbheit, die ungeschminkt die Wahrheit bei ihrem richtigen Namen nennt, imponieren lassen, und muß den Gehalt dieser Predigten anerkennen. Das handliche Büchlein kann heute gleichermaßen als Kampfmittel gegen und als Vorbild für die Kirche gelten. Seine vornehme, sehr geschmackvolle Ausstattung wird ihm hoffentlich recht viele Freunde zuführen! Sicherlich ist es ein weit geeigneteres Konfirmationsgeschenk als die üblichen faden Süßlichkeiten der zahllosen modernen „Erbauungsbücher".

W. B.

Neue Französische Malerei, ausgewählt von Hans Arp, eingeleitet von L. H. Neitzel. Verlag der Weißen Bücher, Leipzig.

Das Buch versucht, „einen Querschnitt des wesentlichsten nachimpressionistischen Kunstschaffens zu geben, mit wissendem Auge die Jetztzeit schon historisch zu fassen, wirkende lebende Künstler als geschlossene Glieder der Entwicklungsgeschichte einzureihen". Das klingt sehr programmatisch und sehr zielbewußt, aber in Wahrheit hat das Büchlein etwas sehr Gelegentliches und Unverbindliches. Die Abbildungen, die der Maler Hans Arp besorgte, bringen Matisse und Picasso mit je vier, Rousseau und Dérain mit je zwei Werken . . . und Kees van Dongen mit drei! Uebrigens macht auch die Auswahl der Proben hier und da stutzig. Wundervoll ist das Selbstbildnis des Henri Rousseau, das den Band eröffnet. Der Text Neitzels bringt nichts wesentlich Neues, gibt aber für Bekanntes manche gut pointierte Fassung. Durch seine unprätentiöse Art entgeht das liebenswürdige Buch allen Einwänden, die man im Ernstfalle erheben müßte.

Dr. Adolf Behne.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein und Dr. Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Wilhelm Bolze, Charlottenburg, Friedbergstr. 18. — Verlag: Die Gegenwart G. m. b. H., Berlin W. 15, Meinekestr. 25. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gegenwart

Nr. 33 | Berlin, den 15. August 1914 | 43. Jahrgang Band 86.

Die Kriegserklärung Englands.

Von

E. E. Lehmann.

England oder vielmehr die gegenwärtige englische Regierung hat Deutschland den Krieg erklärt. Damit ist nicht nur die von den Besten und Edelsten beider Nationen eingeleitete Verständigungsarbeit wieder zunichte gemacht, sondern auch ein politisch bis dahin fast Unglaubliches geschehen; denn vergebens sucht man nach politischen Differenzen der beiden Nationen, welche notwendig zum Kriege hätten führen müssen. Nur die englische Anmaßung alleiniger, unbeschränkter Herrschaft auf den Meeren der Welt bietet eine Art Erklärung zu dem Verhalten Großbritanniens in einer Krisis, in der alle leitenden politischen Gesichtspunkte einer weitschauenden Staatskunst England an die Seite des Dreibundes hätten stellen, zum mindesten aber eine wohlwollende Neutralität des britischen Inselreiches für Deutschland und Oesterreich-Ungarn hätten veranlassen sollen.

Wir verstehen sehr wohl, daß Politik Geschäft ist. Es erscheint ganz selbstverständlich, daß ein englisches Ministerium nicht deutsche, nicht österreichische, sondern englische Politik treibt. England jedoch treibt in diesem Augenblick nicht englische, sondern französisch-russische Politik. Der „gesunde Menschenverstand", welchen wir sonst bei den Briten bewundern, scheint der gegenwärtigen englischen Regierung abhanden gekommen. Das Ministerium Asquith treibt Augenblickspolitik zur Befriedigung eines bornierten Insularismus und eines maritimen Ehrgeizes, dessen Gegenstand — Alleinbeherrschung der Meere durch Großbritanniens Flotten — auf die Länge der Zeit unerreichbar bleiben muß. Keine Macht und kein politisch gebildeter Mensch hat Großbritanniens Vormachtstellung auf der See anzugreifen oder auch nur zu bestreiten versucht; am wenigsten Deutschland und das deutsche Volk. Nicht gegen Englands Vormacht wehrten und wehren wir uns; nein, was wir Deutsche nicht dulden können, ist das Monopol großbritischer Seemacht auf allen Meeren und in allen Weltteilen. Wir dürfen das nicht, seitdem wir, bald nach Aufrichtung des Deutschen Reiches, selbst, wenn auch zunächst in bescheidenen Grenzen, eine kolonisierende Macht geworden.

Es ist auch schwer genug zu verstehen, weshalb man in London an leitender Stelle uns Deutschen verwehren will, was man seit einem Jahrhundert den Franzosen zugestanden. Der französische Kolonialbesitz ist größer, wertvoller und, schon seiner geographischen Lage nach, besonders in Asien, gefährlicher für Großbritanniens Herrschaft auf dem Meere, als es der deutsche ist.

Man könnte sagen, Deutschland würde bei weiterer, gleich großer Entwicklung seiner Flotte, wie der während des letzten Jahrzehntes, Großbritanniens Weltstellung bedrohen, zumal diese Flotte in Deutschlands mächtigem Landheer ihre schwerwiegende Ergänzung findet. Aber ist nicht mit Frankreich fast ein gleiches der Fall? Und liegt die französische Nordküste den englischen Gestaden nicht viel näher als die deutschen Nordseehäfen? Dazu kommt noch ein anderes völkerpsychologisches Moment. Seit jeher und besonders seit den letzten fünfundzwanzig Jahren ist Deutschland, dank dem dem deutschen Volke eingeborenen Charakter ein Hort

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des europäischen, ja, des Weltfriedens gewesen. Frankreich dagegen war schon seit Ludwig XIV. ein steter Ruhestörer. Und noch mehr! Wenn während des Burenkrieges die von dem damaligen russischen Minister des Aeußeren Muraview gegen Großbritannien eingeleiteten Intriguen nicht zu einer europäischen Koalition gegen England in den Tagen seiner größten politischen und militärischen Schwierigkeiten geführt, so verdankt das England dem deutschen Kaiser, der gegen die allgemeine, damals im deutschen Volke herrschende antienglische Stimmung das Interesse Großbritanniens verfocht, als er dem Zaren mit den Worten entgegentrat: „Je veux la paix en Europe!“*)

Trotzdem stellt sich heute dasselbe England an die Seite Rußlands, desselben Rußlands, welches Großbritanniens schwerste Bedrängnis in Südafrika für eine Demütigung Englands ausnutzen wollte?! Vor die bloße Möglichkeit — wir sagen Möglichkeit, nicht absolute Notwendigkeit — einer Option zwischen Rußland und dem Dreibund gestellt, optiert die englische Regierung für Rußland und gegen denselben Dreibund, von welchem Lord Salisbury, der langjährige erfahrene Leiter der britischen Politik erklärte: durch seine Aufrichtung sei ein großes Heil der Welt widerfahren!

Schon Bismarck hat es ausgesprochen: Völker seien nicht dankbar; am wenigsten in der Politik. Auch wir Deutschen machen keinen Anspruch auf politische Dankbarkeit; wir fragen bei der gegenwärtigen Krisis — der schwersten, die die Welt seit den Tagen Napoleon I. durchlebt — nur das eine: ist der durchaus nichtige Vorwand Englands, die vorübergehende, durch strategische Not gebotene Besetzung einzelner belgischer Landesteile durch deutsche Truppen, eine ausreichende Begründung für die Verleugnung und das Aufgeben der zivilisatorischen Mission in der Welt, auf welche Großbritannien immer so stolz gewesen? Der deutsche Reichskanzler hat mit rückhaltsloser Offenheit das formale, von Deutschland begangene Unrecht eingestanden und zugleich Wiedergutmachen des für Belgien dadurch entstandenen und noch entstehenden Schadens unter voller Zustimmung der Volksvertretung des Deutschen Reiches versprochen. Man hörte dem Tone seiner Rede an, wie schwer diese nur formale Verletzung des Völkerrechts der Regierung Wilhelms II. geworden. Deutschland wird kein Stück belgischer Erde, auch nicht ein einziges belgisches Dorf, behalten, dessen darf Europa sicher sein. Aber Frankreich? Hat man in London den Vertragsentwurf, eigenhändig niedergeschrieben von Benedetti, dem französischen Botschafter in Berlin, vergessen, durch welchen der damalige Napoleon III. sich verpflichten wollte, jedes politische Arrangement Preußens in Deutschland zuzulassen, wenn Bismarck in die Annexion Belgiens durch Frankreich willigen würde? Herr Asquith befrage doch die Akten seines Auswärtigen Amtes! Dort wird er eine Bestätigung dieser übrigens nie bestrittenen geschichtlichen Tatsache von der Hand des damaligen britischen Botschafters in Berlin finden! Und doch hatte damals das Belgien begehrende Frankreich Elsaß-Lothringen noch im Besitze! Glaubt man wirklich in London, daß Frankreich seine Gelüste nach Belgien unbefriedigt lassen würde, wenn es des schwersten Einspruches von anderen Mächten, auch Großbritanniens, nicht gewärtig wäre?

Deutschland hätte im Jahre 1870, nach der Schlacht bei Sedan, Belgien ungehindert und dazu unter einem triftigen völkerrechtlichen Vorwande besetzen können, denn ein großer Teil des besiegten französischen Heeres war auf belgisches Gebiet übergetreten. Dennoch hat weder die deutsche Kriegsleitung und noch weniger das deutsche Volk an dergleichen gedacht! In Belgien spricht man französisch, nicht deutsch. Wir Deutschen aber haben an einem Lothringen wahrhaftig mehr als genug! Wir würden Belgien zu nehmen uns weigern, selbst wenn man es uns auf dem politischen Präsentierteller umsonst anböte! Das weiß man auch in den politisch maßgebenden Kreisen von London sehr wohl! Deshalb dürfen wir Großbritanniens Be-

*) (Mitteilung eines Begleiters Wilhelms II. an den Verf.)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sorgnis für Belgiens Unverletzbarkeit durch die Kriegführenden einfach für politisch-diplomatische Flunkerei erklären!

Seien wir doch gegenseitig offen!

England fürchtet des Deutschen Reiches wachsende Kolonialmacht! Dazu ist man sich in London sehr wohl des strategischen Minderwertes des englischen Heeres im Vergleich zu dem deutschen, die beste Volkskraft stellenden Heeres bewußt! Wie allbekannt, hat Großbritannien bis auf den heutigen Tag an dem Werbesystem aus den Zeiten Friedrichs des Großen festgehalten; eine um so mehr befremdende Tatsache, als das System der allgemeinen Wehrpflicht in seinen ersten Anfängen aus den Zeiten des altenglischen Königstums stammt; denn es waren die Plantagenets, welche von jeder „country", jedem Kreise, die Gestellung einer bestimmten waffenfähigen Mannschaft verlangten und durchsetzten.

Schon vor Jahr und Tag hat der Verfasser dieses Artikels in der „Times" darauf hingewiesen, daß Großbritannien über kurz und lang die allgemeine Wehrpflicht in irgend einer Form werde einführen müssen, wenn es seine Stellung als Weltmacht behaupten wolle. Männer, wie Lord Roberts und Lord Kitchener, vertreten dieselbe Ansicht. Dennoch hat bis auf den heutigen Tag kein englischer Minister den Mut gefunden, seinem Volke dieselbe Wahrheit zu sagen und danach zu handeln. Alle Unaufrichtigkeit englischer Politik hat in diesem Umstande seine letzte Ursache. Die Londoner Regierung kennt ihre militärische Ohnmacht jeder großen festländischen Militärmacht gegenüber sehr wohl; sie ist gezwungen, militärisch mehr zu scheinen als sie ist; mehr dem eigenen Volke und anderen zu versprechen, als sie leisten kann. Dem Gros von Britanniens Heer fehlt jede moderne militärische Schulung; seinen Offizieren fast immer jede kriegswissenschaftliche, tiefere Ausbildung. Deshalb ist England gezwungen, im Trüben zu fischen und einer so bedeutenden Heeresmacht wie der des Deutschen Reiches gegenüber Anlehnung und Hilfe bei fremden Nationen zu suchen. Seit dem Hinscheiden seines großen Ministers Pitt ist deshalb auch Großbritannien einen macchiavellistischen Zug in seiner Politik nie losgeworden.

Gegenwärtig bietet sich dem Londoner Kabinet in der russisch-französischen Koalition gegen Deutschland ein Mittel zur Beschränkung der vielen Engländern gefährlich erscheinenden deutschen Macht, wie desgleichen vielleicht in einem Jahrhundert nicht wieder kommt. Kein Wunder, daß kleinlich rechnende Staatsmänner, wie die Herren Asquith und Churchill, Augenblick und Gelegenheit hastig ergreifen; denn bleiben die Engländer und ihre Verbündeten Sieger, dann ersparen sie dem englischen Volke die echte und heiligste Pflicht, mit dem eigenen Leben für Weib und Kind, Heimstatt und Vaterland einzustehen. Dann kann der Brite vielleicht auch volkswirtschaftlich noch in einem anderen dreißigjährigen Halbschlafe weiter dahin leben, ohne den täglich mächtiger werdenden Wettbewerb Deutschlands fürchten zu müssen.

Dennoch hat schon in diesem selben Augenblick, da ich diese Zeilen schließen will, die Reaktion gegen die deutschfeindliche Politik der Herren Asquith, Churchill und Lord Grey begonnen, und das im Schoße des Ministeriums selbst. Drei Mitglieder des Kabinets Asquith haben, weil sie gegen jeden Krieg Englands mit Deutschland sind, ihren Austritt aus dem Ministerium erklärt; unter ihnen der populärste der im Amt befindlichen Minister: John Burns, und der bedeutende Staatsmann Lord Morley. Damit ist eine Zerbröckelung der gegenwärtigen englischen Regierung eingeleitet.

Siegt Deutschland in den ersten Schlachten gegen Frankreich, dann dürften wir sehr bald einen Umschwung der öffentlichen Meinung in England erleben, welcher das liberale, schon ohnedies von der britischen Aristokratie und Gentry tief gehaßte Kabinet Asquith hinwegfegt wie die Spreu im Winde.

Damit aber würde nicht nur für uns Deutsche, sondern auch für den Briten ein schwerer Alp vom Herzen genommen; denn, um es nochmals zu wiederholen, nicht Sieg oder Niederlage der einen oder anderen der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beiden Nationen steht auf dem Spiele, sondern die Kulturmission beider für die gesamte Menschheit und deren Zukunft auf Jahrhunderte hinaus.

Deutschlands Aufbruch.

Von

Julius Bab.

Die vielen, die der Krieg, dies größte soziale Ereignis, das sie erlebten und erleben werden, im Ausland oder an irgendeinem ihrem Wohnsitz höchst entgegengesetzten Punkte Deutschlands überraschte, haben um den Preis einer höchst mühseligen und anstrengenden Heimfahrt ein großes, unvergeßliches Schauspiel erkauft. Sie sahen stärker, mannigfaltiger und (durch die Einheit der Art bei aller Verschiedenheit des Raums!) überwältigender als es an einem Orte möglich wäre: Deutschlands Aufbruch.

Ich kam aus Deutschlands südlichster Ecke nach Berlin herauf. Ein paar Tage hatte ich in einem beliebten Kurort im Allgäu gesessen und mit immer noch skeptischer Ruhe angesehen, wie die Zeitungen anfingen, die Menschen nervös zu machen, wie sich die Stimmung verfinsterte und die Heimflucht begann. Am Tage, als ich abfuhr, war der Kriegszustand über Bayern verhängt, aber noch war keine Mobilisation, geschweige denn Krieg; man konnte immer noch hoffen. Aber als ich zum Bodensee herunter fuhr, um Freunde noch einmal zu sprechen, begann es klar zu werden, daß unsere Mobilisierung nicht offiziell, aber doch tatsächlich bereits im Gange war. Ueberall drängten sich auf den Bahnhöfen junge Leute mit Depeschenformularen in den Händen; es waren telegraphische Einberufungsorders. Schon stand mehr als die halbe Bevölkerung der kleinen Orte auf den Bahnsteigen, sah den Abreisenden zu, drängte sich um die neuesten Depeschen. Noch immer stand kein Krieg, noch immer keine Mobilisierung da; aber nachts sah man durch die Fenster des Postamtes die Beamten vor Stößen von Telegrammen ununterbrochen arbeiten und — ein seltsam sinnloses und doch ergreifendes Schauspiel — draußen standen die Menschen dicht geballt und sahen zu. Sie konnten vom Inhalte der Telegramme natürlich nichts sehen und nichts hören, aber sie fühlten, daß dort ihr Schicksal gebraut wurde, und standen.

Als ich einen Tag später von Friedrichshafen aus die Heimfahrt antrat, war die Mobilmachung offiziell geworden, und der Krieg zum mindesten mit Rußland sicher. Auf dem Bahnhof drängten sich in Scharen deutsche Reisende aus der Schweiz. Dort war ganz offenbar eine Panik ausgebrochen. Man fabelte dort von dem Einbruch der Italiener ins Tessin, der Franzosen in Genf, der Deutschen nach Basel. Man sah die Hungersnot vor der Tür und setzte in ersten Hotels die Fremden buchstäblich auf die Straße. Einer hatte die letzte Nacht in Zürich auf einem Stuhl zugebracht, ein anderer war vom Gardasee drei Tage unterwegs gewesen; über Konstanz verkehrten keine Züge, nach Bregenz keine Dampfer mehr, in Lindau war, das wußte man, alles hoffnungslos überfüllt, so drängte sich der letzte Stoß der Heimkehrenden in Friedrichshafen zusammen. Hier konnte die aufgeregte Menge außer sich selbst eigentlich nicht viel vom Krieg merken. Am Hafen und am Bahnhof herrschte kaum sichtbar verstärkte Kontrolle, Militär war nicht zu sehen. Obwohl man es im Bewußtsein hatte — es war doch nicht in der Anschauung, nicht im Gefühl das ungeheuere Neue, der gänzlich veränderte Lebenszustand, der Millionen einzelner, friedlich konkurrierender Existenzen zu einem einzigen Notorganismus zusammenschmelzen sollte: der Krieg.

Aber eine Viertelstunde nach Friedrichshafen rollte unser überfüllter, von Sonnenglut und Menschenmasse überheizter Zug in den Bahnhof von Ravensburg. Und die Bevölkerung des kleinen Städtchens, das sich so entzückend in die schwäbischen Hügel hinaufbaute, stand, offenbar vollzählig, denn in einer wirklich imposanten Masse, am Bahnsteig und schrie, winkte und jauchzte: die Chaussee am Bahngelände herab marschierten Soldaten — ein mächtiger Zug, ein ganzes Regiment —, wir hörten nachher, daß es das zweite Württembergische Grenadierregiment, Garnison des

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nachbarortes Weingarten, war. Sie marschierten heran, und nichts mehr von dem bunt umrahmten Blau, in dem wir unsere Soldaten kennen, war zu sehen —: feldgrau! Die harte, ehern sachliche Farbe herrschte. Man sah, daß es nicht zur Parade, noch zum Manöver ging. Ordonnanzen sprengten vorbei, Wagen rollten hinten nach, und ganz Ravensburg stand am Weg und winkte und schrie zum Abschied. Das war Deutschland im Aufbruch.

Der Zug fuhr weiter. Durch die weich gewellten reichen und lieblichen Hügel Schwabens. Man konnte es nicht fassen, daß aus dieser friedevoll hellen, lieblichen Landschaft der Geist der Zerstörung gestiegen, und fast schien es besser, richtiger, ruhiger — passender, als sich der Himmel bezog und Gewittergüsse das Bild der Landschaft verwischten. Es war Nacht geworden, gewitterschwarze Nacht, als wir unter Donner und Blitz auf dem Bahnhof von Ulm einfuhren. Da war Tumult; die Bahnbeamten selbst kannten von Minute zu Minute nicht mehr die Dispositionen; die Wagen wurden bald für Stuttgart, bald für Berlin bestimmt; man mußte herein und wieder heraus. Man wurde von einem Bahnsteig auf den anderen geschickt; es gab keine Gepäckträger, man schleppte Koffer, die man nie geglaubt hätte auch nur heben zu können. Plötzlich überflutete das von Militär, Zivilisten und Beamten brodelnde Gewühl ein gewaltiger Lärm: Hochrufe setzten ein, eine immer wachsende Gruppe von Menschen umdrängte jubelnd einen kleinen Mann; vom anderen Bahnsteig schmetterte eine Militärkapelle „Deutschland, Deutschland über alles". Und jetzt verstand man die Rufe, und gleich darauf sah man es selber: Graf Zeppelin! Der hohe Siebziger schritt, die Mütze auf dem Kopfe, im Wettermantel, lachend und grüßend hin, so elastisch im Schritt, mit so blitzenden Augen, daß man nicht zweifeln konnte, dieser Mann fährt zur Front, und er wird vielleicht schon in den nächsten Tagen mit den Luftschiffen in Metz oder Straßburg nun hoch oben sein Patrouillenstück von 1870 wiederholen und seinem echten Heldenleben einen märchenhaft gerundeten Abschluß geben! — Das war eine glückliche Begegnung! Wem hätte man lieber in dieser Stunde von Deutschlands Aufbruch begegnen mögen, als diesem alten Soldaten, der auch im Frieden Heldentum bewährt hatte, bewährt an einem stolzen Werk der Kultur, das nun wieder als wichtiges und furchtbares Werkzeug des Krieges eingesetzt werden sollte. Kein besseres Zeichen kann den deutschen Aufbruch begleiten als die Gestalt Zeppelins.

Aus dem Gewühl der Reisenden, aus dem Wogen der abreisefertigen Soldaten schälte sich schließlich doch unser Zug wieder los. Aber wir kamen nicht viel weiter, die Anschlüsse waren fort, in überlasteten und verwirrten Zügen (die erste Klasse saß in der dritten und die dritte in der ersten, die meisten aber standen!) endeten wir um Mitternacht in einem kleinen fränkischen Nest. Wer ein Quartier bekam, übernachtete; wer kein Quartier bekam, saß bis zum Morgengrauen auf seinem Koffer. — Hier sah man zum erstenmal unter dem Bahnübergang Zivilisten mit weißen Binden und einer Flinte im Arm: mit Blitzesschnelle war überall in Deutschland der Bahnschutz organisiert. Denn Gerüchte über Attentate auf Brücken und Tunnels zur Verhinderung der Mobilmachung waren schon überall. — Als sich am frühen Morgen die Reisenden wieder sammelten, um den Schnellzug — man wußte, daß es für lange Zeit der letzte war! — nach Berlin zu stürmen, gab es Zeitungen mit der offiziellen deutschen Kriegserklärung an Rußland, mit der französischen Mobilmachung, mit Nachrichten von französischen Fliegern in Nürnberg, mit Eisenbahnattentaten im Rheinlande. Als wir dann auf Kisten und Koffern in den Gängen des D-Zuges saßen und standen, wuchsen von Mund zu Mund, von Station zu Station die Gerüchte immer abenteuerlicher. Tatsächlich waren bei Johannisburg Kosaken über die Grenze gekommen — aber ehe wir Nürnberg erreicht hatten, hatten die Russen bereits Allenstein besetzt, wie wir nach Halle kamen, waren sie schon in Breslau, und wenn wir nicht schließlich selber nach Berlin gekommen wären, so hätte sie das Gerücht wahrscheinlich schon unterm Brandenburger Tor gesehen. Auch gab es allmählich keine deutsche

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stadt mehr, in der man nicht gestern oder vorgestern mindestens ein Viertelduzend russischer Spione erschossen hatte. Von feindlichen Fliegern, Bombenwürfen, gesprengten Brücken wimmelte es nur so. — Aber bei all dieser kritiklosen Erregung benahm sich das Publikum in der Praxis durchaus vernünftig und fügsam; die Schaffner rühmten, daß sie noch nie ein so widerstandsloses und leichtes Arbeiten gehabt hätten wie an diesem Tage der Ueberlastung und der notwendigen Unordnung. Eine Dame, die auf dem Bahnhof von Rudolstadt erklärte, ein Billet zweiter Klasse zu haben und in kein anderes Kupee gehen zu wollen, verfiel dem allgemeinen Gelächter und blieb eine vereinzelte Erscheinung. Ganz allgemein herrschte das Gefühl, und bei den Beamten nicht weniger wie beim Publikum, von dem zwingenden Ernst der Stunde, der jedes kleinliche Trotzen auf Regeln unmöglich mache. — Der Wagen schwirrte von Kriegsgesprächen, aber, obschon es an Renommisten und Schreiern natürlich nicht fehlte, den allermeisten war der furchtbare Ernst der Situation bewußt — aber keinem fehlte der Mut, sie zu tragen. Die meisten von den Jüngeren waren ja im Begriff, ihr bisheriges Leben abzubrechen und sich dem Heer zu stellen; die Aelteren fanden wohl ausnahmslos zu Hause eine erschütterte, vielleicht vernichtete Existenz vor, viele wußten es und sprachen davon; an Gram und Bitterkeit fehlte es nicht, aber müßige Klagen und Anklagen waren wenig zu hören, Fassung und Entschluß herrschte.

Und inzwischen rollten wir durch das gerüstete Deutschland: Beim Nürnberger Bahnhof stand eine ganze, große, gerüstete Rinderherde, um nach den Grenzen verladen zu werden, Züge mit Automobilen bepackt ratterten vorüber. Bei Bamberg sahen wir zum erstenmal auf einer Wiese eine große Pferdeausmusterung. Und wieder und immer wieder rollten Züge mit Reservisten, laut begrüßt, winkend und rufend, vorbei. — Wir kamen nach Thüringen, finstere Schatten der preußischen Geschichte fielen über unseren Weg: Saalfeld, Rudolstadt und Jena; ihre Namen verfinsterten das Gespräch. Aber dann kam Corbetha — da geht es rechts hinüber nach Leipzig, wo sie eben das große Denkmal der Befreiung und des Sieges enthüllt haben!

Vor Halle hatten wir noch einmal langen, langen Aufenthalt, Militärzüge mußten passieren. Dann raste die Maschine, um aufzuholen was ging: nach dreißigstündiger Fahrt waren wir in Berlin. Zwischen wahren Wällen unerledigten Gepäcks wand man sich hindurch und stand im Gewühl vor dem Anhalter Bahnhof. Aus tausend Zeichen sprach der Krieg: es gab kaum noch Gepäckträger, und die Ersatzleute hatten unerhörte Preise; auf die wenigen Automobile wurde Sturm gelaufen, und ein Vermittlergewerbe war schon entstanden, das mit M. 2,— Provision Droschken besorgte. Die Presse hatte schon eine ganze Mandel Extragründungen ausgebrütet; es gab eine „Kriegszeitung" und einen „deutschen Kriegscourier" — die fälligen Abendblätter riefen sich aus. Und plötzlich gab es noch Extrablätter: die deutschen Truppen haben drei russische Städte besetzt! — — —

Nun bin ich seit zwei Tagen wieder draußen in meinem Hause am Waldrand, dicht an der Bahn. Auch hier hat man auf dem Bahngelände eine Bombe gefunden, und seither sieht man überall bewaffnete Wachen: die Kadetten von Lichterfelde hat man aufgeboten, rührend junge Leute, die in der nettesten Manier, aber durchaus energisch jeden um seine Legitimation fragen. Und draußen rollen nun Tag und Nacht die Züge. Reservistenwagen mit nicht immer zarten, aber stets vergnügten Kreideinschriften; Waggons mit Pferden und Waggons mit Automobilen und riesige Gepäckwagen. Es scheint, daß wir wirklich „erzbereit" sind.

Man mag finster denken über den Wahnsinn einer Gesellschaftsordnung, die Völker, die im Grunde ganz friedlich gesinnt waren, in einen Verzweiflungskampf treibt. Aber deshalb weiß man doch, daß es für uns Deutsche jetzt nur ein Glück: den Sieg, und nur ein völliges Unglück: die Niederlage gibt. So muß sich jeder der gespannten Kräfte freuen und mittun, was an ihm ist. — Und man wird es beklagen dürfen, daß wir niemals so viel Gemeingeist, so viel Hingabe, so viel Aufschwung erlebt haben, als es noch um Ziele des Friedens,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Wohlfahrt und der Gesittung ging; daß es erst der Mord nach außen ist, der die Liebe nach innen wachruft. Der finstere Geist der Faust erst ist es, der uns vereint und erhebt. Aber es ist doch ein Geist, der führt, der das Gebot der Stunde erfüllt; es ist der Enthusiasmus, der, wo und wie er sich finde, ein hohes Menschengut bleibt.

Deutschland geht in den größten Krieg, den es je bestanden hat; niemand darf sagen, daß er den Ausgang weiß. Aber daß dieser Aufbruch sich mit wundervoller Präzision, mit glänzender Festigkeit und Sicherheit vollzogen hat, das steht bereits fest. Noch ist erst das Vorspiel des großen Dramas vorüber, aber wie wir heute dastehen, fertig gesammelt, aufbruchsbereit, das sagt sich vielleicht am stärksten und am passendsten mit den Worten, die Heinrich von Kleist in seinem großen, wahrhaft prophetischen Freiheitsdrama den Herrman sprechen läßt:

„Nun wär ich fertig wie ein Reisender.
Cheruska, wie es steht und liegt,
Kommt mir wie eingepackt in einer Kiste vor:
Um einen Wechsel könnt ich es verkaufen."

Wir haben zusammengepackt: All unser Gut an Menschen und Dingen, Geld und Geist haben wir zusammengerafft und in das Heer geworfen, das Deutschland verteidigen soll. Der ganze Einsatz liegt auf dieser Karte: der Würfel möge fallen!

Der erste Spaziergang in Rußland.

Von

Armin T. Wegner.

Bei Myslowitz überschreite ich heute zum ersten Mal die russische Grenze. Es ist zwölf Uhr mittags. Ehe ich auf die Brücke trete, kommt mir ein Trupp gefangener russischer Reservisten entgegen. Sie tragen noch ihre bürgerliche Kleidung, die Pakete in der Hand, mit denen sie sich eben zur Gestellung begeben wollten.

Die Grenze wird hier durch die Przemsa, einen Nebenfluß der Weichsel, gebildet. Die Brücke, bis auf einige zerbrochene Geländerbalken gut erhalten, ist von deutschen Posten besetzt. Man prüft sorgfältig meinen Paß und meine Papiere, ehe man mich hinüber läßt. Das erste Dorf am anderen Ufer ist Nordziow. Ein kleiner Ort aus schmutzigen, zerfallenen Hütten. Der Gegensatz ist ungeheuer. Gleich, wenn man über die Grenze kommt, betritt man ein Land völliger Unkultur. Der Ort ist nur von polnischen Juden bewohnt. Lange schwarze Kaftans, Bärte, Käppis und Schaftstiefel, ganz wie man sie aus den Theaterstücken des Ghetto kennt. Schmutzig und gestikulierend mit großen ausdrucksvollen Gesichtern sitzen sie vor den Türen und in den Hütten, zwanzig in einer Stube.

Der Posten erzählt mir, daß sie gestern Nacht rebellieren wollten. Man hätte schon daran gedacht, in sie hinein zu schießen. Der Platz vor den Häusern ist mit kleinen klapperigen Leiterwagen bedeckt. Alle sind hoch bepackt mit Koffern, undefinierbarem Hausgerät, auf dem Frauengestalten mit Sonnenschirmen schwanken. Ich mache einige photographische Aufnahmen. Man sagt mir, daß die russischen Soldaten schon in der Nacht von Donnerstag zu Freitag gegen drei Uhr die Grenze verlassen haben. Ich höre, daß die Deutschen hier überall die Orte besetzt halten, und daß ich mich bis gegen Bendzin gefahrlos bewegen kann.

Das nächste Dorf ist Niewka. Wie in Myslowitz stehen auch hier die Fabriken still. Die große „Huta Bankowa" in Dombrowa hat schon seit Sonnabend die Arbeit eingestellt. Ich werfe einen Blick nach der österreichischen Grenze hinüber. Einige Posten sind auf dem jenseitigen Ufer aufgestellt. Auch hier bildet die Przemsa den Abschluß. Oesterreichische Zivilisten ziehen drüben in Schwärmen vorbei. Im Wasser baden in aller Ruhe polnische Knaben, heilbringende Amulette an einer Schnur um den Hals. Eine Entenmutter führt ihre Jungen spazieren wie im tiefsten Frieden. Weiter drüben aber liegt in heller Sonne die Dreikaiserecke. Groß und gelassen ragt das Denkmal in den weißen Sommertag.

Ich wende mich auf die Straße nach Sosnowice zurück. Schwarzgraue Staubwolken jagen mir entgegen. Immer wieder Flüchtlinge in schaukelnden Droschken, deren Böden fast auf den Rädern schleifen. Auto-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mobile mit preußischen Offizieren fliegen an mir vorbei.

Ab und zu begegne ich einer Gruppe von deutschen Posten.

„Wie geht es euch?“

„O, wir leben wie der Gott in Frankreich. Aber es ist langweilig. Wir haben nichts zu tun.“

„Wo schlaft ihr denn?“

„Hier“, sagen sie, auf eine Grasnarbe deutend. „Bis zwei Uhr geht es. Aber die Morgen sind frisch, zwischen zwei und sechs wird es empfindlich kalt. Haben Sie eine russische Briefmarke?“

„Nein, aber sie würde euch jetzt auch nichts nützen.“

Zwischen den Schienen, auf der verlassenen Eisenbahnstrecke nach Sosnowice gehe ich weiter. Ein polnischer Fabrikbesitzer fragt mich nach Neuigkeiten. Ob ich Zeitungen habe? Er überstürzt mich mit einer Flut unverständlicher französischer Sätze, aus denen ich immer nur das eine Wort „persécution“ verstehe. Endlich begreife ich, was er will. Er glaubt, daß die Russen von Thorn aus an Polen entlang eine Linie ziehen, um dort die Deutschen zu erwarten. Wenn Deutschland siegt und Polen erobert wird, wird es dann verlangen, daß alle Polen die deutsche Sprache sprechen? Das ist die Frage, die ihm am meisten am Herzen liegt. Ich versuche ihm zu erklären, daß wir im Augenblick wichtigere Sorgen haben, und werfe von neuem einen Blick über diese trostlosen Grenzgebiete, die mir in ihrer Unkultur wenig begehrenswert scheinen.

Eine halbe Stunde später bin ich in Sosnowice. Auch Sosnowice ist zum größten Teil von polnischen Juden bewohnt. Wenn man die Kultur einer Stadt nach der Höhe ihrer Bordschwellen beurteilen kann, und diejenige am höchsten steht, welche über die niedrigsten Rinnsteine verfügt, so muß man Sosnowice in der Tat als einen Höhepunkt von Unkultur bezeichnen. Denn seine Bürgersteige sind so hoch, daß seine Straßen wahren Kanälen gleichen, und der Betrunkene, der Nachts hinuntergleitet, einen halben Meter weiter unten in einem tiefen Morast versinkt. Die Hauptstraße von Sosnowice aber ist mit einem Spitzkopfpflaster versehen, das in seiner hügeligen Beschaffenheit den Schlackenfeldern des Vesuvs ähnelt.

Die ganze Stadt ist in Gärung. Polnische Extrablätter werden ausgerufen. Leiterwagen mit deutschen Truppen kommen vorüber. Die Läden sind zum größten Teil geschlossen. Aber an den Häuserwänden drängt sich eine schwarze Kette schmutziger Kaftans. Jene typische Halbeleganz der Frauen, die man in den Städten des Ostens so stark vertreten findet, erblickt man auch hier. Jene frühentwickelten Mädchen von vierzehn mit den Gesichtern der Mädchen von zwanzig Jahren, mit dunklen, sinnlichen Augen, die noch merkwürdiger erscheinen durch die Angst, die ihre Pupillen vergrößert. Wirkliche Russen dagegen, an dem anders gearteten slawischen Typus leicht erkennbar, sieht man nur selten.

Auch Sosnowice ist schon lange von russischen Soldaten und von seiner Polizei verlassen. Jetzt hat man eine Bürgerwehr gebildet, die an einer weißen Binde am linken Oberarm kenntlich ist. Die ganze Stadt starrt von Schmutz und Verwahrlosung, und wie man mir sagt, sollen die Einwohner von Sosnowice den Einzug der Deutschen mit Jubel und Hurrarufen begrüßt haben, nachdem ihnen die abziehenden Russen ihr Mehl und einen Teil ihres Viehes geraubt hatten.

Als ich wieder an die Eisenbahn zurückkomme, schickt mir der Unteroffizier einen Posten als Begleitung mit an die Brücke. Auf der Strecke sind alle Signalmaste gesprengt und liegen zusammengeknickt quer über den Schienen. Die Brücke selbst ist an einer Stelle durch Dynamit zerstört. Die gewaltige Detonation, die ihrer Sprengung folgte, hörte man in der Nacht von Sonnabend zu Sonntag bis nach Kattowitz hinunter. Sie ließ die Scheiben erklirren und schreckte alle Bewohner aus dem Schlaf. Nun hängt die Brücke mit zerfetzten Trägern herunter. Der eine Mauerpfeiler ist vollkommen zerbrochen. Das Eisen hat sich zusammengerollt wie verbranntes Papier. Die Schienen hängen herab wie zerrissene Stricke. Gegen hundert Arbeiter aber sind in fieberhafter Tätigkeit begriffen, die zerstörten Träger auseinander zu sägen, neue transportable

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eisenbalken einzulegen. Noch in dieser Nacht soll die Brücke passierbar sein.

Der wachthabende Leutnant prüft meine Papiere. Er ist sehr höflich, und über ein paar schwankende Bretter betrete ich wieder deutsches Gebiet.

Die Sonnenfinsternis.

Von

Prof. Dr. Adolf Marcuse.

Das Hauptinteresse in astronomischer Beziehung konzentriert sich im August auf die bevorstehende totale Sonnenfinsternis, die am 21. August sich ereignet und auch in Deutschland, wenigstens als partielle Verfinsterung unseres Tagesgestirns sichtbar sein wird. Wie kommt eine Sonnenfinsternis zustande? Während des monatlichen Umlaufes unseres Trabanten um die Erde, steht der Mond auch einmal genau zwischen Erde und Sonne; alsdann wendet er uns seine unbeleuchtete Seite zu, und wir haben die Phase des Neumondes. Läge nun die Bahn des Mondes genau in der Ebene der Erdbahn, so müßte jedesmal, wenn Neumond ist, auch eine Sonnenfinsternis eintreten, da sich der Mond ja zwischen Erde und Sonne zur Neumondsphase schiebt. Aber die Bahn unseres Trabanten ist um etwas mehr als 5 Grad gegen die wirkliche Erdbahn oder die scheinbare Sonnenbahn (Ekliptik) geneigt und deshalb kann nur dann eine Sonnenfinsternis stattfinden, wenn wirklich einmal Sonne, Mond und Erde sich in einer Ebene befinden oder wenn der Abstand des Mondes auf seiner Bahn von der Ekliptik nicht mehr als etwa 1 Grad beträgt, was im Verlaufe von 18 Jahren 41 Mal sich ereignet. Schiebt sich alsdann der Mond ganz vor die Sonne, so ereignet sich eine totale Sonnenfinsternis, d. h., der dunkle Mond bedeckt die gesamte Scheibe der Sonne während seines Vorüberganges vor unserem Tagesgestirn. Ist ferner bei einer derartigen Stellung des Mondes zwischen Erde und Sonne die Entfernung unseres Trabanten auf seiner eliptischen Bahn um unseren Planeten so groß, daß die Mondscheibe uns kleiner erscheint als die Scheibe der Sonne, so entsteht eine sogenannte ringförmige Sonnenfinsternis. Alsdann liegen Mond- und Sonnenscheibe zentrisch zu einander, aber es bleibt von der Sonne bei der Verfinsterung noch ein äußerer leuchtender Ring übrig. Geht endlich der Mond zur Phase des Neumondes so zwischen Erde und Sonne hindurch, daß er nur einen Teil der Sonnenscheibe zu verdecken imstande ist, so ereignet sich eine sogenannte partielle Sonnenfinsternis. Am 21. August findet nun tatsächlich eine totale Verfinsterung unseres Zentralgestirns statt, die zu den großartigsten und ergreifendsten Himmelserscheinungen gehört. Aber nicht auf der ganzen Erde ist eine solche totale Sonnenfinsternis sichtbar, und an manchen Stellen kann dieselbe nur als partielle Finsternis gesehen werden, da bei der relativ geringen Entfernung des Mondes von uns (durchschnittlich 380 000 Kilometer) der Mond sich, perspektivisch von der Erde gesehen, am Himmel und auch gegen die Sonne verschieben muß, je nach der geographischen Lage des Erdortes. Diesmal geht die Zone der Totalität für die Sonnenfinsternis vom 21. August vom nordöstlichen Kanada über Grönland, Norwegen, Schweden, Rußland, Türkei, Persien und Indien auf einem sehr langgestreckten aber schmalen, nur 200 Kilometer breiten Streifen. Speziell in Mitteleuropa liegt die Zone der totalen Sonnenverfinsterung, so, daß sie von den Alsteninseln in Norwegen, über Hernösand in Schweden und dann über Riga, Minsk, Kiew nach Feodosia in der Krim geht. Zahlreiche astronomische Expeditionen fast aller europäischer Nationen sollen nach Südrußland, Norwegen und Schweden entsandt werden, um diese Sonnenfinsternis zu beobachten und wichtige Forschungen astronomischer wie erdphysikalischer Art zu erzielen. Hoffen wir, daß der arg bewölkte politische Himmel sich bis dahin aufgeklärt haben möge, um ein einträchtiges wissenschaftliches Zusammenarbeiten Europas bei Gelegenheit dieser totalen Sonnenfinsternis zu ermöglichen.

Was sieht man bei der totalen Verfinsterung unseres Tagesgestirns, und warum ist jene seltene Himmelserscheinung so ergreifend? Schon vor 4000 Jahren hielten sich die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herrscher der alten Chinesen stets zwei Hofastronomen, die hauptsächlich Finsternisse vorausberechnen und sie rechtzeitig der Priesterkaste mitteilen sollten, damit auf diese Weise auf das abergläubige Volk eingewirkt werden konnte. Die Zeiten des Aberglaubens sind vorbei, aber noch heute ergreift das Phänomen der totalen Sonnenfinsternis nicht nur den einfachen, sondern auch den tiefer denkenden Menschen. Sobald der dunkle Mondkörper sich ganz vor die Sonne geschoben hat und der letzte Lichtpunkt auf unserem Tagesgestirn verschwindet, herrscht mitten am Tage Finsternis. Höchst merkwürdige Beleuchtungserscheinungen treten alsdann sowohl am Himmel, wie in der umgebenden Erdlandschaft auf. Das Firmament wird tief schwarzblau, und die Sterne leuchten auf. Am Horizont erscheint ein gelblich gefärbter Saum, der von den noch außerhalb des Mondschattens liegenden Teilen der Atmosphäre herrührt. Die Tiere werden durch das mitten am Tage eintretende düstere Zwielicht unruhig und ängstlich, die Temperatur sinkt beträchtlich, und die Windbewegungen werden still. Blickt man jetzt zum Himmel empor, so erkennt man, daß die verfinsterte Sonne von einem prachtvollen gelblich leuchtenden Strahlenkranze umgeben ist, von der sogenannten Korona. Diese äußerste Sonnen-Hülle, die aus ganz leichten Gasen bestehen muß, ist nur bei Gelegenheit totaler Sonnenfinsternis sichtbar, und ihre Natur ist noch immer nicht genügend von der astronomischen Wissenschaft erforscht.

In Deutschland, das etwas abseits von der Zone der Totalität liegt, wird trotzdem die Sonnenfinsternis am 21. August eine imposante Himmelserscheinung werden, da an der Ostgrenze fast $^{95}/_{100}$, und an der Westgrenze $^{70}/_{100}$, in Mitteldeutschland etwa $^{83}/_{100}$ der Sonnenscheibe vom Monde bedeckt werden. Für Mitteldeutschland beginnt die Sonnenfinsternis am Mittag des 21. August um 12 Uhr 12 Min. nach mitteleuropäischer Zeit (Angabe unserer Uhren) und endet um 2 Uhr 36 Min. nachmittags. An der Westgrenze liegen die entsprechenden Zeiten etwas früher, an der Ostgrenze um einige Minuten später. Niemand, der jene interessante Verfinsterung der Sonne betrachten will, darf vergessen, daß selbst, wenn der Mond sich fast ganz über die Sonnenscheibe geschoben hat, nur mit Anwendung von dunklen am besten grau-neutralen Blendgläsern, in die Sonne gesehen werden darf. Nach der letzten, vor etwas über zwei Jahren stattgehabten Sonnenfinsternis, die auch in Deutschland partiell zu sehen war, sind sehr viele Augenerkrankungen vorgekommen, weil die Netzhaut durch das mit ungeschützten Augen anvisierte Sonnenlicht beschädigt wurde.

Außer der Sonnenfinsternis vom 21. August verdient noch eine nächtliche Himmelserscheinung in diesem Monat unsere Beachtung, nämlich ein voraussichtlich lebhafter Sternschnuppenfall in den Nächten zwischen 8. und 13. August. Um jene Zeit werden aus dem Sternbilde des „Perseus", etwas unterhalb der in W-Form leuchtenden „Kassiopeja", zahlreiche Sternschnuppen und auch Feuerkugeln auftreten, die besonders in der zweiten Nachthälfte lebhaft mit der sonst so ruhigen Majestät des Sternenhimmels kontrastieren.

Im Weltenraume bewegen sich unzählige, an sich dunkle, Meteorkörperchen, als Auflösungsprodukte von Kometen. Sobald diese kleinsten Himmelskörper in die Atmosphäre der Erde eindringen, entzünden sie sich durch Reibung, leuchten auf und werden uns als Sternschnuppen oder, wenn sie größer sind, als Feuerkugeln sichtbar. Man hat Höhen von über 200 Kilometern für das Aufleuchten der Sternschnuppen beobachtet und oft auch zerplatzte Meteorsteine auf der Erdoberfläche gefunden, gleichsam erratische Blöcke aus dem Weltenraume! Laufen nun die Meteore in dichten Scharen zusammen, und zwar in der Bahn eines Kometen, wie dies mit den sogenannten „Perseiden" am 8. bis 13. August der Fall ist, so treten vollständige Sternschnuppenströme auf. Einen solchen Sternschnuppenstrom stellen die Augustmeteore dar, die in der Bahn des Tuttleschen Kometen von 1862 einherlaufen, und jedesmal, wenn die Erde jene Kometenbahn kreuzt, uns als leuchtende Sternschnuppen, aus dem Sternbilde des „Perseus" kommend, sichtbar werden.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zur Erotik der Bilderstürmerinnen*).

Von

Dr. phil. Helene Stöcker.

Der Herausgeber dieser Zeitschrift, Herr Wilhelm Bolze, hat in Nr. 30 vom 25. Juli, unter diesem Titel sich zu den Handlungen der englischen Frauen geäußert, die es sich angelegen sein lassen, das Wahlrecht in England auch für die Frauen zu erkämpfen. Wenn ich dazu einige Worte sagen möchte, wie mir der Herausgeber freundlichst gestattet hat, so geschieht es, weil mir — so wenig zweckmäßig uns auch die Handlungen der englischen Suffragetten gelten mögen — doch ungerecht scheint, sie einfach als „hysterische Wahlweiber" abzutun, wie es so beliebt ist. Dabei scheint merkwürdigerweise ganz vergessen zu werden, daß noch jede Besitzerweiterung, die irgendeine aufsteigende Rasse, Klasse oder Kaste — wie jetzt hier ein heraufsteigendes Geschlecht — in der Welt den vor ihm schon im Besitz Befindlichen abzuringen hatte — nur durch die schwersten Kämpfe erreicht worden ist. Daß meist viel erschreckendere, furchtbarere, grausamere Handlungen an der Tagesordnung waren, als sie bisher in diesen Kämpfen verübt worden sind. Wenn je in einem Volk eine Klasse sich heraufgerungen und die Möglichkeiten zur Mitherrschaft erstritten hat, ist es niemals ohne die schwersten, blutigsten Kämpfe abgegangen, bei denen die entsetzlichsten Greueltaten an Leib und Leben verübt wurden. Man denke nur an die zahllosen „nationalen" Kriege, an Bürgerkriege und Revolutionen. Ja, wenn um viel weniger ideale Dinge, als es die Teilnahme an der Selbstbestimmung in einem Lande ist, der Kampf ging — etwa um ein Stückchen Landes, um mehr Besitz — haben seit Anbeginn des politischen Lebens die Menschen (das waren früher fast ausschließlich Männer) sich berechtigt gehalten, dafür das Leben, die Gesundheit, das Glück von Hunderten und Tausenden, oft Millionen Menschen, geschweige zahllose Kulturwerte, zu opfern. Wenn man damit also den bisherigen politischen Kampf der englischen Suffragetten vergleicht, kann man immerhin sagen, daß er sich doch bis jetzt auf die Zerstörung lebloser, wenn auch wertvoller Gegenstände beschränkt hat, daß ihm ein Menschenleben, außer dem Leben einiger Kämpferinnen unter ihnen selber, noch nicht zum Opfer fiel. Wenn uns nun auch die englische Kampfesart unsympathisch sein mag, so müssen wir doch die von unserer kontinentalen stark abweichende Art des englischen politischen Lebens, wie des öffentlichen Lebens in England überhaupt bedenken! Auf den Straßen Englands spielen sich auch andere Bewegungen viel öffentlicher und lärmender ab, als wir es bei uns bisher kennen. Man denke nur an die Züge der Heilsarmee, an sonstige sektiererische und politische Veranstaltungen. Wenn man das Recht haben will, sich diesen Akten gegenüber sittlich oder ästhetisch zu entrüsten, dann muß man sich gerechterweise darauf besinnen, daß der Premierminister von England selbst die Frauen auf diesen Weg gewiesen hat, mit der Begründung, daß er ihren Willen zur Teilnahme an der politischen Arbeit erst dann ernst nehmen könne, wenn er derartige Taten von ihnen sehen würde. Man muß sich erinnern, daß Jahrzehnte lang die Frauen den beiden großen politischen Parteien Englands, der konservativen und der liberalen, ihre Dienste geleistet haben, unter der Voraussetzung, daß die Partei, der sie dienten, ihnen, wenn sie am Ruder sei, das versprochene Stimmrecht erkämpfen helfen würde —, daß sie Jahrzehnte lang damit genarrt worden sind! In der ganzen Welt gilt es als ein Element eines „Rechtsstaates", daß jeder, der durch seine Steuern zum Volksvermögen und der Verwaltung der Gemeinschaft beiträgt, auch ein moralisches Recht gewinnt, über die Verwaltung dieses Vermögens, über die Gesetze, unter denen er leben soll, mit zu bestimmen. Nirgendwo hat man bisher männliche Entrüstung darüber vernommen, daß die Frauen ebenbürtig sind im Strafrecht, in der Steuerpflicht — daß sie als Mütter ihr Leben aufs

*) Gern veröffentliche ich diese interessante Entgegnung einer Frau auf meine früheren Ausführungen, obwohl ich in manchen Punkten sehr erheblich von der Ansicht der Verfasserin abweiche.

W. B.

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-16 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Spiel setzen —, sogar wie der „Vaterlandsverteidiger". Gegen die Pflichten hat man keine Bedenken — nur gegen die Rechte! — Aber „Tokation without representation ist tiranny!" Dieses Wort drückt in lapidarer Kürze aus, was von keinem gerechten Standpunkt aus geleugnet werden kann. Gewiß wird uns hier in Deutschland, die wir unter ganz anderen Verhältnissen leben und arbeiten, zum großen Teil unverständlich sein, warum die englischen Suffragetten gerade diese kriegerischen Methoden wählen. Es bedeutet nicht, daß man diese Methoden empfehlen oder als richtig hinstellen will, wenn man trotzdessen es als völlig unzutreffend ablehnen zu sollen glaubt, die Frauen, die in solcher Weise kämpfen, einfach als „verrückte Megären", „Stimmrechtsweiber" oder „Wahlweiber", abzutun. Wer einmal Gelegenheit hatte, vor einigen Jahren wenigstens die Stimmung dieser Frauen kennen zu lernen, sie in ihren Versammlungen, bei ihren Umzügen und Festen, bei der Abholung der Gefangenen aus dem Gefängnis zu sehen, der mußte sich sagen: eine solche Glut der Begeisterung, eine solche Intensität der Aufopferung für die Sache, wobei das Wohl der eigenen individuellen Person völlig ausgelöscht erschien gegenüber dem großen allgemeinen Ziel, das sie sich gestellt hatten — ich sage eine solche Intensität und Aufopferungsfähigkeit habe ich bisher nun und nirgendwo anders in unserem heutigen Leben kennen gelernt! So etwa mag man sich die Glut der ersten Christen und Märtyrer denken — so etwa mag auch den Sozialisten zur Zeit der Sozialisten-Verfolgung in Deutschland oder den Kämpfern für die russische Befreiung zumute gewesen sein. Jedenfalls muß ein solches Gefühl, das imstande ist, die Frauen aller Stände zu einen: von der einfachsten Arbeiterfrau, die ihren Mann und ihre Kinder verläßt, mit Zustimmung ihres Mannes, um monatelang ins Gefängnis zu wandern — und das die „hoffähige" Dame veranlaßt, sich der Lächerlichkeit und der Schande auszusetzen, die ihr Ruf bei Hofe „Votes for women" ihr eintragen wird, der sie lebenslänglich aus dieser Gesellschaft verbannt — doch auch dem Grad seiner Aufopferung nach gewertet werden, selbst wenn es uns seinen praktischen Zweck zu verfehlen scheint. Es soll, um nochmals dieses Mißverständnis auszuschließen, hier nicht der Versuch gemacht werden, die Taktik der Suffragetten als richtig und zweckentsprechend hinzustellen. Es scheint mir nur notwendig, sich zu erinnern, daß eben auch diese Dinge nicht bloß von außen, sondern von innen heraus, aus ihren eigenen Bedingungen heraus beurteilt und gewertet werden müssen, und daß daher mit dem allgemeinen schroffen Aburteilen und Versöhnen nicht viel geschehen ist.

Was nun die erotischen Momente in dieser Bewegung betrifft, so kann man Herrn Bolze darin Recht geben, daß gewiß ein Teil der Frauen in der intensiven Hingabe an eine solche Bewegung einen Ersatz dafür suchen, daß ihnen eine intensive Hingabe an einzelne Menschen, an Mann und Kinder versagt ist. Aber soll nicht die Kraft, die sich nicht an Einzelne wenden kann, der Allgemeinheit zugute kommen?! Freilich würde man doch wiederum die Sache außerordentlich schief beurteilen, wenn man glaubte, daß nur persönlich unbefriedigte Elemente in ihr wirksam wären. Wäre aber das erste so ausschlaggebend, so wäre das doch auch ein Zeichen ungesunder und kranker Verhältnisse, in denen die Frauen doch mehr Opfer als Schuldige wären. Und gerade diejenigen, die so hart über die „Krankhaftigkeit" dieser Erscheinung urteilen, hätten vor allem die Pflicht, für die Möglichkeit der Gesundung dieser Zustände zu sorgen. Die moralische Notwendigkeit, auch die Menschen, die zufällig dem weiblichen Geschlecht angehören, in die Lage zu versetzen, ihre Wünsche und Bedürfnisse bei der Gestaltung der Welt und des Landes, in dem sie leben, geltend zu machen, ist vollkommen unabhängig von den mehr oder weniger sympathischen Methoden, unter denen an einem Ort der Welt ein besonderer Teil der Frauen das Stimmrecht zu erstreben für richtig oder nötig hält. Diese moralische, psychologische und politische Notwendigkeit ruht eben in der Tatsache, daß das Ziel der ganzen Weltentwicklung sozusagen ein Selbstbewußt-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden ist. Mit dem Selbstbewußtwerden der Persönlichkeit entsteht auch das Verlangen und wird als erste und letzte sittliche Forderung erkannt; über sich selbst bestimmen zu können, und für sich selbst verantwortlich zu sein. Die Erkenntnis dieser höchsten und letzten Grundlage aller Sittlichkeit ist nun auch, nachdem sie nach und nach alle Klassen der Männer in den Kulturstaaten ergriffen hat, bis zu den Frauen gelangt und kann aus unserer Weltentwicklung gar nicht mehr hinweggedacht werden. Wie in einer Reihe von Staaten in allen Erdteilen die Frauen bereits in den Besitz dieses Rechtes gelangt sind, so kann es auch nur eine Frage der Zeit sein, daß auch in den anderen Ländern, in denen heute noch der Kampf darum geht, dieses Ziel erreicht wird. Das bedeutet nicht, daß damit nun, sozusagen, die Entwicklung ein Ende hätte, weil alles „vollkommen" würde — wie sich vielleicht manchmal im Eifer und in der Begeisterung des Kampfes die Frauen träumen. Auch die Frauen sind Menschen mit allen Fehlern eines solchen — wie wir uns heute auch erlauben anzunehmen, daß das, was der Mann geschaffen hat, eben auch voll von Irrtümern und Fehlern ist, wie er selber. Aber es ist der Weg der naturnotwendigen Entwicklung, den wir gehen, den wir gehen müßten, selbst wenn wir ihn nicht gehen wollten. Die Menschheit ist jetzt im Laufe der Entwicklung auf dem Punkt angekommen, wo keiner mehr für den anderen die Verantwortung übernehmen kann — weder in religiöser, noch in politischer oder ethischer Beziehung. Und wenn Herr Bolze meint, „die ‚normale' Frau verlange überhaupt keine absolute Gleichberechtigung mit dem Manne, wünsche vielmehr gerade seine Ueberlegenheit anzuerkennen", so dürfte das vielleicht für einen Teil der Frauen gelten, doch aber gewiß nicht mehr für die, welche an der geistigen Entwicklung des heutigen Lebens Anteil genommen haben und zu nehmen wünschen. Und nicht der Durchschnitt, sondern der jeweils höher entwickelte Mensch kann doch nur das Ziel sein, nach dem die Entwicklung sich richten darf und muß. Selbstverständlich wünscht „die" Frau, daß der Mann, den sie lieben soll, so hoch wie möglich stehe; aber umgekehrt muß doch auch der Mann wünschen, daß die Frau, die er lieben soll, in ihrem ganzen Wesen als Mensch und Persönlichkeit so hoch wie möglich stehe — wie jeder Mensch — und daher auch die Frau — wünschen muß, sich selbst zum Höchsten zu entwickeln. Wir glauben also die Formel dahin abändern zu sollen, daß das Ziel der Entwicklung dahin gehen muß, daß Mann und Frau als möglichst hochwertige, starke, reiche, reife Menschen nebeneinander stehen, die sich der gegenseitigen hohen Werte zu erfreuen und ihre wechselseitige Ueberlegenheit anzuerkennen vermögen. Daß nicht das Hauptinteresse aller Frauen, oder auch nur der meisten Frauen, heute nach politischer Betätigung geht, ist sicher richtig und braucht nicht bestritten zu werden. Das ist aber auch kein Einwand gegen die Erteilung des Stimmrechts an die Frauen — wie ja auch die Erteilung des Männerstimmrechts erfolgt ist, ohne daß alle Männer ihren Hauptberuf in einer politischen Betätigung sehen, unter denen viele Prozent heute auch nicht ihr Stimmrecht ausüben, wie es zweifellos bei den Frauen auch der Fall sein würde.

Gewiß wird keiner behaupten, daß „zur Entfaltung der weiblichen Persönlichkeit Brandstiftungen, Museumsschändungen, Stinkbomben-Attentate erforderlich wären". Darin kann man vollkommen Herrn Bolze zustimmen, und es mag bedauerlich sein, daß sich aus einer bestimmten politischen Situation heraus ein Teil der Frauen zu diesen Versuchen, der Gewalt mit Gewalt zu begegnen, entschlossen hat. Nur muß es uns wundernehmen, wieso einer Handlungsweise gegenüber, die doch völlig den Methoden entspricht, mit denen bisher auf der Welt die Menschen einander etwas abgerungen haben, gerade die politisch doch schon so viel länger geschulten Männer so wenig „historischen Sinn" zu haben scheinen, daß sie diese Methode gar nicht im Zusammenhang der menschlichen Entwicklung sehen. Solange Gewalt vor Recht geht, und so lange doch auch der Mann seine angenehmere Position in der Welt mit dem Rechte des Stärkeren behauptet, mag er vielleicht den Schwächeren verhöhnen können — er hat aber kein Recht, sich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„sittlich" zu entrüsten, wenn nun der Schwächere nach seinem Vermögen einmal dieselben Waffen anzuwenden sucht, mit denen man ihn bisher niederzuhalten gewußt hat. Uns, die wir im Mutterschutz in erster Linie für ein gesunderes mütterliches Leben der Frau zu wirken bemüht sind, uns liegt gewiß eine andere Art und Methode der Wirksamkeit für unser Geschlecht näher und scheint uns erfolgreicher, als die Methode der Suffragetten zu sein verspricht. Aber eben deshalb darf man von unserm andern Standpunkt aus vielleicht am ehesten doch auch eine gerechte Beurteilung für jene Frauen fordern, die sich — ob mit Recht, ob mit Unrecht — das kann ja in der Politik erst der Erfolg lehren — zu der bisher in der Politik so beliebten Methode der Gewalt bekannt haben. War es nicht ein Staatsmann wie Bismarck, der bekannte: „Artige Kinder bekommen nichts?!"

Randbemerkungen.

Eine Stadt der Spione.

Kattowitz, den 6. August.

Plötzlich fallen Schüsse. So dicht, als wären sie in derselben Straße abgegeben. Es ist Nacht. Das Echo bricht sich unheimlich an den dunklen Häusern. Man zählt: zehn . . . zwölf . . . einundzwanzig Schüsse. Alles fängt erschreckt an zu laufen. Jemand schreit: „Zum Bahnhof! Es sind wieder Spione!" Als wir um die Ecke biegen, staut sich eine undurchdringliche Menschenmasse, in deren Mitte Landwehrleute zwei gefangene Zivilisten abführen.

So geht es hier jede Stunde. Wohl keine Stadt, selbst Berlin nicht, scheint im Augenblick so von Spionen überlaufen, wie Kattowitz. Ueberall streifen sie über die Grenze; ganz Oberschlesien ist von ihnen überschwemmt. Sie kommen als Bahnbeamte, Männer in Frauenkleidern, elegante Reisende; sie tragen Bomben in die Taschentücher gehüllt, verbotene Pläne in hohlen Stöcken.

Da ist Frau von Ivanoff, eine sehr elegante und stolze Dame. Sie ist die Frau eines Rittmeisters in Sosnowice, der ersten größeren Stadt drüben im Russischen. Sie verkehrte in den vornehmsten Kreisen von Kattowitz, die Offiziere verehrten sie, und sie hatte die besten Beziehungen zum russischen Hofe. Sie soll in der Tat von hoher Schönheit gewesen sein. Dieser Tage kam sie von Swinemünde. Man hielt den Zug an; niemand durfte aussteigen. Frau von Ivanoff und ihre Söhne hatten allein die Ehre, das Coupé zu verlassen: in ihren Koffern fand man, in ein Nachthemd gewickelt, Pläne von Kiel und Stettin. Es ging wie ein Schrecken durch die Bevölkerung: „Frau von Ivanoff ist erhängt worden". Von allen Cafés drang es auf die Straßen. Aber noch sitzt sie hinter Schloß und Riegel und wartet des Urteils.

Zu ihren Freunden gehörte der Kommissar Richter. Er galt als hochmütig und war wenig beliebt bei seinen Untergebenen. Unglaubliche Märchen erzählt man von seinen Schulden. Schon einmal war er vom Amt suspendiert worden. In den letzten Tagen aber hatte er mit merkwürdiger Bereitwilligkeit alles bezahlt. Noch vorgestern begleitete er im Automobil die Offiziere nach Laurahütte. Nun holt man ihn bei Nacht aus den Kissen. Er war weiß wie ein Bettuch. Gestern hat man ihn nach Glatz gebracht. —

Die merkwürdigsten Zwischenfälle entwachsen der ängstlichen Spannung. An einer Bahnunterführung standen heute zwei Landwehrmänner. Unter der lastenden Sonnenglut wurde der eine von ihnen, nach stundenlangem Umherstehen, von Ohnmacht befallen. Das Gewehr entlud sich und der Schuß streifte seine Wange. Sofort erhob sich aus der erstarrten Menge der Ruf „ein Spion" und pflanzte sich fort wie das Feuer an brennender Leinwand. Mitten in der angstvollen Spannung aber begann ein Mann in einer blauen Bluse aus Leibeskräften zu laufen.

Mit seinen scheinbar im Voraus bestimmten Folgerungen erstaunte mich dieses Erlebnis nicht. Der heiße Sommertag als Hintergrund, das sich entladende Gewehr, die Spannung und Steigerung, und als überraschende Lösung: der sich selbst entlarvende Verräter . . . Das alles war ganz wie in einer Maupassantschen Novelle.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die ständigen Verhaftungen aber haben die Bevölkerung in einen dauernden Zustand der Angst und der Erregung versetzt. An jeder Straßenecke strömen die Menschen zusammen wie ein steigender Wasserstrahl und zerstäuben aufstoßend in tausend sich verlierende Tropfen. Jeden Augenblick glaubt das erschreckte Ohr das Echo von Flintenschüssen zu hören. Mißtrauisch betrachtet jeder seinen Nächsten, Freund und Nachbarn. Wird diese Brücke, über die ich jetzt schreite, unter mir zusammenbrechen? Wird man die schöne Frau erschießen, oder wird man sich ihrer selbst als Spionin bedienen? Den Richter, der sie heut morgen sah, fragte sie lächelnd: „Nun, Sie kennen mich wohl nicht mehr?" Und er erwiderte (war es Verlegenheit oder eine Maske der Verachtung?): „Gewiß, . . . gnädige Frau".

Nie gekannte Gefühle bedrängen das Blut! Werden diese Eisenträger, von Dynamit gesprengt, mich unter ihren Trümmern begraben? Wird der Posten des eigenen Landes, mich als Spion verkennend, niederschießen, und werden wie gestern auch heute Schüsse von diesen Dächern fallen? Das sind die Fragen, die flackernd aufleuchten in den bestürzten Gesichtern der Vorübergehenden. Und das weinende Auge der Frauen, die, eben aus der Kirche heimkehrend, den geliebten Gatten hinausschickten in fremde Länder, sucht erschreckt den Verrat in der eigenen Vaterstadt.

Armin T. Wegner.

Nochmals „Das Deutsch der Gymnasialdirektoren".

Die Ausführungen unsers Mitarbeiters Herrn Dr. Walter Harlan über „Das Deutsch der Gymnasialdirektoren" sind — wie vorauszusehen war — überall einem außerordentlich lebhaften Interesse begegnet. Das beweisen die mannigfachen Aeußerungen, die uns aus Leserkreisen zu Ohren und zu Gesicht gekommen sind. Wir können natürlich nicht alle Zuschriften — wie die Einsender wünschen — in der „Gegenwart" eröffentlichen, aber die nachstehende Kritik an den Ausführungen des Herrn Dr. Harlan glauben wir doch den Gymnasialdirektoren, unsern Lesern und unserm Mitarbeiter nicht vorenthalten zu dürfen, obwohl auch sie uns an zwei oder drei Punkten Anlaß zur Bemängelung zu geben scheint. Es gibt eben syntaktische Regeln in der deutschen Sprache, die dem Geschmack und dem Sprachgefühl jedes Einzelnen unterworfen bleiben. (D. Red.)

Aus Liebe zu meiner deutschen Muttersprache habe ich den in der „Gegenwart" (Nr. 21 und Nr. 26) veröffentlichten Schriftwechsel zwischen Herrn Dr. Walter Harlan und den sechs Gymnasialdirektoren mit reger Teilnahme verfolgt.

In der Sache selbst stehe ich durchaus auf dem Standpunkt des Herrn Dr. Harlan. So hoch ich die lateinische Sprache wegen ihrer strengen Folgerichtigkeit und klaren Knappheit auch schätze, bin ich dennoch der Meinung, daß ihr im Lehrplan des Gymnasiums ein zu großer Platz eingeräumt wird, und zwar auf Kosten von reichlich ebenso wichtigen, arg vernachlässigten Fächern.

Daß der mit der Kenntnis dieser schönen Sprache Ausgestattete leicht ein gut Teil seines deutschen Sprachgefühls einbüßt, habe ich leider schon an mir selbst erfahren. Ich ertappe mich öfters auf lateinischen Wendungen, die mir zumeist erst beim Nachlesen auffallen.

Auch Herr Dr. Harlan scheint sich, wie ich aus seinem Aufsatze in Nr. 26 der „Gegenwart" zu ersehen meine, nicht gänzlich von dem Einflusse des Lateins freigemacht zu haben. In dem Satze, der von der ersten Spalte der Seite 413 bis in die zweite hinaufreicht: „Ingleichen bei einem mir befreundeten, gleichfalls gebildeten, Menschen, mit dem ich heute über die Sache sprach", scheint mir dieses Imperfektum gut lateinisch, aber herzlich schlecht deutsch zu sein. Im Imperfektum erzählen und schildern wir doch, während wir Tatsachen — sei es in Hauptsätzen, sei es in Nebensätzen — im Perfektum feststellen. Uebrigens ist dieser Satz gar kein Satz — wenigstens der Hauptsatz nicht —, denn es fehlen ihm die Haupterfordernisse eines solchen: Subjekt, Prädikat, Objekt. Nur äußerlich ist er als Satz gekennzeichnet, durch die zwei Punkte, zwischen denen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er steht. Derartige Sätze oder vielmehr Nichtsätze bringt Herr Dr. Harlan einige, und zwar Seite 412, Spalte 2: „Und für den Druck", ferner Seite 414, Spalte 1, unten: „Bei dem eine zehn- oder zwölfjährige schwere Sorge für unser Volk mal wieder laut wurde." Dieser Satz ist zwar ein Satz, aber ein Relativsatz, dem der Hauptsatz fehlt. Eine derartige Ausdrucksweise ist allerdings seit einiger Zeit modern, deshalb aber noch kein gutes Deutsch. Höchstens als Ausruf läßt man sie sich gefallen. — Richtig ist es als Schuldeutsch, Adjektiva und Partizipia mit großen Anfangsbuchstaben zu schreiben, wenn ein Hauptwort nicht dabeisteht, sondern nur zu ergänzen ist. Man fragt nicht danach, ob ein Adverbium vor dem vermeintlich substantivierten Worte steht oder nicht; man schreibt es eben groß: „Scheußlich! Also mir ist etwas ganz Scheußliches passiert." — Wo findet man sonst Hauptwörter mit adverbiellen Bestimmungen? Sind sie dabei überhaupt möglich? — In diesem Falle ist doch etwa „Mißgeschick" oder „Versehen" oder etwas ähnliches zu ergänzen.

Weshalb mag Herr Dr. Harlan nur immer Wendungen bringen wie folgende: Seite 413, Spalte 1 (ziemlich unten) „daß hier ein Interview und also eine Wortlosigkeit vorliegt" und Seite 414, Spalte 1 (ziemlich oben) „er hat seine Mitarbeit an der Aufzucht des Menschengeschlechts im wesentlichen getan, und also ist es im Wettkampfe der Völker ein ernstes, schweres Unglück für das unsere, wenn (sic!) unabläßig usw." — Das „und" ist doch beide Male mindestens überflüssig! — Als eine sprachliche Entgleisung muß ich übrigens den Satz ansehen, der mit der 26. Zeile der 2. Spalte von Seite 413 beginnt und also lautet: „Auch gehört es gewiß zur Sache, daß ich zuerst dem Berliner Tageblatt selbst mein Pasquill eingereicht habe, und ich erhielt es zurück ohne Aufklärung meines Irrtums." Aber Herr Doktor! Regelrecht aus der Konstruktion gefallen?! — Herr Dr. Harlan möchte auf Seite 413 (zweite Spalte unten) das „selbst" gleich hinter „entnehmen" gestellt sehen. Weshalb schreibt er etwa 10 bis 12 Zeilen höher statt „die ich im selben Umschlag Ihnen einreichte", nicht lieber: „die ich Ihnen in demselben Umschlage eingereicht habe"? — Ich würde diese Wortstellung vorziehen, würde auch statt „im selben" „in demselben" schreiben und das Dativ-„e" in „Umschlage" nicht unterschlagen. Auch hier scheint mir das Perfektum das einzig richtige zu sein.

G. Neugebauer.

Neue Bücher.

Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Alois Brandl und Max Förster. Fünfzigster Jahrgang. (Berlin 1914, Verlag von Georg Reimer.)

Zum fünfzigsten Male gibt die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft ihr Jahrbuch heraus und bietet darin wieder eine reiche Fülle des Interessanten und Wissenswerten aus den Gebieten der Shakespeare-Philologie, der Anglistik und der Geschichte und Kritik des Dramas und des Theaters. Dem Charakter dieser Gesellschaft entsprechend, vereinigt das Buch Popularität des Inhalts, wie sie in Ernst von Wildenbruchs einleitenden Worten zu einer Vorlesung von „Antonius und Kleopatra" und in Friedrich Lienhards Gedanken in Stratford zum Ausdruck kommt, mit strengster und gründlichster Wissenschaftlichkeit, die besonders den langen Aufsätzen über „Shakespeare und die Impresa-Kunst seiner Zeit" und „Hamlet in China" zugute kommt. Aeußerst wertvoll sind ferner die eingehenden Mitteilungen über die Stellung Shakespeares im Spielplan des Burgtheaters, des Dresdener Hoftheaters und des „Deutschen Theaters" in Berlin, ferner über neue bühnentechnische Möglichkeiten bei der Inszenierung Shakespearescher Dramen, und diese Mitteilungen gewinnen durch die Bildbeigaben noch eine erhöhte Bedeutung. Eine erschöpfende Beurteilung aller Neuerscheinungen des letzten Jahres, die in irgendwelchen Beziehungen zu den Forschungs- und Interessengebieten der „Deutschen Shakespeare-Gesellschaft" stehen, vervollständigt das Buch, das in seiner Reichhaltigkeit und Gediegenheit ein Spiegel der verdienstvollen, rührigen und ertragreichen Tätigkeit der Gesellschaft ist.

W. B.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein und Dr. Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Wilhelm Bolze, Charlottenburg, Friedbergstr. 18. — Verlag: Die Gegenwart G. m. b. H., Berlin W. 15, Meinekestr. 25. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gegenwart

Nr. 34 | Berlin, den 22. August 1914 | 43. Jahrgang Band 86.

Vor den Schlachten.

Die Tage der eigentlichen Mobilmachung, die — dessen können wir sicher sein — in keinem Lande der Welt so geklappt hat wie bei uns, sind nun vorüber, und an die Stelle der wohl berechtigten lauten Begeisterungsäußerungen, die den Auszug unserer Krieger allenthalben begleiteten, ist still-bange Erwartung getreten. Und in weiten Kreisen, die das komplizierte Räderwerk der modernen Kriegsmaschinerie beim besten Willen nicht übersehen können, so etwas wie eine Enttäuschung. Lagard, Mülhausen und allen voran der Fall von Lüttich, man war doch schon so schön im Zuge siegreichen Ringens, und nun diese schon über eine Woche andauernde Pause!

Der Fachmann kann nur sagen: diese Pause ist die natürlichste Sache von der Welt und nur ein beruhigendes Zeichen dafür, daß wenigstens auf dem westlichen Kriegsschauplatz die Periode der meist ebenso opferreichen wie belanglosen Grenzgefechte durch die Energie des deutschen Vorgehens ein überraschend schnelles Ende gefunden.

Was helfe es uns, wenn wir in einem zweiten Lagard und Mülhausen den Franzosen noch weitere Gefangene und Geschütze abnähmen. Selbst die größten Kriegstrophäen, die bei solchen Gelegenheitsgefechten den Feinden abgenommen werden könnten, würden doch, an den heutigen Millionenaufgeboten gemessen, verhältnismäßig nur klein sein. Sich nicht verzetteln und jeden Mann und jedes Roß für die großen entscheidenden Feldschlachten aufbewahren ... wann muß das mehr die oberste Richtschnur aller Strategie sein als heute, da Deutschland, von allen Seiten angegriffen, mehr denn zweifacher Uebermacht Herr werden muß?

Es hat in der langen Friedenszeit, der sich unser Vaterland dank der bis zum äußersten gehenden Friedensliebe seiner Regierung und seines Volkes erfreuen durfte, nicht an Militärschriftstellern gefehlt, die einem Kriege zwischen den modernen, bis zu den Zähnen gerüsteten Großstaaten auf Grund der militärischen Waffentechnik von heute eine Aktionsdauer von höchstens einigen Monaten prophezeit haben. Die furchtbare Wirklichkeit, die wir nun so plötzlich erleben, wird dieser optimistischen Auffassung aller Wahrscheinlichkeit nach leider Unrecht geben.

Gewiß, die Mobilmachung und der Transport der Truppen zur Grenze geht auf Grund der verbesserten Verkehrsverhältnisse, die speziell in Deutschland durch ein grandioses Netz militärisch wichtiger Bahnlinien unterstützt werden, wie wir in diesen schicksalsschweren Tagen mit Bewunderung sahen, mit einer Präzision und Akkuratesse vor sich, die sich die siegreichen Strategen von 1870 noch nicht träumen ließen. Aber alle diese neuzeitlichen Errungenschaften, die verdoppelte, ja verdreifachte Schnelligkeit des einmal eingeschifften Truppentransportes, die heute bis zur Vollendung eines Kunstwerkes durchgeführte Organisation des komplizierten Mobilmachungsapparates, der im ganzen deutschen Vaterlande Millionen friedlich dahinlebender Zivilisten wie auf ein Zauberwort im Zeitraum von ein paar Stunden zu feldmarschmäßig ausgerüsteten Kriegern macht, werden, was die Schnelligkeit der letzten Aktionsbereitschaft angeht, durch eine andere zeitgemäße Errungenschaft wenigstens bis zu einem gewissen Grade wieder aufgehoben: die Gigantik der Zahl!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn es erst zu den großen entscheidenden Schlachten dieses fürchterlichsten Krieges, den je die Welt gesehen hat und je wieder sehen wird, kommt, dann werden hüben und drüben Zahlen von mindestens einer Million aufwärts gegenüberstehen. Man stelle sich das vor! Der Militär darf nicht nach der Unsumme heißen, jungen Lebens fragen, das hier in wenigen Stunden zur Abwehr russischen Barbarentums und britischer Hinterlist geopfert werden muß, er muß kühl das technisch Mögliche erwägen. Es ist herrlich und beruhigend für uns, daß wir, wie noch kein Volk, von Feinden umbraut, mit einem Federzug Millionen streitbarer Krieger ins Feld stellen können. Aber man vergesse nicht, daß diese Gigantik der Zahl dem Wesen des Krieges ein neues, bisher ungekanntes Gesicht gibt.

Deshalb keine Unruhe, wenn es jetzt vor den Schlachten eine Pause gibt, die vielleicht länger dauert, als selbst die Kühlsten annahmen. Die Zahl ist eine Waffe, die jetzt — das Ringen von 1870 mutet fast wie ein Kinderspiel dagegen an — zum erstenmal ausprobiert werden soll. Heere, die nach Millionen von Soldaten rechnen —, es darf wohl ohne weiteres behauptet werden, daß bei längerer Dauer schon allein die Verpflegungsfrage für sämtliche Parteien ein immer schwerer lösbares Problem werden wird. Darf schon heute als sicher angenommen werden, daß, so unendlich wertvoll gerade in der Situation von heute und gerade für das scheinbar eingekreiste Deutschland die Gigantik seiner Streiterzahl ist, doch die Bewegung dieser Riesenmassen viel langsamer vonstatten gehen wird und muß, als es noch 1870 der Fall war, wo die begrenzte Zahl noch eine größere Beweglichkeit zuließ.

Deshalb mit ruhiger Zuversicht warten und das Ausbleiben wichtiger Entscheidungen nicht als verdächtiges Omen ansehen! Es sind die neuen Riesenzahlen, die die Ereignisse diesmal länger aufhalten müssen, nichts anderes. Wir können bei dem modernen Wettlauf um das möglichst zahlreiche Heer in der einzig dastehenden Organisation unseres Heeres, in seiner Mannszucht, dem Opfersinn, der es beseelt, und in vielem anderen Waffen in die Wagschale werfen, die unsere Gegner gar nicht oder nur in minderwertiger Weise zur Verfügung stehen. Wer so wie wir ohne Selbstüberhebung den besten Geist, unterstützt durch die allerbeste Artillerie, sein eigen nennen darf, hat wenig zu fürchten.

Blinder Eifer.

Von

Julius Bab.

Wenn irgend etwas mit dem Jammer des großen europäischen Krieges, mit dem furchtbaren Schrecken, den die sichtbare Welt durch Kugeln und Kanonen an Leben und Gütern, die unsichtbare durch die wiederbeschworenen Geister des Hasses und des Blutvergießens an Humanität und Kultur nehmen muß, wenn irgend etwas mit dem unsäglichen Jammer dieser Zeit versöhnen kann, so ist es die Sturzwoge plötzlich erwachten Einheitsgeistes, die wenigstens die geschlossene Nation jetzt überflutet, so ist es der *Sozialismus der Not*, der Hoch und Gering plötzlich zusammenbindet, zwischen Landwirten und Gewerkschaften Bünde stiftet, Generalkommando und sozialistische Partei zu hochachtungsvoller Begrüßung bringt, Bürger als Soldaten, Soldaten als Bürger empfinden läßt und Tausende von Existenzen, die bisher in gedankenlosem Egoismus sich selbst zu leben glaubten, mit ungeheurer Wucht in das Gesamtleben hineinschleudert, von dem sie ein Teil sind. Diese Kraft des Enthusiasmus ist unser Trost und zugleich unsere beste Hoffnung in dieser Zeit. Deshalb mag es manchem gefährlich und falsch scheinen, irgendeiner Aeußerung dieses Enthusiasmus mit Zweifel und Kritik zu begegnen. Aber auch das muß sein; die Situation ist zu ernst, als daß man es sich gestatten könnte, die Schönheit eines Gefühlsaufschwungs an sich zu genießen: Heute *muß* alles *nützen*. Nur die Gefühle dürfen wir schätzen, die zu unbedingt nützlichen Handlungen führen. Der Eifer ist gut, aber der „blinde Eifer schadet nur".

Nach außen scheint der große Eifer des deutschen Volkes im Augenblick sehend und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sachlich zum Nützlichen gerichtet: der Heeresmechanismus funktioniert mit einfach wunderbarer Zweckmäßigkeit. Die Präzision unserer Mobilisierung, die Energie und mindestens ebenso die Vorsicht unserer ersten Schläge, die Knappheit und größtmögliche Ehrlichkeit unserer offiziellen Meldungen — all das erfüllt mit schönstem Zutrauen: dies ist die Mischung von Besonnenheit und Eifer, auf die das Geschick den Erfolg als Preis zu setzen pflegt.

Nicht gleich wohlgerichtet scheint bisher unser stürmischer Eifer im Innern. Dies aber ist eine sehr ernste Sache, denn mit viel Recht ist schon betont worden, daß dieser Krieg mindestens ebenso von der ökonomischen wie von der militärischen Disziplin, Dispositionsfähigkeit und Ausdauer der Völker entschieden werden wird. Die Engländer, denen der Welthandel offen bleibt, die Russen, deren unermeßliche Länder noch in geschlossener Naturalwirtschaft wenigstens leben können, die Franzosen, die nicht entfernt in dem Grade wie wir ihre Wirtschaft industrialisiert haben, stehen vor einer viel leichteren Aufgabe als die Deutschen, die, plötzlich vom Welthandel abgeschlossen, also mit einer zu vier Fünfteln stockenden Industrie, nahezu vierzig Millionen Menschen, die bisher von Handel, Handwerk, Gewerbe jeder Art lebten, ernähren sollen. Die Möglichkeit ist dazu nach unserer Nahrungsmittelbilanz und bei der ausgezeichneten Ernte des Jahres glücklicherweise gegeben! Aber mit einer ungeahnt elementaren Gewalt fällt hier alles Gewicht auf das soziale Verteilungsproblem. Deutschland kann sich selbst ernähren, wenn es gelingt, die vorhandenen Lebensmittel einigermaßen gleichmäßig unter die vorhandenen Menschen zu verteilen. Was dem tiefer Blickenden immer offenbar war; daß der sozial gefühllose Wirtschaftsegoismus zugleich ein nationales Verbrechen ist, das wird im Licht der ernstesten Situation nun auch dem schwächsten Auge ingrimmig deutlich!

Hier aber ist es, wo der Neulingseifer eben erst zu sozialem Bewußtsein Erweckter bedenklich dilettantische Formen annimmt. — Für die zurückgebliebenen Familien der Verheirateten unter den Soldaten im Feld scheint staatliche und private Bemühung noch am zureichendsten vorzusorgen. — Auch die Ernte, deren Einbringung durch die militärische Abberufung von vielen tausend Landarbeitern gefährdet schien, dürfte im gegenwärtigen Augenblick geborgen sein. Aber schon hier galt es für die wenigen Einsichtigen blindem Eifer kräftig zu bremsen; denn es war national-ökonomisch mindestens so verwerflich, als es privatim liebenswert war, wenn sich Schüler und Studenten unentgeltlich zu einer Arbeit drängten, für die Tausende von brotlosen Industriearbeitern bereit standen, und die zu entlohnen der Grundbesitzer (als der wirtschaftlich am wenigsten gefährdete Mann der Nation!) heute mindestens ebenso wie in Friedenszeiten verpflichtet sein mußte. — Nun aber die Lebensmittel für die nächste Zeit gesichert scheinen, erhebt sich die schwerere Aufgabe, ihre rechte Verteilung zu sichern — d. h. einerseits für vernünftige Preissetzung und Organisation des Verkaufs zu sorgen (hier haben die Staatsgewalten zumindest gute Anfänge gemacht!) und andererseits die Einkaufskraft zu organisieren, d. h. zu sorgen, daß jeder Mann und jede Frau ein Minimum von Arbeit, Verdienstmöglichkeit, Geld erhält. Es ist dies letzte Gebiet, auf dem der blinde Eifer am meisten Schaden tut. Schön ist es, wenn jeder jetzt im Dienste des Ganzen etwas wirken will — aber ein nationales Verbrechen ist es, wenn jetzt Rentnerexistenzen den Notleidenden Arbeit wegnehmen und zu Bezahlendes unentgeltlich tun. Rentnerexistenzen sind in diesem Sinne all die Unmündigen und die Frauen der oberen Stände, für die einstweilen noch gesorgt wäre, die aber Stellen an sich reißen, mit deren Ausfüllung viele bereits brotlose Familien zu versorgen wären. Daß diese Kinder und Damen größtenteils Neulinge der Arbeit überhaupt sind und deshalb ihre in einer (von allerlei Beimischungen der Eitelkeit keineswegs freien!) Wallung übernommenen Arbeiten meist sehr mäßig ausführen, kommt hinzu. So ist es doppelt unentschuldbar, wenn sogar Behörden und große Organisationen aus diesem dilettantischen Zulauf einen kleinen und ego-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

istischen Vorteil schlagen: daß die Post, statt nach Kräften Arbeitslose einzustellen, freiwillige Schüler beschäftigt, ist nicht Stoff für nette, rührende, patriotische Bildchen, sondern ein schwerer nationaler Schaden! und daß das „Rote Kreuz", vom Andrang der plötzlich inflammierten Damenwelt übersättigt, gelernte Krankenpflegerinnen auf der Straße stehen läßt, ist eine Schmach! („Unsere pflegenden Damen haben Anno 70 mehr Soldaten umgebracht als die Franzosen", soll ein Generalarzt kürzlich gesagt haben.)

Es ist jetzt nicht Zeit, die Eitelkeit all dieser Strohfeuerenthusiasten zu schonen; eherner Grundsatz soll sein: Arbeit nur für solche, die sie *verstehen*, und für solche, die sie *brauchen*. *Es ist gemein, jetzt durch den Enthusiasmus begüterter Dilettanten Löhne sparen zu wollen!* — Die Frauen aber werden mehr gutes tun, wenn sie sich auf die Sicherung und Förderung ihres Hauses und all des Bedürftigen, das ihre nächste Umgebung ihnen doch weisen wird, konzentrieren. Die Schüler mögen lieber mit doppeltem Ernst ihre Lernarbeit aufnehmen — denn unserem Lande durch das Chaos der Kriegszeit hindurch eine kulturelle Kontinuität zu sichern: *auch das ist eine nationale Tat!*

Wer im Sturm der Begeisterung hin und her läuft, mehrt nur die Gefahren der Verwirrung; wer fest auf seinem Platze steht, solange er kann, und aus dem Enthusiasmus nur doppelte Kraft für *seine* Arbeit zieht, der nutzt allen. Solange er kann — denn viele wird die bittere Not ohnehin zu einem Platzwechsel zwingen. Ich sprach von Handel und Industrie — aber es muß auch der mehreren Millionen Deutscher gedacht werden, die von *freien Berufen* lebten und von denen eigentlich nur die Staats- oder Kommunalbeamten (Lehrer, Pfarrer usw.) einstweilen gesichert sind. Die Aerzte werden freilich nicht weniger gebraucht aber weniger bezahlt werden; die Praxis der Anwälte muß mit dem allgemeinen Wirtschaftsleben einschrumpfen; und nun gar Schriftsteller und Künstler — die Gesellschaft hört nicht gern davon, daß diese Leute, die sie vielleicht so nötig hat wie Bauern und Handwerker, auch essen müssen. Es ist aber so, und ihr Verdienst, die *Kulturindustrie* — die rauhe Zeit entschuldigt das rauhe Wort — *ist als erste zusammengebrochen!* Dieser Mittelstand leidet ebensoviel Mangel wie das Proletariat — und ist vielfach schlechter dran, weil er keine organisierte Hilfe und mehr soziale Gêne hat. — Die Not wird groß sein. Um ihr zu steuern, ist es *wichtiger als Wohltätigkeitsfonds sammeln, Arbeitsgelegenheiten schaffen und erhalten!* So wenig Kündigungen als irgend möglich; und lieber Gehaltsreduktionen, Verteilung der verringerten Gagenetats an alle, als Entlassungen! Wenn ein Betrieb gar bei stürmischer Frequenz — wie die Berliner Straßenbahnen bei der Stadtbahnstockung! — den Betrieb nicht vermehrt, sondern vermindert, so ist das sozial ganz und gar unverantwortlich. — —

Zuletzt freilich wird wohl doch — gut „sozialistisch" — der *Staat* eingreifen müssen, um Mittel — hoffentlich nicht für Almosen, sondern für Arbeitsgelegenheiten! — durch wuchtige Vermögenssteuern zu schaffen. Anders wird die Lebensmittelverteilung, von der die nationale Selbsterhaltung im Augenblick abhängt, doch nicht durchzuführen sein. Bis dahin und dann möge der Rat der Weitsichtigen allen Eifer zum Ziele lenken! Keinen positiveren Abschluß könnte ich dieser Betrachtung geben, als indem ich den Namen des Mannes hersetze, der in diesen Tagen dem Lande nicht weniger genützt hat als ein siegreicher General. Es ist der *Doktor Franz Oppenheimer in Berlin*, der als erster für die Arbeitslosen der Industrie die Ernte in Anspruch nahm, als erster vor dem Dilettantismus unbesoldeter Enthusiasten warnte, und der in so entscheidender Stunde dem Worte „*praktische Nationalökonomie*" ein ungeahntes starkes Leben gab! Mögen unsere Staatsleiter Einsicht genug haben, die wahrhaft außerordentlichen Kräfte dieses Berliner Dozenten nach Gebühr zu nutzen. Das wird ein starkes Mittel sein, um allen Eifer sehend, alle Begeisterung nützlich zu machen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erfinderschutz und Patentgebühren.

Von

Arved Jürgensohn.

Alle Werkzeuge und Maschinen, alle Erzeugnisse des Gewerbefleißes sind erfunden worden. Die Erfinder sind die Urheber aller Industrien, die Urheber alles technischen Fortschritts. Wieviele Millionen Menschen ernährt doch heute die Eisenbahn, mittelbar und unmittelbar! Wieviele die Fahrradindustrie und die elektrische Industrie! Die letzten drei Jahrzehnte allein haben die umwälzendsten Erfindungen gezeitigt und gewaltige neue Industrien erzeugt. Ich brauche nur an Fernsprecher, Kraftwagen, Luftfahrzeuge und Funkentelegraphie zu erinnern. Das Telephon, von Philipp Reis erfunden, wurde 1863 vom Berliner Physikprofessor Poggendorf, einer Autorität seines Faches, noch als Spielerei verlacht, und die Beschreibung der neuen Erfindung erachtete er nicht der Aufnahme in sein Fachblatt für wert, sondern schickte sie ihm wie das Manuskript eines albernen Schuljungen zurück. Auch 1877 wurde die verbesserte Form Graham Bells anfangs noch als Spielzeug betrachtet. Heute zählen wir in der Welt etwa 13 bis 14 Millionen Fernsprecher. Die Vereinigten Staaten allein weisen über 8 Millionen auf, die jährlich eine Roheinnahme von 900 Millionen Mark einbringen. Das ist nur ein Beispiel von vielen.

Der Grund und Boden ist ja begrenzt. Die alten Kulturländer empfinden das und haben daher ihren Menschenüberschuß, der keinen Erwerb fand, an fremde Weltteile abgeben müssen. Deutschland verlor im Jahrzehnt 1881—1890 nicht weniger als 1 342 000 Menschen durch Auswanderung, im Jahre 1881 allein 220 000 Seelen. Aber im Jahrzehnt 1901—1910 verließen bloß noch 280 000 Menschen das deutsche Vaterland, 1911 sogar bloß 22 000. Fragt man nach dem Grunde dieses Umschwungs, so lautet die Antwort: die neuen Erfindungen, die neuen Industrien, die groß gewordenen und fortgebildeten älteren Industrien sind es, die jetzt dem Bevölkerungszuwachs auch im Inlande wieder Brot geben. Die deutsche Industrie arbeitet für die ganze Welt. Könnte Deutschland nicht soviel Waren erzeugen und exportieren, so müßte es wieder Menschen exportieren. Die Industrien sind uns also Lebensfrage; ihre Urheber aber sind die Erfinder. Darum braucht man gute Erfinderschutzgesetze. Neue Erfindungen erfordern oft langjährige, kostspielige Versuche, deren Unkosten nur wieder eingebracht werden können unter dem Schutz eines Patents, eines zeitweiligen Monopols, das vor Konkurrenz schützt.

Seit Jahrzehnten wird nun eine Reform des vielfach sehr mangelhaften deutschen Patentgesetzes von 1877 und 1891 vorbereitet. Weiteste Kreise der Industrie, der Erfinder, der Juristen und Patentanwälte arbeiten daran. Ein gewaltiges wissenschaftliches Material ist zusammengetragen worden. Auch hat die Regierung schon den vorläufigen Entwurf eines neuen Patentgesetzes veröffentlicht.

Unter den vielen Fragen, die bei der Reform in Betracht kommen, soll hier nur eine Frage von ganz besonderer Wichtigkeit herausgegriffen werden, welche vor allem die Kreise der Erfinder, aber auch die der Industriellen beschäftigt: die Patentgebührenfrage. Vor Erlaß des Reichspatentgesetzes von 1877 waren einzelstaatliche Patente in Preußen, Hannover und Hessen unentgeltlich. Die Gebührensumme für die volle Dauer der Patente in den anderen deutschen Einzelstaaten belief sich auf rund 1100 Mark. Für diesen Betrag konnte man damals also in ganz Deutschland patentiert sein bis zum Ablauf der Schutzrechte.

Als dann das neue Reichspatentgesetz vorbereitet wurde, herrschte bei uns noch die sogenannte Antipatentbewegung. Man bildete sich ein, auch in Regierungskreisen, Patente wären schädlich. Gestand man sie dennoch zu, so wollte man sie wenigstens ungefährlich, also recht gebrechlich und unsicher gestalten. Der Deutsche Ingenieur-Verein und der Deutsche Patentschutz-Verein, die gegen die Antipatentbewegung ankämpften, waren trotzdem nicht ganz frei von ihrem Einflusse. Sie schlugen in ihren Gesetzentwürfen für das Reich (1872 und 1875) für Patente jährliche Gebühren vor, mit 10 Talern beginnend und jährlich um 10 Taler steigend; insgesamt also 1200

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Taler oder 3600 M. für 15 Jahre. Das entsprach dem Vorbilde Englands, wo früher 5600 M., seit 1852 jedoch, in drei Raten, 175 £ oder 3575 M. erhoben wurden. Die deutsche Reichsregierung aber übertrumpfte diese gewaltige Summe in ihrem Gesetzentwurf von 1877 noch um ein ganz Bedeutendes und setzte endgültig die Gesamtsumme von 5300 M. fest, also ungefähr den Betrag, den England schon 25 Jahre vorher als unhaltbar hoch aufgegeben hatte.

Diese Gebührenordnung gilt bei uns noch heute. Sie ist ein Weltrekord. Kein Land sonst erhebt eine so hohe Steuer auf Erfindungen. Von der Unentgeltlichkeit der Patente in Preußen sprang man nun plötzlich auf 5300 M. für 15 Jahre. Anmelde- und Erteilungsgebühr (20 + 30 M.) zusammen und die Gebühr für das zweite Patentjahr stellten sich auf je 50 M.; dann aber wächst die Gebühr jährlich um 50 M., also auf 100, 150 M. usw. bis zum 14fachen Betrage im 15. Jahre (700 M.).

Natürlich hatte man sich für diese Regelung auch eine Begründung zurechtgemacht, die noch heute in manchen Kreisen ihre Gläubigen zählt. Aber es gab schon damals Ungläubige, um so mehr, da viele Industrielle mit Bewunderung nach Amerika hinüberblickten, als dem Musterland des Patentwesens mit der größten Erfahrung in der Welt. Empfahl doch Wilhelm Siemens die dortigen Patentverhältnisse einfach als nachahmenswertes Ideal für ganz Europa. In den Vereinigten Staaten aber kostet ein auf Neuheit vorgeprüftes 17jähriges Patent bis auf den heutigen Tag nur 35 Dollar oder 147 M., in zwei Raten zahlbar, so daß unser deutscher Gebührenbetrag sich 36 mal so teuer stellt.

Schon sehr bald wurden ja Mängel des deutschen Patentgesetzes von 1877 fühlbar. Auf der vom Patentanwalt Carl Pieper, dem verdienten Veranstalter des ersten internationalen Patentkongresses (Wien 1873), zusammengerufenen Reformkonferenz von 1890 zu Berlin wandte sich der Kommerzienrat Euler (Kaiserslautern), der Vertreter des mittelrheinischen Fabrikantenvereins, sehr energisch gegen die hohen deutschen Patentgebühren. Er sagte nach dem stenographischen Bericht u. a.: „Die hohen Taxen gingen ursprünglich ganz gewiß aus einer Abneigung gegen das Patentgesetz hervor. Man war ursprünglich in großen Kreisen, in Kreisen der Regierung und des Publikums gegen den Patentschutz, und das ist der Grund, daß man damals die hohen Taxen gewählt hat ... Ich gebe (aber) zu bedenken, m. H., wie sehr die Industrie jetzt überhaupt schon mit allen möglichen Dingen belastet ist, mit Beiträgen zu Krankenkassen, mit Unfall-, Invaliden-, Altersrenten usw.; und die Auflage, die der Industrie durch Patentgebühren gemacht wird, ist sehr bedeutend ... Man besteuert hier etwas, dessen Wert man noch gar nicht kennt, man besteuert das Fabrikat, das ohnehin schon besteuert ist; es handelt sich tatsächlich um eine doppelte Besteuerung ... Die Patente, welche Meister und intelligente Arbeiter nehmen, sind oft verloren, weil sie die Patentabgaben nicht ertragen ... M. H., ich vertrete hier nicht nur einen Kreis von Großindustriellen, d. i. den Mittelrheinischen Fabrikantenverein, ich vertrete auch den Verband sämtlicher Gewerbevereine in der Pfalz, welche ganz entschieden gegen diese hohen Taxen Stellung genommen haben ... Der sog. kleine Erfinder fragt nicht viel nach Prüfung oder Aufgebot usw., der fragt nach Taxen, und es wird eine außerordentliche Mißstimmung in den ganzen gewerblichen Kreisen hervorrufen, wenn wir vornehm über die Taxen hinweggehen."

Das war vor rund 25 Jahren. Die Mißstimmung ist, da bei der Gesetzreform von 1891 an den Gebühren nichts geändert wurde, in der Tat außerordentlich gewachsen. Heute sind fast ausnahmslos selbst die Vertreter der reichen Großindustrie nicht mehr für das teure alte Gebührensystem zu haben; Mittel- und Kleinindustrie sowie Handwerk und Landwirtschaft — denn auch diese hat seit 1877 etwa 20000 Patente genommen — aber natürlich erst recht nicht. Der „Centralverband Deutscher Industrieller", die Vereinigung der Schwerindustrie, stellte 1907 in einer Umfrage und einer Versammlung fest, daß die Gebühren fast allgemein zu hoch befunden wurden. Einzelne Mitglieder waren sogar für die billige

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

amerikanische Gebühr. Der „Bund der Industriellen", wo neben der großen auch die mittlere und kleinere Industrie vertreten ist, wünschte, gemäß einer Reichstagsresolution von 1891, Herabsetzung der Patentgebühren bis auf die Selbstkosten zur Unterhaltung des Patentamts. Zahlreiche andere Vereine, auch Erfindervereine, haben sich der Gebührenreformbewegung angeschlossen. „Wir stehen heute in der Tat vor einer riesengroßen Bewegung innerhalb der Erfinder," sagte der Generalsekretär des Bundes der Industriellen dazu auf dem Patentkongreß in Düsseldorf (1907). Einig waren alle in der Gebührenherabsetzung als Notwendigkeit, verschiedener Meinung aber in bezug auf das Maß und die einzuschlagende neue Ordnung.

Aus der amtlichen Patentstatistik ist bekannt, daß im Durchschnitt von 100 erteilten vorgeprüften Patenten mit Ablauf des 4. Jahres schon rund 70 wieder verfallen, mit Ablauf des 6. Jahres 80, mit Schluß des 9. Jahres 90. Nur knapp 3½ v. H. aller deutschen Patente werden volle 15 Jahre alt. Dabei ist jedoch zu bemerken, daß die endgültige Patenterteilung sehr oft nicht bloß ein Jahr, sondern zwei bis drei Jahre und mehr auf sich warten läßt. Etwa 65 v. H. aller Patentanmeldungen werden ohnehin durch die Vorprüfung als nicht patentfähig oder nicht neu abgewiesen. Von den erteilten Patenten (35 v. H. aller Anmeldungen) verfallen dann 42 % schon mit dem zweiten und 58 % mit dem dritten Jahre.

Die Jahresgebühren sollen nun den Zweck haben, die „wertlosen" Patente zum Verfall zu bringen. In Ländern ohne Vorprüfung helfen sie sicherlich, die nicht neuen oder patentunfähigen und dadurch wertlosen Erfindungen, die erst nach und nach als solche erkannt werden, schneller auszuscheiden. Bei vorgeprüften Patenten kommen diese aber gar nicht in Frage. Da müssen alle Patente neu und patentfähig sein und in diesem Sinne alle wertvoll, was natürlich nicht gleichbedeutend ist mit wirtschaftlich lohnend. Da ein Patent aber ein Verbietungsrecht ist, so würde ein nicht neues Patent, das in alte bekannte Beschäftigungen verbietend eingreift, in der Tat eine Störung der Industrie sein, weil dieses erst durch Prozesse beseitigt werden müßte.

Die Jahresgebühren bei uns beseitigen nun aber wahllos blind auch neue, wertvolle vorgeprüfte Patente, noch ehe sie wirtschaftlich ausgenutzt werden können, in ungeheurer Zahl. Alle Kenner sind darin einig. J. v. Schütz, der unlängst vielgenannte Direktor im Krupp-Grusonwerk, der verdiente Leiter der Patentkongresse und der Vorsitzende des „Deutschen Vereins für den Schutz des gewerblichen Eigentums", welcher den Gedanken einer allgemeinen Abschaffung des Ausführungszwangs so erfolgreich und überzeugend verfochten und 80 000 deutsche Patente deswegen durchgesehen hat, schrieb 1896 in einem Aufsatze: „Unter den erloschenen und vergessenen Patenten" würde man „mit staunendem Auge Schätze erblicken", von denen man „nicht begreift, daß sie nicht längst gehoben sind". Der Präsident des Patentamtes v. Bojanowski stellte in einer Broschüre von 1890 ebenfalls fest, daß unter den vorzeitig fallengelassenen deutschen Patenten solche von innerem Wert vorhanden wären. Andererseits schrieb der Direktor des Patentamts, Geh. Rat Damme 1907, „daß zahllose Patente, für die Gebühren entrichtet werden, Erträge überhaupt nicht abwerfen", d. h. wirtschaftlich wertlos bleiben, trotz der Jahresgebühren. Auch der Präsident des österreichischen Patentamts v. Beck-Mannagetta erklärte in seinem Handbuch des Patentrechts (1893): Die an hohe Gebühren geknüpfte Erwartung, daß sie hohle, lästige Patente hintanhalten würden, sei durch die Erfahrung nicht gerechtfertigt worden. Solche sachkundigen Aussprüche ließen sich noch zahlreich anführen. Doch nun die Folgerungen daraus: Jahresgebühren erreichen also nicht ihren Zweck, wertlose Patente zu beseitigen. Wohl aber zerstören sie vorzeitig zahllose wertvolle Patente, welche die Patentinhaber nur widerwillig und gezwungen unverwertet fallen lassen. Bei kleinen Erfindern, Handwerkern, Landwirten, kleinen Industriellen, ist das selbstverständlich; diese können unsere teuren Patente fast nie aufrechterhalten und ausnutzen. Aber auch Großindustrielle leiden unter den Gebührenlasten, weil sie oft gleichzeitig hunderte von laufenden

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Patenten bezahlen müssen. Der Bund der Industriellen veranstaltete 1907 eine Umfrage, deren Ergebnis Aufsehen erregte. 300 Industrielle, meistenteils Großindustrielle, darunter Betriebe bis zu 1400 Arbeitern, äußerten sich. Es ergab sich, daß 85 v. H. ihrer Patente nur wegen des Drucks der hohen Gebühren vorzeitig und unfreiwillig fallen gelassen worden waren. Diese Feststellung war verblüffend.

In den Vereinigten Staaten zahlte man bis 1861 für ein Patent auf 14 Jahre 30 Dollar (126 M.); man konnte aber nach 14 Jahren gegen Nachzahlung von 40 Dollar (168 M.), später 100 Dollar (420) M.) die Patente noch um sieben Jahre verlängern, also bis auf 21 Jahre. Die letzten Patente dieser Art dauerten bis 1874. Und siehe da, es ergab sich, daß 63 v. H. aller amerikanischen Patente 21 Jahre alt wurden. Bei uns dagegen leben nach 14 Jahren nur noch 3 bis 3½ v. H.

Der amerikanische Patentamtschef Thacher erklärte auf Grund einer genauen Ermittlung in einer Rede auf dem Wiener Patentkongreß, daß in Amerika etwa 50 v. H. aller Patente wertvoll, d. h. mehr oder weniger lohnend waren. Bei ihrer langen Lebensdauer und ausgedehnten Verwertungsmöglichkeit gewiß nicht unglaublich! Bei uns wurden übrigens in der Patentklasse 22, „Farbstoffe", von den Patenten des Jahres 1891 auch 16 v. H. volle 15 Jahre alt, vermutlich, weil gerade auf diesem Gebiete so viele große reiche Fabriken da sind, welche die hohen Patentgebühren wohl bezahlen, die Patente reif ausbauen und ihre Verwertung ungehindert durchführen können. Doch bedenken wir eines, eine höchst nationale Seite unseres Gebührenwesens! Unsere Industrie wirft ihre Waren auf den Weltmarkt und zahlt für 100 Patente in 15 Jahren 530 000 M. Die konkurrierende amerikanische Industrie zahlt für 100 17jährige Patente bloß 14 700 M. Ist unser Gebührensystem da nicht eine Maßregel zur Bevorzugung des Auslandes? Was hilft uns bei der schwebenden Patentreform die beste Ausgestaltung des Gesetzes, wenn das Jahresgebührensystem, selbst bei einiger Herabsetzung, für die meisten Patentnehmer die Verwertung wegen vorzeitigen Patentverfalls unmöglich macht? Die Statistik lehrt aber, daß Jahresgebühren verschiedenster Art die Patente stets vorzeitig zerstören.

Hermann Hesse.

Von

Erwin H. Rainalter.

In den fünfzehn Jahren seines bisherigen Schaffens, das mit dem „Hermann Lauscher" beginnt und vorläufig in der „Indischen Reise" seinen Abschluß gefunden hat, sind uns von Hermann Hesse erst wenige und nicht allzu umfängliche Bücher geschenkt worden. Das ist ein erfreuliches Zeichen für die Sparsamkeit und Enthaltsamkeit, mit der er sich verausgabt, doppelt erfreulich, wenn man verfolgt, wie manche Autoren unausgesetzt Band um Band auf den Markt werfen, um ihre Talente baldmöglichst gegen klingende Scheidemünze einzuwechseln. Es gibt in unserer raschlebigen Zeit nicht viele Dichter, die noch kritisch genug sind, ein Werk nur dann der Oeffentlichkeit vorzulegen, wenn sie es restlos überwunden und in langem Ringen bewältigt haben. Der Umstand, daß Hesse dieser kleinen Schar angehört, fällt um so schwerer ins Gewicht, als gerade für ihn der große Erfolg, der ihn bei seinem ersten Auftreten begrüßte, zahllose Versuchungen und Lockungen barg.

Diese sparsamen Autoren lassen sich, eben weil ihr Schaffen eine notwendige Auseinandersetzung mit dem eigenen Ich ist und zum klaren Spiegel ihres Innern wird, nach einer einzigen Leistung müheloser und richtiger beurteilen als manche andere nach einem ganzen Komplex von Bänden, die ihren Namen tragen. Man könnte durch den „Grünen Heinrich" allein ein rundes Bild vom Wesen Gottfried Kellers erhalten, und Hermann Hesse hat schon im „Peter Camenzind" alle Eigentümlichkeiten seiner liebenswürdigen Kunst entfaltet. Seine späteren Bücher haben seinem Porträt wohl neue, schärfere Konturen hinzugefügt, sie tragen auch in formaler und technischer Hinsicht den Stem-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

pel reiferer Meisterschaft. Im übrigen aber haben sie das Urteil, das man sich nach dem „Camenzind" bildete, kaum sonderlich geändert. Denn Hesse hat sich — so will es scheinen — seit seinem ersten Auftreten nicht allzu stark entwickelt. In seinem Erstling „Hermann Lauscher" und in seiner letzten Novellensammlung „Umwege" ist er vor allem ein Künstler der Stimmung, der sorgfältig auch das kleinste Detail des Milieus ausführt, damit sich der Ausschnitt zum erschöpfenden Gemälde gestalte. Niemand vermag eine Landschaft so zu zeichnen wie er. Indem er alles Objektive persönlich durchdringt, gelingt es ihm nicht selten, eine blutvolle Anschauung zu vermitteln und so den höchsten Geboten der epischen Darstellung zu entsprechen. Dabei ist seine Technik im Grunde genommen primitiv, freilich von jener Primitivität, die großen Könnern eigen ist und in zähem Ringen erworben sein will. Bewußt legt er das Schwergewicht seines Vortrags auf das Szenische. Statt eines strengen Nacheinander gibt er zumeist ein scheinbar loses und doch organisch gebundenes Nebeneinander — eine Methode, die auch Ferdinand von Saar in seinen Novellen bevorzugte und die den Vorteil besitzt, höhere Eindringlichkeit zu ermöglichen und ein längeres Verweilen bei Wendepunkten zu gestatten.

In der stillen, beschaulichen Art Stifters hat Hesse begonnen. Sein „Lauscher" gehörte zu jenen Büchern, die sich so schwer kritisch werten lassen, weil sie durchaus im Abstrakten wurzeln und jeder realen Grundlage entbehren. Hier war ein Lyriker an der Arbeit, der sich mit liebevoller Behutsamkeit in die scheinbar selbstverständlichen und doch so überwältigenden Mysterien des Werdens und Vergehens vertiefte, für den ein Grashalm, ein Schmetterlingsflügel, ein Sonnenstrahl tausend Wunder barg. Das Belanglose gewann Bedeutung und erhob sich, in Zusammenhänge eingereiht, zu einer Geltung, welche die subjektiven Schranken zersprengte und sich ins Absolute steigerte. Auch der „Peter Camenzind" blieb dieser Eigenart treu. Die Handlung war noch immer als ein loser Rahmen geschlungen, triebhafte Stimmungen, Bekenntnisse, Ergüsse wurden zum Selbstzweck. Dies Buch war durchaus altväterlich, es lebte im Geiste jener Zeit, die mit einer behaglichen Schollentreue die heiße Sehnsucht nach fernen, seligen Ländern zu verbinden wußte, und in der die Leute — man denke an Seume — auf langwierigen Fußwanderungen und Wagenreisen den Flug ihrer Phantasie einzuholen suchten. Es arbeitete nicht mit Spannung, nicht mit handgreiflichen Effekten, es war in den duftigsten Umrissen gehalten und ganz in Stille und Wehmut getaucht. Es handelte nur von Liebe, Lust, Entsagen und süßen Torheiten, es war das Bekenntnisbuch einer schwärmerischen Jugend, die glühende Herzensergießung eines modernen Werther.

Eine straffere epische Gestaltung zeigte Hesse erst in seinem nächsten Roman „Unterm Rad", der Geschichte eines Schülers, der, durch die Verständnislosigkeit der Lehrer und des Vaters gepeinigt, schließlich den Glauben an sich selbst verliert und völlig haltlos und erschöpft einen freiwilligen Tod sucht und findet. Die letzten Jahre haben viele solche Bücher gezeitigt, an deren beste — Emil Strauß' „Freund Hein" und Friedrich Huchs „Mao" — Hesse nicht ganz heranreicht. Das Problem, sicherlich eines der reizvollsten, aber auch schwierigsten, ist nicht mit genügender psychologischer Vertiefung erfaßt und in seinen Wurzeln bloßgelegt. Der Zusammenbruch des jungen Hans Giebenrath erscheint in seinem Charakter nicht restlos bedingt, die Katastrophe wird mehr von außenher vorbereitet und herbeigeführt: durch die unglaubliche Pedanterie seiner Erzieher, die alle entweder beschränkte, vertrocknete Gesellen oder vollendete Idioten sind. Diese Begründung ist indessen nicht ausreichend, um über den peinlichen Eindruck eines Tendenzromans, den das Buch hervorruft, hinwegzutragen. Immerhin entbehrt das Buch nicht eines großen Reizes, der in der Genauigkeit und Treue, mit der das Milieu gezeichnet ist, beruht. Das kleine behagliche Gerbersau — ein neues Seldwyla, das Hesse auch in seinem späteren Schaffen gern als Rahmen wählt — dies weltvergessene Nest mit seinem emsigen Handwerksfleiß und seiner spießbürgerlichen Kleinlichkeit, mit seinen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

krummen Gassen, mit seinen Originalen und Klatschbasen zeichnet er ganz unvergleichlich. Aber das eigentlich Wertvolle des Buches liegt noch immer, wie beim „Camenzind", in der Reflexion, in persönlichen, subjektiven Zustandsschilderungen, in eingestreuten Lyrismen von fast dithyrambischer Schwungkraft. Noch ist Hesses lyrische Inbrunst nicht bis zur epischen Wucht und Intensität gesteigert.

Erst mit „Gertrud", seinem reifsten, schönsten, innigsten Buche, gelang es Hesse, sich die erstrebte Kunstform dienstbar zu machen. In diesem Werke steht er auf der Höhe seiner Meisterschaft. Nie war bei ihm der leise schwingende Unterton, der das Erlebnis in der Dichtung gekennzeichnet, so deutlich zu hören, nie war sein Stil so klar, durchsichtig und rein. Was Thomas Mann in seinem „Tonio Kröger" gab, das gibt Hesse in diesem Roman: eine Abrechnung mit seiner Kunst, eine Darlegung seiner Wege, Ziele und Absichten. Jedes Wort, das der Held der Erzählung, der Komponist Kuhn, niederschreibt, trägt den Stempel des Selbsterlebten, Selbstergrübelten, hinter der Maske ist unschwer das Antlitz des Dichters zu erkennen, der in den Ereignissen einer objektiven Außenwelt Symbole für seine heimlichsten Gedanken und Gefühle sucht und findet. Vielleicht entspringen gerade aus dieser egozentrischen Anlage die liebenswürdigsten menschlich-künstlerischen Vorzüge des Buches: eine vertiefte Innerlichkeit, eine wohltuende Wärme, die in der unmittelbaren Anteilnahme des Autors bedingt und erklärt sind. Dazu gesellen sich ein feiner Kunstverstand, der mit unglaublicher Sicherheit bei allen Geschehnissen verschleierte, verborgene Wechselbeziehungen aufdeckt, eine beherzte Ehrlichkeit, welche dem Dichter sich selbst als ein Objekt erscheinen läßt, in dessen Wesenheit er behutsam hineinleuchtet, und nicht zuletzt ein rassiger, edler Stil, der keine schiefen Metaphern kennt, der nie schwülstig wird und stets leuchtend und klar bleibt wie die Winterluft der Berge. „Gertrud" ist ein Buch, das sich der starren Kritik nicht fügen will: es ist das gütigste, klügste des Dichters, es ist voll Verstehen, Milde, Trost. Es vermag in anmutigster Weise zu bereichern, es entzückt durch die Reinheit seiner Linienführung und gibt am meisten zu denken.

Nicht minder wichtig als die Romane sind in Hesses Schaffen seine kleineren Novellen, die, auf knappe Konturen angewiesen, sein Wollen und Können konzentrierter und darum eindringlicher veranschaulichen. Vor allem wird klar, daß der Novellist in zähem Ringen erreicht hat, was der Romandichter heiß erstrebte: die Entwicklung vom reflexiven Lyriker zum bewußt gestaltenden Epiker. In seinem ersten Erzählungsbande wandelt Hesse freilich noch ganz in den beschaulichen Bahnen des „Hermann Lauscher"; er vertieft jeden realen Vorgang zu einem subjektiven Erlebnis und sieht in der Handlung lediglich ein Mittel, Stimmung zu erzeugen. Gedichte in Prosa sind alle diese Geschichten, weltfremd und keusch, Gewächshauspflanzen, die an der kalten Luft erfrieren müßten. In blassen, oft nur andeutenden Farben zeichnet Hesse enge Ausschnitte, winzige Augenblicksbilder, denen letzten Endes der novellistische Nerv, das unentwegte Vordringen zu einem Ziele, fehlt. Um so mehr ist der Umstand zu bewundern und anzuerkennen, daß Hesse sich schon in seiner nächsten Sammlung, in den „Nachbarn", zu einem Novellisten besten Stils aufgerungen hat, daß es ihm hier gelungen ist, sich den technischen Anforderungen dieser Kunstgattung zu fügen und seine Vorliebe für Lyrismen in gesunde Schranken zu bannen. Die Geschichten dieses Bandes sind sämtlich in konsequentester Steigerung aufgebaut und verraten durch die Sorgfalt, mit welcher die einzelnen Teile gegeneinander abgewogen und gruppiert werden, die Hand eines zielbewußten Lenkers. Dabei ist zu beobachten, daß mit der vorgeschrittenen Bewältigung der Form naturgemäß auch die Aufgaben, die sich der Autor stellt, gewachsen sind. Er bevorzugt immer mehr Probleme von unzweifelhafter Schwierigkeit, deren Behandlung in gleicher Weise einen hohen Kunstverstand und eine strenge Selbstzucht erheischt. Er legt die Sonde an komplizierte, schrullige, schwer auf eine Formel zu bringende Charaktere und durchdringt ihre Wesenheit, bis er die Lösung für alle ihre Rätsel und Widersprüche gefunden hat. Eine harmonische Wechsel-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beziehung und Verklammerung von Persönlichkeit und Schicksal tritt an die Stelle einer bisherigen, planlos hin- und widertaumelnden Leidenschaftlichkeit, die stets nur zum Antrieb, niemals aber zur vollständigen Trägerin eines epischen Geschehens werden konnte. Alle Kräfte des Dichters sind hier zusammengeballt zu einer Wucht und Unmittelbarkeit des Erlebens und der Darstellung, welche er bisher nicht mehr erreicht oder überschritten hat.

Es kommt dazu, daß Hesse zur Bewältigung spröder, schwieriger und heikler Vorwürfe durch die überlegene Stellungnahme und den Humor, zu denen er gelangte, in besonderem Maße befähigt ist. Dieser Humor, der nie derb wird oder sich in billigem Witz äußert, sondern stets in der Wahrung einer Distanz zwischen Autor und Objekt beruht, ist vielleicht der beste und wertvollste Gewinn Hesses aus seiner Lehrzeit bei Gottfried Keller, dem Dichter der „Drei gerechten Kammacher" und des „Sinngedichts". Hier sind die vielfachen Fäden, die von Hesse zu seinem geliebten Meister führen, am zahlreichsten und stärksten, hier sind die Berührungspunkte der beiden Erzähler am offenkundigsten, die bei dem Jüngeren auf eine unleugbare Wahlverwandtschaft mit dem Geiste des großen Schweizers, wenn auch freilich auf keine Ebenbürtigkeit zurückzuführen sind.

Die „Nachbarn" und „Gertrud" sind unter den bisherigen Werken Hesses diejenigen, welche uns menschlich und dichterisch am meisten zu sagen haben. In ihnen hat er die Quintessenz seiner künstlerischen Eigenart niedergelegt. Hier erkennen wir am deutlichsten, was Hesse uns bedeutet, was wir für die Zukunft noch von ihm zu erwarten haben. Zu jenen Autoren, deren Worte wie Posaunenstöße in die ruhevolle Beschaulichkeit des Tages hineinschmettern, wird er nie zählen. Sein stärkstes Können liegt in der reflexiv-persönlichen Durchdringung der Umwelt, im objektiven Gestalten einer subjektiv empfangenen Gefühlserregung. Seine Diktion ist gedämpft, schlicht, jeder Pathetik abgeneigt, im Ausdruck ist er von jener gewissermaßen raffinierten Diskretion, die wir — ins Malerische übertragen — bei Watteau lieben. Dagegen mangelt ihm das Hinreißende, eine Leidenschaftlichkeit von explosiver Gewalt, und seine Sprache entbehrt der bildkräftigen Sinnlichkeit, die sich über die assoziierende Funktion der Metapher hinaus in geistig-realen Parallelen bewährt.

Hesse ist kein Dichter, der den Leser überwältigt und zum willenlosen Spielball seiner Inbrunst macht. Aber seine eigentlichste Stärke äußert sich in einer beharrlichen, behutsamen Ueberredungskunst, deren Wirkung vielleicht nachhaltiger ist als die eines aufgepeitschten und aufpeitschenden Temperaments.

Randbemerkungen.

Krieg und Alkohol.

Leutchen, die selbst in diesen ernsten Kriegszeiten einseitige Vereinsmeierei betreiben zu dürfen glauben, sind die aus Englands Schule hervorgegangenen vereinigten Temperenzler. „Wie auch dies Ringen um den Sieg ausgehen mag, das eine Gute hat der so plötzlich ausgebrochene Weltkrieg bereits gezeigt: Die deutsche Heeresverwaltung hat dem Alkohol in jeder Form, auch in den allerkleinsten Dosen, endlich den Krieg erklärt und die Verabreichung geistiger Getränke an die ausziehenden Truppen auf unseren Bahnhöfen strengstens untersagt . . ." Es braucht nicht gesagt zu werden, daß die Heeresverwaltung in diesen schicksalsschweren Tagen wirklich Wichtigeres zu tun hat, als sich mit den fanatischen Vorkämpfern jenes englischen Puritanismus zu verbrüdern, der, anstatt weisen und mäßigen Genuß harmloser Getränke, wie es etwa das deutsche Bier ist, vernünftigerweise zu dulden, England zu dem Lande mit stärkstem Verbrauch an ordinärem und gesundheitsschädlichem Fusel gemacht hat. A la guerre comme à la guerre . . . Die weise Bestimmung unserer Heeresverwaltung ist selbstverständlich nur Ausnahmegesetz. Gäbe man gerade in den Mobilmachungstagen die Freiheit, ausziehenden Truppen Bier und Wein zu kredenzen, dann dürfte bei der allgemeinen Begeisterung und bei dem Wunsch, jedem jungen Krieger noch schnell etwas Gutes

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu tuen, schon durch die begeisterten Bahnhofswirte jenes gefährliche Zu-viel eintreten, das die Wortführer einer weisen Mäßigkeit, die nicht mit griesgrämiger, prinzipieller Enthaltsamkeit zu verwechseln ist, selbstverständlich bekämpfen. Aber hieraus in gloriam der fanatischen Puritaner ableiten zu wollen, daß die Heeresverwaltung den Alkohol nun auch da verbieten würde, wo er der Natur der Sache nach nur nützlich sein kann, ist Nonsens. Das Rote Kreuz nimmt im Einverständnis mit der Militärbehörde schon jetzt gerne Stiftungen an stärkenden Weinen und anderer für die Pflege von entkräfteten Rekonvaleszenten nützlicher Alkoholika an. Denn darüber dürfte man sich wohl auch in Temperenzlerkreisen klar sein: Ihren wässerigen Zitronen- und Himbeerlimonaden wohnt nicht nur absolut kein Stärkungswert inne, sondern noch allerhand Eigenschaften, die für kranke und entkräftete Mägen nach dem Urteil zahlreicher Aerzte von höchst bedenklicher Wirkung sind.

Die städtischen Büchereien und der Krieg.

Daß die Büchereien während des Krieges, soweit es sich irgend ermöglichen läßt, geöffnet bleiben müssen, erscheint mir selbstverständlich; freilich hat es sich bei der Reduzierung der Arbeitskräfte der Hauptgeschäftstellen der Magistrate, zumal im Anfange des Krieges, der den Bibliotheken einen großen Teil ihrer Leser sowohl als auch vielfach ihrer Angestellten entzieht, häufig nicht vermeiden lassen, daß die Büchereien vorübergehend zu einer teilweisen Beschränkung der Oeffnungszeiten schreiten mußten. Mit der Beendigung der Mobilisierung wird diesem vorübergehenden Zustande voraussichtlich ein Ende gemacht werden können — wenn dann nicht durch die Einberufung auch des ganzen Landsturms weitere Lücken in die Reihen der Beamten gerissen sind; neue Aufgaben werden an die volkstümlichen Büchereien herantreten — daß sie sich durch Kriegsliteratur, Tageszeitungen, Kriegskarten usw. aktuell halten, ist selbstverständlich — ihr neues Arbeitsfeld werden sie in der fachmäßigen Bücherversorgung der Lazarette ihres Wirkungsbezirkes zu suchen haben; sie werden in dem neugegründeten „Bund zur Versorgung der Lazarette mit Volksbüchereien" eine wirksame Unterstützung finden; ihre fachmännische Hilfe sollten die Volksbibliothekare und ihre Assistenten und Assistentinnen diesem Bunde nach besten Kräften zuteil werden lassen, sie können hier, soweit sie dem Vaterlande nicht mit der Waffe zu dienen berufen sind, in ihrem eigensten Arbeitsgebiete Kriegsarbeit leisten und manchem Tapferen über die endlosen Stunden des Krankenlagers hinweghelfen. Die Organisation dieser Sammlungen sollte erfahrenen Bibliothekaren übertragen werden, denn sie sind die dazu durch ihre Kenntnis Berufenen. Der Bund und die Büchereien werden sich ins Einvernehmen zu setzen haben, um über die gemeinsame Arbeit und darüber, wie die neubeschaffenen Bücher des Bundes später zweckmäßig im Dienste der Allgemeinheit weiter verwendet werden sollen, Beschlüsse zu fassen. Da mit Buchverlusten oder zum mindesten mit manchen Buchbeschädigungen gerechnet werden muß, wird man den Bibliotheken zum Ausgleich ein Anrecht darauf einräumen müssen.

Vom Borgunwesen.

Das ganze Erwerbsleben klagt über das Borgunwesen. Es lohnt sich deshalb wohl der Mühe, der Frage nachzugehen, wie groß der Umfang des Borgunwesens in Deutschland ist. Allgemeine Redensarten beweisen nichts. Da es hierüber bisher an wahrheitsgetreuem, statistischem Material gefehlt hat, sind alle Angaben nur Vermutungen gewesen. Wer sollte auch hierüber Tatsachenmaterial sammeln? Dem Sammler würden von allen Geschäftsleuten entrüstet die Angaben verweigert werden; bilden sie doch einen Gradmesser für die Solidität oder Unsolidität des borgenden Geschäftes.

Und doch haben wir einen Weg gefunden, auf dem wir Material erhielten, das uns einen Ueberblick über das Borgunwesen gewährt. Wir haben uns die Mühe gemacht, einmal eine Aufstellung darüber zu erhalten, wieviele Leute in einem bestimmten Amtsgerichtsbezirk

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

innerhalb eines gewissen Zeitabschnittes gepfändet wurden. Jeder Pfändung geht natürlich das Borgen mit seinem unangenehmen Anmahnen als Beigabe voraus; der Schluß ist dann die Gerichtsprozedur, die ja leider heute in Deutschland von den böswilligen Schuldnern nicht mehr ernst genommen wird.

Der hier in Frage kommende Amtsgerichtsbezirk liegt inmitten Deutschlands. Die Einwohner gehören zum größten Teile dem Arbeiterstande an. Der Mittelstand ist hauptsächlich durch Detailisten und Handwerker vertreten, welche fast ausschließlich Lieferanten der Arbeiter usw. für Verbrauchsartikel sind.

Es sind 2300 Familien vorhanden. Innerhalb zweier Jahre wurden von diesen 3200 Familien allein 656 verschiedene Familien durch den Gerichtsvollzieher wegen rückständiger Forderungen für Lebensmittel, Kleidung usw. gepfändet, also rund 20,5 Prozent. Interessant ist es nun, zu erfahren, wie oft die einzelnen Familien gepfändet wurden:

323	Familien	wurden	je	1	mal	gepfändet
108	"	"	"	2	"	"
53	"	"	"	3	"	"
37	"	"	"	4	"	"
38	"	"	"	5	"	"
20	"	"	"	6	"	"
16	"	"	"	7	"	"
12	"	"	"	8	"	"
7	"	"	"	9	"	"
7	"	"	"	10	"	"
5	"	"	"	11	"	"
4	"	"	"	12	"	"
1	"	"	"	13	"	"
	"	"	"	13	"	"
2	"	"	"	14	"	"
4	"	"	"	15	"	"
1	"	"	"	16	"	"
1	"	"	"	16	"	"
4	"	"	"	17	"	"
2	"	"	"	18	"	"
1	"	"	"	20	"	"
1	"	"	"	21	"	"
1	"	"	"	22	"	"
1	"	"	"	23	"	"
2	"	"	"	24	"	"
1	"	"	"	26	"	"
1	"	"	"	27	"	"
2	"	"	"	30	"	"
1	"	"	"	32	"	"
2	"	"	"	36	"	"
1	"	"	"	38	"	"
2	"	"	"	41	"	"
1	Familie	wurde	je	43	mal	gepfändet
1	"	"	"	65	"	"
1	"	"	"	68	"	"
1	"	"	"	99	"	"
1	"	"	"	150	"	"
1	"	"	"	508	"	"

Diese Zahlenangaben sind wahr, wofür wir uns verbürgen können. Zum ersten Male werden derartige Angaben veröffentlicht zu dem Zwecke, der Regierung und dem Parlament die Anregung zu geben, Erhebungen über den Umfang des Borgunwesens anzustellen und geeignete Maßnahmen zu dessen Bekämpfung vorzubereiten.

Einer näheren Erläuterung bedürfen diese Zahlen nicht. Berücksichtigt man hierbei nur noch, daß ein Geschäftsmann erst im äußersten Notfalle zur Hereinholung seiner Außenstände das Gericht in Anspruch nimmt und daß auf 100 Mahnungen vielleicht fünf Klagen erfolgen, so wird man sich einen Begriff von dem gewaltigen Umfang des Borgunwesens machen können. August Finhold.

Das Meer.

Ein Gesicht.

Von

Waldemar Müller-Eberhart.

Der Mond geht durch die stille Nacht. Eine endlos silbergleißende Fläche ist das Meer. Sie scheint zu singen, glockenrein und hell: Bin so weit und so hehr und so still.

Lichtgraue Silberschleier liegen um das einsame Haus, das auf schmalem Landstreif in die Flut sich hinauswagt. — Er hat das Meer mit dem einsamen Haus geliebt.

Seine stille Welt.

Diese brausende Einöde, wenn der Sturm heult und brüllt, und Himmel und Meer und Erde in einem wilden Chaos sich mengen mit den Brandungen wogender Empfindungen einer Menschenbrust.

So war es, ehe es Vollmond wurde.

Ein liebes Wort, seinen Namen — abgepreßt zuerst in einer glücklichen Stunde — hatten Wind und Wetter von der Türe her noch zu ihr gelassen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dann hatte Sturm und Abschied sie in das Haus gejagt und grausam und barmherzig zugleich die Tür hinter ihr zugeschlagen.

Jauchzend stieg das Glück bald wieder in schwellenden Tönen in ihr auf und blieb Tage im Haus.

— — —

Jetzt steht die hohe Gestalt am Herd.

Die Hände sind flink dabei. Sie schaffen, und es geht seinen Gang. Plötzlich wendet sie sich um, hebt den Kopf und horcht kurz auf.

Das Mondlicht fällt durch die blassen Scheiben, und es verkriecht sich scheu die Dunkelheit in alle Ecken.

Die Arbeit zwingt die Hände von neuem. Es summt der Mund ein altes Lied. Das hat einen traurigen Klang. Da bleibt es auch schon in den Lippen hängen. Und hastig greifen die Hände dies und greifen das. Sie wissen nicht was sie tun. Es geht mit der Arbeit nicht mehr fort. — Ein Aufschrei, und sie rennt vom Herd, wirft, was sie in den Händen hat, fort, und greift in die Leere, um es zu fassen, was da kommen will.

Und hastet und tastet durch den Raum. —

Dann bricht sie auf der Herdbank zusammen. —

Sie rührt sich nicht.

Vornübergeneigt, die Ellenbogen auf die Knie gestützt, das Gesicht in den Fäusten, so stiert sie schweigend in die Flammen.

Eine Stille ist in der niedrigen, dumpfen Stube, als wolle sie jedes Winkelchen mit ihren scheuen Ohren durchforschen. Horch — horch, hört man die Stille sagen, und dann schweigt sie grausam eine lange Zeit. — — —

— — — — — — — — — — — —

Da tut sich endlich die Kammertür auf. Eine Frau kommt herein, an der Hand ein Kind. Das hat Furcht. Ein scheuer Blick streift die Gestalt am Herd; denn ihre Haare flammen auf im Wiederschein des flackernden Feuers. Die Lippen der Frau bewegen sich stumm. Jetzt bleibt sie inmitten der Stube stehen, als müsse sie sich auf etwas besinnen.

Mit schlurrenden Schritten geht sie auf die Tür zu, die nach draußen in die Nacht führt.

„Ist fest verriegelt?“ schreit das Weib am Herd auf und wühlt mit den Händen im Haar.

„Mich friert.“

Die Alte nickt einmal schnell, wendet sich um und steht ratlos da.

„Männer, sie wollen herein. Ich weiß. Nein, nein, ich will nicht!“ schreit es wieder am Feuer.

Die Hände fahren durch die Luft, und es sinkt die Gestalt ganz in sich zusammen. Ihr Kopf, begraben unter aufgelöstem Haar, liegt in den Armen über dem Knie. —

Der Mond geht weiter durch die stille Nacht.

Noch immer steht die Alte und schaut stumm auf das junge Weib. Schön ist es, wenn es fröhlich ist; und es war stets fröhlich. Und stolz der Mut, dem Leben das Glück abzujagen. —

Jetzt, was ist es?

Mit etwas in verzweifeltem Kampf, dem Grauen, dem Unabwendbaren. Und kann es nicht fassen und kann es nicht würgen; es hat schon ihr Herz in seinen Fingern, die sich zusammenkrampfen, und preßt und preßt das warme Blut heraus, Tropfen für Tropfen.

— Und niemand weiß es noch, als die da draußen und der Mond. —

— — — — — — — — — — — —

„Hörst du, Alte, da schlagen die Ruder? — Hu — —!“

Die schüttelt nur den Kopf und geht und schließt die Fensterläden und legt ein neues Scheit auf. Da kommt die Dunkelheit ganz hervor, kriecht aber, aufgeschreckt vom Herdfeuer, immer wieder in die Ecken zurück.

„Gleich — jetzt legen sie an. — Es will herein, hörst du, was ich dir sage?“ Damit will sie sich mit den Händen festkrallen in dem Unfaßbaren.

„Es will herein — zu mir. Und ich — ha, ha, ha — ich kauere am warmen Feuer. — — Oh, hu, es ist kalt und starr und bleich — oh, so bleich! — — — Hast du schon mal in ein bleiches Gesicht gesehen, in ein lebloses Gesicht, das gern noch leben möchte? — Geh, Alte, du lügst, ein solch totes, bittendes Gesicht hast du

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

noch nicht gesehen; dann würdest du längst aufgemacht haben. — Geh!" und sie stößt sie von sich. „Geh — Er klopft sich die Finger wund; sein lieber Mund tut ihm ja weh. — — —

Hörst du es wieder?"

Die Alte schüttelt nur den Kopf. Sie will zur Tür.

„Ich hab ihn geliebt. Ich höre ihn!"

Das junge Weib schrickt auf und steht in der Mitte des Zimmers.

Fest pocht es jetzt mit harter Faust.

Der Schlüssel knarrt im Schloß.

Das Mondlicht sprengt die Tür weit auseinander. Es ist bereits mit dem alten Seemann durch den kurzen, schmalen Vorgang durchgeeilt und fällt mit hellem Streif in die Stube zu Füßen des Weibes, das aufgerichtet steht und hinausspäht und horcht über das weite, silbergleißende Meer mit seinem glockenreinen Singen: Bin so weit und so hehr und so still!

Von daher kommt es heran — das Grauen.

Vier Männer haben es auf den Schultern.

Sie gehen Schritt um Schritt, fest, gerade auf das Haus zu. Den Kopf halten sie geneigt und umfassen mit dem Arm den Griff der schwarzen Bahre.

Das Mondlicht fällt darauf — auf den schwarzen Kopf, auf sein blasses Gesicht.

Das junge Weib steht da und zittert nicht und hält die Arme nicht zur Abwehr vor.

Gesicht und Meer und Mondlicht werden eins in ihrem starren Auge.

Jetzt gehen die vier mit ihm die kurze Höhe hinan zum Eingang. Sie halten still und setzen schweigend ab. —

Aus der Stube horcht die Stille mit scheuen Ohren hinaus. Und reißt den Mund weit auf, und Riesenaugen öffnen sich vor dem Grauen. —

Zwei greifen mit steifen Armen an, und vor dem Weibe senken still sie ihre stumme Last.

Da wirft es sich schon über das Entsetzen.

Hände greifen nach dem kalten Angesicht:

„Laß mich leben, daß ich das Meer von jetzt ab für dich tödlich hasse!"

Neue Bücher.

Der Verkehr. Jahrbuch des Deutschen Werkbundes 1914. (Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.)

Die unermeßlich hohe kulturelle Bedeutung des Deutschen Werkbundes geht wohl am deutlichsten aus der Tatsache hervor, daß der Bund bereits im siebenten Jahre seines Bestehens eine so gewaltige Veranstaltung wie die Kölner Ausstellung erfolgreich durchführt. Ueber seine Tätigkeit und seine Ziele unterrichtet fortlaufend das Jahrbuch. Das letzte gilt — wie sein Sondertitel „Der Verkehr" besagt — im Wesentlichen der Gesamtkultur, Technik und Aesthetik der Straßen, des Bahnhofs, der Fahrzeuge und Beförderungsmittel aller Art und ihrer Raumkunst, und des Münzen- und Briefmarkenwesens. Fachmänner und Künstler von Ruf, wie z. B. Peter Behrens, Karl Scheffler und Bruno Paul, behandeln diese Themata in fesselnden, auch den Laien sehr anziehenden Aufsätzen. 122 ganzseitige Abbildungen bieten eine äußerst wirksame Unterstützung des Textes. Das Buch ist eine wertvolle Ergänzung der Tätigkeit des Werkbundes und ist geeignet, viel zur Erziehung weitester Kreise für eine Veredelung und Durchgeistigung der Industrie und des Kunstgewerbes und für eine größre Empfänglichkeit für technische Schönheiten beizutragen. W. B.

Felix Lorenz, „Mich brennt's an meinen Reiseschuh'n". Verlag Carl Reißner, Dresden.

Die fast überreichliche Reiseliteratur dieser Tage scheidet sich deutlich in zwei grundverschiedene Gruppen. Die eine, essayistische, sucht jede Impression künstlerisch zu umreißen, wobei ihre Bilder zuweilen zurechtgemacht und mit Bonmots überstark gewürzt erscheinen. Das beste Buch dieses Stiles ist wohl Emil Ludwigs „Reise nach Afrika". Gerade ihm fehlt aber am meisten jene Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit, die alle Reisebücher der andern Gruppe auszeichnet, zu der auch diese Lorenzsche Sammlung bunter Reiseeindrücke gehört.

Felix Lorenz, der Dichter der „Kühlen Wälder" hat eine Eichendorffsche Verszeile zum Titel gewählt. Nach der Lektüre seines Buches darf man ihm bestätigen, daß diese Wahl keine Vermessenheit war. Etwas von der schlichten Echtheit Eichendorffscher Natur- und Weltbetrachtung ist hier lebendig. Es herrscht ein anspruchsloser Plauderton voller Geist, doch ohne Geistreichelei. Eine durchaus

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

originelle Persönlichkeit spiegelt Geschautes und Erlebtes wider, ohne es besonders aufzuputzen. Die Unmittelbarkeit ist so stark, daß man oft selbst den Verfasser durch nahe und ferne Lande streifen sieht, mit offenen Sinnen, den riesigen Schlapphut übers Gesicht gestülpt und jeder Stimmung andächtig hingegeben. Wo nur irgendein gastlicher Keller, ein Weingärtlein und ein schummrige Osteria winkt, da kehrt er ein zu lustiger Gesellschaft. Er hat stets ein klares Auge für alle Schönheiten, alle Eigentümlichkeiten; und ein reicher Bildungsschatz verleiht ihm inneren Zusammenhang mit dem Geschauten. Seine Art, die Dinge zu sehen, ist gar oft recht humorig; aber er fällt niemals dem Leser als „beliebter Humorist" lästig. Was den eigenen Wert dieses Buches ausmacht, ist seine auf Stärke beruhende Bescheidenheit. Lorenz proklamiert nicht auf jeder Seite snobistisch die Originalität seiner Anschauungsweise — und erzeugt doch den Eindruck einer völlig selbständigen Persönlichkeit.

Dr. C. F. W. Behl.

Kaspar Ludwig Merkle: Der Gutsbesitzer von Holderau. Roman. (Albert Langen Verlag, München.)

Rudolf Trappentreu, Gutsbesitzer und Dichtungsbeflissener, gehört zu denen, die des Lebens nicht Herr werden. Er bringt es in ihm nicht vorwärts; seine Anlage wird die Ursache der Umstände, die ihn schließlich niederzwingen. Aeußerer und innerer Niedergang verknüpfen sich. Mit seiner Scholle, auf der er mit einem verkommenen Knecht und einer idiotischen Magd wirtschaftet, gerät er je länger je mehr in Schulden; mit seinem Sinniarertum und einem immer tiefer fressenden Ueberzeugtsein seiner Minderwertigkeit dahin, sich von allen andern mehr und mehr abzuschließen. Durch widrige Naturgesetze fühlt er den Willen zum Glück in sich gebrochen. Da kommt tröstende Liebe, in Gestalt der Tochter seines Hauptgläubigers. Aber auch sie kann nicht befreiend wirken. Mathilde Fleringer muß eine Zwangsehe eingehen, und da sie als die Frau des andern dem Geliebten sich selbst nicht nur gibt, sondern ihm auch ein äußeres Glück schaffen will, heftet sich an diese Liebe die Gemeinheit: Rudolfs wirtschaftlichen Niedergang aufzuhalten, müssen die Mittel des Hintergangenen helfen. Rudolf ekelt es dessen, aber er besitzt bereits seit langem nicht mehr die Kraft, seine Regungen in Taten umzusetzen. Die Entdeckung des Ehebruchs treibt ihn schließlich zur Flucht, auf der er konsequent durch Selbstmord, dem er sich schon vorher zugetrieben gefühlt hat, endet. — Das Buch wird am besten als Studie einer empfindsamen, brüchigen, gleichgültig und endlich steuerlos werdenden Natur betrachtet. Als solche zeugt es von einer psychologischen Begabung seines Verfassers. Das ewige Hin und Her in diesem Menschen, den es vom Pflug zum Dichten und von da wieder zum Pflug treibt, der nicht weiß, wo er zu stehen hat, der nie — bis auf den Schluß — mit sich zum richtigen Ende kommt, der immer anders will als er handelt, und der das alles in sich übersieht und die „grausigen Naturgesetze" dafür anklagt, ist zu einem Stück niederdrückenden Lebens geworden. Als „Roman", wie der Verfasser selbst sein Buch bezeichnet, ermangelt es dagegen der Durchführung der Nebenmotive. —

Ludwig Krähe † (Berlin).

Die Cigarette. Ein Raucherbrevier, zusammengestelt von F. W. Koebner. Alliance Buchdruckerei und Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin.)

Man muß schon das verpönte Wort entzückend anwenden, um das zutreffende Werturteil dieses Büchleins auszusprechen. Lauter hervorragende und sehr sachverständige Autoren und Autorinnen haben den eigenartig süßen, sinnlich und schöpferisch anregenden Genuß der Cigarette feuilletonistisch und novellistisch wiederzugeben versucht und über die gesellschaftlichen und kunstgewerblichen Momente des Cigarettenrauchens mit erlesenem Geschmack geplaudert. Es gehört schon ein raffiniertes Genießertalent dazu, eine Abhandlung wie Alexander Moszkowski's „Meine Geliebte" zu schreiben, oder ein so phantastisches Capriccio wie „Haschisch" von Hanns Heinz Ewers. Die Lektüre dieses überreich geistvollen, fesselnden Büchleins und die vielen ungemein pikanten Illustrationen stellen eine ausgezeichnete Schule für die höchst aparten, mannigfachen ästhetischen Reize des Cigarettenrauchens dar, und ich möchte am liebsten jedem Freunde der Cigarette dies köstliche Raucherbrevier in die Hand drücken.

W. B.

Herausgeber: Dr. Heinrich Bigenstein und Dr. Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Wilhelm Bolze, Charlottenburg, Friedbergstr. 18. — Verlag: Die Gegenwart G. m. b. H., Berlin W. 15, Meinekestr. 25. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rauch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gegenwart

Nr. 35 **Berlin, den 29. August 1914** **43. Jahrgang Band 86.**

Das ohnmächtige England.

Und als das Schreckensjahr 1914 gekommen war, siehe, da zeigte Europens vielbewunderte Kultur ihr wahres Antlitz. Es ist nicht wahr, daß sich so allgemein, wie wir es zu glauben schon gewohnt waren, die Menschheit hinauf entwickelt hat. Naiver Selbstbetrug, zu wähnen, daß überall, wo starke, zivilisierte Völker wohnen, wenigstens ein bescheidenes Mindestmaß an Anstand allmählich selbstverständliche Richtschnur alles volkstümlichen Handelns geworden. Das vielgepriesene und sich stets selbstpreisende Europa zeigt sein wahres Gesicht, und mit Schrecken erkennen wir, daß gemeinste Raub- und Wegelagererinstinkte noch heute den größten Teil der zivilisierten Menschheit beherrschen, wie es auf der niedersten Stufe der Entwicklung die Geschichte der Völker nicht schlimmer gewesen.

Haben wir ein Recht, uns Deutsche hiervon auszunehmen? Unbedingt. Auch wenn wir unsere moralische Position von heute noch so sehr durch die Lupe strenger Selbstkritik betrachten: Wir sind von allen Großstaaten Europas der einzige, dem selbst die böswilligsten Feinde eine räuberische Tendenz in dem gewaltigen Kampf, der heute die Völker Europas durcheinanderschüttelt, nicht nachsagen können. Militärisch mögen wir durch die Gesetze der Strategie und durch die Not der Stunde bestimmt, heute so offensiv wie nur möglich vorgehen. Die moralische Tendenz unseres Kampfes steht aber hell und klar, wie es einem wahren Kulturvolk nicht anders geziemt, als eine rein defensive dar.

Es ist vielleicht ein Fehler Deutschlands gewesen, daß es in einer Zeit, die noch immer die Diplomatie als die hohe Kunst möglichst raffinierter Hinterlist auffaßt, so etwas wie Anstand und Offenheit auf dem Gebiet der Auslandspolitik einzuführen versuchte. Wenn man, wie das in der internationalen Politik vorläufig Europäersitte zu sein scheint, als Geschäftsträger seines Landes mit lauter mehr oder minder abgefeimten Spitzbuben zu Tische sitzt, wäre es vielleicht doch für uns lukrativer gewesen, wenigstens als beglaubigter Geschäftsträger im Ausland deutscher Art zu entsagen und sich nach Möglichkeit auf das niedrige Niveau des Herrn Grey und Konsorten einzustellen.

Aber wenn hier ein Vorwurf gegen unsere Auslandsvertretung zu erheben ist, so ist es der, daß wir viel zu anständig waren. Ein Luxus, der uns vielleicht teuer zu stehen kommt? Abwarten! Hinter diesem deutschen Anstand, den man in London heute höhnisch als echte deutsche Sentimentalität belächelt, steht die Macht unseres Schwertes, und, wie es die Haltung des deutschen Volkes schon im Anfangsstadium des Weltkrieges bewiesen, eine sittliche Stärke, die ihre Kraft aus derselben Quelle schöpft, aus der gewisse, bei nüchterner Betrachtung nicht wegzuleugnende Kunstfehler unserer Auslandsvertreter entsprossen sein mögen.

Nur scheinbar steht England, das heute eine Welt von Feinden gegen seinen Handelskonkurrenten mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln mobil gemacht hat, als besonders mächtig da. Diese Macht zeigt gerade bei dieser Gelegenheit alle Merkmale der Dekadenz. Wie schwach, wie hilflos muß sich diese angebliche Weltmacht fühlen, wenn sie, um mit dem einen Deutschland fertig zu werden, die halbe Welt um Hülfe angeht. Wie bis ins Mark faul ist eine Nation, die des primitivsten Rasseempfindens bar, die gelbe Meute

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegen die eigene Rasse hetzt. Sich selbst feig verkriechen, neben eignen, innerlich gänzlich unbeteiligten Söldnerscharen nur Fremdvolk den Kampf ausfechten lassen, vor dem man sich selbst vorsichtig drückt. Der Gipfel diplomatischer Finesse? Mag sein. Aber eine diplomatische Finesse, die nur aus der Not eigner Unzulänglichkeit eine Tugend macht und gleichzeitig ein nicht mehr gutzumachendes Geständnis eigner Ohnmacht ist.

Für dies widernatürliche Bündnis, das kurzsichtig bis zum Selbstmord weder nach den Gefahren eines wachsenden Zarismus, noch nach der den eignen Machtbestand bedrohenden Gefahr der gelben Rasse fragt, gibt es nur eine Erklärung: der Engländer traut weder seiner Sache, die ja nichts weiter als bloßer Konkurrenzneid ist, noch seiner eignen Wehrmacht. Das englische Volk befindet sich in der Dekadenz. Das ist das einzig Feststehende, was sich schon jetzt als sichere Tatsache herausgeschält hat, was weder durch Sieg noch durch Niederlagen widerlegt werden kann. Und wenn Deutschland — was Gott sei Dank mit jedem Tage unwahrscheinlicher wird — auch der Ueberzahl seiner Feinde vielleicht nicht immer Herr werden sollte, die hoffnungslose Dekadenz des Briten ist erwiesen. Weil er sich dem friedlichen Wettbewerb des gesünderen Deutschland nicht mehr gewachsen fühlte, verfiel der Brite auf den wahnwitzigen Gedanken dieses Krieges. Weil er sich dem Kriege ebenso wenig gewachsen fühlt wie dem friedlichen Wettbewerb, hetzt er nach echter Dekadenten Art für das zukünftige blind, Slaven und Gelbe gegen dasselbe Europa, mit dessen Fall einst auch sein Ende gekommen sein würde.

Der Krieg als „Volksbelustigung".

Von

Ernst Riemann.

Wenn etwas schon lange, ehe die Siegesbotschaften von Lüttich, Metz und Namur eintrafen, uns Deutsche mit stillem und gerechtem Stolz erfüllen konnte, so war es die schlichte Selbstverständlichkeit, mit der gleich in der ersten Stunde der Mobilmachung jeder Parteihader, jede berechtigte und unberechtigte Kritik an unserer Auslandspolitik, jeder Klassen- und Gesellschaftsunterschied vor dem Wort: „Das Vaterland ist in Gefahr" zu nichts zerstieb.

Und wir haben es bei Beginn dieses Krieges mit freudiger Ueberraschung erlebt: Es ist nicht wahr, daß die glühende Vaterlandsliebe, die unsere Väter beseelte, irgendwie im Abnehmen begriffen war: Es ist Gott sei Dank unbegründeter Pessimismus gewesen, wenn mehr oder minder ehrliche Bußprediger an dem gesunden Empfinden der heute herrschenden Generation immer lauter zweifeln zu müssen und aus dem nicht wegzuleugnenden Luxusbedürfnis unserer Zeit griesgrämig eine allgemeine Verweichlichung auch des deutschen Volkes ableiten zu dürfen glaubten.

Der überraschend steigende Volkswohlstand, den wir unserem mächtigen, vom scheelsüchtigen Briten so beneideten wirtschaftlichen Aufschwung verdanken, hat uns nicht im mindesten zu entkräften vermocht. Gibt es einen überzeugenderen Beweis für Alldeutschlands physische und sittliche Gesundheit als diese Tatsache, daß alle Verfeinerung unseres äußeren Lebens, alles Wachsen unserer Ansprüche, ja selbst ein gewisses, in bestimmten aber nicht kleinen Kreisen herrschendes Wohlleben unserer Volkskraft nichts anhaben konnte?

Und noch eins ward in diesen ernsten Mobilmachungstagen allen noch in Deutschland weilenden Ausländern wie ein Wunder offenbar: Die würdige Haltung des Deutschen, der sich selbst durch das Uebermaß der Perfidie, das ihm jeden Tag eine neue Kriegserklärung bescheerte, sich zu keinem Ausbruch blinder Volkswut, ja kaum zu einem Uebergriff hinreißen ließ.

Von würdiger Gefaßtheit daheim, im Felde vor dem Feinde von sich selbst aufopfernder Tapferkeit bis in den Tod hinein — so zeigt sich nun des Deutschen Art, wenn man die weitaus überwiegende Mehrzahl seiner Bewohner betrachtet. Es hat wahrlich etwas Heldenhaftes im allergrößten Stil, wie der waffenfähige Teil dieses Volkes fast lächelnd in den Tod für das Vaterland geht, hat etwas

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Imponierendes, wie im Innern dieses heute von Riesengefahren umdräuten Landes der nicht waffenfähige oder noch nicht einberufene Teil der Krieger in treuem Gewerbefleiß pflichttreu und unentwegt seiner Arbeit nachgeht wie mitten im Frieden. Aber gerade weil dem so ist, muß einmal von jener Minderheit gesprochen werden, die sich durch das zwingende Beispiel nicht davon zurückhalten läßt, in Kriegs- wie in Friedenszeiten dem Müßiggang bequem ererbten Besitzes lebend, diesen fürchterlichsten aller Krieger zu einer Art Gesellschaftsbelustigung herabzudrücken.

Ob es auch draußen im Reich diese Sippe gibt? Ich weiß es nicht. Aber in Berlin W macht sie sich breit, daß man wirklich dreinschlagen möchte. In den Mobilmachungstagen mochte es noch hingehen. Erst wenn Schlachten geschlagen werden, erst wenn für unsere bequeme Sicherheit in der Heimat das Blut unserer Brüder zu fließen beginnt, zeigt der Krieg sein unerbittlich ehern Gesicht. Aber jetzt sind diese Schlachten im Gange, jetzt sterben täglich, ja stündlich Tausende für uns, und da gibt es am Berliner Kurfürstendamm und Umgebung noch immer große Modenschau. „Der Krieg als neueste Modesensation . . .“ Man kann es nicht anders nennen.

Jeder Berliner kennt die Sorte, die dem Berliner Kurfürstendamm sein Gepräge gibt.

Die Damen — nicht etwa demimonde. Sondern reicher Industrie- und Kaufmannsstand in Idealkonkurrenz mit dekadentem Adel — auch noch in dieser Zeit mit aufdringlich protzigem Brillantenbehang, in Schlitz- und Hosenröcken. — Die (natürlich kampfunfähigen) Jünglinge mit Monocle und durchbrochenen Seidenstrümpfen — so nimmt das schwatzend und lärmend an unseren Kämpfen und Opfern teil und verspeist, die gegenseitige Aufmachung bewundernd, die allabendliche Verlustliste, wie man es zur holden Friedenszeit als sogenannte Premièrentiger mit ernster Dichterarbeit oft ähnlich gemacht.

Wie gesagt: Das deutsche Volk als solches zeigt sicher von allen kriegführenden Völkern heute das weitaus würdigste Gesicht. Aber gerade weil dem so ist, haben wir das Recht, uns diesen aufgeputzten, geschäftig aufdringlichen Müßiggang zu verbitten. Im Frieden mag das alles zur Totalität der Großstadterscheinungen gehören. Aber die Tage, die wir jetzt erleben, heischen schon aus Gründen des Taktes und der Herzensbildung eine gewisse Einfachheit und Schlichtheit des Auftretens.

Wie muß einer Frau oder einer Schwester, die eben draußen auf den Feldern des Völkerringens ihr Liebstes hingeben mußte, zumute sein, wenn sie diese pompösen, festlich erleuchteten Musikcafés sieht, die von dieser Gesellschaft „Kriegsbegeisterter“ allabendlich gefüllt werden? Und wie werden unsere heiligen patriotischen Weisen zur Blasphemie, wenn sie, wie das jetzt täglich im „feinsten“ Viertel von Berlin geschieht, vor einer geputzten, schäkernden, allerhand Café- und Konditoreifinessen schlürfenden Menge zu Tode gehetzt werden . . . !

Die Belgier.

Von

Julius Bab.

Die Belgier sind heute in aller Deutschen Munde, und fast überall klingt Haß und Grauen, mindestens aber angstvolles Staunen aus der Stimme, die diesen Namen nennt. Mit zureichendem Grunde. — Mag man auch ein gehörig Teil als vom Fieber der Kriegsgerüchte erzeugt in Abzug bringen, es bleibt eine schreckliche Summe völlig verbürgter Greueltaten: Morde an Frauen und Aerzten, Verstümmelungen Verwundeter und Waffenloser, Schüsse aus dem Busch und von den Dächern, Messerattentate — Greuel über Greuel von belgischen Bauern und Städtern geübt — nicht nur gegen die einrückenden deutschen Truppen, nicht nur gegen ihre unbewaffneten Geleiter, nein, schon vorher gegen die deutschen Reisenden, ja gegen Staatsdeutsche, die seit Jahrzehnten in belgischen Städten lebten und arbeiteten. Eine wahre Tollwut, die ein ganzes Volk ergriffen hat!

Von eben diesem Volke sprach ich an dieser

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Stelle vor genau zwei Jahren unter dem Eindruck einer Reise durch Belgien in höchst positivem Sinn. Die Regsamkeit aller Sinne, die hier am Kreuzpunkt germanischen und romanischen Wesens gewaltige und unerhört verschiedene Kulturwerke geschaffen hat, rühmte ich; jene phantastische Sinnlichkeit, jene enthusiastische Realität, die von den Kreuzfahrern zu den Bürgern von Brügge, von Rubens zu Meunier kam, schien mir höchst bewunderungswert. Und angesichts dieser großen Kulturschöpfungen, die bestehen, wie sie bestanden, kann die positive Qualität des belgischen Menschenschlages so wenig in Frage gestellt werden, wie die rasende Barbarei, die sich jetzt in ihm offenbart hat. Für jeden aber, den die Seele der Menschen und Völker interessiert, ist mit diesem Widerspruch ein beunruhigend schweres Problem gesetzt.

An sich sind wir ja durchaus nicht geneigt, den Kampf, den ein Volk um seine Existenz führt, auch mit unorganisierten, greuelvollen Mitteln führt, moralisch zu verdammen. Der Guerillakrieg der Spanier und dann der Russen gegen Napoleon wird bei uns meist in rühmendem Ton geschildert, obwohl seine Mittel kaum edler als die belgischen gewesen sein dürften; und bei uns rief Heinrich von Kleist, der edelste und gewaltigste Wortführer des Volkskrieges, jede Art von Totschlag und selbst die Lüge als legitim aus im Kampfe wider die Unterdrücker. Wider die Unterdrücker — da liegt es! Was uns diese Volkskriege trotz aller „Unmenschlichkeit" begreiflich und in irgendeinem Sinne selbst schön macht, das ist, daß sie Reaktion auf jahrelange Unterdrückung, Verzweiflungsakte einer in Frage gestellten nationalen Existenz waren. Hiervon trifft aber nichts für Belgien zu: Den Belgiern war bisher von keinem Deutschen ein Leid geschehen, die Regierung hatte ausdrücklich versichert, daß sie weder das Territorium noch die politische Selbständigkeit des Königreichs antasten wolle. Einzig der Durchmarsch deutscher Truppen nach Frankreich war verlangt und dann erzwungen worden. Zugegeben, daß dies ein notgedrungener Völkerrechtsbruch war, der den nationalen Stolz einer Bevölkerung kränken kann — dies ist doch kein Leid und keine Bedrohung, die zu solchem Ausbruch mörderischer Raserei in irgendeinem Verhältnis steht, sie rechtfertigen oder auch nur erklären könnte.

Ebensowenig wird man das Geschehene mit einem langangesammelten Rassenhaß, der nur zur zufälligen Auslösung kam, erklären dürfen: In der Flämischen Bevölkerung ist beinahe reindeutsches Blut, in der wallonischen doch starke Mischung. Und wenn man auch zugibt, daß französische Gesinnung durch das große Mittel der offiziellen Sprache, die französisch ist, weite Kreise beherrscht — so darf doch andererseits nicht vergessen werden, daß die besten Belgier, wie Verhaeren (dessen germanischen Namen der Franzose kaum aussprechen kann), stets auch ihren Anteil an germanischem Blut gefühlt und betont haben. Deutsche Arbeit hat die jüngste Phase in Antwerpens wirtschaftlichem Aufschwung sehr wesentlich mitgeschaffen, deutsche Gäste füllten (fast mehr als einheimische) die belgischen Bäder — es gab keinen Rassenhaß, und nicht einmal (wie in England) ein ausgeprägtes wirtschaftliches Konkurrenzgefühl.

Was also löste, wenn nicht politische Not und Blutshaß, die mörderische Wildheit dieser Menschen, die so lange in tiefstem Frieden gelebt hatten, aus? Ich denke: gerade daß sie bisher im tiefsten Frieden gelebt hatten! Ein Volk, das seit fast hundert Jahren keinen Krieg gekannt hat, das ohne spürbare Militärlasten in größter Ruhe, zu einem ungewöhnlich großen Teil sogar in behaglichem Wohlstand hinlebt — wird von dem bloßen Worte „Krieg" ganz anders getroffen, verwirrt, verwildert, als andere Völker, die zum mindesten in der älteren Generation noch Kriege erlebt haben und die dauernde starke Rüstungen, mit dem Gedanken eines Krieges vertraut machen. Die unfaßliche Fremdheit, mit der das Wort „Krieg" in die Ohren der Belgier drang, erklärt grade den Nervenchok, die wüste Panik, die ausgelöst wurde, und die die Riegel von allen brutalen, wilden Instinkten des belgischen Blutes löste.

Nun bleibt freilich noch das Problem, warum der so begriffene Anstoß so mörderische Kraftäußerungen auslöste. An sich wären

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

leidende Verzweiflung, selbst resignierter Spott, ebenso wahrscheinliche Entladungen des Nervenchoks wie Wut und Gewalttat. Zu diesem psychologischen Produkt gehört nun außer dem Stoß als zweiter Faktor noch das Objekt, der Menschenschlag, den er trifft! Und gerade hier löst sich das Problem, zeigt sich die gemeinsame Wurzel von belgischer Kultur und belgischer Barbarei: es ist die Fülle, die Ueberfülle heißen Blutes, kompakter Sinnlichkeit in diesen Menschen. Gallische Lebendigkeit ist durch deutsche Wucht verstärkt, deutsche Stärke durch gallischen Elan beschwingt — das ist wie jedes gesteigerte Leben, das fruchtbarste und das furchtbarste zugleich — je nachdem der Geist oder geistlose Wut dieses Material bildet. In den groß geformten Bachanalien des Rubens, den wilden Bauern Brouwers ist der Stoff, der hier so entsetzlich gären kann, deutlich genug zu sehen. Aber wenn jetzt, recht einleuchtend, an die sinnlos brutalen, in bloßer Fleischeswut schwelgenden Verwüstungsszenen erinnert wird, die der Brüsseler Pöbel ganz anlaßlos bei der Einweihung des großen Justizpalastes vornahm, so ist diese Tollblütigkeit doch aus derselben Wurzel, der geistige Gärtnerschaft die edle Vollblütigkeit eines Verhaeren entlockte. Waren es doch schon dieselben flämischen Bürger, die im Mittelalter besonders greuelvolle Bürgerkriege kämpften — und dabei so hinreißend edle, reine, große Werke erbauten, wie den Bellfried von Brügge. — Ich glaube nicht, daß wir unsere Meinung von Wesen und Wert der flämischen Rasse umstoßen müssen. Aber zweierlei ist hier wieder zu lernen. Einmal, daß das Leben, je voller und reicher es sich mischt, auch um so gefährlicher und bedrohlicher ist — und sodann, daß nur der Geist es entscheidet, ob das mächtige Blut Tod oder Leben, Segen oder Grauen wirkt. Als physischer Schrecken den Geist verjagte, wurden die so fruchtbaren Bürger flämischer Kultur zu ebenso furchtbaren Barbaren.

Predigt ans deutsche Volk in Waffen.

Von

Richard Dehmel*).

Deutsche Soldaten, ihr seid wert aller Ahnen;
fühlt euch nur immer noch als Germanen!
Füsilier, wenn du das linke Auge schließt
und mit sichrem Visier in die Feindesrotte schießt,
dann lebt Odin wieder in dir auf,
der einäugige Blitzgott im Sturmwolkenhauf.
Wenn du den Zündfunken abdrückst, Kanonier,
dann gehn Donar und Loki aus von dir
mit dem Donnerhammer und der Feuerlanze.
Kavalleristen, wenn ihr losrast zum Tanze
mit blanken Klingen und schlanken Spießspitzen,
dann sieht man Baldurs sonnstrahlig Wildhaar blitzen,
alle Walküren jach zwischendrein.
Und hinter euern blutspritzenden Reihn,
da wo die barmherzigen Schwestern warten,
walten mitten in Hödirs Todesgarten
Frigga und Freya noch mit reger Geduld
und lebendiger Huld.
Denn es lebt auch noch der reine Krist,
der von Hause aus ein Jude gewesen ist,
der eure Urväter zu sich bekehrte
mit der Friedenspalme wie mit dem Schwerte.
Und es lebt auch die Jungfrau-Mutter-Marie,
und eigentlich aus Welschland stammt die,
und legt ihren opferwilligen Sohn noch heute
immer wieder an unser Herz, liebe Leute.
Ja, die alten Götter leben noch allesamt,
auch der alte Gott, dem Tod wie Leben entstammt,
der Herr der Heerscharen, Einiger Zebaoth,
der grimmige und der gütige Gott.
Also, deutsche Soldaten, und auch du Volk am Herd:
sein wir aller unsrer Ahnen wert!
Amen.

*) Ein Bravo der Berliner „B. z. a. M.", die bei der gegenwärtigen Flut gut gemeinter, aber nicht immer guter patriotischer Lyrik dies ausgereifte Gedicht bringt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Föttinger Transformator.

Von

C. Lund.

Wenn auf den neueren Schiffen unserer Kriegsmarine die Kolbenmaschine auch allgemein von der Dampfturbine verdrängt worden ist, so hat sich die letztere, von wenigen Ausnahmen abgesehen, in der Handelsmarine noch nicht einzubürgern vermocht, weil sich ihrer allgemeinen Verwendung zum Antrieb von Schiffen Schwierigkeiten entgegenstellten, deren Beseitigung der Technik trotz mancherlei Versuche nicht gelingen wollte. Die Dampfturbine arbeitet um so ökonomischer, je höher ihre Umdrehungsgeschwindigkeit ist, während andererseits die Umdrehungszahl des Propellers eine gewisse Grenze nicht überschreiten darf, wenn nicht seine Ausnutzung als Antriebsmittel für das Schiff unökonomisch werden soll. Daher mußte man beim Schiffsantrieb durch Dampfturbinen diese meist langsamer, den Propeller aber schneller laufen lassen als für die Wirkungsweise beider wünschenswert und vorteilhaft erschien. Ein weiterer Nachteil des Turbinenantriebes war der, daß die Turbine nicht umsteuerbar ist, also nicht vom Vorwärts- in den Rückwärtslauf übergehen kann, weshalb für die Rückwärtsbewegung des Schiffes eine besondere Turbinenanlage eingebaut werden mußte. Wohl waren seit Jahren die Techniker unausgesetzt bemüht, ein Uebersetzungsgetriebe, das die Turbinen mit hoher, die Propellerwelle aber mit wesentlich geringerer Umdrehungsgeschwindigkeit laufen zu lassen gestattete, zu konstruieren, doch wollte dies zunächst weder auf mechanischem, noch elektrischem Wege zur Zufriedenheit gelingen.

Seit etwas mehr als Jahresfrist aber ist es gelungen, das Problem zu lösen, und zwar in so praktischer Weise, daß, wie unten gezeigt werden wird, der Sieg der Turbine über die Kolbenmaschine auch für die Handelsmarine in absehbarer Zeit in die Erscheinung treten dürfte. Professor Dr. Föttinger von der technischen Hochschule in Danzig, der bis zu seiner Berufung auf den Lehrstuhl des Polytechnikums als Ingenieur im Dienste der Vulkanwerke in Stettin und Hamburg stand, ist es gelungen, einen Transformator zu konstruieren, durch den es möglich ist, Leistungen bis zu den höchsten Beträgen von einer Motorwelle (in diesem Falle Dampferturbinenwelle) auf eine zweite, als Fortsetzung der Motorwelle zu denkende (in unserm Falle Propellerwelle) stoß- und geräuschlos zu übertragen, ohne daß ein zu großer Energieverlust zu beobachten wäre.

Das Prinzip der Uebertragung beruht auf dem geschickten Ineinanderbau von Pumpen- und Wasserturbinenrädern, in einem mit Wasser gefüllten Gehäuse. Dabei werden die Pumpenräder von der Dampfturbine getrieben, während die Wasserturbinenräder die Propellerwelle antreiben. Diese Kombination ist in den beiden Abteilungen ein und desselben Gehäuses einmal für Vorwärts- und einmal für den Rückwärtsgang der Propellerwelle ausgeführt. Das Umsteuern geschieht in der Weise, daß das Wasser vermittelst geeigneter Steuerschieber aus der Abteilung für Vorwärtsgang in diejenige für Rückwärtsgang geleitet wird. Wie die Praxis ergeben hat, läßt sich die Umsteuerung durch diese Vorrichtung rascher und sicherer als mit irgendeiner andern bisher bekanntgewordenen Maschinerie erreichen. Von größtem Vorteil ist dabei der Umstand, daß beim Manöverieren die Dampfturbine immer in gleichem Sinne weiterläuft und ihre Drehzahl durch automatische Zentrifugalregler dauernd zwischen ganz bestimmte Grenzen gehalten wird.

Bevor man mit Vorschlägen für den Einbau eines Föttinger-Transformators in ein Seeschiff an die Reedereien herantreten konnte, galt es, die Verwendbarkeit desselben für den Schiffsantrieb mit größten Leistungen einwandfrei nachzuweisen. Zu diesem Zwecke konstruierte Föttinger gemeinsam mit der Vulkanwerft in Hamburg einen zur Uebertragung einer Normalleistung von 7800 PS, wie er für einen großen Seedampfer in Frage kam, berechneten Transformator, der umsteuerbar ausgeführt und im Prüffeld der Vulkanwerft einem 14tägigen ununterbrochenen Tag- und Nachtbetrieb unter hoher Belastung (bis zu 10 000 PS) unterworfen wurde. Die während dieser Zeit im Beisein vieler Fachleute mit wissenschaftlicher

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Genauigkeit und Schärfe durchgeführten, sehr eingehenden Versuche und Beobachtungen, ergaben eine außerordentlich ökonomische Ausnutzung des Apparates, nämlich einen Wirkungsgrad bis zu 90 vom Hundert. Ferner wurde festgestellt, daß der Transformator mit absoluter Ruhe, Vibrations- und Geräuschlosigkeit arbeitete, und daß sich die für den Schiffsantrieb so wichtigen Umsteuerungsmanöver mit erstaunlicher Raschheit und Sicherheit vollziehen ließen. Endlich ergaben die Versuche, daß die auftretenden Energieverluste dem Gewinn gegenüber, welchen der hohe Wirkungsgrad der schnellaufenden Turbine und des langsam laufenden Propellers mit sich bringen mußte, wenig ins Gewicht fielen, und daß beim Einbau dieses Transformators in ein Schiff eine wesentliche Kohlenersparnis erzielt werden könne. Diese Ersparnis und die Umsteuerbarkeit blieben jedoch nicht die einzigen Vorteile der neuen Erfindung, sondern ihre Anwendung mußte gegenüber den Anlagen mit direktem Turbinenantrieb auch eine beträchtliche Raum- und Gewichtsersparnis gewährleisten.

Die erste Reederei, die auf diese Erprobung hin einen Versuch mit dem Föttinger Transformator wagte, war die Hamburg-Amerika-Linie, die ihren im Herbst vorigen Jahres von der Vulkanwerft in Stettin gelieferten, für den Seebäderdienst bestimmten Passagier-Schnelldampfer „Königin Luise“ (2163 Br. Registertonnen) mit demselben ausrüsten ließ. Die im Seebäder- und Rivieradienst während des Winters und Frühjahrs in bezug auf den Kohlenverbrauch, ruhigen Gang und die Manöverierfähigkeit gemachten Erfahrungen waren derart günstig, daß die Hapag ihren ebenfalls bei der Vulkanwerft in Auftrag gegebenen Turbinendampfer „Admiral von Tirpitz“, einen Koloß von zirka 22 000 Br. Registertonnen, auch mit Föttinger Transformatoren ausrüsten läßt. Von dem Ausfall dieses zweiten Versuches wird es abhängen, wie schnell sich der Föttinger Transformator die großen Seeschiffe der Zukunft erobern wird.

In seinem am 30. Mai d. J. erstatteten Geschäftsbericht für das Jahr 1913 teilte die Leitung des Vulkan das folgende mit: Der Besitz der Föttinger Transformator-Patente hat sich auch weiterhin als wertvoll erwiesen. Die Inbetriebnahme des für die Hamburg-Amerika-Linie erbauten Passagierdampfers „Königin Luise“ hat zu zeigen Gelegenheit geboten, welche großen Vorteile die Verwendung dieser Erfindung den Reedereien bringt. Die auch den Laien sinnfälligsten Vorzüge des Föttinger Transformators: die leichte Umsteuerbarkeit, und deswegen unerreicht dastehende Manöverierfähigkeit, sowie die Reduzierung der so gefährlichen Turbinenhavarien auf ein Minimum, haben neuerdings die Aufmerksamkeit aller Kriegsmarinen auf den neuen Transformator gelenkt und zum Abschluß von Lizenzverträgen in fast allen Großstaaten geführt, denen zufolge der Transformator in den Marinen dieser Staten Verwendung findet. — Von deutschen im Bau befindlichen Kriegsschiffen erhalten den Föttinger Transformator der kleine Kreuzer „Ersatz Gefion“, die neue Kaiserliche Jacht „Ersatz Hohenzollern“, sowie eine Anzahl Hochseetorpedoboote, die zurzeit in Stettin auf den Helgen liegen. Außerdem baut der Vulkan zurzeit Turbinenanlagen nach dem System Dr. Föttinger für drei chinesische und zwei japanische Kreuzer, sowie für mehrere holländische Hochseetorpedoboote. Verhandlungen wegen Lieferung von Turbinenanlagen mit Föttinger Transformatoren werden mit Rußland und andern Staaten geführt und voraussichtlich ebenfalls demnächst zu festen Aufträgen führen.

Parsival und Lohengrin.

Zwei Jugendbücher Gerhart Hauptmanns.

Von

C. F. W. Behl.

Hell und heilig strahlt durch die Jahrhunderte das Gralsmysterium, ein unvergängliches Symbol für das nimmermüde Gottsuchen der Menschenseele. Tiefster Ausdruck des deutschen Mittelalters und sein erhabenstes Vermächtnis bleibt Wolfram von Eschenbachs Parsivalepos, das

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

über einer irdischen Welt verklärten Rittertums den himmlischen Glanz der Gralskrone aufleuchten läßt — jenes höchsten Heiles, das dem irrenden Selbstüberwinder zuteil wird, der in das Weltliche gebannt doch seine Seele Gott bewahrte. Und wiederum ward die Kunst geschlungen in das Religiöse, als vor wenigen Jahrzehnten Richard Wagner seine Lebensarbeit mit dem „letzten und heiligsten" seiner Werke krönte, als der Mythos vom reinen Toren, der durch das Mitleid wissend und höchster Seligkeit teilhaftig wurde, sich neu gebar aus dem Geiste der Musik . . .

Tiefstes Symbol aller Erlösungssehnsucht, schimmert der Gral, unwandelbar, über der gewandelten Welt. Der einst den demütigsten, sehnsüchtigsten Ritter begnadete, nun schenkt er seinen Glanz der fiebernden Inbrunst des armen Hannele Mattern. Unsichtbar, als letztes Geheimnis und Wunder, ist er gegenwärtig in der Kunst Gerhart Hauptmanns, der den Leidens- und Himmelsweg des ewigen Narren und Heiligen zu dichten vermochte, der des armen Heinrichs Erlösung durch die reine Magd neu erschuf aus dem Geiste einer differenzierten Zeit.

Gerhart Hauptmann konnte, als er der Jugend etwas geben wollte, aus dem Tiefsten seines Dichtergeistes heraus, keine Sage finden, inniger verwandt der Seele seiner Kunst als die Geschichte Parsivals und das heilige Wunder des Grals.

Es ist eine große Aufgabe — und würdig eines großen Dichters —, der Jugend die uralten Schätze des Volksgeistes zu vermitteln. Aber sonderbar: wenn man die beiden Bücher gelesen hat, die Hauptmann der Jugend schenkte*), so empfindet man sehr stark, daß gerade ein so eigenwilliger, aus einer inneren Notwendigkeit den erfaßten Stoff umformender Dichter wie Gerhart Hauptmann an dieser Aufgabe scheitern mußte. Es ist ihm nicht gelungen, Jugendbücher zu schaffen. Er hat neue, unerahnte Schönheiten den alten Sagen entlockt, seelische Schätze gehoben — und niemand wird die Bücher ohne tiefste Ergriffenheit lesen. Sie sind — nebenbei — wertvolle Dokumente für das Verständnis der Hauptmannschen Kunst.

Aber man fühlt allzu oft: er hat sich gezwungen, zu den Kindern zu sprechen. Er tut das zuweilen erklärerisch, sozusagen mit erhobenem Zeigefinger. Er müht sich, das, was er zu sagen hat, in eine Kindern gemäße Sprache zu kleiden. Diese Absichtlichkeit zerstört manchmal den Stil, der dort, wo sie fehlt, von einer ergreifenden Einfachheit und Wucht ist — wie etwa in dem Zwiegespräch des strahlenden Schwanenritters Lohengrin mit seinem unerkannten Vater, dem armen Lastträger Parsival, das zu dem herrlichsten der beiden Bücher gehört.

Wundervoll ist es, wie Hauptmann, ganz unbekümmert um Aeußeres der Sachen, um Einzelheiten der Ueberlieferung, die Seele des Gralsmythos vermittelt. Man spürt es auf jeder Seite: ein ganz Eigener hat sich hier des Stoffes bemächtigt. Nur ein großer Dichter vermochte diesen tief deutsamen Parallelismus in dem Erleiden und Erleben Parsivals und Lohengrins zu gestalten. Beide ziehen sie hinaus in die Welt, Unwissende, nur von der triebhaften Sehnsucht nach dem Ewigen erfüllt, die erst irdisches Erlebnis läuternd klärt.

Parsival, der trotzige Knabe, entläuft der Mutter, um sie an den Menschen zu rächen für die unheilbare Wunde, die ein Mann ihr schlug. Haßblind, in kriegerischem Zorn, zieht er dahin; haßblind, bleibt er unberührt von dem heilig-schmerzlichen Gralswunder. Aber die Sehnsucht nach dem Unerkannten wird brennender und jagt ihn vom Hochzeitslager auf — wiederum hinaus in die Welt. So empfängt Blancheflour, Lohengrins Mutter, von Parsifal die unheilbare Wunde, die Herzeleide erlitt von seinem Vater Anfortas. Und als der ruhlos Irrende nach dreißig Jahren heimkehrt, sieht er im Leichenzuge seiner Witwe den silbergepanzerten Sohn, der nur einen Haß in sich trägt — gegen den, der seiner Mutter die Wunde schlug. Wie nun der alte Irrfahrer Parsival sich in jäher Erschütterung allen Rittertums entledigt und, ein Dienender, fortan unter die Niedrigsten mischt, wie er hier seine Seele durch tiefstes Erleiden reinigt und

*) „Parsival" von Gerhart Hauptmann, Ullstein & Co. 1914, „Lohengrin" von Gerhart Hauptmann, Ullstein & Co. 1913.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schließlich unerkannt den strahlenden Helden Lohengrin von seinem Hasse erlöst, indem er ihm seine Sehnsucht und Schicksale offenbart — das ist Hauptmanns ureigenste Schöpfung, eine seltene Verinnerlichung, Vermenschlichung der Parsivalsage. Ueber diesen Kapiteln liegt etwas von dem unvergeßlichen Leuchten der Hanneledichtung und der letzten Szenen des „Michael Kramer". Man bedauert es beinahe, daß im Schlußkapitel des „Parsival" dann die Berufung des neuen Gralshüters in eine allzu didaktische Erläuterung des Symbolischen ausklingt. Aber hier war wieder der Wille zum Jugendbuch nicht glückhaft wirksam.

Lohengrins Schicksale, seine Aufnahme in Salvaterre, seine irdische Sendung und Hinkehr zum Weltlichen, ist von Hauptmann ganz in das Erleben Parsivals verwoben. So erhalten die Geschicke der Gralshelden eine allgemeinere symbolische Gültigkeit. Lohengrin gibt sich, als Gralsbote in die Welt gesandt, wie sein Großvater Anfortas, einer irdischen Liebe hin — und er kehrt (auch dies ist eine sehr tiefe Erfindung Hauptmanns) zurück mit der geheimen Wunde, die ihm die Welt schlagen mußte.

Das Buch von „Lohengrin" ist nicht so ausgeglichen in der Form wie der „Parsival". In dem Streben nach Vermenschlichung ging der Dichter hier manchmal zu weit. Es finden sich gewollte naturalistische Derbheiten, die in den Stil der Sage nicht passen. Die Einführung und groteske Zeichnung der Inquisition, die den geheimnisvollen Schwanenritter verfolgt, mag auch wohl stilistisch anfechtbar sein; aber sie gibt eine gute Kontrastwirkung.

Als Ganzes bedeutet auch der „Lohengrin" eine Vertiefung des Ueberlieferten. Er birgt Schönheiten, die nur ein Hauptmann zu schenken vermag, wie etwa die Berufung des Retters Lohengrin oder die geistig-sinnliche Schilderung des Gralsreiches, oder gar jene herrlichen Worte von dem Geheimnis Salvaterres, die zum Schluß hier stehen mögen: „Wollt ihr wissen, wo Salvaterre ist, so fraget einen Sterbenden, der von seinem letzten Traum erwacht! Fraget das kranke Kind des Lastträgers im Mansardenstübchen, das mit großen, sehnsuchtsvollen Augen in die schwindende Abendröte blickt!"

So danken wir Gerhart Hauptmann zwei echte und reiche Geschenke seines Dichtergeistes — aber zugleich die Erkenntnis, daß man das Schreiben von Jugendbüchern viel eher einem unbedeutenden, schlichten Nacherzähler anvertrauen kann und sollte, als einem schöpferisch-starken Dichter, dem seine Zweckaufgabe auch hier ein mißlicher und störender Zwang sein muß.

Des Kindes Botschaft.

Eine kleine Geschichte aus großer Zeit.

Von

E. E. Lehmann.

Nach den Schlachten von Gravelotte und St. Privat hatte die französische Heeresleitung kleinere Trupps ihrer Leute für halbe Tage auf Urlaub entlassen. Man nahm französischerseits an, daß die Deutschen nach ihren schweren Verlusten an Mannschaft in den beiden letztvorhergehenden Schlachten nicht leicht zu einem neuen Hauptschlage ausholen würden. Besonders der Teil der Leute, die in der Nähe der französischen Stellungen ihr Heim hatten, gewährte man die Freude, auf kurze Zeit die Ihrigen zu besuchen. Auch Hauptmann Maurice befand sich darunter. Seine Familie wohnte nur wenige Kilometer entfernt vom französischen Heerlager.

Wie seine junge Frau jubelte, als sie den Heißgeliebten unversehrt nach Monaten wieder in ihre Arme schließen konnte! Und erst die Kinder: Die kleine Louison kletterte, sobald der Papa nur erst Platz genommen, hastig auf seinen Schoß; sprachlos küßte sie ihn und umschlang dabei mit ihren Aermchen seinen Hals. Dann musterte sie mit ihren großen, dunkelbraunen, träumerischen Augen den Zurückgekehrten von Kopf zu Fuß, befühlte mit ihren kleinen Händchen die Knöpfe seines Waffenrocks und lehnte mit einem leisen Seufzer ihr liebes rundes Lockenköpfchen gegen des Vaters

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Brust. Der kleine Robert kramte unterdessen schnell seine Spielschachtel mit Zinnsoldaten hervor, lief damit zu dem Hauptmann und sagte, ihn mit seinen kleinen kräftigen Händchen an den Hosen zerrend: „Komm Papa, jetzt mußt du mit mir spielen. Soldat wollen wir spielen! Und dann, wenn du fortgehst in den Krieg gegen die Preußen, dann gehe ich mit dir und meine Soldaten auch!"

„Du mit mir gehen, Robert, was wolltest du denn bei mir?"

„Ich will fechten mit dir gegen diese verdammten Preußen!" erwiderte der kleine Mann, und dabei sprühte Stolz und Mut aus den großen Kinderaugen. Die kleine Louison hob ihr Köpfchen von des Vaters Schulter und küßte ihn voll Inbrunst: „Du lieber Papa, du lieber, einz'ger Papa!" sagte das Kind voller Zärtlichkeit.

„Geh jetzt fort!" befahl der kleine Robert dem Schwesterchen, „ich muß mit dem Papa Soldat spielen, damit ich gegen die Preußen fechten kann!" „Ihr müßt den Papa nicht so quälen," fiel ihre Mutter ein. „Louison, komm hier her an den Tisch; sei ein gutes Kind und iß deine Suppe, Louison!" Gehorsam kletterte die Kleine von ihres Vaters Knie und setzte sich an den Tisch zum Essen nieder. Unterdessen schickte sich Hauptmann Maurice an, mit seinem krausköpfigen Buben, welcher ihm wie aus dem Gesicht geschnitten war, die Zinnsoldaten aufzustellen. Voller Glückseligkeit glitten die Augen von Frau Maurice über die Gruppe. „Kommt nur erst essen," bat sie liebevoll ihren Mann, „du hast doch noch etwas Zeit?" „Nicht mehr gar zu lange; etwa eine Stunde, dann muß ich ins Lager zurück."

Die junge Frau seufzte. „Ganz braun bist du mir gebrannt," sagte sie lächelnd.

„Papa," fiel der kleine Robert ins Wort, während er plötzlich im Essen innehielt, „ist es wahr, daß die Preußen alle schwarze Teufel sind?" Der Hauptmann lachte gut gelaunt: „Wer hat dir denn das gesagt, Junge?" „Die alte Madelaine, du weißt schon, Papa, dieselbe, die da drüben in dem kleinen Hause wohnt, sagte es; und die Preußen fressen die kleinen Kinder!"

„Die alte Madelaine ist eine dumme Gans", erwiderte ärgerlich der Hauptmann. „Laßt euch nichts weismachen, Robert, die Preußen essen keine kleinen Kinder und schwarze Teufel sind sie auch nicht. Sie haben bei sich zu Hause gerade so kleine Jungen und Mädchen wie ihr beide seid, du und Louison, und gewiß, sie lieben ihre Kinder gerade wie euer Papa und eure Mama euch lieben." Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte die kleine Louison. Gar nachdenklich sah sie ein paar Minuten vor sich hin, dann sagte sie: „Wenn die Preußen keine schwarzen Teufel sind und gute kleine Kinder lieb haben, weshalb mußt du denn gegen die Preußen fechten, Papa?"

Der Hauptmann wußte auf diese Frage seines Töchterchens nicht gleich die richtige Antwort zu finden.

„Das vermag ein so kleines Mädchen wie du noch nicht zu begreifen", fiel Frau Maurice ein. „Ihr solltet den Papa nicht so quälen, Kinder", fügte sie in etwas unwilligem Tone hinzu.

„Und ich gehe doch mit dem Papa in den Krieg", rief eifrig der kleine Robert. „Und ich will mit den Preußen fechten!" fuhr er in fast wilder Begeisterung fort. Hauptmann Maurice sagte: „Du Robert? Was will denn ein so kleiner Knirps wie du in einem so großen Krieg?" Er faßte sein Söhnchen voll väterlicher Liebe am Kinn und richtete des Knaben Kopf nach oben, so daß Robert ihm fest ins Auge sehen mußte.

„Oh," versetzte der Knabe mit heiligem Ernst und blickte seinen Papa dabei groß und furchtlos an; „ich gehe mit dir, Papa, und mein Gewehr und meinen Säbel nehme ich auch mit, dich zu beschützen, wenn diese verdammten Preußen dich totschießen wollen!"

„Sprich nicht so töricht," ermahnte ihn die Mutter. Ein tiefer Schauder ergriff die junge Frau schon bei der bloßen Möglichkeit, den geliebten Mann zu verlieren.

Der Bub ließ sich jedoch durch seiner Mutter Worte nicht beirren. „Nicht wahr, mein guter lieber Papa", so bat er schmeichelnd, „du nimmst doch deinen Robert mit dir, wenn du wieder von hier fortgehst?" — „Gewiß, später, mein Junge, wenn du ganz groß und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein Mann geworden", dabei strich der Vater gerührt seinem Söhnchen über den Scheitel.

„Ich will aber gleich mit, ich bin schon ganz groß —"

„Laßt endlich den Papa in Ruhe," befahl jetzt in noch strengerem Tone Frau Maurice. „Du Louison, setz dich jetzt dort in die Ecke. Spiele mit deiner Puppe, und du, Robert, gehst zu deinen Soldaten." „Aber der Papa muß mit mir spielen," wiederholte energisch der kleine Mann. „Na so komm' denn", sagte der Hauptmann, stand vom Tische auf und ging lachend mit seinem Söhnchen zu den Zinnsoldaten.

Unterdessen hatte die kleine Louison ihre Puppe hervorgelangt. Doch nach wenigen Minuten schon hörte sie mit Spielen auf. Die beiden Händchen in ihrem Schoße gefaltet, lauschte sie auf das gespannteste der Unterhaltung zwischen den Eltern. Während ihr Papa von seinen Kriegserlebnissen erzählte, vermochte ihr kleines Köpfchen sich der Gedanken nicht zu entschlagen, daß es unrecht sei, wenn der Papa gegen die Preußen kämpfe, da die Preußen keine schwarzen Teufel seien und nicht, wie die alte Madelaine auf der anderen Seite der Straße behauptete, kleine Kinder äßen; „und dazu sind sie gute Papas und gute Mamas" sprach das Kind leise vor sich hin.

So lange und so angestrengt hatte die Kleine über diese Dinge nachgedacht, daß ihr Köpfchen zuletzt seitwärts sank und sie auf ihrem Sitze einschlief. Bald darauf wurde auch der kleine Robert zu Bette geschickt. Nicht viel später verließ Hauptmann Maurice sein trautes Heim. Tapfer hatte sein geliebtes Weib Kummer und Tränen zurückgedrängt.

„O, komme mir nur heil zurück", seufzte sie; sie legte ihren schönen Kopf gegen seine Schulter und liebkoste und küßte ihren Mann gerade so wie vorher ihre kleine Louison getan hatte. Nur schwer riß Hauptmann Maurice sich los. „Gewiß, ich komme bald zurück, geliebtes Herz", versicherte er sie; „eine innere Stimme sagt mir's, wir werden uns wiedersehen, grüße die Kinder nochmals und nun Adieu."

Noch einen letzten heißen Kuß, dann eilte er davon.

* *
*

Stunden mußten vergangen sein, als die kleine Louison, von Träumen geängstigt, erwachte. Sie hatte in ihren Träumen den geliebten Papa in Gefahr gesehen. Aufgeschreckt von den sie beängstigenden Gebilden ihrer Phantasie, richtete die Kleine in ihrem Bettchen sich auf; sie rieb sich den Schlaf aus den Augen, dann schaute sie sich um. Alles dunkel um sie her. Einige Minuten lag das Kind, ihr Köpfchen auf ihren linken Arm gestützt, nachdenkend da.

„Die Mama muß mich zu Bette gebracht haben", so sprach sie vor sich hin. „Und gewiß, der Papa ist davongegangen, ohne daß er auch nur Adieu gesagt oder mir einen Kuß zum Abschied gab." Sie lauschte. Aus dem Nebenzimmer, dessen Türe zu ihrem eigenen Zimmerchen weit offen stand, hörte man die ruhigen, gleichmäßigen Atemzüge einer Schlafenden; ihre Mama ruhte dort. Neben Louisons eigenem Bettchen stand das Bettchen Roberts; auch dort alles lautlos: nichts als des Brüderchens stilles Atemholen. Louison grübelte vor sich hin. „Es muß schon recht spät sein", meinte sie. Ganz leise schlich das Kind sich auf den Zehenspitzen zum nahen Fenster und schob die weißen Musselinvorhänge bei Seite. Die Straße unten erglänzte im silbernen Lichte des Vollmondes, der eben jetzt hinter einer leichtgrauen Wolke leuchtend hervorschien. Die Wege unten waren wie ausgestorben; nur leise huschelte ein sanfter Wind hin und wieder durch die hohen Pappeln der Allee, die unmittelbar vor Hauptmann Maurices Haustüre aus der kleinen Landstadt in die freie Landschaft, in die Felder hinausführte. Die kleine Louison drückte für einige Augenblicke sinnend ihr Köpfchen gegen die Fensterscheiben. „Oh, ich werde meinen lieben, süßen Papa niemals wiedersehen", klagte das Kind, „und dabei hat er mir nicht einmal Adieu gesagt und auch keinen Kuß zum Abschied gegeben!" Ihr war's, als könne sie ohne einen letzten Kuß ihres Papas nimmer wieder froh werden, ja überhaupt nicht weiter leben. Eine

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Minute zu Minute steigernde Unruhe bemächtigte sich der Kleinen. Ihr Herz fing heftig an zu schlagen; immer heftiger und wilder schlug es bei dem Gedanken, ihren Vater vielleicht auf ewig verloren zu haben. Behutsam öffnete Louison das Fenster. Sie wollte nachschauen, ob jemand auf der Straße sei. Niemand zu sehen, soweit ihr Auge reichte. Plötzlich kam ein heißes Verlangen über Louison, „ich gehe zum Papa", sagte sie halblaut vor sich hin. „Ich muß ihn finden, bevor er wieder gegen die Preußen ficht."

Schnell und behutsam schloß das Kind das Fenster. Dann kleidete sie sich leise an, nahm ihr Hütchen und ihr Mäntelchen von dem Nagel im Zimmer und dazu eine kolorierte Photographie ihres Papas, auf welchem der Hauptmann in Uniform dargestellt war, aus ihrem Schränkchen, dem Bewahrer all ihrer kleinen Kindergeheimnisse. Sorgsam verbarg sie das Bildnis in ihrem Kleidchen unter ihrem Mäntelchen: denn sie hoffte, vermittels des Bildes sich nach ihrem Papa zurechtfragen zu können, im Fall sie ihn nicht gleich treffen sollte. Aus der von ihr sorgsam in ihrem Gedächtnis bewahrten Unterhaltung ihrer Eltern hatte sie erfahren, daß das Regiment ihres Vaters nur wenige Kilometer entfernt von ihrem Heim lag. Auch die Richtung hatte Hauptmann Maurice seiner Gattin beschrieben. Nach dorthin wollte Louison sich aufmachen. Mit ängstlicher Vorsicht schlich sie aus dem Zimmer, die Treppe hinunter zur Haustüre. Der Hausschlüssel steckte im Schloß, Frau Maurice hatte vergessen, wie sie wohl sonst tat, den Schlüssel abzuziehen. Behutsam drehte die kleine Louison den Schlüssel um. Sie mußte sich auf die Zehenspitzen heben, um das Türschloß zu erreichen. Sie öffnete die Tür nach der Straße zu, steckte den Schlüssel in ihre Kleidertasche und ging, die Haustür nur leise anlehnend, ohne sie wieder zu verschließen, auf die Straße in die stille Nacht hinaus. Eilig schritt das Kind vorwärts, immer die Pappelallee entlang, bis es auf freies Feld kam. Keinerlei Angst und Furcht lebte in ihr; ging sie doch zu ihrem einziggeliebten Papa! — Die Kleine war so eine ganze Weile lang fortgegangen, als sie plötzlich Schritte hörte. Vor Angst ertappt zu werden, verbarg das Kind sich in einem Gebüsch zur Seite des Weges, aufmerksam mit ihren scharfen Kinderaugen durch das Buschwerk lauschend. Bald kamen die Tritte näher. Es waren drei Männer in Uniform und siehe da — der eine unter ihnen — wahrhaftig! Das war ja ihres geliebten Papas Figur, das war ja Hauptmann Maurice! Der kleinen Louison wollte das Herz schier vor Freude zerspringen. Jubelnd rannte sie aus dem Gebüsch hervor auf den Mann zu, den sie für ihren Papa hielt.

„Papa, Papa, mein geliebter Papa!" rief das Kind und streckte beide Aermchen nach dem Manne aus. Gleich darauf sah es sich vom Erdboden gehoben in den Armen eines Fremden, dessen angenehme starke Stimme es fragte: „Wer bist du, meine liebe Kleine? Und was tust du denn hier allein, so spät in der Nacht?"

Louison schreckte zurück, denn die Stimme des Mannes war nicht die ihres Vaters. „Aber du bist ja gar nicht der Papa!" rief Louison ängstlich. „Laß mich gehen, laß mich gehen!"

„Deinen Papa suchst du?" fragte der Mann wieder. „Wo ist denn dein Papa? Kann ich dich zu ihm führen, und warum suchst du ihn hier und allein, so spät in der Nacht?"

Zutraulich erzählte Louison, daß ihr Papa den Abend vorher ins Lager zurückgegangen, um gegen die Preußen zu fechten.

„Und in welcher Richtung," fragte der Mann, „wolltest du gehen, um deinen Papa zu finden?" Das Kind erzählte treuherzig, was sie wußte.

„Hast du denn deinen Papa so sehr lieb?" fragte der Fremde, der Louison noch immer in seinen Armen hielt.

„Ach ja, sehr, sehr lieb, und denke dir, er ist fortgegangen, ohne mir auch nur Adieu zu sagen oder einen Kuß zu geben!"

Der fremde Soldat küßte das Kind, dann sage er: „Weißt du was, kleine Louison, geh' du ruhig wieder nach Hause, ich werde den Gruß an deinen Papa bestellen."

„Kennst du denn meinen Papa?" fragte nicht ohne Mißtrauen das Kind. — „Oh, gewiß, ich habe ihn wohl schon gesehen; doch siehst du, im Kriege gibt es so viele

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Menschen zu sehen; könntest du ihn mir nicht näher beschreiben?" — „Oh," meinte eifrig das Kind, „ich habe ein Bild von ihm."

„So zeige es mir oder besser, leihe es mir, damit ich den Papa ganz sicher finde, ich werde das Bild dann deinem Papa für dich zurückgeben."

Eifrig suchte Louison die Photographie des Hauptmanns aus ihrer Tasche hervor.

„Er ist gerade so groß wie du, hier das ist's" sagte sie und drückte dabei einen Kuß auf das Bild. — „Gut, ich will es deinem Papa bringen und ihm sagen, daß ich ihm von seiner kleinen Louison einen Gruß dazu bringen soll."

„Und einen Kuß", sagte das Kind.

„Ja, auch einen Kuß! So küsse mich denn, meine liebe kleine Louison!" Das Kind schlang seine Aermchen um den Hals des Fremden und küßte ihn voller Inbrunst auf den Mund. Darauf legte sie zutraulich ihre Wangen gegen die des Mannes. Sein Gesicht schien feucht. „Aber du weinst ja?" fragte Louison und versuchte dabei dem Fremden in die Augen zu sehen.

„Oh, nicht doch," versetzte der Mann, während er die Tränen der Rührung, die ihm in den dunklen Vollbart gerollt, mit dem Rücken seiner linken Hand abwischte. „Und nun sage mir, meine kleine Louison, wo wohnst du?" Das Kind beschrieb die Richtung in welcher das Haus ihrer Eltern lag.

„Wohl denn," sagte der Fremde voller Liebe, „komm', wir bringen dich erst zu deiner Haustüre, und dann gehe ich, deinen lieben Papa suchen." Das Kind war einverstanden. Nach kaum einer halben Stunde hatte die kleine Gesellschaft — denn des fremden Mannes Begleiter gingen mit ihnen — das Haus erreicht. Der Fremde konnte nicht umhin, die Kleine noch einmal auf seinen Arm zu heben und zu küssen. „Vergiß nur den Papa nicht," ermahnte ihn Louison; „und vor allem sorge dafür, daß die Preußen den Papa nicht töten!" Mit diesen Worten eilte sie zu ihrer Eltern Haus und verschwand gleich darauf in der Haustür. Sie hatte es gut getroffen: Unbemerkt tastete sie sich mit Hilfe des hellen Mondlichtes in ihr Zimmerchen und in ihr Bettchen hinein. Beruhigt in dem Gefühle, daß der Fremde, den sie zuerst für ihren Papa gehalten, sein Versprechen erfüllen würde.

* * *

„Grolmann, das war ein guter Fang!" sagte lachend einer aus der Patrouille zu dem Patrouillenführer, demselben, dem Louison das Bildnis ihres Vaters anvertraut hatte.

„Wieso?" fragte der große starke Mann; dabei hafteten seine Augen an der Haustur, durch welche die Kleine verschwunden war. „Nun," meinte der andere, „jetzt wissen wir doch, wo der Feind steht, denn zweifellos stehen dort, wo das Regiment dieses Hauptmanns Maurice steht, auch noch andere feindliche Regimenter." Grolmann antwortete nicht gleich. Auch er war davon überzeugt, daß die Kleine, ohne es zu wissen, die Stellung des französischen Heeres an ihn, den deutschen Späher, der mit seinen Leuten auf Kundschaft ausgeschickt worden war, verraten hatte. Dennoch sein innerstes Mannesgefühl sträubte sich dagegen, das Vertrauen dieses armen Kindes zu mißbrauchen. Noch immer hörte er Louisons Worte: „Und vor allem sorge nur dafür, daß die Preußen den Papa nicht töten."

Nur zögernden Schrittes machte er mit seinen Leuten Kehrt, nach der Richtung hin, wo, den Mitteilungen Louisons zufolge, das französische Heerlager sein mußte. Außer der von ihm selbst geführten Patrouille war eine Reihe anderer Patrouillen vom deutschen Kommando auf Kundschaft ausgeschickt. Grolmann wünschte sehnsüchtig, daß eine dieser Patrouillen die Stellung der Franzosen aufklären und so ihn selbst der traurigen Pflicht entheben möge, an der Kleinen zum Verräter zu werden. Es dauerte denn auch nicht lange, als die von Grolmann geführte Patrouille auf ihrem Marsch durch die sternenhelle Nacht einer anderen deutschen Patroille begegnete, die von der deutschen Heeresleitung nach einer anderen Richtung ausgeschickt worden war. Sobald die Führer der beiden kleinen Abteilungen das Losungswort gewechselt, kam der Führer der zweiten Patrouille auf Grolmann mit den Worten zu:

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Wir haben den Feind gefunden. Dieses Mal sollen sie uns nicht wieder aus dem Garn!“ Die beiden Männer schüttelten sich die Hände. Grolmann fiel es wie eine Last vom Herzen: Er konnte der kleinen Louison, die sich ihm so rückhaltlos anvertraut, sein Wort halten. — Am anderen Morgen rückten die deutschen Abteilungen gegen die französischen Stellungen vor. Die Deutschen stürmten mit dem Degen in der Hand auf das französische Heerlager ein. Unter den Kämpfenden war auch Grolmann. Er hatte kurz, bevor er zum Gefecht aufbrach, die ihm von der kleinen Louison anvertraute Photographie des Hauptmanns Maurice genau betrachtet, um sich die Züge des Hauptmanns scharf einzuprägen.

„Vielleicht,“ so dachte er bei sich selbst, „bringt mich der Zufall in seine Nähe!“

Bald war Grolmann unter den vordersten Kämpfern. Die Gegner kamen sich näher und näher. Die Franzosen fochten mit wilder Wut. Immer verworrener wurde der Menschenknäuel, immer unerbittlicher von Minute zu Minute das Ringen. An einzelnen Stellen kam es zum Handgemenge. Grolmann hatte sich Schritt für Schritt den Reihen der Feinde genähert, als er plötzlich nur wenige hundert Schritt von sich entfernt Hauptmann Maurice nach dem ihm übergebenen Bilde erkannte. Der Franzose wehrte sich wie ein Löwe; schon hatte er mehrere Deutsche mit seinem Degen niedergemacht. Neben ihm kämpfte einer seiner Kameraden mit nicht weniger wilder Kaltblütigkeit, den Revolver in der Hand. Gedeckt durch Maurice hatte er drei Deutsche in Grolmanns nächster Nähe tödlich getroffen. Grolmann wollte eben auf diesen gefährlichen Feind anschlagen. Schon hob er seine Schußwaffe, da tönten ihm der kleinen Louisons Worte in den Ohren: „Sorge dafür, daß die Preußen den Papa nicht töten.“ Bei der Erinnerung an des Kindes Flehen war Grolmann wie gelähmt. Im selben Augenblick fühlte er einen heißen Stoß gegen seine Brust; unwillkürlich fuhr seine Hand nach der getroffenen Stelle; dann stürzte er ohnmächtig zusammen. Der Feind kam näher; ein französischer Hauptmann, der, den bloßen Degen in der Hand, unaufhörlich seinen Leuten zurief: „En avant, en avant“ schritt voran. Plötzlich stand er vor Grolmann, der, niedergesunken, die größte Anstrengung machte, auf seine beiden Hände gestützt, sich ein wenig vom Erdboden zu erheben. Unter Schmerzen versuchte Grolmann, mit der Hand winkend, Maurice ein Zeichen zu geben. Der Franzose wurde aufmerksam; auf eine bittende Geberde des Deutschen hin beugte er sich zu dem Sterbenden nieder.

„Schnell,“ sagte Grolmann, „Sie sind Hauptmann Maurice; ich habe Ihnen eine Botschaft — von — Ihrer — kleinen Louison — hier!“ — Unter Schmerzen zeigte Grolmann auf die Stelle, wo die Brusttasche seiner Uniform wär.

„Hier, Ihr Bild — ich habe versprochen — es Ihnen — wiederzugeben und — auch — Kuß — Kuß — von Louison. —“

Grolmann brachte die letzten Worte nur noch mit Mühe heraus. Sein Oberkörper wand sich wie in einem ungeheuren Krampf noch für eine Minute vom Erdboden empor; dann sank er zurück; sein Auge brach, um niemals wieder für diese Welt sich zu öffnen.

Voll Verwunderung hatte Hauptmann Maurice von einem feindlichen Soldaten erst seinen eigenen und dann seines Kindes Namen vernommen. Er öffnete den Uniformrock des sterbenden Deutschen und fand zu seinem äußersten Erstaunen in Grolmanns Brusttasche wohl verwahrt das kleine Portrait, welches er vor seinem Ausmarsch zum Krieg seinem Töchterchen geschenkt hatte. Voller Rührung drückte er einen Kuß auf des Toten Stirn.

* *
*

Bald nach dieser Episode wurde die Schlacht von Sedan geschlagen. Hauptmann Maurice war unter den französischen Gefangenen, die, nachdem sie ihr Ehrenwort gegeben, nicht mehr gegen die Deutschen in diesem Kriege kämpfen zu wollen, nach der Heimat entlassen wurden. Auf dem Wege nach Hause beschäftigte den Hauptmann, wie man sich wohl denken kann, die Geschichte seines ihm von dem sterbenden Deutschen übergebenen Bildnisses: Wie mochte sein kleines Töchterchen zu Grolmann gekommen sein?

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nachdem er die ersten herzlichen Willkommenswünsche mit seiner Familie ausgetauscht und das von seinem hochbeglückten Weibe sorgsam zugerichtete Willkommensmahl hatte sich wohlschmecken lassen, fragte der Hauptmann sein Töchterchen, wo sie die Photographie habe, welche er ihr vor seinem ersten Auszuge geschenkt. Treuherzig und offen erzählte das Kind den ganzen Hergang. Wie sie von Angst, den Papa niemals wiederzusehen, aus ihrem Bettchen mitten in der Nacht aufgestanden, mit der Photographie unter ihrem Mäntelchen verborgen die große Pappelallee entlang gegangen, um den Papa zu suchen und dabei auf den fremden Mann getroffen sei. Tiefgerührt über seines Kindes Liebe hörte der Hauptmann seinem Töchterchen zu, während Frau Maurice wie entgeistert Louison anstarrte, dann auf das Kind zustürzte, es unter Tränen umarmte und abküßte: „Das hast du alles für deinen Papa getan und mitten in der Nacht!“ rief die Mutter.

„Aber es war ja ganz still draußen“, sagte das Kind, „und niemand hat mir etwas getan, Mamachen!“

Frau Maurice musterte die Kleine ein paar Minuten, schüttelte wiederholt ihren Kopf und strich Louison über den Scheitel.

„Du siehst,“ sagte sie endlich zu ihrem Manne, nachdem sie sich endlich einigermaßen von ihrem Erstaunen über des Kindes Entschlossenheit und Mut erholt, — „du siehst, Louison ist deine Tochter!“ Tief bewegt hob der Hauptmann die Kleine auf seine Knie.

„Weiß denn mein Töchterchen,“ sagte er freundlich, „daß sie ihren Papa an die Preußen verraten?“ „An die Preußen?!“ rief das Kind ganz erschreckt. „Aber der Mann war doch kein Feind, Papa, er hat dir doch mein Bild wiedergegeben und den Kuß dazu, nicht wahr, Papa?“ „Allerdings, meine herzige Louison; das hat er getan. In jedem Fall war er ein guter, edler Mensch und mein Töchterchen muß, solange sie lebt, sein Andenken in Ehren halten!“

„Gewiß, gewiß, Papa,“ rief die Kleine, umschlang ihres Vaters Hals mit ihren Aermchen und legte ihrer Gewohnheit gemäß ihr kleines Gesichtchen gegen seine Wange.

„Ich will für ihn beten, Papa; immer beten, daß er meinen guten Papa hat nicht von den Preußen töten lassen.“

„Für seine Seele, mein Kind!“ sagte ernsthaft Hauptmann Maurice.

Neue Bücher.

Biographische Werke.

Sehr stilvoll in ihrer äußeren Rahmung gibt sich die Sammlung, in deren Bändchen der Verlag W. Borngräber-Berlin zeitgenössische Dichter feiert; leider ist das neben der zweckvollen Idee knapp-propagandistischer Würdigung bislang ihr Hauptvorzug, denn etwas verfehlt sind in ihrer Anlage alle bisher erschienenen Bücher, selbst das sehr lesenswerte, in dem Paul Zech sich über Rainer Maria Rilke äußert. Zech ist ein Dichter, und seiner Arbeit Sinn ist, nicht etwa irgendeinen anderen Dichter zu besprechen, sondern den zu feiern, der ganz gottbegnadeter Sänger und zudem des Preisenden starker Befruchter ist. Anstatt nun fast hemmungslos seine Begeisterung zu verströmen, über die Paul Zech anderwärts wohl verfügt, sucht er diesem innerlich völlig unproblematischen Genie Rilkes auf den Pfaden weltanschauungsanalytischer Deduktion in philosophischen, theorieüberlasteten Exkursen zu nahen und findet erst ganz am Ende bisweilen den rechten Ton. Was er gibt, ist, wenn nicht durchgängig bedeutend, so doch anregend, flüssig geschrieben und gedankenreich, ohne freilich dem Wesen des rein-künstlerisch zu Enträtselnden auf der Spur zu sein. Viele gute Ideen enthalten auch Paul Friedrichs Bücher über Wedekind und Thomas Mann; allein dieser Biograph ist auch innerlich nüchtern, und auf die Art das einzige, was seinesgleichen keinesfalls sein darf. Analytisch nicht untüchtig, entbehrt er jeder Andeutung des göttlichen Funkens und vermag, wie er über Mann nur Aeußerliches vorzubringen weiß, auch Wedekind kaum anders zu fassen als einst schon Raimund Pissin, der vor seiner unglaublichen dialektischen Schwerfälligkeit durch gewandten Ausdruck noch viel voraus hatte. — C. J. W. Behl spricht über Hauptmann; hübsche, durchdachte, doch unerlebte Sentenzen, die mich aus einem Vortrage bekannt anmuten: ein schwacher Philologe, der ein wenig künstlerisch empfindet, doch durch besonderes Unterscheidungsvermögen (das den wahren Aesthetiker ausmacht) kaum ausgezeichnet scheint. Karl Arthur Schmidt sucht dem Wesen Otto Borngräbers Freunde zu ge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

winnen und vermag mit Proben kaum mehr zu geben als längst den Einsichtigen feststand; daß hier ein geistig sehr begabter Formdilettant um neue Formprobleme ringt (Borngräber will z. B. dem Mythus das neue Drama erobern) und dadurch als Reformator sich vielleicht verdienste zu erringen fähig sein wird, die ihm als Dichter verschlossen bleiben zu sollen scheinen. Diese Arbeit ist sachlich und leidlich geglückt. Unglaublich in jeder Hinsicht ist dagegen eine Studie über Eulenberg, mit der Herr Johann Gottfried Hagens auftritt; ein sprachlich von groben Fehlern nirgends freies, geschwätzig-reporterisches Machwerk, dessen Druck durch nichts gerechtfertigt ist. Ihren wahren Zweck wird die verdienstliche Sammlung erreichen, wenn sie nur wirklich Berufene über wirklich Große sprechen läßt. Dem Ideale solcher komprimierender Biographien sehr nahe kommen zwei vom Sphinx-Verlage, Leipzig, gedruckte Hefte aus der Feder des Lyrikers Ernst Ludwig Schellenberg. Auch er wagt sich an Rilke, und mit vollem Gelingen, weil er — selbst durch und durch Künstler — nur den Künstler in jenem wertet und für sich zeugen läßt, ohne irgendwie das Gedankliche zu vernachlässigen. Mit Wärme und Verständnis verbindet er eine feine, vornehme Sprachkunst, die seine kultivierten Essays von jeher lieb machte. Der gleiche Verlag läßt eine etwas kühl-wägende, m. E. der Frühperiode des Dichters nicht voll gerecht werdende Abhandlung Hanns Martin Elsters über Schaukal erscheinen, die viel Lob verdient. Daß dagegen die etwas unmodernen Aufsätze, die Wilhelm Arminius dem Andenken Jensens und Hans Hoffmans widmet, bei aller sachlichen Klarheit und sprachlichen Gepflegtheit etwas abfallen müssen, bedingt ihr uns entfernter Stoff, der einer größeren Persönlichkeit bedurft hätte, um uns noch einmal zu ergreifen. Immerhin muß dieser Sammlung große Sympathie zuteil werden; ebenso wie einem bei O. Beck-München neu erschienenen Wagnerbuche Sebastian Röckls, das „Ludwig II. und Richard Wagner 1864/5" heißt und sehr anregend geschrieben ist.

Sehr viele Unberufene haben zu allen Zeiten dieses Gebiet behandelt, wenn auch nicht alle so kläglich wie der unentwegt sich erinnernde Philippi; umso freundlicher muß diese Dokumentsammlung mit gutem begleitenden Texte sein, als sie in fast vorbildlicher Weise sine ira et studio Quellen zu erschließen und Tatsachen zu entschleiern strebt. Fesselnd durch einen noch heute problematischen Stoff, durch knappe Klarheit und wertvolle Text- und Bildbeigaben verdient das Werk viele aufmerksame Leser.

Franz Graetzer.

Hermann Uhde-Bernays: Feuerbach. Im Insel-Verlag, Leipzig.

Diese Monographie will nichts neues, will vor allem nichts erschöpfendes geben; sie will dazu beitragen, das Lebenswerk Anselm Feuerbachs, das noch immer nicht so gekannt und geliebt wird, wie es geliebt zu werden verdient, breiteren Kreisen vertraut zu machen, und diesen Zweck zu erfüllen, scheint es wohl berufen. Die Reproduktionen von des Meisters schönsten Gemälden und Zeichnungen sind wertvoller als der Text. Aber damit ist gegen dessen Verfasser wenig gesagt, weil die Bilder lediglich technische Schwierigkeiten zu überwinden hatten, um so gut zu gelingen, während sein Werk eine besonders große innere Gefahr überstehen mußte: da nämlich von Feuerbach selbst und von seiner Mutter das Gewichtigste über seine Kunst längst ausgesprochen ist, hat der nachgeborene Forscher genug geleistet, wenn er gewandt den äußeren Stoff bewältigt, den Lebensweg knapp verzeichnet, die Tragik im Leben des großen Künstlers begründet und in sein Schaffen verständig eingeleitet hat. Das hat Uhde-Bernays durchaus erfüllt, und wenn sein Buch nicht völlig gleichwertig zu den voraufgegangenen der höchst verdienstlichen Sammlung tritt, so ist weniger er daran schuld als seine Vorgänger Rilke und Verhaeren, die als große Dichter naturgemäß tiefer in Rodins, Rubens und Rembrandts Gestaltungen einzudringen und einzuleuchten vermochten.

Seine Schrift hat den Vorzug der Klarheit und schlagenden Kürze: sie berücksichtigt, knapp erschöpfend, die Einflüsse der Vererbung, kennzeichnet klug die Anlagen des Knaben und führt den Jüngling und Mann sicher und des Wesentlichen stets bewußt, zur Höhe. Vor allem verstand der Biograph, das Einmalige, das Ursprüngliche guten und schlechten Sinnes in Feuerbachs Wesen deutlich vom Erlernten, Uebernommenen, und das restlos Vollbrachte scharfzügig vom bloß Gewollten und Halbvollendeten abzuheben. Die Kritik an den Zeitgenossen ist maßvoller als es unbedingt nötig wäre; und was zu den einzelnen Gemälden bemerkt ist, entbehrt oft der Tiefe — ein Fehler, dessen Schädlichkeiten die Güte der Bildbeigaben sogleich aufhebt.

Franz Graetzer.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein und Dr. Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Wilhelm Bolze, Charlottenburg, Friedbergstr. 18. — Verlag: Die Gegenwart G. m. b. H., Berlin W. 15, Meinekestr. 25. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gegenwart

Nr. 36 **Berlin, den 5. September 1914** 43. Jahrgang Band 86.

Zur Psychologie unserer Feinde.

Von

Julius Bab.

Manch einem wird es nicht leicht fallen, das Wort „Feind“ in jener unmenschlichen Ausschließlichkeit zu denken, die der Nationalismus verlangt — und in diesem Augenblick sogar verlangen muß. Noch fällt es mir schwer, das, was ich mit einem Verhaeren gemein habe, was ich einem Shaw danke, gering zu achten, neben dem, was mich (als nationales Minimum) mit Paul Lincke und Oskar Blumenthal verbindet. Indessen, die Sprache der Stunde erzwingt solch unhumane Abkürzung: den Franzosen, den Engländer an sich muß der Deutsche heute als „Feind“ sehen — wie könnte er sonst kämpfen! Immerhin, wenn unser Kampf nicht Sinn und Ziel verlieren soll, wenn nicht an die Stelle des kulturell gerechtfertigten Krieges eine unverantwortliche Lust am Streit an sich treten soll — so müssen wir versuchen uns klar zu werden und klar zu bleiben über die innersten Ursachen dieses Krieges, über das, was die Deutschen denn im Grunde von der Schar der sie bekehdenden Völker trennt. Ueber die Psychologie unserer Feinde müssen wir sprechen.

Von den Belgiern, die nicht nur quantitativ, sondern noch viel mehr kausal ein bloß zufälliges Anhängsel dieses Krieges sind, diesen einzigen gewissermaßen von uns Angegriffenen unter Deutschlands sieben Feinden, sprach ich schon. Auch die südslawischen Staaten sind im tieferen Sinne nur Akzidenz, und Japans Motive sind so schamlos einfach, daß kein Wort darüber nötig ist: „Nimm, was sich nehmen läßt!“ — Es bleibt als Kern der großen Deutschenfeindschaft der Dreiverband: England—Rußland—Frankreich.

Von Englands Motiven ist hier schon ausführlich und richtig gehandelt worden. Seine Kriegserklärung ist ganz das Resultat einer wirtschaftlichen Rechnung — und zwar, wie nicht nur der Deutsche, sondern in einer unlängst gehaltenen Rede auch der zurückgetretene Minister John Burns meint, einer falschen, sogar bei einem englischen Siege noch falschen (!) Rechnung. Daß es psychisch keine unsühnbaren, zum tödlichen Kampf zwingenden Differenzen zwischen uns und diesem Volke gibt, dessen Sprache fast ein niederdeutscher Dialekt, dessen größter Dichter unser nationalster ist, während es einen deutschen Komponisten zu seinem musikalischen Heros machte, dessen große Gelehrte in Deutschland ihre bedeutendsten Jünger fanden, und das die glühendsten und beredtsten Verehrer Goethes gestellt hat — das bedarf kaum eines Beweises. Blut ist wirklich dicker als Wasser — wenn es auch durch instinktlose Verständigkeit vergiftet werden kann!

Die tiefe Blutsfremdheit, die wohl Quell einer großen Feindschaft sein kann, und die zwischen uns und England so gar nicht existiert, sie ist allerdings zwischen Deutschen und Russen vorhanden. Gerade dort, wo sich russisches Wesen uns am vollkommensten erschließt, wo wir russische Menschlichkeit ganz fühlen und in gewissem Sinne bewundern müssen — gerade dort fühlen wir stets im selben Augenblick auch eine ungeheure, fast beängstigende Fremdheit. Und Dostojewsky, wohl der vollgültigste Repräsentant russischen Wesens, spricht am Schluß eines Hauptwerkes: „Das ganze Ausland und euer ganzes Europa ist nur ein Phantasiegebilde, und wir alle sind im Auslande nichts als ein Phantasiegebilde.“ Das Gefühl der Fremdheit ist also wechselseitig. Vielleicht kann man (den Blick an Goethe und Dostojewsky, den größten Repräsentanten der

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-16 16:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rasse, orientierend) die letzte Wurzel des Unterschiedes so ausdrücken, daß der Deutsche, der Westeuropäer überhaupt in der Begrenzung, im Maß, in der Form ein Ideal sieht, während das Maßlose, das fanatische Sichauflösen im Guten wie im Bösen zu tiefst russisch ist. Sie können Teufel und Heilige, aber kaum Kulturmenschen im westlichen Sinne sein, diese Russen.

Gewiß ist dieser ungeheure Gegensatz vom Selbstgefühl intellektueller Russen auch schon begriffen und feindlich ausgesprochen worden; aber trotzdem scheint durchaus zu bestreiten, daß dieser Krieg die Auslösung des großen Rassengegensatzes ist! Im österreichisch-serbischen Konflikt zwar spielte der deutsch-slawische Gegensatz seine Rolle, aber der Anlaß zum Weltbrand, die Parteinahme Rußlands, ist in Wahrheit keine slawische Aktion gewesen. Das große stumme Bauernvolk von Rußland, dessen Wut allerdings den korsischen Fremdling geschlagen hat, wollte und will diesen Krieg nicht. Das grausigste dieser Weltenkatastrophe ist vielleicht, daß sie von der russischen Seite das kühl bewußte Machwerk der herrschenden Klique, der „Großfürstenpartei", der „echtrussischen Leute" ist, für die der slawische Rassengedanke nur Vordergrundsphrase und der Wille, die innere Herrschgewalt durch die kriegerische Entwicklung zu festen, das ganz egoistische Motiv ist. — Ob Westeuropa sich noch einmal in einem großen Rassenkrieg gegen das Slawentum wird wehren müssen, oder ob die russische Passivität sich als ausreichendes Gegengewicht gegen den russischen Fanatismus bewähren wird, das mag dahingestellt bleiben. Sicher ist, daß heute dieser Rassenkampf nicht vorliegt; daß erhellt schon sehr einfach daraus, daß Rußland mit England und Frankreich zusammengeht, d. h. mit zwei westlichen Nationen, die (in dem Grade, in dem sie religiös leidenschaftsloser sind) dem Russen noch viel blutsfremder sind als die Deutschen!

Weder der englische Wirtschaftskalkül, noch das Machtinteresse der Herrscherkaste von Rußland, hätten aber diesen Krieg „machen" können, ohne den sicheren Rückhalt an der Deutschfeindschaft der Franzosen. Das tragisch-groteske der Situation ist ja, daß die Franzosen im Augenblick der Entscheidung den Krieg ganz bestimmt nicht gewollt haben — daß sie im tieferen Sinne aber doch schuld an ihm sind und deshalb nun seine ersten und wahrscheinlich auch schwersten Schläge tragen müssen. All die Bünde, die den anderen die Macht gaben, Frankreich am 1. August 1914 in einen Krieg mit Deutschland hineinzureißen, waren ja auf der Grundlage der ganz selbstverständlichen Feindschaft von Frankreich gegen Deutschland geschlossen! So selbstverständlich ist das Wort vom französischen „Erbfeind" geworden, daß es schon höchst nötig wird, die psychologischen Grundlagen dieser Feindschaft wieder einmal ins Licht des Bewußtseins zu heben.

Eine zugespitzte Wirtschaftskonkurrenz, wie sie der englischen Feindschaft zugrundeliegt, besteht zwischen uns und den Franzosen nicht. Auch die Blutsfremdheit hier als psychologisches Motiv zu nutzen, scheint mir unerlaubt. Mit den Italienern, die den Franzosen blutsnah, uns Deutschen aber noch ferner als jene sind, haben wir einen so feindlich gespannten Gegensatz nie gehabt. Auch soll nicht vergessen werden, daß Frankreich und Deutschland als Teilstücke eines Reiches erwachsen sind, daß in der Revolution der gebannte, inzwischen aber längst wieder rezipierte Adel Frankreichs als „fränkisch", d. h. germanisch erklärt wurde, und daß zwischen den großen Geistern beider Nationen, bei aller scharf und bedeutsam ausgeprägten Verschiedenheit, oft genug ein Verhältnis verständnisvoller Hochschätzung geherrscht hat, dem jener Accent letzter hoffnungsloser Fremdheit durchaus fehlt, der zwischen Russen und Deutschen (und noch mehr zwischen Russen und Franzosen!) jeder Bewunderung beigemischt bleibt. Der Deutschenhaß der Franzosen ist nicht in der Wirtschaft und nicht im Blut gegründet, sondern ganz und gar in der Geschichte — in der Geschichte, die einen Stachel in der elementaren Eitelkeit der Franzosen zurückgelassen hat. — Nach dem Zerfall des Karolingerreiches kam das Kaisertum und damit mindestens der theoretische Vorrang an die Deutschen. Es war der erste Abschnitt der französischen Nationalgeschichte, sich dieser Herrschaft durch immer kräf-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tigere Konsolidierung im Innern zu entziehen; es war ihr zweiter, das Verhältnis umzukehren, indem seit der Zeit der Kardinäle und des Sonnenkönigs Frankreich den Vorrang in Europa gewann und namentlich Deutschland indirekt und moralisch beherrschte. Diese Herrschaft verwandelte dann Napoleon für kurze Zeit in eine direkte und politische. Hier sammelte sich nun das Machtgefühl, das Vorherrschaftsbewußtsein der Franzosen, das gegen die im neunzehnten Jahrhundert einsetzende Befreiung, Verdichtung und Neugründung der deutschen Macht verzweifelt demonstriert. — Dabei ist tatsächlich die Entwicklung der republikanischen Franzosen eine durchaus unmilitärische. Ich möchte ihre kulturelle Entwicklung keineswegs so rein negativ bewerten, wie das neulich hier geschah — sicher aber ist, daß sie die Basis zu einer militärischen Vormachtspolitik nicht mehr abgibt. Der französische Sozialist Sembat hat erst unlängst die Alternative: „Entweder einen König oder den Frieden!" gestellt. Die unsicher gewordenen Franzosen aber, in deren Temperament die kriegerische Rhetorik die eigentliche Kriegsberufenheit lange überlebt, haben sich statt so zu wählen in das unnatürliche Bündnis der Republik mit dem Zarentum gestürzt, das sie jetzt in den Krieg geschleift hat. In einem Augenblick, wo die Friedensliebe der französischen Republik weitergediehen war als je, mußte sie für die früheren rhetorischen Ausbrüche ihrer geschichtlichen Eitelkeit mit dem Schwerte einstehen! — — In dem „Kladderadatsch" von Anno 1870 steht eine geradezu tiefsinnige Persiflage des französischen Manifeststils: „Franzosen, die Tatsachen haben sich gegen uns erklärt — wohlan, erklären wir uns gegen die Tatsachen!" — In diesem Witz ist auf das letzte psychische Motiv gedeutet, das die zur Bevormundung Deutschlands tatsächlich zu schwach gewordenen Franzosen in den Bund mit Rußland und in diesen Krieg getrieben hat.

Ziel dieses Krieges scheint für Deutschland deshalb zu sein, den Tatsachensinn der Franzosen endgültig zu korrigieren, sie zum Verzicht auf ihren unhaltbaren Rivalitätsgedanken mit Deutschland zu zwingen und nach einer ausreichenden militärischen Schwächung dem Lande den Weg zu einem friedlichen Zusammenleben mit Deutschland zu weisen, das (da wir keine Herrschaftsambitionen haben!) für Frankreich sowohl wirtschaftlich wie geistig möglich ist. Ist aber der längst verjährte Geschichtsanspruch der französischen Eitelkeit endgültig getilgt, dann wird weder der englische Kapitalismus noch der russische Zarismus mehr den Bundesgenossen finden, ohne den er mit Deutschland anzubinden nie gewagt hätte.

Krieg und Volkswohlstand.*)

Von

Otto Neurath.

Die moderne nationalökonomische Theorie kennt den Krieg fast nur als Störung des normalen gesellschaftlichen Ablaufs. Im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, im Wörterbuch der Volkswirtschaft, die doch beide mit besonderer Sorgfalt angelegt sind, fehlen alle Artikel, welche sich mit Krieg und Heerwesen befassen. Daß nicht Raummangel daran schuld sein kann, beweisen Artikel, wie: Abdeckerei, Hebammen usw., die im Wörterbuch Aufnahme finden konnten. Diese Tatsache erklärt sich zum Teil daraus, daß die nationalökonomische Theorie letztlich noch immer auf den englischen Liberalismus zurückgeht, für den der Krieg wissenschaftlich kaum in Betracht kam. Nicht etwa als ob die Vertreter des englischen Liberalismus Gegner des Krieges waren. Adam Smith spricht zum Beispiel vom Krieg mit großer Hochachtung. Er war auch aus Gründen der nationalen Verteidigung ein Freund der

*) Die in der folgenden Skizze angedeuteten Gedankengänge finden sich näher ausgeführt in folgenden Aufsätzen: Otto Neurath, „Die Kriegswirtschaft". Jahresbericht der Neuen Wiener Handelsakademie, Wien 1910. — Otto Neurath, „Probleme der Kriegswirtschaftslehre". Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft. Jahrgang 1913. Heft 4, S. 438 ff. — Otto Neurath, „Einführung in die Kriegswirtschaftslehre". Mitteilungen aus dem Intendanzwesen, Wien 1914, Heft V, VI, VII, VIII.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Navigationsakte, aber er glaubte, daß sie zwar der politischen Größe Englands, nicht aber dem Wohlstand Englands genützt habe. Abgesehen davon, daß man die politische Größe eines Landes an sich als ein Gut ansehen kann, besteht denn doch wohl ein Zusammenhang zwischen der politischen Macht und dem Wohlstand der ganzen Bevölkerung oder zumindest gewisser Klassen derselben. In letzter Zeit wird ein solcher Zusammenhang von Norman Angell energisch geleugnet. Er behauptet, daß ein Zusammenhang zwischen politischer Macht und Wohlstand nicht aufzufinden sei. Der siegreiche Staat könne seinen Bürgern keine Vorteile verschaffen, die sie nicht auch sonst auf dem Wege des normalen Handelsverkehrs hätten erringen können.

Es ist die Aufgabe der Kriegswirtschaftslehre, sich mit den Wirkungen des Krieges auf den Volkswohlstand zu beschäftigen. In einer vollständigen Theorie der Nationalökonomie müßten sich auch sämtliche Beziehungen vorfinden, welche die Kriegswirtschaftslehre untersucht. Sie wäre nur ein zu bestimmten Zwecken abgegrenzter Ausschnitt aus der Gesamttheorie, etwa in der Weise, wie die Chemie des Landwirtes ein Ausschnitt aus der gesamten Chemie ist. Die zufälligen Entwicklungsverhältnisse der Nationalökonomie haben es aber mit sich gebracht, daß die Autoren, welche sich mit der theoretischen Nationalökonomie beschäftigen, nicht alle möglichen Beziehungen untersuchten, wie es bei systematisch völlig ausgebauten Wissenschaften der Fall ist, sondern sich auf engere Gebiete beschränkten. Es gibt daher theoretisch vollkommen erfaßbare Probleme, welche im Kriegsfall praktisch bedeutsam werden, die aber von der allgemeinen Theorie stark vernachlässigt werden. Aus diesem Grunde kann die theoretische Nationalökonomie durch die Kriegswirtschaftslehre heute manche Anregung empfangen.

Es ist überaus schwer, die Wirkungen des Krieges auf den Volkswohlstand, auf das Realeinkommen im weitesten Sinne festzustellen, weil wir bis jetzt nur ungenügende Schematisierungsbehelfe besitzen, die es uns ermöglichen würden, die typischen Veränderungen, welche eine Gesellschaft während des Krieges erleiden kann, gleichzeitig auf allen Lebensgebieten zu verfolgen. Dadurch, daß wir die Erscheinungen nacheinander beschreiben, fälschen wir häufig schon den Kausalzusammenhang. Dazu kommt noch, daß unsere Gesellschaftsordnung, was die Ausnutzung der produktiven Kräfte anlangt, keineswegs einfacher Natur ist.

Wir wollen unsere Betrachtung in mehrere Teile zerlegen. Fragen wir uns zunächst: wie wirkt der Krieg auf die Kriegführenden ein? Am naheliegendsten scheint es, die Aufwendungen, welche der Krieg notwendig macht, einfach als Abzugsposten in Anrechnung zu bringen. Die Krieger, welche unter Waffen sind, werden als ebensoviele Arbeiter betrachtet, welche in den Fabriken fehlen. Diese Betrachtung wäre dann zulässig, wenn wirklich in unserer Gesellschaftsordnung alle Kräfte ausgenützt würden, die zur Verfügung stehen. Das ist nun keineswegs der Fall. Wir wissen, daß Tausende und Tausende auswandern, daß die Produktion von Artikeln absichtlich von Kartellen eingeschränkt wird. Unsere Gesellschaft, die hundert Mengen eines Gutes produzieren könnte, produziert entweder nur fünfzig oder konsumiert von den hundert produzierten Mengen nur fünfzig. Wenn man dieses Faktum in den Mittelpunkt der Betrachtung stellt, wird man begreifen, wieso hervorragende Kenner der gesellschaftlichen Verhältnisse in England während der napoleonischen Kriege, in den Nordstaaten während des Sezessionskrieges eine Zunahme des Realeinkommens beobachten konnten. Ich will damit nicht gesagt haben, daß in allen Kriegen das Realeinkommen der Kriegführenden steigt, ich will damit nur darauf hingedeutet haben, daß man nicht allein die kriegerischen Aufwendungen als Abzugsposten einführen darf. Wir können uns das Gesagte schematisch etwa folgendermaßen vorstellen:

Produktion 100 Stück.

Ausnutzung	Zustand	Bürger	Heer	Unkonsumiert bleibt
vollständige	Frieden	100	0	0
	Krieg	75	25	0
unvollständige	Frieden	50	0	50
	Krieg, Friedenskonsum verringernd	25	25	50
	Krieg, Friedenskonsum steigernd	60	25	15

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Henry George sagt ausdrücklich vom Zustand der Nordstaaten während des Sezessionskrieges: „Es ist vergeblich, von einer eingebildeten Blüte dieser gedeihlichen Zeiten zu reden. Die Massen des Volkes lebten besser, kleideten sich besser, fanden es leichter, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, und hatten mehr Ueberfluß und Vergnügen als in gewöhnlichen Zeiten.“ Wenn wir einen Krieg vor uns haben, während dessen kein Wohlstandszuwachs zu verzeichnen ist, so dürfen wir dennoch nicht übersehen, daß wir es möglicherweise doch nur mit einer Resultierenden zu tun haben und die Verwendung von Menschen zum Kriegsdienst nicht ganz als Verlust gebucht werden darf. Es ist dies ein Moment, das in der kriegswirtschaftlichen Literatur keineswegs ausreichende Berücksichtigung findet. Freilich daraus Material für eine Apologie des Krieges schöpfen, wäre recht bedenklich. Denn der Vorteil des Krieges wäre dann ein Produkt mangelhafter Friedenseinrichtungen. Gleiche Schwierigkeiten ergeben sich bei der Argumentation, daß die Menschen größeren Gewinn hätten, wenn statt der Kriegsschiffe Theater oder Schulen gebaut würden. Es fragt sich eben, ob der Mechanismus zugunsten der Schulen und Theater ebensogut funktionieren würde, wie zugunsten der Kriegsschiffe. Das gelegentlich für den Krieg gebrauchte Argument, durch den Kriegsschiffbau komme Geld unter die Leute, ist gänzlich unzureichend, denn beim Bau von Schulen kommt ebensogut Geld unter die Leute.

Aus der unvollständigen Ausnutzung der produktiven Kräfte in Friedenszeiten erklären sich gewisse Evolutionen verschiedener Produktionszweige, wenn der Krieg entweder selbst als Absperrmaßregel fungiert, oder wenn zur Erreichung des Kriegszieles zu Absperrmaßregeln geschritten wird. Die Kontinentalsperre zum Beispiel hat Reserven an Material und Erfindungskraft erschlossen. Ich weise nur auf die Entstehung der deutschen und französischen Rübenzuckerindustrie hin, auf den enormen Aufschwung, den die Lyoner Seidenindustrie in der Zeit nahm. Auf der anderen Seite freilich litt der französische Kolonialhandel, die schlesische Leinenindustrie und manch anderer Produktionszweig.

Wir sehen schon aus diesen allgemeinen Erwägungen, wie schwierig es ist, sich von den Wirkungen des Krieges auf den Wohlstand ein Bild zu machen. Die Sache wird noch schwieriger, wenn man sich vor Augen hält, daß die Kriegsrüstungen und die Ereignisse des Krieges ganz verschieden wirken können, je nach der gesellschaftlichen Struktur und der Entwicklungsfähigkeit eines Volkes. Während in dem einen Lande die Kriegssteuern Handel, Industrie und Landwirtschaft niederdrücken, können sie in dem anderen alle Kräfte zur äußersten Anspannung treiben. Frankreich nach dem Kriege 1870/71 gibt ein Beispiel dafür, wie anregend Belastungen, die ein Krieg zur Folge hat, wirken können.

Ist es eine keineswegs einfache Angelegenheit, die Wirkungen des Rüstungsaufwandes und der Kriegführung auf den Wohlstand festzustellen, zumal man die Leiden des Krieges kaum mit den sonstigen Teilen des Realeinkommens zu vergleichen vermag, so ist es fast noch komplizierter, die Wirkungen des Kriegserfolges oder -mißerfolges festzustellen.

Es gibt zwei einander entgegenstehende Anschauungsrichtungen; die eine glaubt, ohne weiteres die Okkupation jedes Industriegebietes, die Eroberung jedes Rohstoffgebietes als Erfolg buchen zu können, die andere, die zuletzt von Norman Angell in sehr übertriebener Weise vertreten wird, will überhaupt keine Vorteile für den Sieger zugeben.

Bei vorsichtiger Berücksichtigung aller in Frage kommenden Momente kann man konstatieren, daß in der heutigen Ordnung der Kriegserfolg nicht ebenso einfach festgestellt werden kann, wie in jenen Zeiten, da der Sieger dem Besiegten einfach sein Landgut wegnahm und ihn selbst zum Sklaven machte. Der Sieger respektiert heute im eigenen Interesse sehr viele Rechte des Besiegten, abgesehen davon, daß die verwickelten Beziehungen, die heute die Welt umspannen, zur Vorsicht mahnen. Aber es bleiben dem Sieger auch heute noch sehr viele Möglichkeiten übrig, seinen Sieg auszunutzen.

Der Sieger vermag dem Besiegten mindestens alle jene Benachteiligungen ohne weiteres aufzuerlegen, die er innerhalb des eigenen Staats kennt. Wenn ein Staat im Frieden

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bestimmten Gruppen seiner Bürger Vorrechte einräumt, so ist es begreiflich, daß er diese Vorrechte erst recht seinen Bürgern oder einem Teil derselben gegenüber den Besiegten einräumen wird. Die meisten Staaten bevorzugen bestimmte Stände oder Nationalitäten bei der Besetzung von Beamten- und Offiziersstellen; begreiflicherweise bevorzugen sie als Sieger die eigenen Bürger vor denen der okkupierten Gebiete. Das kann man in Bosnien und der Herzegowina ebenso beobachten, wie etwa in Elsaß-Lothringen, in Preußisch- oder Russisch-Polen. Aber diese Bevorzugung bleibt nicht bei der Besetzung von Stellen stehen. Der Sieger nützt die Eisenbahnhoheit nicht selten aus, ebenso sein Recht, bei der Besetzung von Bankdirektorstellen, von Bürgermeisterstellen usw. seinen Einfluß geltend zu machen. Was es für ein Land bedeutet, die Mehrzahl der wichtigen Stellungen besetzen zu können, wissen die Engländer, für welche Indien eine hohe Schule und eine Einkommensquelle ist. Die Preußen besetzen die meisten Stellungen in den polnischen Gebieten mit Nichtpolen; das gleiche tun die Russen in Russisch-Polen, im Gegensatz zum Verhalten Oesterreichs, das den Polen die Staatskarriere bereitwillig öffnet. Die Konsequenzen sind nicht ohne weiteres ersichtlich. Man sollte erwarten, daß die Zurückdrängung in Posen und Russisch-Polen dazu führte, die Polen völlig zu lähmen. Das ist nun keineswegs der Fall. Gerade die Ausschließung von der öffentlichen Laufbahn hat dazu geführt, daß die Polen dieser beiden Gebiete industriell und kommerziell weit rühriger und erfolgreicher tätig sind, als jene Galiziens. Die Uebernahme des öffentlichen Dienstes durch die herrschenden Kreise entlastet in gewissem Sinn die benachteiligten Kreise. Wenn also der Sieger den Vorteil nur auf einer Seite ausnützt, kann er dadurch sich auf anderem Gebiete doppelt starke Konkurrenz schaffen.

Aehnlich steht es mit der Okkupation kommerziell wichtiger Gebiete. Durch die Eroberung eines Industriegebietes kann man Konkurrenten ins eigene Land bekommen, die man früher durch Schutzzölle abhielt. Es würde besonderer Vorkehrungen bedürfen, die augenblicklich unmodern sind, um die Industrie eines eroberten Gebietes derart niederzuhalten, damit die Industrie des siegreichen Staates unter der Konkurrenz nicht leidet. England hat das seinen amerikanischen Kolonien gegenüber getan, wo es zum Beispiel die Eisenverarbeitung kurzerhand unterdrückte. Am naheliegendsten ist heutzutage die Verwertung tarifarischer Maßnahmen, um die Herrschaftsposition wirtschaftlich auszunützen. Dies kann man zum Beispiel in Bosnien sehr deutlich beobachten, wo die Eisenbahnhoheit von Oesterreich und Ungarn gemeinsam, nicht aber von Bosnien selbst ausgeübt wird. Insbesondere die bosnischen Mehlproduzenten beklagen sich über die so zustande gekommenen Tarife. Auch kann der siegreiche Staat auf dem Gebiete der Industrie- und Agrarförderung disparitätisch vorgehen, ohne die heute allgemein üblichen politischen Anschauungen zu verletzen. Viel besprochen wurden in der angedeuteten Richtung die Konsequenzen einer eventuellen Okkupation Russisch-Polens durch Deutschland oder Oesterreich-Ungarn. Ein Ergebnis wäre die Schädigung der polnischen Industrie, welche nun durch die russische Zollinie vom östlichen Markt ferngehalten würde, der sich bis nach China erstreckt. Auf der anderen Seite würden die deutsche und die österreichisch-ungarische Industrie mit einer ihnen höchst unerwünschten Konkurrenz heftige Kämpfe bestehen müssen. Der Sieger kann in weitem Ausmaße auf dem Gebiete von Konzessionen für Eisenbahnen und andere große Unternehmungen die eigenen Bürger bevorzugen. Insbesondere in den sogenannten Interessensphären spielt dies Moment seit langem eine große Rolle.

Schließlich bleibt dem Sieger die Möglichkeit der Expropriation. Dies Mittel ist heute moderner als vor einer Generation, weil man ja auch in Friedenszeiten teils aus nationalen, teils aus sozialpolitischen Motiven zu Expropriationen schreitet. Der Parzellierungsgedanke ist in West- und Osteuropa lebendig, und die Parole der Befreiung vom Großgrundbesitz hat im Balkankrieg eine erhebliche Rolle gespielt und wird in Kriegen der Zukunft ebenfalls von Bedeutung sein. Ein Teil der russischen Agitation in Galizien läuft darauf hinaus, den kleinrussischen Bauern zu versprechen,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wenn Rußland siege, werde der Jude und der Pole vertrieben werden — Wald und Wiese für den Bauern. Die Serben haben in dem neueroberten Gebiete türkischen Großgrundbesitz parzelliert, die Rumänen bereiten ein Parzellierungsgesetz vor. Wir sehen, wie Kriegswirtschaftslehre und Revolutionswirtschaftslehre vielfach ineinander übergreifen können und wie notwendig es ist, die Revolutions- und Kriegserfolge zum Teil einheitlich zu untersuchen. Was Programm einer Revolution sein kann, kann im allgemeinen auch Programm eines Krieges sein. Sehr bemerkenswerte Beobachtungen konnte man auf diesem Gebiet 1912 und 1913 in Galizien machen. Die polnischen Sozialdemokraten waren im Gegensatz zu den westösterreichischen für den Krieg mit Rußland. Es war für sie der Kampf gegen den Zarismus, die Förderung der politischen und sozialen Revolution in Rußland. Die anderen polnischen Parteien, welche für den Krieg waren, sahen in ihm ein Mittel, die nationale Sehnsucht nach einem polnischen Reich wenigstens zum Teil zu realisieren.

Die flüchtige Umschau zeigt, welche Vorteile und Nachteile im Gefolge eines Krieges auftreten können und wie schwer es ist, irgendwelche allgemeinere Urteile zu fällen. Im einzelnen Fall durchkreuzen einander die verschiedensten Tendenzen. Viele übersehen bei der Analyse der Kriegswirkungen, welchen überaus großen Unterschied es für ein Gebiet ausmachen kann, unter wessen Herrschaft es steht.

Haben wir bisher mit jenen Faktoren gerechnet, die im Falle eines Krieges immer wesentlich sind, so kommen wir jetzt zu jenen Vorkommnissen, die nicht immer eine Rolle spielen, die aber dennoch im Auge zu behalten sind. Im Falle eines Krieges, insbesondere im Falle eines Weltkrieges, ist die unmittelbare Wegnahme von Privateigentum sehr naheliegend. Die entgegenstehenden völkerrechtlichen Bestimmungen darf man nicht für zu gewichtig ansehen. Wo sind im Falle eines Weltkrieges die Neutralen, welche eine Art Garantie abgeben könnten? Haben doch nicht einmal während des Balkankrieges die Großmächte interveniert, als zahllose Uebertretungen des Völkerrechtes vorkamen. Derlei liegt im Wesen des Krieges. Einerseits wollen die Gegner einander möglichst viel Schaden zufügen, andererseits ist die Psyche des Individuums im Kriege anders beschaffen als im Frieden. Aber es handelt sich weniger um Plünderungen, die ebensowenig wie Totschlag und Schändungen während des Krieges völlig zu eliminieren sind, sondern mehr um grandiose Maßnahmen, wie sie zur Zeit der Kontinentalsperre vorkamen. Will man sich vom Weltkrieg der Zukunft ein Bild machen, dann muß man auf das napoleonische Zeitalter zurückgreifen. Napoleon ließ massenhaft englische Waren konfiszieren, die Privateigentum waren. Im Seekrieg spielt die Wegnahme von Privateigentum immer eine Rolle; sie dürfte im Weltkrieg den Rahmen der völkerrechtlichen Bestimmungen weit überschreiten. Das Seerecht schafft, wer die Seemacht hat.

Ich habe in meinen bisherigen Ausführungen noch gar nicht auf die Fülle von Fragen hingewiesen, die aus der Struktur unserer Geld- und Kreditwirtschaft resultieren. Die Geld- und Kreditwirtschaft enthält gewisse assoziative, daneben aber auch gewisse dissoziative Tendenzen. Letztere kommen im Kriegsfall zur Auslösung. Im Kriegsfall können die Mitglieder einer staatlichen Ordnung in bezug auf Geld und Kredit sich äußerst unsozial und gemeinschädlich verhalten, ohne den Rahmen der Geld- und Kreditordnung zu überschreiten. Einleger können ihre Depositen kündigen und dadurch die Banken zwingen, der Kaufmannschaft und den Produzenten Kredite in den schwierigsten Zeiten zu entziehen. Wer thesaurieren will, kann die Noten, welche einlöslich sind, den Notenbanken präsentieren. Was die Sache aber noch mehr kompliziert: Die Bedächtigen, sozial Denkenden können den kürzeren ziehen, wenn sie zuwarten. Stellt eine Bank die Zahlungen ein, weil die disziplinlose Bürgerschaft ihr zuviel Einlagen entzogen hat, so kommt der ruhig Abwägende zu spät. Die Geld- und Kreditordnung läßt an dieser und an vielen anderen Stellen zu, daß die Unsozialen, die Disziplinlosen den Ton im Kriegsfall abgeben. Manche Kriegswirtschaft-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ler sind nun der Meinung, die Erhaltung der Geld- und Kreditordnung, wie wir sie in Friedenszeiten vor uns sehen, sei ein Gut an sich, das um jeden Preis zu schützen sei. Sie plädieren für eine Geschäftsführung in Friedenszeiten, die einer Kriegspanik gewachsen sei. Andere wieder weisen nicht ohne Grund darauf hin, daß es ein törichtes Beginnen sei, Jahrzehnte der Friedensentwicklung zu lähmen, um einer Disziplinlosigkeit gewachsen zu sein. Sie plädieren für eine teilweise oder vollständige Suspension der Geld- und Kreditordnung im Kriegsfall. Das Moratorium, welches gänzlich wohl in keinem größeren Kriege, zumindest für die im Felde befindlichen Männer, vermieden werden kann, ist nur eine teilweise Suspension des freien Geld- und Kreditverkehrs. Es kann durch die Erlassung von Preistaxen ergänzt werden. Schließlich muß, um vieles andere zu übergehen, die Möglichkeit ins Auge gefaßt werden, daß der Staat im Kriegsfall die Versorgung der Bevölkerung und der Armee mit Lebensmitteln, Kohlen und anderen wichtigen Bedarfsartikeln unmittelbar in die Hand nimmt. Wie weit man dabei eventuell zu gehen jetzt schon vielfach bereit ist, zeigt das österreichische und das ungarische Kriegsleistungsgesetz, welches die Uebernahme der Produktionsmittel in staatliche Verwaltung und die zwangsweise Inanspruchnahme von Arbeitskräften für Armeezwecke vorsieht. Man schenkt bisher solchen bedeutsamen Ansätzen in der kriegswirtschaftlichen Literatur noch viel zu wenig Aufmerksamkeit. Im Weltkrieg ist die Entstehung einer staatlich organisierten Großnaturalwirtschaft als Produkt der Not gar nicht etwas so Unmögliches.

Die Geld- und Kreditwirtschaft im Weltkrieg dürfte sich wesentlich von der Geld- und Kreditwirtschaft in anderen Kriegen unterscheiden. Der Weltkrieg ist nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ von anderen Kriegen unterschieden. Um aus der Fülle von Unterschieden einen herauszugreifen: Für große Kriege empfiehlt sich die Auffammlung von Gold und Goldforderungen, um von den Neutralen Kriegsbedarf aller Art beschaffen zu können. Im Inlande findet man, solange die staatliche Organisation intakt ist, mit Papiergeld, Girogeld oder unmittelbaren Eingriffen der Verwaltung sein Auslangen. Im Falle eines Weltkrieges nun gibt es keine Neutralen. Die verbündeten Staaten dürften, wenn der Krieg nur etwas länger dauert, zu einer Geldgemeinschaft übergehen, die in mehr als einer Richtung zu einer Wirtschaftsgemeinschaft würde. Während des ersten Balkankrieges haben die verbündeten Serben und Bulgaren durch Verordnungen verfügt, daß die beiderseitigen Geldsorten in beiden Ländern Annahmezwang haben sollen. Dadurch wurde es den Serben zum Beispiel erspart, ihren vor Adrianopel liegenden Truppen Gold mitzugeben. Auch muß man sich vor Augen halten, daß ein verbündeter Staat die Armee eines anderen verbündeten Staates nicht verhungern lassen wird; fehlt das Gold, so wird man vielleicht Anleihen in natura gewähren. Kurzum, das Gebiet kooperierender Staaten wird sich vielfach so wie das Gebiet eines einzigen Staates verhalten.

Nicht unerwähnt sei der Kriegserfolg, der in Form einer großen Kriegsentschädigung auftritt. Man vertritt gelegentlich die Ansicht, als ob man durch Steigerung der Kriegsentschädigung den Besiegten in beliebigem Ausmaß lahmlegen, sich selbst aber fördern könne. Das ist keineswegs der Fall. Der Besiegte zahlt die Kriegsentschädigung aus Metallreserven und aus Anleihen. Erstere kann er opfern, da zur Not eine reine Papierwährung genügt. Letztere müssen nicht lähmend wirken. Die Pflicht, lange Zeit eine Quote der Nationalproduktion abliefern zu müssen, kann zu erhöhter Tätigkeit aneifern, abgesehen davon, daß die Zahlung der Kriegsentschädigung die Devisenkurse im Lande des Besiegten in die Höhe treibt, was einer Art Schutzzoll oder Exportprämien entspricht. Beim Sieger erzeugen große Kriegsentschädigungen leicht unliebsame Nebenwirkungen; das sah man in Deutschland nach dem Kriege mit Frankreich, in Japan nach dem Kriege mit China. Die Krisen nach diesen Kriegen waren wenigstens zum Teil Ergebnisse der Siege. Der einströmenden Geldmenge entspricht keine entsprechend anwachsende Produktion. Preissteigerungen leiten die Gründerepoche ein und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

belasten die Industrie sofort mit einer übermäßigen Schuldenlast. Die auswärtigen Wechselkurse sinken, was den Import fremder Waren erleichtert, also einem Teil der Industrie schädlich ist. Freilich muß man sich vor Augen halten, daß eine solche Krise nicht alles zerstört, was geschaffen wurde. Das Zugrundegehen von Unternehmungen ist nur zum Teil mit deren Sperrung identisch. In der Mehrzahl der Fälle handelt es sich vielmehr nur um einen Wechsel der Eigentümer. Jedenfalls verhindert eine Krise, welche durch eine Kriegsentschädigung entsteht, daß der wirtschaftliche Abstand zwischen Sieger und Besiegtem auf diese Weise übermäßig anwächst.

Unsere kurze Skizze zeigt jedenfalls zur Genüge, daß die Probleme der Kriegswirtschaft überaus mannigfach sind und zu kühnen Verallgemeinerungen dem bedächtig Forschenden nicht allzuviel Gelegenheit geben. Wir stehen bei der Erörterung des Krieges am Anfang, nicht am Ende einer wissenschaftlichen Entwicklung.

Jungfer Mabrusch.

Von

F. Meder.

Was hat es mit einer Krankenschwester groß auf sich, nicht wahr? Man geht an ihr vorüber — der eine fragt sich, wie diese feste, quicke Person in die Kutte gekommen sei, der andere denkt bloß: wohl dem, der sie nicht braucht!; vielen fällt gar nichts ein, und erst wenn du den rechten trifffst, den alten Sanitätsrat Neunziger, erst dann erfährst du die Geschichte der Jungfer Mabrusch.

„Sie bemerken," sagt er, „die Jungfer Mabrusch ist noch heutigen Tages, wo sie fünfzig zählt, eine ansehnliche Erscheinung. Eine große, gerade Gestalt von wohlabgewogener Kräftigkeit der einzelnen Teile, die sich rasch und sicher gegeneinander bewegen, eines jener starken und behenden Mädchen, die allein als „Jungfern" bezeichnet zu werden verdienen und denen diese Marke auch unvertilgbar anhängt, wenn sie ein kontemplatives Leckermaul nur erst einmal damit versehen hat.

Die Eltern der Jungfer Mabrusch sind sehr brave Leute gewesen, die allenthalben als gut bemittelt galten. Sie suchten ihrem einzigen Kinde eine vernünftige Erziehung zu geben und ihm nebenher das und jenes zu verschaffen, was ihrer eigenen Jugend fremd geblieben war. Als ihre Tochter ins Tanzstundenalter kam, richteten sie kleine, angenehme Gesellschaften aus, unternahmen Landpartien und waren im ganzen, je länger, desto mehr, nach Gebühr bemüht, ihr einen rechtschaffenen Mann zu finden. Aber das Mädel hatte in der Töchterschule und bei den Bällen Zucker geleckt und ging über die Freier, die der Vater brachte, nicht eben verächtlich, aber doch ein wenig mokant hinweg. Sie gedachte, sich einen höheren Beamten, einen Akademiker, abzuwarten, und ich denke mir, daß sie ganz gut hätte recht behalten können. Sie war hübsch, gesund und von munterem Geiste; ihre Eltern schienen wohlsituiert: es konnte ihr kaum fehlen, zum guten Ende den ersehnten Fischzug zu tun. Mit Zwanzig trumpfte ihr aber das Leben auf, mit einer ganz ausgesucht niederträchtigen Karte, mein lieber Herr: ihre Eltern kamen beide bei einem Eisenbahnunglück ums Leben, und es zeigte sich, daß das bescheidene Wohlleben der Familie bloß auf den zwei Augen des Vaters gestanden hatte.

Was half's?! Mathilde Mabrusch mußte sich umtun und ergriff das damals noch Nächstgelegene, Krankenschwester zu werden. Sie ging in ein Kinderhospital, halb aus Vorliebe, halb, weil sie sich's leichter dachte, fand sich rasch zurecht und hatte wohl bald vergessen, daß sie auf anderes eingestellt worden war und sich selber eingestellt hatte.

Grundgütige Geduld, diese beste Tugend ihres Berufes, war ihr natürlicher Besitz; Pflichttreue und Gelehrigkeit machten sie vollends zur geschätzten Helferin der Aerzte. Bei jedermann wohlgelitten, auch von den armen Kleinen anhänglich verehrt, blieb ihr bloß eines versagt: sie, die ihr Herz täglich und stündlich unbedenklich hingab, gewann sich keins, auch nicht eines dieser dürftigen, ausgehungerten Herzen ihrer Pfleglinge. Es lag wohl daran, daß sie sich dem großen Ganzen des Liebeswerks mit ver-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ständiger Freudigkeit überließ und sich nicht, mütterlich hingenommen, ins Einzelne verlor.

Mein lieber Herr, ich hantiere da am Ende mit einer allzu spitzen Sonde; aber in der Geschichte der Jungfer Mabrusch muß man sorgsam umwenden, und besser, ein Blatt gespalten als eins überschlagen. Und wenn's uns hier so gegangen ist, so ist kein Schade geschehen; denn aus dem Schlitzlein geht uns vielleicht ein feiner Duft von Herbigkeit in die Nase, der um die Jungfer Mabrusch von damals geweht hat, hauchzart wie der Vorschmack vom Wermutwein.

Mathilde unterzog sich jeder Arbeit, aber sie gab jeden Handgriff wie eine Spende her. Nicht, daß sie sich kostbar machte. Sie schenkte mit Inbrunst, und hundert Hände streckten sich aus, ihre stete, behutsame Fürsorge auf sich zu ziehen; allein, nicht Hand, nicht Händchen hat in dieser ganzen Zeit die ihre in Weh und Wonne gepreßt. Aber dankbar und beglückt genoß die Jungfer Mabrusch bloß die Beliebtheit, und gelassen, sich selber genug, vermißte sie nie die Liebe. Und sicher sind es vier blanke, freundliche Jahre gewesen, die sie so verbrachte — in der Glut der Opferwilligkeit und in der Kühle ihrer Bewußtheit.

Nun hören Sie, wie es kam: eine verwahrloste Rotznase hat in alledem gründlich Wandel geschaffen.

Eines Tages wurde ein siebenjähriger Junge hereingebracht, so recht ein Lümmel von der Straße, abgerissen und schmierig, ein armseliges Ding und doppelt jämmerlich, weil ihm ein Bein entzweigefahren worden war, als er auf dem Fahrdamm herumlungerte.

Nun lag er in den Kissen, blaß und scheu, schrie nicht und wimmerte nicht, mit trotziger Miene, als sei die Obhut, in die er gekommen war, eine neue Unbill. Und das lag daran, daß er ein Ausreißer war aus dem Waisenhaus der Stadt, wo es die Kinder nicht gut, nicht schlecht haben, wie es eben Kinder haben können, die in der Horde erzogen werden. Vier Jahre lang hatte er mitgemacht; drei davon, weil er's nicht anders kannte, und das letzte, wo er in der Schule mit Kindern zusammentraf, die eine Heimat hatten, aus Gewohnheit. Aber schließlich war er aufgebrochen, ohne große Heimlichkeit, als sei's sein gutes Recht, war aufgebrochen, um denn doch zu sehen, ob er nicht auch eine Mutter für sich allein finden könne, allenfalls eine, in die er sich mit ein paar Geschwistern zu teilen hätte; viele seiner Mitschüler mußten sich ja auch daran genügen lassen. Es fiel ihm gar nicht ein, zu suchen; das mußte sich von selber machen, wohl so, wie sich's bei den andern auch gemacht hatte. Für diesen Waisenknaben war ja nicht die Frage, wie Eltern Kinder, sondern wie Kinder Eltern kriegen. Und nach ein paar Tagen machte es sich auch: er kam unter die Räder. Als er hervorgezogen wurde, fühlte er einen erbärmlichen Schmerz; so weh tat es, eine Mutter zu bekommen! Dann war er in einem Saal, wo zwanzig Kinder in Betten lagen. Das kannte er aus dem Schlafsaal des Waisenhauses: also wieder die Horde; das war gemein. Und daher die trotzige Miene.

Die Schwester Mathilde hatte irgendwie an dem Schleier gerückt, der die krausen Gedankengänge des spröden, verhaltenen Jungen verhüllte, war aufmerksam geworden und auf tausend Umwegen, mühsam und vorsichtig, in sein Vertrauen eingedrungen, zuerst aus Interesse, dann schon mit Rührung und schließlich ganz hingegeben an die ursprüngliche Kindersehnsucht dieses ungehegten Herzens. Und als die Jungfer Mabrusch am Ziele ihrer eifervollen Werbung stand, lag ihr zum erstenmal ein fremdes Leid bitterschwer auf dem Herzen, und sie sah zornig auf die Jahre ihrer Selbstgenügsamkeit zurück, wo sie zwar „Betten" getreulich versorgt, nicht aber Menschen liebevoll gepflegt hatte.

Der Zufall hat dann ein Uebriges getan. Es kam heraus, daß der kleine Robert durch dieselbe Katastrophe wie Mathilde seine Eltern verloren hatte. Eine Aeußerlichkeit, gewiß! Und doch schmiedet dergleichen zusammen, dreifach fest, wenn der Boden zuvor schon geebnet war.

So ist es geschehen, daß der Junge, wie er genas, tatsächlich eine Mutter gefunden hatte, eine Mutter, die sich nicht mehr von ihm trennen mochte, die das warme Asyl im Krankenhaus preisgab und mit ihm hinaustrat auf die große Weltwiese, wo der Wind pfeift und ein Wettrennen ist nach allerlei, was die Jungfer Mabrusch bisher zu den Selbstverständlichkeiten des Lebens gerechnet hatte. Aber sie biß sich durch,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und nach ein paar Monaten war sie eine gesuchte Privatpflegerin.

Sie mietete Stube und Küche, vermied es, Nachtwachen zu übernehmen, und konnte so die Abende mit ihrem Jungen zusammen sein. Tagsüber wurde er von anständigen Nachbarsleuten versorgt, solange er nicht in der Schule war, einer besseren Schule, an der ihn die Jungfer Mabrusch mit einigen Opfern unterzubringen und zu halten vermochte.

Die Jahre vergingen. Der kleine, sehnsüchtige Junge war ein starker, dickköpfiger Bengel geworden, nicht dumm, ganz brav, mit kleinen Schwächen und ohne große Fehler, seiner Pflegemutter nach Gebühr zugetan. Mathilde brachte ihre tätigen Tage mehr denn je als eine rüstige, auf sich selbst gestellte Jungfer hin; bloß des Abends wurde sie weich und suchte, sich in des Kindes Seele hineinzuschmiegen, mit einer ungeduldigen Innigkeit, die sein unbekümmertes Knabengemüt gewiß oft genug in Verlegenheit gebracht hat.

Mit sechzehn Jahren verließ Robert die Schule und trat als Lehrling in ein honettes Bankgeschäft. Er zeigte sich anstellig und zuverlässig und versprach, ein brauchbarer, tüchtiger Mensch zu werden. Darin blieb er sich auch gleich; nur sein Wesen änderte sich nach ein paar Monaten ziemlich plötzlich.

Es war, als sei er auf etwas Befremdliches gestoßen, hinter dem er noch allerlei Widerwärtigkeiten ahne. Zunächst schien seine etwas robuste, aber reinlich sichtende Denkungsart über einer unversehends gemachten Erfahrung stutzig geworden zu sein; dann suchte er unverkennbar eine höchst unwillkommene Auslegung abzuweisen und unterlag am Ende einer unfaßbaren Erkenntnis, die ihn verstört und wortkarg machte.

Der Jungfer Mabrusch, deren herzliche Zuneigung ihn jeden heimeligen Abend haben und halten wollte, wich er aus und suchte nach Geschäftsschluß die Gesellschaft dieses oder jenes Bekannten, dem er doch ein mürrischer Genosse blieb.

Mathilde empfand ihre Vernachlässigung mit steigender Bitterkeit. Durch die liebreiche, schmeichlerische Zusprache, mit der sie sich um Robert bemühte, klang schließlich, herrisch oder eifersüchtig, wie man's nehmen wollte, der weibliche Anspruch hindurch, des Morgens die erste und bei der Lampe die letzte ersuchte Vertraute ihres großen Jungen zu sein und zu bleiben. Aber weder ihre fast koketten Lockungen, noch ihre herben Vorwürfe richteten etwas aus. Robert ging ihr nach wie vor recht eigentlich aus dem Wege, zuletzt aus sichtlicher Abneigung gerade gegen ihre Gesellschaft.

Als dann das Ende kam, gaben nachdenkliche Leute der Jungfer Mabrusch einen guten Teil Schuld: der Junge habe sich rechtschaffen abgeplagt, sie ihn aber durch ihre noch so gut gemeinte, zudringliche Werbung aus seiner beharrlichen Selbstbekämpfung immer wieder herausgerissen.

Wie dem auch sei, das Ende kam, und es kam so, daß Robert eines Morgens wenige Tage vor Beendigung seiner Lehrzeit seinen Chef aufsuchte und ihn um ein Empfehlungsschreiben an einen Geschäftsfreund in Bahia bat; dorthin gedenke er auszuwandern. Seiner Bitte wurde entsprochen, und nach kurzer Vorbereitung begab sich der junge Mensch auf die Reise. Der Abschied von Mathilde war kurz, gequält und scheu, nicht bloß von seiten des Jungen, wie man's gewohnt war, sondern nun auch von seiten der Jungfer Mabrusch.

Als Robert fast schon in Brasilien sein mußte, erzählte Mathilde da und dort, wie alles gekommen war. Sie erzählte es kummervoll, aber mit ungetrübter Anhänglichkeit an ihren Jungen. Der Arme sei einem Verhängnis erlegen, einem hämischen, vernunftlosen, das ihm die letzten Jahre vergällt und ihr, der Ahnungslosen, schließlich die jammervolle Trennung unbarmherzig abgedrungen habe. Einmal sei er wieder auf ihr Betreiben zu einem vertraulichen Plauderabend bei ihr geblieben, und nicht rascher habe sie sich ihm mütterlich-zärtlich genähert, als es auch schon aus ihm herausgequollen sei, wild und wirr, erst noch in bitterer Scham verhalten, dann störrisch herausgestoßen und zuletzt in aller Glut und Flut seiner ungesuchten, herrisch heischenden Worte . . . mein Gott! — daß er sie liebe, nicht pflichtschuldig als Pflegesohn seine Wohltäterin, sondern er, der Mann, sie, das Weib seiner reifenden Sehnsüchte. Erschüttert, betäubt, habe sie den Schwall seiner unkindlichen Beteuerungen hingenommen und erst, als er in der schlimmsten Absicht auf sie ein-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gedrungen sei, Kraft gefunden, sich seiner zu erwehren. Der Umschlag sei dann bald erfolgt, und in peinvoller, bedrückter Beratung sei man noch in derselben Nacht übereingekommen, so zu handeln, wie Robert am nächsten Morgen vor seinem Chef und sie beide in der kargen Woche bis zur Trennung gegeneinander gehandelt hätten, jedes mit einem halben Blick auf die klägliche Erlösung und tausend mutlos entgeisterten auf die trostlose Oede künftiger Tage.

Monate verstrichen. Die Jungfer Mabrusch nahm die Gewohnheit an, von dieser bösesten Stunde ihres Lebens oft, allzuoft und allzubreit zu sprechen, und selbst Leute, die ihr wohlwollten, begannen, sie für etwas absonderlich zu halten. Ich für meinen Teil habe stets zu ihr gestanden, halb aus Gewohnheit, halb aus Mitleid; und wenn sie sich anschickte, Kranke, die ich ihrer Pflege anvertraute, mit der Erzählung ihrer leidvollen Erfahrung zu inkommodieren, genügte ein Wort, ja, eine Miene, um sie wieder zurechtzurücken. Und geschah's doch einmal, ohne daß ich hatte dazwischen treten können, so war auch nicht viel verloren; denn nach und nach büßte die Begebenheit im Munde der Jungfer Mabrusch ihre verwirrenden Schrecken ein und nahm sich mehr wie ein unstatthafter Schabernack aus, noch dazu einer, der ihr fast so etwas wie einen Triumph bereitet hatte. So kam ich, so oft ich Mathilde in Anspruch nahm, gut mit ihr aus und vermochte auch ihre früheren Gönner unter meinen Kollegen, ihr erst den und jenen und bald wieder viele ihrer pflegebedürftigen Patienten zuzuwenden.

Diese Fürsprache hat mir wohl die Dankbarkeit und das Vertrauen der Jungfer Mabrusch eingetragen. Wenigstens kam sie zwei, drei Jahre nach Roberts Ausreise eines Tages zu mir und zeigte mir einen Brief, den ersten, den sie von ihm erhalten habe. Sie schien ein wenig beirrt und recht zaghaft, aber gar nicht erschreckt; und doch war in dem Brief alles Verwundene von Grund aus wieder aufgewühlt. Sehnsüchtig hingegeben, wenn er seine unerschütterte Liebe sprechen ließ, düster entschlossen, wenn er all' die verhaßten Gegengründe einen nach dem andern abzuwürgen suchte, sann Robert der Pflegemutter rundweg an, alle Brücken hinter sich abzubrechen und übers Meer als Gattin in seine Arme zu eilen.

Ich sah auf und erblickte die Jungfer Mabrusch wie stets von ihrer Herzenswärme angestrahlt, aber auch von einer neuen Flamme durchglüht, einer rötern, heißern, die mich aufmerksamer in ihre Worte hineinhorchen ließ. Und sie sagte:

„Herr Doktor, ein so standhafter, braver Junge, und ich habe ihn so lieb. Wenn ich nun seinem Rufe folgte? Brasilien ist so weit, so sehr weit, Herr Doktor. Wer fragt dort nach dem, was hier war?! Und wir wären so glücklich. Er hat die Alternde nicht vergessen, und mich dürstet so, an einem, an seinem Herzen zu liegen!"

Ich merkte wohl, wie unter diesen halben, verlorenen Worten ein verwegener Schrei schlief, bereit, aufzuspringen, ob ich nun dies oder jenes anriet, und diese nach ihrer Weibheit lüsterne Jungfer ins Blaue hineinzureißen, das Heil und Unheil und die große Wüste der im rinnenden Sande des Tages versickerten Leidenschaft birgt.

So sprach ich Mathilde nur ein wenig zur Ruhe und entließ sie, sicher, daß sie in wenig Wochen nach Brasilien unterwegs sein werde. . . . vom Bord grüßt die Fahne der Sehnsucht — nicht wahr, Sie begreifen?! Sie hätte dann recht oder unrecht getan; aber es wäre ein voller Klang, eine prächtige Auflösung ihrer aufrechten Jungfernschaft gewesen.

Nun, es kam anders. Mathilde blieb und versah ihre Pflegedienste wie zuvor, nicht ganz: sie sprach nicht mehr von Robert.

Eines Tages erfuhr ich dann, sie pflege sich, wo sie auch sei, nach Tisch ein Stündchen freie Zeit und Schreibzeug auszubitten; hernach finde man im Papierkorb die Schnitzel eines eng beschriebenen Briefbogens.

Für mich war's kein Anlaß, einzuschreiten; einem kranken Menschen tut es ja besonders wohl, mal ein Weilchen ganz unbehelligt zu bleiben. Als mir dieses verwunderliche Gebaren jedoch immer und immer wieder zu Ohren kam, entschloß ich mich, die Jungfer Mabrusch zu befragen, und erfuhr von ihr nach einigen betretenen Ausflüchten, daß sie, unentschlossen, wie sie Roberts Brief beantworten solle, bald eine

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zusage, bald eine Absage verfasse und schließlich doch jede wieder zerreiße.

Wie gesagt, mir konnte diese sanfte, unschädliche Gewohnheit recht sein, und meinen Kollegen verstand ich sie mundgerecht zu machen. Im Grunde war ich vor allem begierig, die weitere Entwicklung der Dinge einmal abzusehn, doch es geschah nichts, gar nichts, nur daß Mathilde Tag um Tag zu bestimmter Stunde ihr armes, keuchendes Herz durch Schreiben von seiner Last befreite und durch die Vernichtung des Geschriebenen von neuem damit belud.

Schließlich kam ich darauf, über Robert Erkundigungen einzuziehen. Was ich erfuhr, hat mich zunächst fuchsteufelswild gemacht. Der Junge lebt drüben in vortrefflicher Position, lebt seit Jahr und Tag, schon seit dem zweiten Jahre seines Aufenthalts in Bahia, mit einer Negerin zusammen, und zu der Zeit, wo mir Mathilde seinen Brief zeigte, muß ihm der erste kleine Mulatte in die Vaterarme gelegt worden sein.

Von mir sollte die schmählich genasführte Jungfer nichts erfahren; aber er, das Bürschchen, war wohl ein rechter Lausewenzel.

Eines Abends, als mir diese kunterbunten Verhältnisse wieder mal durch den Kopf gingen, fiel mir was ein. Dieser Lausewenzel, dessen unbekümmerte Dickköpfigkeit ich noch gekannt hatte, sollte einen allem Anschein nach so grundwahrhaftigen, sehnsüchtigen und himmelstürmenden Brief geschrieben haben? Aus purer Alfanzerei geschrieben haben? Wie paßte das dann wieder zu seiner letzten, mürrischen Maske? Nein, war' Mathilde schon einem Spaßvogel aufgesessen, dann bloß einem, der beweglicher, geistvoller war als der derbe oder grämliche, aber stets hausbackene Robert.

Mir fiel noch was ein. Warum kam die Jungfer Mabrusch, die doch wohl an Robert als den ehrlichen Schreiber glaubte, warum kam sie bloß in all den langen Jahren zu keiner Antwort, nicht mal zu einer hinhaltenden? Was war denn das überhaupt für ein Brief? Meines Wissens hatte ich den zugehörigen Briefumschlag damals nicht zu Gesichte bekommen. Das wollte zwar nicht viel besagen, gleichviel, man weiß doch von sich selber, daß man die Umschläge von Auslandsbriefen meist mit aufbewahrt. Nun — ja, so — aber das war ja ganz lächerlich . . . nein, nicht so ganz. Wie, wenn es gar niemanden gäbe, dem Mathilde hätte antworten können, wenn sie selber sich den Brief geschrieben hätte?

Ah, sieh da! Dann hätte sich am Ende alles anders und recht eigentlich umgekehrt, wie sie uns hatte glauben machen, zugetragen. Das wäre doch! Robert nicht der Angreifer, sondern der Angegriffene. Warum sollte er nicht in dieser Rolle übers Meer gescheucht worden sein . . . ? . . .

Nichts gab es, aber auch gar nichts, was einen gehindert hätte, beider Lebensbild in diese andere Beleuchtung zu rücken und mit diesen neuen Lichtern und Schatten auch neu zu würdigen.

Durch diese Brille betrachtet, ist meine ganze, schöne Erzählung so gut wie erstunken und erlogen. In unserem guten Robert hätte dann ein kleiner Ehrenmann gesteckt, und in der Jungfer Mabrusch steckte eben ein Weib, das sich zu spät darauf besann, auch ein Weibchen zu sein, und das darüber ein wenig konfuse geworden ist.

Nur ein wenig; das wollen Sie bemerken. Sie geht ja doch nun schon jahrelang ihren Weg mit den kleinen, schnurrigen Ausbiegungen, unangefochten, und sucht und findet ihr Brot in allen Ehren und zu vieler Leut' Nutzen.

Was wollen Sie? Auch Robert lebt glücklich im Schoße seiner Mulattenfamilie, und auf dieser kauderwelschen Erde singt noch gar mancher ein gramvolleres Lied als alle, die in dieser lehrreichen Geschichte mitgepfiffen haben, mich, mein lieber Herr, der ich es liebe, mich mit großen Worten betrunken zu machen, nicht ausgenommen.

Sagte ich nicht, in der Geschichte der Jungfer Mabrusch müsse man sorgsam umblättern? Man muß es auch, schon, damit der Ueberraschungsknalleffekt um so größer werde."

Randbemerkungen.

Ein Sondermoratorium für das selbständige Unternehmertum.

Der Krieg ändert mit einem Schlage die gesamte Wirtschaftslage einer Nation bis ins Kleinste. Dieser jähe Umschwung muß zu einem gewissen Tiefstand

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

führen, weil der Volkswirtschaft durch die Millionen waffenfähiger Söhne, die ins Feld ziehen, plötzlich ungeheure Mengen schaffender und verbrauchender Kräfte entzogen werden und Riesensummen baren Geldes in die Reichskriegskasse wandern. Die eintretenden Störungen des Gesamtorganismus wirken auf die gesamte Wirtschaft umso empfindlicher, je mehr die beiden kriegführenden Mächte im Tauschverkehr zueinander gestanden haben. Der Tauschverkehr stockt ja auch schon im Inlande in fühlbarster Weise, sobald der Mangel an Transportgelegenheiten in die Erscheinung tritt. Letzten Endes wirkt das Volk selbst an der Verschlimmerung der Verhältnisse mit; denn mit den ersten Anzeichen der Kriegsgefahr legt es ängstlich die Hand auf den Beutel, zieht seine Guthaben bei Banken und Sparkassen ein und ist nur insoweit bedürfnisfähig, als es den zum Leben unbedingt notwendigen Bedarf befriedigt.

Der Krieg macht also sofort durchgreifende Schutzmaßnahmen zur Pflicht, damit das Wirtschaftsleben wenigstens insoweit lebendig bleibt, daß Katastrophen nach bester Möglichkeit verhindet werden. — Durch den Krieg werden auch die deutschen Kaufleute in eine besonders schwierige Lage gebracht. Denken wir speziell an den Detaillisten, der dem Volksbedarf vorauseilen muß, um ihn befriedigen zu können. Der Detaillist hat normale Zeiten vorausgesehen, kauft für normalen Volksbedarf ein, über Nacht bricht der Krieg aus und seine Waren, in denen doch seine Mittel stecken, stehen wertlos da, weil keine Abnehmer vorhanden sind. Der Detaillist hat viel auf Borg gegeben. Viele seiner Kunden stehen draußen in Feindesland und von den Hinterbliebenen wird er kaum viel verlangen, geschweige denn erhalten können. Es heißt: warten! Zu gleicher Zeit überstürzen ihn aber seine Lieferanten mit Ersuchen und Mahnungen, Verbindlichkeiten aus alten, schon vor dem Kriege abgeschlossenen Geschäften zu begleichen. Es sind Wechsel einzulösen, für die kein Geld da ist, und viele Banken beschränken notgedrungen den Kredit. Dabei ist der Detailkaufmann, wie jeder andere Vaterlandsfreund im Unternehmertum, bestrebt, seinen Betrieb auch in schwerer Zeit aufrecht zu erhalten, wenn er auch weiß, daß die Fortsetzung des Betriebes ein Arbeiten mit Verlust sein muß.

Wer unter solchen Verhältnissen fußfest bleiben will, muß schon über einen großen Reichtum an flüssigen Kapitalien verfügen. Die übergroße Mehrzahl der Geschäftsleute im Klein- und Mittelbetrieb muß aber mit ihren Geldern peinlich genau rechnen, sie muß sich wie fast alle Unternehmungen, der stärksten Triebfeder unseres Wirtschaftslebens, des Kredites, bedienen, und hier mußten und müssen Schutzmaßnahmen getroffen werden, die sie in den Stand setzen, durchzuhalten. Dies nicht nur deshalb, weil das gewerbliche Bürgertum stark bleiben muß, damit die Versorgung unseres Volkes auf gefestigter Grundlage ruht, sondern auch deshalb, weil diese zahlreichen Einzelfirmen an allen Orten in der Lage bleiben müssen, die große Schar der von ihnen bisher beschäftigten männlichen und weiblichen Personen ganz oder teilweise weiter zu beschäftigen.

Ein Durchhalten in so schwerer Zeit ist aber nur möglich, wenn ein Sondermoratorium, insbesondere für Wechselverbindlichkeiten, für die Geschäftswelt vorerst auf die Dauer von mindestens vier Wochen umgehend eingeführt wird; denn mit dessen Einführung ist der Kaufmann nicht mehr gezwungen, rückwärts liegende Verpflichtungen sofort zu erfüllen. Er kann seine ganze Kraft auf die Gegenwart werfen und durch die Erhaltung seines Betriebes zur Verhütung von inneren Krisen beitragen. Rasches Handeln tut aber bitter not; kostet doch jeder Tag ohne Moratorium für den selbständigen Gewerbebetrieb den Verlust ungeheurer Kräfte, die sonst zur Ueberwindung der schweren Zeit hervorragende Dienste leisten können. Damit soll nun nicht jedermann auch Anspruch auf Zahlungsaufschub erheben. Es gibt Leute, die ihre Verpflichtungen heute voll erfüllen können, ohne ihr Existenzminimum im geringsten zu gefährden. Von diesen muß erwartet werden, daß sie das

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Pflichtgefühl des echten Vaterlandsfreundes in eiserner Zeit kennen und betätigen. Für die aber, die Rücksichtnahme zur Erhaltung ihrer Existenz beanspruchen müssen, muß eine allgemeine Sicherheit geschaffen werden, um die heutige harte Probe zu bestehen.

Das Teilmoratorium ist nicht das ausreichende Mittel zum Schutze der Geschäftswelt, so begrüßenswert auch seine Absicht ist. Das Teilmoratorium gewährt den Zahlungsaufschub bei bedürftigen Schuldnern und Gläubigern den Schutz vor jedem momentanen unverhältnismäßigen Nachteil.

Schon die Art und Weise, daß über die Fristgewährung von Fall zu Fall entschieden wird, entspricht keineswegs den Bedürfnissen der Zeit. Diese verlangt ein Starkerhalten des deutschen Handels und, wo es nicht anders geht, Einfachheit und Raschheit im gesetzlichen Verfahren. Sie verlangt auch, daß der Schuldner einen größeren Schutz genießt als der Gläubiger; denn der Schuldner ist wohl der am meisten Bedrängte. Alles dies würde erreicht werden durch die sofortige Einführung eines Moratoriums im gewünschten Sinne. Die Arbeit der Rechtsprechung, die an Zahl der amtierenden Personen ohne Zweifel wie anderswo große Lücken aufweist, wird durch die Gewährung des bedingten Zahlungsaufschubes je nach der Bedürftigkeit eine ungeheuer große sein und eine Unzahl von Kräften in Anspruch nehmen, die besser auf anderen Posten im Dienste des Vaterlandes wirken könnten. Der notwendige Zweck der Gesetzgebung wird aber nicht erreicht; denn es wird bei weitem nicht verhütet, daß der Geschäftsmann in Existenznöte schlimmster Art kommt. Erst wenn es soweit ist, daß er bedürftig ist und diese Bedürftigkeit dem Richter nachgewiesen wird, sagt die Rechtschreibung: Halt! Und bis sie die schützenden Schranken herabläßt, ist vielleicht das Unglück schon hereingebrochen.

Der Andrang zu den Gerichten wird bei Anwendung der nötigen Sorgfalt durch diese ein kaum zu bewältigender sein. Auch ist es nicht jedermanns Sache, öffentlich seine momentane Bedürftigkeit darzulegen. Zwar braucht sich in Kriegszeiten kein Mensch zu schämen, aber Männer, die vielleicht über Hunderttausende von Mark und mehr Vermögen verfügen, können auch in Schwierigkeiten kommen und in die peinliche Lage, diese Schwierigkeiten öffentlich bekennen zu müssen.

Wie wäre es mit folgendem Vorschlag: daß die fälligen Akzepte zur Einlösung vorgezeigt und bei Unmöglichkeit der Einlösung nach weiteren vier Wochen nochmals dem Akzeptanten präsentiert werden, wie es ja auch bei den Postaufträgen geschieht. Der Schuldner hat dann wenigstens einen Monat Zeit, für Deckung zu sorgen und während dieses Monats kann sich ja das Geschäft wieder beleben, zumal dann, wenn die deutschen Truppen siegreich sind.

Anders liegen die Verhältnisse beim Konsumenten. Für diese reichen die durch den Bundesrat getroffenen Bestimmungen völlig aus. Ist doch der Nachweis der Bedürftigkeit bei ihnen mit Leichtigkeit durch den Distriktsvorsteher festzustellen. Wohl die meisten Beamten beziehen auch ihre Gehälter weiter, so daß sie auch imstande sind, ihren Verpflichtungen nachzukommen.

Die Handelskammer in Berlin hat mit ihrem sicherlich wohlgemeinten Gutachten an den Bundesrat, den bedingten Zahlungsaufschub für die Erhaltung unserer nationalen Wirtschaft im jetzigen Moment zu empfehlen, den großen Massen der kleinen und mittleren Kaufleute vielleicht einen schlechten Dienst erweisen.

Die Handelskammer in Berlin weiß doch, daß das viel reichere England sofort ein allgemeines Moratorium eingeführt hat, sie weiß, daß Frankreich, Oesterreich, Rußland, Serbien und die Türkei sofort mit dem allgemeinen Moratorium bei der Hand waren! Warum soll nicht auch das deutsche Geschäftsleben die gleichen Schutzmaßnahmen beanspruchen dürfen, wo wir doch gegen eine Welt von Feinden zu kämpfen haben! Hoffentlich entschließen sich die zahlreichen anderen deutschen Handels- und Gewerbekammern zu einer anderen Auffassung in tunlichster Bälde. Denn der dringendste Wunsch der deutschen Kaufmannschaft ist heute

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Forderung nach dem Sondermoratorium auf die Dauer von vier Wochen für die Kreise von Industrie, Handel und Gewerbe, die sie stellen im Interesse der Erhaltung ihrer Existenz, im Interesse ihrer zahlreichen Mitarbeiter und damit auch im Interesse der gesamten nationalen Wirtschaft selbst!

☞

Krieg und Reklame.

Man sollte es nicht für möglich halten. Aber es ist doch so. Während seit Beginn der Mobilmachung im allgemeinen wohl nichts größere Bewunderung verdiente, wie die stille Selbstverständlichkeit, mit der jeder waffenfähige Deutsche sofort seine häuslichen Angelegenheiten ordnete, um sich dann mit ebenso selbstverständlicher Geräuschlosigkeit zur längst in Friedenszeit bestimmter Stunde einzufinden, konnte es sich eine ganze Reihe sogenannter Berliner „Berühmtheiten" nicht verkneifen, die Tatsache ihrer Einberufung noch schnell zu einer höchst persönlichen Riesenreklame zu benutzen.

„Der bekannte Heldentenor unserer Hofoper ist ebenfalls zu den Fahnen geeilt . . ." — „Von andern bekannten Persönlichkeiten stehen bereits im Felde der Bonvivant X und unser weltberühmter Geigenkünstler Y, der — er ist Hauptmann der Reserve — das Schwert ebenso zu führen verstehen wird wie die Leier . . ." Ausfluß der lieben Künstlereitelkeit? Mag es hingehen. Man sieht staunend, wie sehr im Zeitalter der Reklame das „Von-sich-reden-machen" selbst im Angesicht des Krieges die erste oder in diesem Fall besser gesagt, die letzte Sorge der gefeierten Modegrößen bleibt. Aber jeder, der dem Rufe des Königs zu folgen hat, muß sich mitten aus fröhlichem Leben heraus an den Gedanken gewöhnen, mit vielen Tausenden vielleicht ein Totgeweihter zu sein. Das ist etwas. Und Totgeweihte haben das Recht auf Erfüllung eines letzten Herzenswunsches. Und wenn der letzte Herzenswunsch unserer Modegrößen nicht größer als der Wunsch nach einer letzten Reklamenotiz unter dem Feuilletonstrich der Tageszeitung ist, so ist das wahrhaftig bescheiden genug.

Wirklich peinlich wirkt hierbei nur die Tatsache, daß es zu Beginn des Weltkriegs 1914 speziell in Berliner Theaterkreisen eine ganze Reihe Modegrößen gab, die sich sozusagen nur vom Feuilletonredakteur in die Schlacht schicken ließen, im übrigen aber warm gebettet zu Hause blieben. Von den Berliner Theaterdirektoren waren laut Reklamenotizchen gleich zwei „zu den Fahnen" geeilt. Keiner von beiden dementierte. Aber jeder von beiden sitzt noch heute, ein Bild holden Friedens, in seinem Berliner Künstlerheim. Da ist eine bekannte Schauspielerin — Reklamenotizchen: „Hat sich sofort als Krankenschwester ausbilden lassen und eilt schon morgen ins Feld." Nach Wochen siehst du noch die Gefeierte, totschick wie immer, im Café sitzen. Kaum eine Berliner Theatergröße, die dem Weltkrieg nicht wenigstens zwei Reklamezeilen abzutrotzen wußte. Trifft man einen dieser Leutchen und fragt erstaunt: „Ich las doch, daß Sie . . .?" so antwortet man verschämt: „Das war ein Mißverständnis. Ich wollte noch immer berichtigen lassen . . ." Er wird es nie berichtigen lassen, denn der Einschlag ins Soldatische wird in den nächsten Jahren eins der wichtigsten Garderobenstücke für jeden „Künstler von Bedeutung" sein. . .

☞

Neue Bücher.

Fischers illustrierte Bücher. (S. Fischer Verlag, Berlin.)

Es war eine ausgezeichnete Idee des Fischerschen Verlages, in kleinen, geschmackvollen Bändchen Meisterwerke moderner Belletristik illustriert herauszugeben und dadurch zugleich zur Förderung der Schwarzweißkunst beizutragen. Die Auswahl der Werke dieser Sammlung, die mit Hermann Hesses wundervoll gemütswarmer Armenhäuslergeschichte „In der alten Sonne" und Thomas Manns glänzend geschriebener autobiographischer Künstlernovelle „Tonio Kröger" eingeleitet wird, verspricht hervorragend zu werden, und die Zeichnungen von Wilhelm Schulz und Erich M. Simon sind ganz charmant ausgefallen. Auch die buchtechnische Ausstattung ist außerordentlich geschmackvoll, gediegen und vornehm, so daß man die wunderhübschen, dabei erstaunlich billigen Bändchen aufs nachdrücklichste zu Geschenkzwecken empfehlen kann. W. B.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein und Dr. Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Wilhelm Bolze, Charlottenburg, Friedbergstr. 18. — Verlag: Die Gegenwart G. m. b. H., Berlin W. 15, Meinekestr. 25. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gegenwart

Nr. 37 Berlin, den 12. September 1914 43. Jahrgang Band 86.

Und die Völker haben nicht danach zu fragen. . .

Eine der plumpsten Stimmungsmachereien in dem grotesken Lügengebäude, mit dem man den vom Zaun gebrochenen Weltkrieg jetzo alltäglich in London und Paris moralisch zu frisieren sich verpflichtet fühlt, ist die Mär von der demokratischen Weltanschauung, die das Hindernis „Deutschland" zum Besten eines „freieren" Menschengeschlechts aus dem Wege räumen müsse.

Deutschland, die personifizierte „Unfreiheit". Frankreich und England die fleischgewordene Demokratie, die — das zeige ja schon die „Verfassung" dieser beiden Länder — die Völker selbst zu souveränen Herren ihres Geschickes mache . . .

Die Völker, die sich selbst regieren... Wir Deutschen sind ein viel zu fortschrittliches Volk, um so Ueberwundenes, wie es die absolute Regierungsform ist, auch in noch so zeitgemäßer Verbrämung zurückzuwünschen. Aber jedem, auch dem unbedingten Anhänger des Parlamentarismus, hat die Vorgeschichte dieses Krieges über eines die Augen geöffnet: Das Ding, was man bisher — London und Paris nicht wenig beneidend — die „parlamentarische Volksregierung" nannte, hat sich in den Julitagen des Jahres 1914 als der verhängnisvollste Trug erwiesen, dem sich je gutgläubige Völker hingegeben.

Den militärischen Ausgang des Völkerringens werden und müssen wir nüchtern, wie es die Stunde heischt, trotz aller bisherigen Erfolge noch immer vertrauensvoll als eine Zukunftsfrage ansehen. Aber das ist schon jetzt endgültig entschieden: der Volkswille ist nirgends eine größere Bagatelle als in dem republikanischen Frankreich und in dem angeblich so „freiheitsstolzen" England.

Es ist erwiesene Tatsache, daß das französische Volk als solches von diesem Kriege, der lediglich das Werk des ruhmsüchtigen Herrn Poincaré und einiger gewissenloser Drahtzieher ist, nichts, aber auch gar nichts wissen wollte. Und wie sehr die Herren Grey und Genossen den Krieg als ein fast privates Geschäft gemanaget haben, zeigt nichts so sehr wie der Umstand, daß die Spitzen der kleinen, aber mächtigen Kriegspartei jetzt in England herumreisen müssen, um dem Volk, das auch dort noch wie vor einem Rätsel steht, wenigstens ein bescheidenes Maß von „Kriegsbegeisterung" beizubringen . . .

Die Verbündeten, wie sie sich jetzt mit Stolz nennen, die Vertreter des „demokratischen Prinzips"! Wenn es nicht so blutig ernst wäre, es wäre wirklich zum Lachen...

Die Vertreter des „demokratischen Prinzips" bieten alles, was sie an eigener oder fremder Kriegsmacht mobil machen können, auf, um dem gebenedeiten Vertreter des rückständigsten Absolutismus, dem Pogromzaren von der Newa, den Weg nach Kultureuropa zu ebnen.

Als der heißersehnte und nur durch Diplomatenkniffe künstlich geschaffene Kriegsfall endlich da war, hat der russische Botschafter in Paris, Herr Iswolski, der jetzt, da das Verhängnis einer wohlverdienten Niederlage naht, als erster feige die Reisekoffer packte, erfreut ausgerufen: „Dies ist mein Krieg . . .!" Endlich ein wahres Wort in dem Wust von Lügen, mit denen man sich in Paris und London täglich dreimal weißzuwaschen versucht. „Dies ist unser Krieg.." Wie wahr ist dies „unser" . . .

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

So also sieht der in den französischen und englischen Musterparlamenten fleischgewordene Volkswille aus: In Paris sieht man, sich noch gestern in gesichertem Frieden wähnend, im letzten Viertel des Julimonds 1914 den vom Zaren dem Präsidenten befohlenen Krieg plötzlich wie ein Ungeheuer herankommen. Die Franzosen können und wollen das Unfaßbare nicht glauben. Noch nie hat ein Volk — diese Gerechtigkeit müssen alle, die in jenen Tagen zufällig in Frankreich weilten, den Franzosen angedeihen lassen — offener und lauter erklärt, daß es von einem Kriege nichts wissen will, als das Paris dieser denkwürdigen Tage vor dem entscheidenden 1. August. Aber was gilt Herrn Poincaré der Wille des Volkes? Ein absoluter König aus der parlamentslosesten Geschichtsperiode konnte sich nicht absoluter aufführen als er. Er ist gute Republikanerschule. Weiß besser als wir Deutschen, die wir in schwachen Stunden oft das angebliche Freiheitsgebilde dieser Republik bestaunten, daß die Herrschaft des Volkswillens nirgends mehr eine Chimère ist als an der Seine. Weiß, daß dasselbe Volk, das heute laut und beschwörend protestiert, morgen den verhaßten Krieg aus seinen Händen stumm und gehorsam als Schicksal entgegennehmen muß.

In England sind die Vertreter des Absolutismus gerissener und wahren wenigstens die „Form". Man macht so — der Volkswille will nur gekitzelt, aber nicht respektiert sein —, als wenn man als Auslandsminister zu jedem Schritt der Zustimmung des Unterhauses bedarf, um in der geheimen Staatskanzlei kaltblütig das Gegenteil zu betreiben. Als es mit der absoluten Staatsform aus war, ersanden die Anhänger des Absolutismus das Parlament, um, nachdem das Volk durch Gaukelspiel beschäftigt, ungestörter denn je die eigenen Wege gehen zu können.

„Meine Herren! Wir sind, wie ich Ihnen versichern kann, durch keine Abmachungen bindender Art zur Unterstützung Frankreichs verpflichtet . . ." Der angebliche Neutralitätsbruch gegen Belgien muß herhalten, um den auch in England in jenen Tagen noch unpopulären Krieg als ein Herrn Grey völlig überraschendes Produkt des Tages zu präsentieren. Längst sind inzwischen die Dokumente veröffentlicht, aus denen klar hervorgeht, daß Herr Grey sich schon seit Monden à tout prix verpflichtet, also das Parlament seines Landes glatt beschwindelt hatte. Herrn Grey beunruhigt das sicher keinen Augenblick. Er ist viel zu klug, um nicht zu wissen, daß der Respekt vor dem Volkswillen auch im klassischen Heimatland des Parlamentarismus nur der Respekt vor einem Wahnbild wäre.

Und die Völker haben nicht danach zu fragen, für wen und wozu sie sich totschießen lassen . . . Uns, die wir nur einen vom Volkswillen nicht nur gebilligten, sondern sogar begeistert aufgenommenen Verteidigungskampf führen, kann der Umstand, daß besonders für Frankreich dieser Krieg jeder wirklichen Popularität entbehrt, nur ein Vorteil sein. Es ist grotesk, wenn man jetzt hört, daß die Manager unter sich bereits darüber einig sind, daß auch ein etwa besiegtes Frankreich ohne Herrn Greys und des Zaren Einwilligung nicht Frieden schließen darf. Aber auch diese den Willen des französischen Volkes schon heute bis zum letzten Hauch mattsetzende Abmachung zwischen sage und schreibe drei ganzen Menschen ist nur ein neuer Beweis für den gänzlichen Bankrott jener Einrichtung, die der Idee ihrer Schöpfer nach einst den fleischgewordenen Volkswillen repräsentieren sollte.

Der Entlarver Japans!

Von

Dr. Spier, München.

Wir Deutschen erleben jetzt eine Lehre nach der andren. Unsere vermeintlichen Freunde erweisen sich als Feinde, die sogenannten anständigen Nationen werden Wortbrüchige und Seelenverkäufer. Unsere Zöglinge, die Japaner, benutzen die Fesselung der deutschen Kräfte zu einem unerhörten Ausfall im Sinne Englands und ent-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hüllen endlich ihre wahre Natur, die wir nicht in ihnen suchen wollten. Dabei bemühte sich ein deutscher Schriftsteller, Freiherr von Kriegelstein, seit Jahren, die Japaner zu entlarven.

Eine Besprechung der Kriegelsteinschen Bücher, die wirklich den wahren Charakter der Japaner aufdecken, war schon von mir vor ca. zwei Jahren fertiggestellt worden. Sie ist im Mai hier in München erschienen. Wie mit einer prophetischen Voraussehung hat Kriegelstein die jetzt offenbaren gemeinen Züge im japanischen Seelenleben kurz skizziert, und jeder, der die Kritik liest, wird erkennen, wie wunderbar Freiherr von Kriegelstein den Jap entlarvt hat. Wir hatten von jeher gegen die verwässerte Darstellung der Japaner aus der Feder des Japsverherrlichers Lafcadio Hearn zu kämpfen. Aber Herr Hearn, der, selbst ein Engländer, sich japanisieren ließ und in Japan lebte und starb, war Lieb Kind bei den Deutschen. Niemand konnte etwas gegen die Jaws sagen, was nicht im Sinne Lafcadio Hearns war. Ich lasse hier die Besprechung folgen, welche den scharfen Gegensatz zwischen der Beschreibung japanischen Charakters durch Kriegelstein und durch Hearn widergibt:

Im Lande der Verdammnis, zwischen Weiß und Gelb.

Eine unliterarische Kritik von J. Spier.

Anläßlich der Neuausgabe von Lafcadio Hearns Schriften über Japan las man überall von herrlichen Eigenschaften der Japaner, von ihren wunderbaren Charakterschätzen und dergleichen.

Daß Hearns Schriften beliebt sind, spricht ja nicht für ihren objektiven Wert. Einer Menge Menschen sind sie gerade wegen ihrer „Vorzüge" unangenehm; der gedämpfte Ton, die lauwarme Atmosphäre, dieser auf Moll gestimmte Heroismus, der Mangel an vulkanischen Kräften, an elementaren Ausbrüchen von Urwüchsigkeit wirkt auf Dauer, um mit Heine zu reden, wie „Vergißmeinnicht in Milch gekocht". . . Sobald man aber diese Bücher als Kulturdokumente betrachtet, hört die literarische Tändelei auf. Einen frappanten Gegensatz zu Hearns Schriften bilden die beiden Bücher Eugen Kriegelsteins „Im Lande der Verdammnis" und „Zwischen Weiß und Gelb". Sie strotzen von alledem, was man bei Hearn vermißt. Neben tiefem psychologischen Einblick in die japanische und chinesische Volksseele erhalten wir eine solche Fülle von Geschehnissen und wichtigen Tatsachen, daß die beiden Werke uns sofort gefangen nehmen und unsere Seele mitschwingen. Wenn Kriegelstein mit ein paar Umrissen eine Gestalt zeichnet, so schafft er wie ein Maupassant des östlichen Milieus. Seine psychologische Schilderungskraft ist enorm und bedarf nicht breiter Aufzählungen von Einzeldingen, wie Hearn es liebt. Wir sehen sofort seine japanischen Spione und Vaterlandsfanatiker, die ohne Besinnen ihr Leben hingeben, wenn es sich um „Nippons Größe und Ruhm" handelt. Wir leben mitten unter den chinesischen Kulis mit der sanften Kinderseele. Kriegelsteins Haß gegen die Japaner ist grenzenlos wie seine Verachtung dieses Zwergvolkes. Er spricht ihnen — obwohl er die Vaterlandsliebe anerkennt — jede edle und menschliche Eigenschaft ab. Der gute, brave gelbe Mensch ist der von uns unverstandene Chinese, der Abschaum der gelben Rasse ist der Japaner. Kriegelstein hat lange Jahre in Asien gelebt; im russisch-japanischen Krieg hat er das Inferno der menschlichen Seele studiert; Falschspieler, Kokotten, japanische Barone und Marquisen als Spione, chinesische bis in den Tod treue Freunde und giftige japanische Verräter bevölkern die unerhört plastische Kinematographie des Ostens. Künstlerisch genommen ist ein Buch von Kriegelstein turmhoch über Hearns ganzem Lebenswerk; so sehr wie sich seine Anschauungen über Japan und Japs von Hearn unterscheiden, differenziert sich auch seine Schreibweise von der Lafcadios. Bücher von wosendem Kraftüberschuß, gezügelt von künstlerischer Kultur, sind seine Werke!

Nun kann man ermessen, wie sehr dieser Hearn, dieser Verhimmler der japanischen Seele, den Gelben vorgearbeitet hat, wie sehr er uns geschadet und den Engländern sowohl wie den Japs genützt hat. Ob er wissentlich oder un-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wissentlich den Charakter der Gelben falsch dargestellt hat, kann man jetzt nicht mehr entscheiden. Aber beinahe möchte man annehmen, daß er wie in einem höheren Auftrage über die Japaner schönfärberisch geschrieben. Die Engländer selbst haben nie an die hohen Eigenschaften der Japs geglaubt, wir aber haben die Japs angehimmelt und bewundert, blind ihre Undurchdringlichkeit für Edelmut genommen. Ich muß also Freiherrn von Kriegelstein als den wahren, leider unerhörten Entlarver der „gelben Hunde", so werden sie in Amerika genannt, bezeichnen, dem wir großen Dank schulden, wenn er auch ohne Erfolg gewirkt hat. Bei einigen hat er wenigstens die nötige Umstimmung erreicht. — Seit Jahren habe auch ich mich bemüht, den Nimbus der Japaner zu zerstören. Man hat einstmals das sogenannte Jiu-Djitsu angebetet. Es hat sich herausgestellt, daß es eigentlich weiter nichts ist wie der freie Ringkampf, nur vergröbert und mit mehr Brutalität und Gemeinheit ausgeführt. Alles, was man ihm an wunderlichen Eigenschaften angehängt hat, ist nicht wahr, die alten Deutschen hatten schon im Mittelalter eine ähnliche Art der Selbstverteidigung. Nur hatte sie keinen solch schönen Namen und kam nicht aus exotischen Ländern. Als der russisch-japanische Krieg herrschte, waren viele Japaner in Berlin, und wir arbeiteten mit einigen im pathologischen Institut des Krankenhauses am Urban. Sie hielten zusammen wie die Kletten, zeigten stets ihr widerwärtiges Lächeln und schwiegen sich aus. Niemals antworteten sie auf Fragen, welche den Ausgang des Krieges betrafen. Sie bemühten sich wie Eilläufer schnell nach Hause, nach Nippon, zu kommen, vorher aber so viel wie möglich von der deutschen Wissenschaft aufzuraffen, um selbständig zu werden.

Sie waren weder für irgend etwas dankbar, noch irgendwie menschlich zugänglich. Sie waren unsere bittersten Feinde, welche wie die leeren Schwämme sich mit allem, was ihnen nützte, vollsogen und dann beschwert absegelten, sich wieder in den Kimono warfen, wenn das lästige europäische Barbarengewand fallen durfte; nachher arbeiteten sie, sich gegen ihre Wohltäter zu verschwören, sie zu berauben, wie der jetzige Fall lehrt. Diese gelben Heuchler zu entlarven, wäre längst Pflicht gewesen. Aber niemand wollte hören. Die Amerikaner haben sie erkannt, sie wollen die Pacificküste gegen die gelben Schleicher schließen. Wenn sie es nur täten. Tun sie es aber nicht, so werden sie über kurz oder lang eine solche Menge von diesem gelben Volke im Lande haben, daß im Falle eines Krieges eine ganze Heeresmacht dort von den Japs für Nippon stehen wird. Man muß alles tun, die Welt über die gelben Schüler Europas aufzuklären. Sie sind würdige Freunde der Engländer und haben sofort die Heuchlermoral der Briten erfaßt. Aber sie werden, wenn sie erst stärker geworden sind, auch den Briten mit gleicher Münze heimzahlen. Wir aber wollen uns nicht beklagen. Wir sind selbst Schuld an dieser Situation. Wir haben aus diesen gelben Barbaren, diesen gelehrigen Halbwilden, erst Techniker, Wissenschaftler, Soldaten, Geschütz-, Schiffbauer, Elektriker usw. gemacht. Wir haben ihnen Tür und Tor geöffnet. Jetzt ist der Schüler so stark geworden, daß er vermeint, dem Lehrer hinterrücks einen Schlag versetzen zu können. Gemach. Die große Abrechnung folgt. Michel wird sich erst mal die Hände vom europäischen Gesindel zu reinigen haben. Dann wird er die Fäuste auch für die gelben Schleicher gebrachen können. Aber wenn der große Gott uns endlich die Brust freigemacht hat, wenn wir die Muskeln wieder mal unbeschwert regen können, dann wollen wir das Fazit gezogen haben, den noch nicht gedrillten Barbaren dieser Erde nicht mehr Lehrmeister zu sein. Wir wollen uns vervollkommnen und die andren sich selbst überlassen. Das walte Gott . . .

Weltanschauung.

Von

Dr. Friedrich Lipsius,
Privatdozenten an der Universität Leipzig.

Unausrottbar wohnt in der Menschenbrust der faustische Drang, zu erkennen, „was die Welt im innersten zusammenhält". Dadurch erst erweist ja der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mensch sein Menschentum, daß er die Gedanken über die Alltäglichkeit erhebt und ein Verhältnis zu gewinnen sucht zum All. Diesem Streben kommt in ihrer Art die positive Religion entgegen. Aber sie vermag den Wissensdurst des Menschen nicht zu stillen. Dem denkenden Geiste, der am Rätsel des Daseins sich abmüht, predigt sie Entsagung und verweist ihn auf den unergründlichen Willen des Schöpfers. Sie gibt nicht Weltanschauung, sondern eine mehr oder minder weltabgekehrte Lebensanschauung. Sie befriedigt, mit anderen Worten, nur ein praktisches, nicht ein theoretisches Bedürfnis. Notwendig muß daher auch die Antwort, die sie auf die Frage nach der Stellung des Menschen in der Welt zu geben hat, eine dogmatisch autoritative sein und ebenso notwendig werden nur solche Individuen in der geschichtlich überlieferten Religion ihr volles und reines Genüge finden, bei denen der Erkenntnistrieb schwächer entwickelt ist. Darum ist die Laienfrömmigkeit stets am massivsten und blindesten. Der Theologe dagegen ist der geborene Ketzer; auch bei den Vertretern der Orthodoxie geht es selten ganz ohne jedes Abstreichen, Zurechtbiegen und Vermitteln ab. Die Schlange des Zweifels regt sich, der Glaube ist von des Gedankens Bläße angekränkelt!

Was die Religion dem Menschen nicht geben wollte oder konnte, das verheißt ihm die Wissenschaft. Aber es scheint, als ob die Fackel der Erkenntnis, die sie ihrem Schüler entzündet, nur einen schmalen Pfad beleuchte: will er diesen Weg verlassen, so umgibt ihn wieder undurchdringliche Finsternis. Die Wissenschaft, so wird uns heute vielfach versichert, kann nur einzelnes mit einzelnem verbinden; sie kann uns weder zu einer Gesamtanschauung verhelfen, noch uns das Wesen der Wirklichkeit entschleiern. Wie sie jederzeit von der Erfahrung ausgehen muß, so leitet sie, wenn sie ihre Aufgabe recht erfaßt, auch immer wieder zur Erfahrung zurück. „Der Wunsch, die Welt zu begreifen," sagt der berühmte Kantforscher Professor Hans Vaihinger in Halle, „ist nicht nur ein unerfüllbarer, er ist auch ein törichter Wunsch." Was wir Erklärung nennen, das ist immer nur ein Zurückführen des Unbekannten auf das Bekannte, des minder Vertrauten auf das Vertrautere. Wir deuten uns etwa das Verhältnis zweier regelmäßig auf einander folgender Ereignisse nach Art der Beziehung zwischen einer Willensregung und der aus ihr entspringenden äußeren Handlung; im Wollen scheint sich uns das Wesen des Wirkens unmittelbar zu enthüllen. Oder wir versinnlichen uns die Natur des Lichtstrahles mit Hilfe des Bildes einer durch den Raum sich fortpflanden schwingenden Bewegung kleinster körperlicher Teile. Aber sind wir damit wirklich tiefer in den Kern der Sache eingedrungen? Ist es uns irgendwie einleuchtend, wie der Wille es anfängt, unsere Glieder zu bewegen? Können wir sagen, was Masse und Kraft, Undurchdringlichkeit und Elastizität an sich selber sind? Wie sich die Stoßwirkung von Teilchen zu Teilchen überträgt? Nein, nur den Schein einer tieferen Erkenntnis haben wir auf diese Weise gewonnen. Wir gleichen, wie man wohl gesagt hat, Kindern, die am Strande mit Steinchen spielen, während sich vor ihnen in ungeheure Weiten und Tiefen das unerforschte Weltmeer breitet.

Auch die Wissenschaft kann also ihrem Jünger das Bild von Sais, das Bild der Allmutter Isis, nicht entschleiern! Im Gegenteil, sie will den kühnen Welträtsellösern das Handwerk legen; denn deren willkürliche Gedankenbauten sind nur ein Hindernis auf dem Wege der ernsten Forschung. Zwar meint Kant, unsere Erkenntnisse dürften keine „Rhapsodie", sie müßten vielmehr ein „System" ausmachen, wobei der Philosoph unter System „die Einheit der mannigfaltigen Erkenntnisse unter einer Idee" versteht. (Kant, Kritik der reinen Vernunft, Ausg. v. Kehrbach, S. 628.) Und in der Tat: das Streben nach Vereinheitlichung seiner Inhalte ist unserem Denken wesentlich! „Es ist," sagt Hegel, „die alte Sehnsucht aller Philosophie, die Welt als eine Blume zu begreifen, die aus einem Samenkorn ewig hervorgeht." Aber es erhebt sich die Frage, ob sich der Monismus der Methode ohne weiteres in einen Monismus des Seins umsetzen darf? Ob wir — in Kants Sprache geredet — ein Recht haben, die regulative Ein-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heitsidee in ein konstitutives Prinzip zu verwandeln? Und diese Frage beantwortet Kants kritische Philosophie mit Nein! Die subjektive Nötigung, unsere Vorstellungen, zu einer möglichst umfassenden Einheit zu verbinden, beweist noch nicht, daß eine solche Einheit auch objektiv, in der gegenständlichen Wirklichkeit, vorhanden ist. Im Gegenteil, „die Wege des Denkens," sagt Vaihinger, „sind andere als die des Seins." Die moderne Naturwissenschaft, die sich lange Zeit hindurch der Philosophie gegenüber durchaus ablehnend verhielt, hat sich neuerdings in nicht wenigen ihrer Vertreter den geschilderten erkenntnistheoretischen Standpunkt zu eigen gemacht. Die einheitliche Weltanschauung, nach der wir streben, gilt ihr als ein Trugbild, die Zurückführung alles Erfahrbaren auf ein einziges Prinzip sei nicht ohne Vergewaltigung der Tatsachen durchführbar; die Ergebnisse der Wissenschaft leiten angeblich eher auf einen Dualismus oder Pluralismus, als auf einen Monismus! Welches ist denn aber Sinn und Zweck der wissenschaftlichen Arbeit, wenn sie uns zu einer abschließenden Weltanschauung nicht verhelfen kann? Darauf geben uns die Wortführer des Positivismus folgenden Bescheid: Wenn wir das Wirkliche nicht zu begreifen vermögen, so können wir es doch wenigstens berechnen. Die Kategorien unseres Denkens weisen nicht über die Erscheinungswelt hinaus, leiten nicht hinab zu den „Müttern", den letzten Gründen und Zusammenhängen; aber sie sind ein brauchbares Mittel, um das Eintreten neuer Vorstellungen vorauszusagen. Die Verstandesbegriffe sind Kunstgriffe, mit deren Hilfe wir das Gegebene auffassen und festhalten, gleichsam die Netze, in denen wir die Wirklichkeit für uns einfangen, sie sind das Mittel, wodurch wir unsere Erlebnisse ordnen, der Kompaß, der es uns ermöglicht, uns auf der Flut der Ereignisse zurecht zu finden!

Im Lichte dieser Einsicht schwindet der Gegensatz zwischen wahr und falsch. Was wir Wahrheit nennen, ist nur „der zweckmäßigste Irrtum." Im Grunde sind alle unsere Aussagen über die Wirklichkeit Verfälschungen des an sich unsagbaren und unfaßbaren Tatbestandes. „Was gedacht werden kann," sagt Friedrich Nietzsche, „muß sicherlich eine Fiktion sein." Das Denken muß das Sein „von Grund aus verkennen", muß es zum wenigsten künstlich zurecht machen, es in fremde Schemata zwängen, wenn es ihm seine Herrschaft auferlegen will. So ist — nach dieser Anschauung — das Atom zwar ein nützlicher Hilfsbegriff der Physik, aber es bleibt darum doch eine in sich widerspruchsvolle Größe. So stellt der Begriff des Unendlich-Kleinen das wertvollste, ja unentbehrlichste Werkzeug der höheren Mathematik dar, an und für sich aber bedeutet er etwas Unwirkliches, ja Unmögliches. Es ist eben die merkwürdige Paradoxie der Erkenntnislehre, daß gerade die wissenschaftlich wertvollsten Begriffe die logisch anfechtbarsten sind! In diesem Gedanken begegnen sich der Allszerstörer Nietzsche, Vaihinger mit seiner Philosophie des „Als—Ob", und die Begründer des aus Amerika und England zu uns herüber gekommenen „Pragmatismus". Für sie alle ist in der Götzendämmerung der alten Werte auch das Wahrheitsideal der Vergangenheit zu Asche verbrannt. Die Wissenschaft hat keine theoretische, sie hat nur noch eine praktische Aufgabe zu erfüllen, sie leistet dem Vorstellen das nämliche, was die Religion dem Fühlen leistet — aber auch nicht mehr! Auf die Frage, wie wir zu einer Weltanschauung gelangen, wäre also im Sinne des Vorausgeschickten zu antworten: Wir können eine solche überhaupt nicht gewinnen und müssen die Luftfahrten unserer spekulativen Phantasie nach Möglichkeit zu beschränken suchen.

Aber ist denn der zergliedernde Verstand der einzige Schlüssel zum Sein, der uns zur Verfügung steht? Vielleicht besitzen wir noch einen anderen und besseren, der uns die geheimnisvolle Pforte öffnet! Schon Schelling hatte, einen kantischen Begriff auswertend, auf die „intellektuelle Anschauung" als das eigentliche Organ der Philosophie hingewiesen; andere, wie Jakob Friedrich Fries, mit seiner „Ahndung", die zwischen Wissen und Glauben in der Mitte steht, haben ähnliche Wege eingeschlagen, und in der Gegenwart ist es der französische Philosoph Henri Bergson, der den immerhin bemerkenswerten Versuch gemacht

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hat, die Metaphysik ganz auf die Intuition zu gründen. Die Intuition ist ein vom Verstande gänzlich verschiedenes, ihm nebengeordnetes, ihm aber gleichwohl weit überlegenes Vermögen. Sie ist dem Instinkte verwandt, dessen wunderbare Leistungen wir im Tierreiche bestaunen. Der Verstand vermag immer nur Beziehungen zu erfassen, die Intuition aber gewährt eine unmittelbare Erkenntnis von Dingen. Für den Verstand gibt es immer nur ein Außer- und Nebeneinander, nur des in der Vereinzelung Erstarrten kann er sich bemächtigen. Seine eigentliche Anschauungsform ist der Raum, der die Dinge spaltet. Die Intuition dagegen unternimmt. „Peilungen in der reinen Dauer", sie schaut die kontinuierliche Flucht des Geschehens, den Strom der schöpferischen Entwicklung. Der Verstand muß alles der mechanischen Notwendigkeit unterwerfen, die Intuition erlebt Freiheit und Spontaneität. Der Verstand verfolgt praktische Zwecke, die Intuition ist das Vermögen der reinen „Theoria" — beide Ausdrücke decken sich ja auch ihrem Wortsinne nach.

Die Kluft zwischen intellektueller und intuitiver Erkenntnis ist indessen schwerlich so breit, wie Bergson sie uns schildert. Worauf der geistreiche Franzose, der das Mißgeschick gehabt hat, der Modephilosoph der Pariser Boudoirs zu werden, hinauswill, das ist im Grunde nur der Gegensatz zwischen der unmittelbar erlebten Wirklichkeit unseres seelischen Innern und der nur mittelbar, durch Begriffe zu bestimmenden Welt der äußeren Natur. Hier gibt es nur relatives, dort allein absolutes Erkennen. In der Art, wie Bergson diesen Gedanken durchführt, können wir ihm nicht folgen, insbesondere teilen wir nicht seine schroff antiintellektualistische Stimmung, seine Meinung, daß Metaphysik und Weltanschauung genau da anfangen, wo die Wissenschaft aufhört. Wir sind der Ueberzeugung, daß auch die unmittelbare Gegebenheit der denkenden Bearbeitung zugänglich ist, wir glauben an die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Psychologie, die nicht nur imstande ist, Sinnesempfinden zu messen und zu vergleichen, sondern auch die höchsten Geistesfunktionen in ihrer Gesetzmäßigkeit zu begreifen. Wir meinen endlich, daß die moderne Wissenschaft denn doch ein gutes Stück über den alten Zenon von Elea hinausgekommen sei und im Infinitesimalbegriffe auch das Problem der Kontinuität zu lösen gelernt habe. Zwar soll ja gerade hier ein besonders charakteristischer Gewaltakt unseres Intellektes und der schlagendste Beweis für seine „kinematographische" Natur vorliegen — das ändert aber an der Tatsache nichts, daß uns auch im Felde der „reinen Dauer" der Verstand nicht stille steht!

Gleichwohl halten auch wir daran fest: das Wesen der Wirklichkeit erschließt sich dem unmittelbaren Erleben. Zur Weltanschauung gelangen wir, indem wir uns in die Dinge hineinschauen, die umgebende Welt nach unserer eigenen Innerlichkeit deuten. Man mag dieses Schauen und Deuten intuitive Erkenntnis nennen, darf aber nicht vergessen, daß der so gewonnenen positiven Metaphysik eine kritische vorausgehen muß. Und diese kritische Metaphysik ist ihrerseits nichts anderes als der unentbehrliche Oberbau, der auf den Säulen der Einzelwissenschaften ruht. Ihr Amt beginnt überall dort, wo die Forschung auf Probleme allgemeinerer Art geführt wird, die sich von den Voraussetzungen eines wissenschaftlichen Sondergebietes aus allein nicht lösen lassen. Der Physiker bewegt sich auf dem Grenzgebiete der Metaphysik, wenn er Hypothesen über die Konstitution der Materie aufstellt oder die aufgestellten einer kritischen Prüfung unterzieht. Er treibt Naturphilosophie, wenn er die Begriffe der Kraft oder der Energie in logisch einwandfreier Weise zu bestimmen sucht, oder die kosmologischen Folgerungen aus dem zweiten Hauptsatze der Thermodynamik zieht. Der Biologe wird unausweichlich zum Metaphysiker, wenn er die treibenden Faktoren der organischen Entwicklung bloßlegen oder eine allgemeine Theorie der natürlichen Zweckmäßigkeit aufstellen will.

Alle diese philosophischen Fragen, die sich an die einzelwissenschaftliche Forschung anschließen, müssen nun aber untereinander in Zusammenhang gebracht und von einheitlichen Gesichtspunkten aus bearbeitet werden. Es ist ein Widerspruch, wenn manche Forscher zuerst mit Nachdruck alle Metaphysik von ihren

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grenzen weisen, um sie dann unter der Flagge ihrer Einzelwissenschaft heimlich wieder einzuschmuggeln! Man erreicht dabei nur, daß die echte und strenge philosophische Arbeit verdrängt wird durch einen pseudophilosophischen Dilettantismus, der sich über die Tragfähigkeit des von ihm verwandten Baumateriales im unklaren ist. So kann es beispielsweise keinem Zweifel unterliegen, daß die Energetik Wilhelm Ostwalds, weit entfernt hypothesenfreie Naturlehre zu bieten, ein metaphysisches Weltbild einschließt, das mit willkürlich-einseitiger Vorliebe für bestimmte Farben gemalt, den philosophischen Kritiker nicht befriedigen kann.

Auch der Positivismus eines Mach oder Vaihinger entwirft nur scheinbar ein völlig metaphysikfreies System. Mit dem Satze, unsere Empfindungen repräsentieren die einzig vorhandene Realität, behauptet er etwas völlig Unbewiesenes. Die beharrenden Gegenstände, die von uns unabhängige Gesetzlichkeit der Außenwelt, sie sollen — mit David Hume zu reden — bloße Produkte der „Einbildungskraft" sein. Aber die Wahrnehmung stellt uns doch beides vor Augen, bestätigt uns doch seine Realität in jedem Augenblicke, und wir alle können nicht umhin, sie fort und fort vorauszusetzen! Wahrlich eine merkwürdige Tatsächlichkeitsphilosophie, die ohne weiteres die erste Grundtatsache, die uns begegnet, die Welt der Objekte, beseitigt! Schlägt der Positivismus mit dieser Lehre der natürlichen Auffassung der Dinge geradezu ins Gesicht, so wird uns die ganze Wunderlichkeit seines Standpunktes klar, wenn wir uns nach seiner Anleitung das Verhältnis der Gedanken zu den Dingen klarmachen wollen. Hypothesen und Konstruktionen, die nicht den mindesten objektiven Seinswert besitzen, sollen doch in ihren Konsequenzen mit der Erfahrung zusammenstimmen und uns die Möglichkeit gewähren, neue Erfahrungen zu sammeln — ein höchst wunderbarer und unverständlicher Sachverhalt! Endlich: hat unser Denken überhaupt nicht die Fähigkeit, das Sein zu erfassen — inwiefern sind denn auch nur Aussagen über Bewußtseinszustände, also über Empfindungen möglich? Wie kommt es doch, daß sich hier Urteil und Tatbestand decken? Ist nicht die einzig logische Folgerung aus den positivistischen Voraussetzungen der völlige Verzicht auf alle Wissenschaft und Philosophie, ja auf alles Denken und Urteilen überhaupt? In der Tat läuft der Positivismus, der nicht unberechtigte Anleihen bei anderen Systemen machen will, zuletzt auf den absoluten Skeptizismus hinaus.

Der Philosoph, der die Metaphysik ablehnt, sägt also den Ast ab, auf dem er selber sitzt und stürzt mit seiner Weisheit ins Bodenlose! Welches ist nun das Hauptergebnis jener kritischen Metaphysik, die aus der Untersuchung der einzelwissenschaftlichen Grundbegriffe, insbesondere auch der Bearbeitung des Wahrnehmungsproblemes erwächst? Es ist kein anderes, als das alte Thema des Idealismus, daß die Welt unsere Sinne, die bunte Mannigfaltigkeit, die Auge und Ohr vor unsere Seele zaubern, daß der greifbare, den Raum erfüllende und doch im Grunde unfaßbar-wesenlose „Stoff" nicht als letzte Wirklichkeit gedacht werden können. Es ist der Satz Kants, daß das in der Anschauung Gegebene nur Erscheinung ist, der bestehen bleibt, auch wenn man der vom Verfasser der Kritik der reinen Vernunft vorgenommenen gewaltsamen Einschränkung der Erkenntnismöglichkeit auf die Welt der Phänomene entgegentreten muß. Kant strebt über den Positivismus eines Hume hinaus; er gibt zu, daß Dinge an sich, d. h. eine von unserem vorstellenden Bewußtsein unabhängige Wirklichkeit, angenommen werden müssen. Aber er bleibt auf halbem Wege stehen und entwertet sein Zugeständnis wieder durch die wunderliche Behauptung, die Kategorien unseres Verstandes seien auf diese Dinge an sich unanwendbar! Was aber für uns unvorstellbar und undenkbar ist, das ist offenbar ein Messer ohne Griff und Klinge, ein reines Nichts, dem auch nur die Existenz zuzusprechen, gar keinen Sinn hat. Der Königsberger Philosoph dreht sich mit seinen Behauptungen fortwährend im Kreise und zeigt sich trotz alles dialektischen Scharfsinnes und aller aufgewandten wahrhaft scholastischen Spitzfindigkeit außerstande, der tödlichen Umklammerung der positivistischen Skepsis zu entrinnen. Gerade das Studium

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der kantischen Philosophie und ihrer Irrgänge zeigt unwiderleglich, daß man die Metaphysik nicht verbannen kann, ohne sich in ein Netz unlösbarer Widersprüche zu verfangen.

Aber Kant behält Recht, wenn er lehrt, die Materie zeige uns immer nur komparativ-, niemals, und so tief wir auch in sie eindringen mögen, schlechthin-Innerliches. Sie ist mit anderen Worten ein Gewebe von Beziehungen, von geometrisch-extensiven und dynamisch-intensiven Verhältnisbestimmungen, sie löst sich auf in Kraftpunkte und deren Wirkungssphären, sie ist Ding für andere nicht Ding an sich selbst! Nun ist es einleuchtend, daß ein Wirkliches nicht aus bloßen Verhältnissen bestehen kann. Nur ist Naturwissenschaft von sich aus außerstande, das Wesen diesen Wirklichen zu bestimmen, und alle Versuche, einer rein naturwissenschaftlichen Weltanschauung, wie sie im Haeckelschen und Ostwaldschen Monismus vorliegen, sind daher von vornherein zum Fehlschlagen verurteilt. Es ist ein müßiges Spiel mit Worten, wenn Ostwald sagt, die Welt sei Energie, d. h. Arbeitsfähigkeit. Arbeitsfähigkeit ist ein abstrakter Begriff, aber kein Material, aus dem man ein Universum zimmern kann. Ebenso sinnvoll könnte ein Darwinist sagen, die Natur sei Entwicklung, während wir doch augenscheinlich von Entwicklung nur dann reden können, wenn wir zuvor etwas haben, das sich entwickelt. Nicht besser geht es mit den mechanischen Begriffen der Kraft und der Masse, die wir nur relativ aufeinander definieren können; eine Erkenntnis, die auch den älteren Materialismus als Weltanschauung hinfällig macht. Nebenbei bemerkt sind die materialistische und die energetische Naturphilosophie gar nicht so abgrundtief voneinander geschieden, wie Ostwald, der sich gern als wissenschaftlichen Ueberwinder der „Kraftstoffelei" hinstellt, uns glauben machen möchte. Ja, rein logisch genommen, verdient die ältere Ansicht an sich immer noch den Vorzug vor der modernistischen.

Was, von der Höhe der Metaphysik aus betrachtet, die raumerfüllende und beschleunigende Kraft bedeutet, das kann uns, mit Bergson zu reden, eben nur die „Intuition" lehren — die Innenschau, in deren Lichte wir das All erblicken! Die Welt an sich, lehrte Schopenhauer, ist Wille und Vorstellung. So wenig es darum nötig ist, im einzelnen den Aufstellungen des Frankfurter Sonderlings zu folgen — über diese geniale intuitive Lösung des Welträtsels werden wir schwerlich hinausgelangen!

Indessen bedarf der bisher eingenommene intellektualistische Standpunkt dennoch nachträglich einer geringen Zurechtschiebung. Wir gelangen hierzu durch folgende Ueberlegung: Wenn es eine Metaphysik gibt, die sich auf dem Wege rein logischer Beweisführung in Anlehnung an die Ergebnisse der besonderen Wissenschaften einem jeden nahe bringen läßt — wie kommt es, daß sich über kein anderes Thema, das politische vielleicht ausgenommen, ein so erbitterter Streit zu entzünden pflegt, als über die Probleme der Weltanschauung? Männer, die in ihren Ansichten über wissenschaftliche Dinge eine große Strecke Weges miteinander gehen, geraten plötzlich in starke und, wie es scheint, unausgleichbare Gegensätze, sobald sogenannte „letzte Fragen" zur Erörterung stehen. Das ist wohl begreiflich; denn wie an der Lösung eben dieser Prinzipienfragen der ganze Mensch aufs lebhafteste interessiert ist, so wird auch umgekehrt die Entscheidung wahrscheinlich nie ganz unabhängig von der psychischen Gesamtstruktur des betreffenden philosophierenden Individuums fallen. Professor Erich Adickes in Tübingen hat in seiner vor mehreren Jahren erschienenen Schrift über „Charakter und Weltanschauung" diese Zusammenhänge ausführlicher erörtert.

Die Möglichkeit für das besprochene Auseinandergehen der Meinungen ist damit gegeben, daß aller logischen Arbeit unseres Geistes ein vorlogisches Moment zugrunde liegt. Wir denken und erkennen, wenn wir die uns gegebenen Vorstellungsmassen aufeinander beziehen, sie zu einer Einheit verbinden, sie einem großen Zusammenhange von Gründen und Folgen einreihen. Die von der Logik formulierten Denkgesetze zeigen uns, wie der Intellekt hierbei verfährt und verfahren muß, vor welchen Irrwegen er sich zu hüten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hat, wenn er zu wahren Erkenntnissen gelangen will. Aber sie haben nicht die Kraft, den Geist zur Denkarbeit überhaupt zu zwingen. Und wenn wir von der Verschiedenheit der wissenschaftlichen Bildung und logischen Schulung einmal ganz absehen, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß der Wille zur Erkenntnis und der Trieb zur Einheit in dem einen stärker, in dem anderen schwächer entwickelt ist. Insbesondere sind es gewisse, aus dem Gemütsleben stammende Hindernisse, die der folgerichtigen Entwicklung der Gedanken entgegenstehen. Und diese Hemmnisse erweisen sich umso wirksamer, als ja das metaphysische Weltbild, zu dem wir gelangen, in seiner endgültigen Gestalt von sehr viel zahlreicheren und verwickelteren Bedingungen abhängig ist, als irgendein Ergebnis der Einzelwissenschaften. Aus diesem Grunde bleibt es natürlich auch immer der Anzweiflung in weit höherem Maße ausgesetzt. Endlich und vor allem kommt unserem Analogieschluß von der psychischen Innenwelt auf eine wesensverwandte psychische Außenwelt zwar große Wahrscheinlichkeit zu, aber in strengem Sinne beweisen läßt er sich nicht. Die metaphysischen Sätze stellen, wie Wundt mit Recht sagt, ein Gebiet „bleibender Hypothesen" dar.

Deswegen sind sie aber keineswegs willkürliche Hypothesen, und die Intuition, aus der sie entspringen, wird durchaus eine wissenschaftlich vorbereitete und logisch disziplinierte sein müssen. Nicht aber darf sie ihren Quellpunkt in einer Erleuchtung haben, die der Wissenschaft und der gedanklichen Arbeit völlig fremd gegenüber steht. Leute, deren Köpfe mit der Philosophie nur eine oberflächliche Berührung gehabt zu haben scheinen, preisen uns heute die radikale Trennung von wissenschaftlichem Weltbild und überwissenschaftlicher Weltanschauung als den Weg, der aus dem Kämpfen der Gegenwart leicht und sicher herausführe. Sie sind der naiven Ansicht, daß man auf die Ergebnisse der Forschung eine Metaphysik von beliebiger Färbung aufpfropfen könne.

Die Frage nach dem Woher des Kosmos oder die nach der Entstehung des Lebens auf der Erde, heißt es beispielsweise, kann die Forschung überhaupt nicht beantworten. Sie muß an diesen und anderen Stellen ihre Unzulänglichkeit bekennen und die Entscheidung dem Glauben überlassen. So meint man der Wissenschaft zu geben, was der Wissenschaft, und dem Glauben, was des Glaubens ist. Allein die Fragen, die man im Sinne dieser Auffassung der Weltanschauung aufbehalten will, sind entweder überhaupt unberechtigt, wie etwa die nach dem ersten Ursprunge der Bewegung, oder sie liegen innerhalb des Bereiches, auf das die Wissenschaft gegründeten Anspruch hat. Die wissenschaftlichen Resultate mögen dabei noch ausstehen und sogar in unabsehbar weiter Ferne liegen; trotzdem werden die unaufgebbaren allgemeinen Grundsätze unseres Denkens uns nötigen, die Lösung des Problems in einer ganz bestimmten Richtung und nur in dieser zu suchen. Das „Daß" der Urzeugung ist erfahrungsmäßig noch lange nicht bewiesen, und ihr „Wie?" gänzlich im Dunkeln, aber die allgemeinen Erkenntnisprinzipien lassen uns gar keine Wahl: Wir müssen an der Forderung einer physikalisch-chemischen Erklärung der Lebensvorgänge festhalten. Viele mögen die Zuversicht, daß dies je gelingen könne, als unberechtigt ansehen. Ich bekenne mich in dieser wie in anderen Grenzfragen und Fragen der Metaphysik gern als logischen Optimisten. Wenn der Weise von Weimar recht hat mit seiner Ueberzeugung, der Kern der Natur sei „Menschen im Herzen", dann verliert die oft als Absurdität verspottete Tatsache, daß unser kleines Ich das unendliche All gedanklich zu bemeistern vermag, von selbst alles Befremdende. Die subjektive Möglichkeit einer Metaphysik im allgemeinen mag zweifelhaft sein; ihr Recht wird selbstverständlich, wenn unserem denkenden Geiste objektiv eine Welt des Geistes gegenübersteht. Wir sind Idealisten, weil diese Lösung des Seinsproblems uns die nächstliegende scheint, und wir glauben an die Kraft unseres Denkens, weil wir der Natur gegenübertreten mit dem „Tat twam asi" („Das bist du") der indischen Philosophie. Man nenne dies einen circulus vitiosus oder einen salto mortale: für uns ists der „salto vitale", die lebensrettende Tat des denkenden und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fühlenden Geistes, der den Kerker der individuellen Existenz sprengen und sich Eins wissen will mit dem großen Ganzen:

„Nein, die Natur ist nicht verschlossen,
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot —
Auf, bade, Schüler, unverdrossen,
Die ird'sche Brust im Morgenrot!"

Der Krieg und die Dichtung.

Von

Julius Bab.

Es ist eine Erfindung der Romantik in ihrer dekadenten Gestalt, die den Dichter als den Einsamen, Einzelnen, Weltverfeindeten malt, der einzig den Stimmen der eigenen Brust lauscht. Solchen Dichter gab es und gibt es — aber er ist eine Krankheitserscheinung der Kultur (jedes isolierte Organ eines Körpers ist krank und wird krank!). Wie jede Krankheit ist auch dies Dichten eine notwendige und unter Umständen als Weg zu einer neuen Gesundheit eine wertvolle Erscheinung. Aber immer ist es geschieden von dem eigentlich repräsentativen, gesunden Wesen der Poesie. Der Mensch, dem „des Lebens Welle rein und ungehindert durch den Busen strömt", der also, nach Goethe, das göttliche Wort mit dem Herzen vernehmen kann, der ist Glied im Ganzen und fühlt sich tausendfach verbunden. Wie er in der „Natur" lebt, wie er Tier und Pflanze, Luft und Sonne gleich Gliedern seines Leibes erfährt, so lebt er auch mit der Menschenwelt in wahrer Blutsgemeinschaft. Und wenn jedes Einzelschicksal für ihn bedeutsam, nah, persönliche Erfahrung, kurz „Erlebnis" ist — wie sollte nicht das Schicksal der Gesellschaft, in der er lebt, ihm von höchster Bewegungskraft sein. Eine Revolution ist für den Dichter vielleicht nicht in anderer Art wichtig — aber doch eher in noch höherem Grade wichtig, als ein Erdbeben: er spürt das große Leben, dem er angehört, besonders groß offenbart durch eine Krise, einen Kampfzustand. Kampf aber ist immer Einsatz aller vorhandenen Kräfte!

Wie sollte also der Krieg, dies größte Erdbeben der menschlichen Gesellschaft, nicht fruchtbar sein für Dichtung und Dichter?! Wohl steht er seiner Tendenz nach zur Kunst in einem gegensätzlichen Verhältnis: denn er fordert scharfäugigste Gegenwartsbeherrschung und verbietet alle phantastische Hingabe an Mögliches, fordert die Kräfte zerstörenden Hasses und verbietet die einfühlende Liebe, durch die der Künstler schafft. Aber enthüllt nicht jede Leidenschaft (sofern sie echt und tief ist!) den ganzen Menschen mit all seinen Kräften? Führt nicht jeder Schlund, den ein Erdbeben aufwirft, in den Kern der Erde? So bietet der Krieg das ganze Schauspiel des Lebens doppelt, schafft so höchste Erregungsmöglichkeiten der Dichter und schafft so auch Dichter selber. Denn wissen wir nicht aus hundert Beispielen, daß auch auch alle guten, alle liebenden Leidenschaften im Krieg, und nicht nur bei den Soldaten, bis an die Oberfläche gehoben werden — und trotz der grimmigen nationalen Verengung sich zuweilen auch als Taten reiner Menschlichkeit, selbst gegen „Feinde", entladen haben? Leben wir nicht alle heute in einer Erhöhung des Sozialgefühls, die uns fieberhaft scheint, weil wir sonst zu kalt sind? Ein gesteigertes Menschsein ist der Krieg. Und wo er kein sinnlos roher Raubkrieg ist, da kommt selbst sein Haß und seine Wut doch nur als Frontdrehung einer großen schöpferischen Liebe und Verehrung ans Licht! Schon um dieses Urquells willen ist er also in all seinen Schrecken nicht negativ, nicht zeugungsunfähig, nicht fremd der Kunst und den Dichtern.

Gerade von dem letzteren Standpunkt aus muß man aber zwei verschiedene Wege unterscheiden, auf denen das Kriegserlebnis zur Dichtung führen kann. Kriegsdichtung kann Ausdruck der sozialen Stimmung, der nationalen Gesinnung sein, um derentwillen ein Volk den Krieg will, den Krieg führt. Und Kriegsdichtung kann Ausdruck der besonderen Lebenszustände, der Milieustimmung sein, die den Menschen im Kriege, das heißt den Krieger, umgibt. Im letzteren Sinne ist sie eine Art Standespoesie, Milieudichtung: — die alten Landsknechtslieder, die Friedricianischen Soldatengedichte, noch Kipplings Tommy Atkinsballaden gehören hierher; aber auch ein Stück wie „Wallensteins Lager" und seine schwächere Nachbildung, die „Torgauer Heide" leben von

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dieser Milieupoesie. Berühmte Romankapitel und ganze Novellen bei Tolstoi, bei Stendhal, bei Mérimée und Zola, in Deutschland vor allem der „Simplicissimus“ und aus der neueren Produktion etwa das beste Kapitel des „Joern Uhl“ leben von der Gestaltung jenes Gefühlschaos, den die Eindrücke des Schlachtfeldes selber, die Kämpfe und Leiden der Soldaten und der Bevölkerung erzeugen. Die größte Bedeutung hat diese Kriegspoesie aber für das Werk Detlev von Liliencrons gewonnen und er hat den Impressionismus des Schlachtfeldes in seinen Versen und seinen Prosaskizzen zum mindesten von allen Deutschen am vollkommensten gemeistert.

Von dieser Milieupoesie des Krieges gibt es zur Gesinnungspoesie, zur kriegerischen Tendenzdichtung natürlich Uebergänge. Die Schilderung des soldatischen Seins ist oft genug in Körnerschen, in Arndtschen Liedern, z. B. Mittel, um soldatische Gesinnung zu erwecken; Balladen mit kriegerischem Stoff sollen oft als Beispiel wirken; und in dem gewaltigen Erziehungsdrama der Kriegshelden, im „Prinz von Homburg“ ist die Darstellung des kriegerischen Milieus ein sehr starkes Mittel, uns für das Ziel des Ganzen einzustimmen. — Aber schon bei einem Werk wie „Die Hermannsschlacht“ tritt das Milieu ganz zurück gegen den gewaltig geäußerten Willen, die Tendenz, den Anruf zum Krieg, zum nationalen Befreiungskampf, der aus diesem Drama wirkt. Hier ist nur in szenische Form gebracht, was vorher im Gesang „Germania an ihre Kinder“ geäußert war — dem wildesten und stärksten Kriegstendenzgedicht der deutschen Sprache. An die Seite solcher Poesie gehören natürlich alle mutweckenden, zornstachelnden Kriegslieder der Völker von Tyrtäus bis zur Marseillaise und der „Wacht am Rhein“.

Wenn wir ansehen, was der Kriegsausbruch 1914 bisher an deutscher Poesie geweckt hat, so überwältigt uns zuerst — die Masse. Ich glaube, daß an jedem Augusttag 1914 300 Gedichte in Deutschland gedruckt und daß mindestens 30 000 gemacht worden sind! (Nach Stichproben: eine einzige Berliner Zeitung gab ihren Tageseinlauf an Poesien auf täglich über 500 an!) Das heißt, daß die unterste Art poetischer Kultur: die Lust am Vers und eine minimale Geschicklichkeit, selbst Verse nachzumachen, in Deutschland ungeheuer verbreitet ist. Sieht man nach oben, dort wo nicht überkommene Poesieformen als untauglicher Ausdruck neuer Gefühle umarrangiert, sondern die neuen, eigenen Formen: Rhythmen, Bilder, Gedanken erzeugt werden — so ist die Ausbeute bisher sehr bescheiden. Das Glück eines neuen starken, zu allen sprechenden Liedes ist unserem Volk beim Auszug nicht geworden, und nicht einmal eine schlagkräftige Aktualität vom Schlage Kutschkes ist entstanden. Ein paar nettere Berliner Frechheiten und österreichische Weichheiten und der Schlagreim „Jeder Schuß ein Russ'“ usw. — das war ziemlich alles, was vom Volke kam. Die Kunstpoesie stand vielleicht (im Gegensatz zu den Poeten von anno 1813) vor einem zu plötzlichen, so schnell nicht innerlich zu verarbeitenden Erlebnis? — vielleicht zeigte sie nur die Schwäche der heut dichtenden Generation? Das Fazit war jedenfalls gering. Immerhin haben von den berufenen Dichtern einige der Erschütterung der deutschen Schicksalsstunde in würdigen, gefaßten, starken Strophen Ausdruck gegeben. Und Richard Dehmel fand dem tiefsten Wert, dem höchsten Sinn des deutschen totbereiten Enthusiasmus die große Formel:

Feurig wird nun Klarheit schweben
Ueber Staub und Pulverdampf.
Nicht ums Leben, nicht ums Leben
Führt der Mensch den Lebenskampf —
Stets kommt der Tod,
der göttliche Tod!

So Schönes zeitigte die Kriegspoesie im zweiten Sinne, die Milieupoesie, des Lagers und des Schlachtfeldes, bisher nicht. Ihr Ertrag ist bis heute ganz gering — aber das ist natürlich! Die Stimmung des Volkes, noch das Wesen des Auszugs konnten auch die daheimgebliebenen Poeten selber erleben und — soweit ihre Kräfte reichten — künstlerisch fassen. Vom Kriegsschauplatz hören sie sachlich trockene oder, schlimmer, reporterhaft gefühlvolle Berichte — was auf Grund so vager, unsinnlicher Anregung entsteht, muß Phrase, konventionellstes Kunsthandwerk bleiben. Hier wird alles darauf ankommen, ob unter den Mitkämpfenden eine dichterisch starke Natur sich findet, die eigenes, unmittelbares Erleben zur Form bringen kann. Ob wir dieses Glück

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haben, werden wir vielleicht erst nach vielen Jahren erfahren, — ist doch auch der poetisch wertvollste Niederschlag des Krieges 1870 erst nach Jahrzehnten entstanden: die Liliencronsche Dichtung!

Was aber in höherem Sinne dieser Krieg der deutschen Poesie bedeutet, — nicht als Stoff, sondern als Erneuerung, als Umgestaltung des ganzen Menschen und all seiner dichtenden Organe —, was da geschehen wird zum Guten und zum Bösen, welchen Weg mit all unserem Leben da auch die Poesie nehmen wird, das kann heute vollends noch keiner ahnen.

Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege.

Von

Heinrich von Kleist.

In einem bei Jena liegenden Dorf erzählte mir auf einer Reise nach Frankfurt der Gastwirt, daß sich mehrere Stunden nach der Schlacht, um die Zeit, da das Dorf schon ganz von der Armee des Prinzen von Hohenlohe verlassen und von Franzosen, die es für besetzt gehalten, umringt gewesen wäre, ein einzelner preußischer Reiter darin gezeigt hätte, und versicherte mir, daß, wenn alle Soldaten, die an diesem Tage mitgefochten, so tapfer gewesen wären wie dieser, die Franzosen hätten geschlagen werden müssen, wären sie auch noch dreimal stärker gewesen, als sie in der Tat waren. Dieser Kerl, sprach der Wirt, sprengte, ganz von Staub bedeckt, vor meinen Gasthof und rief: „Herr Wirt!“ und da ich fragte: „was gibt's?“ — „ein Glas Branntwein!“ antwortet er, indem er sein Schwert in die Scheide wirft: „mich dürstet!“ — „Gott im Himmel!“ sag ich, „und will Er machen, Freund, daß Er wegkommt? die Franzosen sind ja dicht vor dem Dorf!“ — „Ei was!“ spricht er, indem er dem Pferde den Zügel über den Hals legt: „ich habe den ganzen Tag nichts genossen.“ — „uAn Er ist, glaub ich, vom Satan besessen. He, Liese!“ rief ich, und schaff' ihm eine Flasche Danziger herbei und sage: „Da!“ und will ihm die ganze Flasche in die Hand drücken, damit er nur reite. „Ach was!“ spricht er, indem er die Flasche wegstößt und sich den Hut abnimmt: „Wo soll ich mit dem Quark hin?“ Und: „Schenk Er ein!“ spricht er, indem er sich den Schweiß von der Stirn abtrocknet, „denn ich habe keine Zeit.“ — „Nun, Er ist ein Kind des Todes!“ sage ich. „Da!“ sag ich, und schenk ihm ein: „da, trink Er und reit Er! Wohl mag's ihm bekommen!“ — „Noch Eins!“ spricht der Kerl, während die Schüsse schon von allen Seiten ins Dorf prasseln. Ich sage: „Noch eins? plagt ihn —?“ — „Noch eins!“ spricht er, und streckt mir das Glas hin: „und gut gemessen!“ spricht er, indem er sich den Bart wischt und sich vom Pferde herab schneuzt: „denn es wird bar bezahlt.“ — „Ei mein Seel! So wollt ich doch, daß Ihr — Da!“ sage ich, und schenk ihm noch, wie er verlangt, ein zweites, und schenk ihm, da er getrunken, noch ein drittes ein und frage: „Ist Er nun zufrieden?“ — „Ach!“ schüttelt sich der Kerl: „der Schnaps ist gut! Na!“ spricht er und setzt sich den Hut auf: „Was bin ich schuldig?“ — „Nichts, nichts!“ versetz' ich: „Pack Er sich ins Teufelsnamen! die Franzosen ziehen augenblicklich ins Dorf!“ — „Na!“ sagt er, indem er in seinen Stiefel greift: „soll's Ihm Gott lohnen!“ Und holt aus dem Stiefel einen Pfeifenstummel hervor und spricht, nachdem er den Kopf ausgeblasen: „Schaff Er mir Feuer!“ — „Feuer?“ sag' ich: „plagt ihn —?“ „Feuer, ja!“ spricht er: „denn ich will mir eine Pfeife Tabak anmachen!“ — „Ei, den Kerl reiten Legionen —! He, Liese!“ ruf ich das Mädchen, und während der Kerl sich die Pfeife stopft, schafft das Mensch ihm Feuer. — „Na!“ sagt der Kerl, die Pfeife, die er sich angeschmaucht, im Maul: „nun sollen doch die Franzosen die Schwerenot kriegen!“ Und damit, indem er sich den Hut in die Augen drückt und zum Zügel greift, wendet er das Pferd und zieht vom Leder. „Ein Mordkerl!“ sag ich: „ein verfluchter, verwetterter Galgenstrick! Will Er sich ins Henkers Namen scheren, wo Er hingehört? Drei Chasseurs — sieht Er nicht? halten ja schon vor dem Tore!“ — „Ei was!“ spricht er, indem er ausspuckt, und faßt die drei Kerls blitzend ins Auge: „wenn ihrer zehn wären, ich fürcht mich nicht!“ Und in dem Augenblick reiten auch die drei Franzosen schon ins Dorf.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Bassa Manelka!“ ruft der Kerl, und gibt seinem Pferde die Sporen und sprengt auf sie ein, sprengt, so wahr Gott lebt! auf sie ein und greift sie, als ob er das ganze Hohenlohesche Korps hinter sich hätte, an; dergestalt, daß, da die Chasseurs, ungewiß, ob nicht noch mehr Deutsche im Dorf sein mögen, einen Augenblick, wider ihre Gewohnheit, stutzen, er, mein Seel! ehe man noch eine Hand umkehrt, alle drei vom Sattel haut, die Pferde, die auf dem Platz herumlaufen, aufgreift, damit bei mir vorbeisprengt, und: „Bassa Teremtetem!“ ruft, und: „Sieht Er wohl, Herr Wirt!“ und „Adieus!“ und: „Auf Wiedersehn!“ und: „Hoho, hoho, hoho!“ — —

So einen Kerl, sprach der Wirt, hab ich Zeit meines Lebens nicht gesehn! —

Randbemerkungen.

Inter arma.

„Inter arma silent leges!“ „Im Kriegsfall schweigen die Gesetze!“ Ganz wörtlich war dieser altrömische Rechtsgrundsatz bei einem Kampfe zwischen Kulturvölkern niemals zu nehmen. Auch Krieg und Kriegszeiten befreien nicht von der Achtung vor dem Gesetz oder Treu und Glauben im Geschäftsverkehr. Gegenteils beruhen die für echte, vaterländische Begeisterung unentbehrlichen sittlichen Grundlagen kriegführender Nationen auf der unerschütterlichen Wertschätzung gesetzlicher Unwägbarkeiten. Freilich bringt aber der Krieg bedeutende Hemmnisse im Gesetzesvollzug. Es ist eine „höhere Gewalt“, der sich der Staatsbürger in allen Rechtsfolgen fügen muß. Kaufvertrag und Warenlieferung werden in ihrer Rechtswirkung durch den Kriegsfall erheblich beeinflußt. Die einschlägigen Rechtsverhältnisse sind im bürgerlichen Gesetzbuch, im Handelsgesetzbuch und in der Zivilprozeßordnung geregelt.

Ist ein mündlicher oder schriftlicher Kaufvertrag vor Kriegsbeginn mit bestimmter Lieferungsfrist abgeschlossen worden und kann der Warenlieferer (Fabrikant) die Waren nach der Kriegserklärung — etwa wegen Arbeitermangels oder verspäteter Lieferung von Rohmaterialien wegen der Mobilmachung — nicht rechtzeitig dem Käufer (Detailhändler) zustellen, so ist weder der Käufer, noch der Verkäufer an die Erfüllung des Vertrages gebunden. Auch Forderung auf Schadenersatz ist ausgeschlossen, soweit die Leistung infolge „eines nach der Entstehung des Schuld- (oder Kauf-) Verhältnisses eintretenden Umstandes, den der Schuldner (Verkäufer) nicht zu vertreten hat“, unmöglich wird. Dies trifft für den Kriegsfall zu — es sei denn, daß beide Vertragsparteien anderweitige Erfüllung des Kaufvertrags oder Festsetzung des Schadenersatzes für den Kriegsfall durch besondere, schriftliche Vertragsbestimmungen (ähnlich der „Kriegsklauseln“ im Versicherungsvertrag und bei der Seeschiffahrt) ausdrücklich vereinbart haben. Dagegen ist der Käufer zur Abnahme der Waren mit unbestimmter Lieferfrist in jedem Falle verpflichtet.

Zu den Ereignissen, die auch dem Spediteur den Rechtsgrund der „unabwendbaren Verzögerung“ in der Warenlieferung sichern, gehört der Krieg schon deshalb, weil die Eisenbahn wegen der notwendigen Uebernahme des Betriebes durch die Heeresmacht ihn als „höhere Gewalt“ im Sinne der Aenderung ihrer Betriebsordnung von vornherein betrachten muß. Kaufverträge, die nach der Mobilmachung auf bestimmte Frist abgeschlossen werden, binden in Leistung und Gegenleistung (auch Schadenersatz) beide Vertragsparteien nach den gesetzlichen Vorschriften, u. a. wenn eine bestimmte Lieferfrist trotz der dann schon allgemein bekannten unsicheren Lieferungsverhältnisse festgesetzt wird. Die Mängelrüge, die in Friedenszeit und ohne sonstige Verhinderung durch höhere Gewalt vom Käufer unverzüglich nach Eintreffen der Ware erhoben werden muß, kann im Kriegsfalle auch später erhoben werden, wenn der Käufer oder sein Rechtsnachfolger beweisen, daß ihnen aus unabwendbaren Umständen (z. B. weil kein sachkundiges Geschäftspersonal zur Stelle sein konnte) die sofortige Prüfung der Lieferung unmöglich war. Doch hat der Käufer zu beachten, daß die Eisenbahn in Kriegszeiten die Lagerung eingelaufener Ware in bahneigenen Räumen meistenteils ablehnt. Er hat deshalb für schleunigste Anliefe-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rung und Aufbewahrung am dritten Orte bei Erhebung der Mängelrüge selbst zu sorgen. Die Eisenbahn lehnt in Kriegszeiten die Innehaltung bestimmter Lieferungsfristen für private Frachtgüter ab.

Kommt es während des Krieges zwischen Verkäufer und Käufer zu Rechtsstreitigkeiten und genügt einer der beiden Vertragsparteien seiner Wehrpflicht, so hat er dies im Klagefalle dem zuständigen Gerichte mitzuteilen, das dann die Aussetzung des Termins und des Verfahrens bis zur Entlassung des Wehrpflichtigen aus dem Kriegsdienst anordnen kann. Die Aussetzung des Verfahrens kann das Gericht auch dann beschließen, wenn im Kriegsfall eine der beiden Vertragsparteien durch Krieg oder andere Zufälle vom Verkehr mit dem Prozeßgericht abgeschnitten ist. Kommt dies erst nachträglich zur Kenntnis des Prozeßrichters, und ist mittlerweile schon Versäumnisurteil ergangen, so würde der Beklagte die Wiederaufnahme des Verfahrens durch Nichtigkeits- oder Restitutionsklage erreichen können. Gerichtliche Zustellungen an Militärpersonen können diesen nur durch den vorgesetzten Kommandeur ihres selbständigen Truppenteils (Regiment, selbständiges Bataillon) ausgehändigt werden. Im Kriegsfall ist für eine im Feld befindliche Militärperson vor Einrichtung der Feldpost diese Art der Zustellung auch verkehrstechnisch ausgeschlossen. Zwangsvollstreckung in das heimatliche Hab und Gut des rechtskräftig verurteilten Schuldners ist auch gegen im Feld befindliche Militärpersonen zulässig. Doch unterliegen ihre militärischen Bezüge nicht der Pfändung. Die Ladung von im Feld befindlichen Militärpersonen zum Offenbarungseid ist wohl zulässig, aber in der Praxis unmöglich, da die Militärbehörde den Schuldner nicht zur Ableistung des Offenbarungseides zwingen kann und wird, während ein Haftbefehl des zuständigen Zivilgerichtes rechtlich wirkungslos bleibt. Im übrigen sind aber sämtliche Schuldverträge zu Kriegszeiten in voller Rechtswirkung. Es ist vaterländische Ehrenpflicht, seinen Verbindlichkeiten auch im Kriegsfalle nach besten Kräften zu genügen. Achtung vor Treu und Glauben, wie vor dem Gesetze! Diese sittlichen Grundpfeiler der Gesellschaftsordnung sind im Kriege für den Bürger und für das Staatswohl ebenso unentbehrlich als im Frieden. Dessen wird sich der deutsche Kaufmann bewußt bleiben!

Dr. M. J. Jacobi.

Weg mit dem Apollinaris-Wasser!

Die jedem Völkerrecht Hohn sprechende Art, mit der England — sich selbst hinter gemieteten Söldnerscharen und hinter Frankreichs bedauernswertem Volksheer nur als gewissenloser Antreiber feig versteckend — über Privateigentum herfällt, zwingt uns Deutsche zu gerechter Vergeltung. Wir müssen uns jetzt daran erinnern, daß wir auf mehr als einem Gebiet bisher ein nur zu guter Kunde Englands waren, müssen darüber wachen, daß wir der Perfidie, die sich an der Themse schon an private deutsche Bankguthaben vergriffen, nicht womöglich noch etwa dadurch zu verdienen geben, daß wir von gewissen Gewohnheiten nicht lassen wollen.

In diesem Zusammenhang sei darauf aufmerksam gemacht, daß der Vertrieb des sogenannten Apollinaris-Brunnens, der sich, auf eine Bombenreklame stützend, in letzter Zeit in vielen deutschen Wirtshäusern Einlaß zu verschaffen wußte, ein rein englisches Unternehmen ist. Weg damit! Betrachten wir es als unsere nationale Pflicht, dies Wässerchen, das sozusagen nur die ebenfalls von England importierte Heuchelei der „absoluten" Enthaltsamkeit auf Flaschen zieht und unverhältnismäßig teuer verkauft, zu boykottieren. 83 Prozent Reingewinn haben die Herren Engländer in ihrer deutschen Zweigniederlassung herausgewirtschaftet, genug Beweis dafür, wie sehr der eigentliche Wert dieses Getränk-Surrogats im umgekehrten Verhältnis zu dem von den Deutschen bisher gezahltem Preise stehen muß.

Gewohnheitsmäßige Appollinaristrinker werden vielleicht nicht mit Unrecht sagen, daß sie sich bei aller Vaterlandsliebe doch nicht entschließen können, an Stelle des Apollinaris zu jenen peinlich süßlichen Zitronen- und Himbeerwässerchen zu greifen, mit denen der deutsche Markt allen Ernstes das gute deutsche Bier aus dem Felde zu schlagen glaubt. Demgegenüber sei wiederholt auf den bekannten Magen-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

spezialisten Dr. Boas hingewiesen, der darauf aufmerksam macht, daß, seit der Gebrauch der kohlensäurehaltigen Wasser (wozu auch der sogenannte Apollinaris-Brunnen gehört) zugenommen habe, ein ungünstiger Einfluß auf Darmleiden festzustellen sei, die mit dem Genuß in ursächlichem Zusammenhang stehen.

Kriegsfeier im Berliner Lessingtheater.

Nach dem „Deutschen Theater" und dem Charlottenburger „Deutschen Opernhaus" hat nun auch das von Direktor Barnowsky mit so viel künstlerischem Ernst geleitete Berliner Lessingtheater die Kriegssaison 1914 eröffnet. Es war ein erhebender, ja in mancher Beziehung unvergeßlicher Abend, denn, was hier geboten wurde, zeigte das wohlgelungene Bestreben, das in normalen Zeiten wohlberechtigte, aber jetzt wohl kaum vorhandene Unterhaltungsbedürfnis des Publikums durch eine überaus weihevolle, tief ergreifende Kriegsfeier abzulösen.

Den Auftakt zu dieser Feier bildete ein Prolog, den der Tantrisdichter Ernst Hardt zum „2. September 1914" gedichtet und der wohl, weit über den Rahmen einer Gelegenheitsdichtung hinausgehend, auch später, wenn einst in ruhigeren Tagen die deutsche Kriegslyrik von 1914 nach ihrem künstlerischen Wert gesichtet werden wird, als eine dichterisch und menschlich vollendete Wiedergabe dieses Kriegsbeginns fortleben wird. In wunderschönen Worten wird geschildert, wie Allmutter Sonne zur glücklich gesegneten Friedenszeit auf Deutschland „Gedankentat und Händetat, Gesittung und Gefühl" herabsieht. Und dann schmettert unversehens wie ein Dieb in der Nacht die Kriegsfanfare durch das plötzlich bedrohte Vaterland:

„Und was du wiederfandest nach der einen Nacht,
Das war ein einziger Held aus siebenzig Millionen
Kriegsfroher Helden! Mann und Frau und Kind.
Der hob den Riesenleib und sprang zum Kampfe
So heiter wie zum Tanz und sang dabei,
Sang aus Millionen Kehlen, daß es klang
Als sei das ganze Land ein Sommerwald,
Ein singender Wald das ganze deutsche Land,
Und alle, die es hörten, mußten weinen.
Dann hat der Held geschwiegen und getanzt,
Und wieder dir verwandt und sonnenhaft
Hinstürmt ein Ruhm durch alle Welt:
Des Krieges deutsche Gedankentat und Händetat, Gesittung und Gefühl."

So männliche Verse von Friedrich Kayßler, dem männlichsten aller unserer Berliner Schauspieler, gesprochen, mußten in dem vollbesetzten Hause selbstverständlich ein begeistertes Echo wecken. Dann folgten auf der von zwei schlichten Lorbeerbäumen flankierten und sich jeden theatralischen Pomps enthaltenden, nur durch einen Sammetvorhang abgeschlossenen Bühne wirksame Rezitationen von vaterländischen Gedichten, die durch den Mund von Theodor Loos und Ilka Grüning, Theodor Fontane, Kleist und Liliencron vortrugen. Den Höhepunkt aber erreichte dieser erste reziatorische Teil des Abends, als Friedrich Kayßler aus dem (man möchte fast sagen, allabendlich fälligen) Extrablatt die neueste Siegesbotschaft aus Frankreich mitteilte: „Zehn französische Armeekorps zurückgeworfen . . ." Da gab es kein Halten mehr. Das Publikum erzwang sich im Handumdrehen eine Unterbrechung des so taktvoll zusammengesetzten Programms und sang, sich in allen Räumen wie ein Mann erhebend, unser liebes „Deutschland, Deutschland über Alles", das täglich mehr zu einer Jubelhymne wird.

Der zweite Teil brachte dann Otto Ludwigs Einakter „Torgauer Heide". Sehr stimmungsvoll, sehr geschickt, inszeniert, aber vielleicht doch nicht das Richtige. Wenn dies Gelegenheitsspiel etwas kalt ließ, so lag das neben der künstlerischen Belanglosigkeit, die ja durch den Stimmungsreichtum unserer Tage gerade bei solchen Werken sicher leicht verdeckt wird, an etwas anderem: Es hat für feiner empfindende Naturen unzweifelhaft etwas Peinliches, wenn jetzt, da der Schlachtentod täglich und stündlich uns in noch nie dagewesener, grausiger Gestalt Anverwandte und Freunde hinwegrafft, dies Sterben von noch so gut und ergreifend spielenden Künstlern auf der Bühne dargestellt wird. Was im Frieden bei guter Darstellung hier sogar erhaben wirkt, streift — achten wir dies Gefühl, das bei diesem Kriegsspiel manchen still hinausgehen ließ — beinahe an selbstverständlich ungewollte Blasphemie . . .

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein und Dr. Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Wilhelm Bolze, Charlottenburg, Friedbergstr. 18. — Verlag: Die Gegenwart G. m. b. H., Berlin W. 15, Meinekestr. 25. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gegenwart

Nr. 38 Berlin, den 19. September 1914 43. Jahrgang Band 86.

An die Sozialdemokratie Italiens.

Wie ist es möglich, daß die italienischen Sozialdemokraten unseren Sozialdemokraten ihre Beteiligung am Kriege zum Vorwurf machen? Die deutschen Sozialdemokraten gingen mit der deutschen Regierung zusammen, indem sie zu diesem Kriege ihr Einverständnis erklärten. Aber gingen die französischen Sozialdemokraten nicht mit der französischen Regierung in denselben Krieg? Wo ist der Unterschied? Und wie kann man den deutschen Sozialdemokraten zum Vorwurf machen, was man den französischen nicht zum Vorwurf macht?

Gewiß, die deutsche Sozialdemokratie ging unter einer monarchischen Regierung in den Krieg. Aber ging nicht die französische Sozialdemokratie, indem sie mit ihrer Regierung gemeinsame Sache machte, zugleich mit dem russischen Zarismus zusammen, der doch den größten Gegensatz zum sozialdemokratischen Prinzip darstellt, welchen es gibt?

In Wahrheit liegen die Dinge bei uns so. Die deutsche Sozialdemokratie ging willig in diesen Krieg: nicht weil sie plötzlich national und monarchisch geworden war, sondern weil der Kaiser in der gegenwärtigen Lage nicht anders gehandelt hatte, wie auch der einfachste demokratische Arbeiter hätte handeln müssen, wenn bei ihm die Entscheidung gewesen wäre. Der Tod des österreichischen Thronfolgers und der serbische Streit wären für unsere Sozialdemokratie allerdings kein plausibler Kriegsgrund gewesen. Aber der Ueberfall der Russen auf Deutschland, der jene Ereignisse zum Vorwand nahm, mußte auch die deutsche Sozialdemokratie angehen, nicht nur als Deutsche, sondern besonders als Sozialdemokraten. Der zarische Despotismus holte zu einem erdrückenden Schlage gegen uns aus; der Feind sammelte sich an unseren Grenzen. Und da jener Ueberfall fest beschlossen und durch nichts aufzuhalten war, blieb gar keine andere Wahl, als zu den Waffen zu greifen. Auch für den Kaiser nicht. Mithin: *Nicht, weil ganz Deutschland den Krieg gewollt hat, stand Deutschland so einig hinter dem Kaiser, sondern deshalb, weil der Kaiser den Krieg ebensowenig gewollt hat, wie irgendeiner unserer Arbeiter.* Indem der Kaiser den Krieg mit allen Kräften zu verhindern gesucht hat, bekannte er sich seinerseits zu einer Grundanschauung, die auch die sozialdemokratische Partei vertritt; und nicht die Sozialdemokratie ist ihren Grundanschauungen untreu geworden, *sondern sie kämpft vereint mit den heutigen herrschenden Mächten Deutschlands für ihre Grundanschauungen.* Deutschland ist einig in diesem Kriege, nicht aus tollem Kriegswillen, sondern aus furchtbarem Unwillen gegen die Friedensstörer. Und es kämpft diesen Krieg gegen den zarischen Despotismus für einen künftigen Weltfrieden, also für ein demokratisches Ideal.

Dahingegen hat Frankreich und England sich unbegreiflicherweise auf die Seite des Zarismus gestellt. Die Schuld trifft nicht die Volksmassen jener Länder. Diese sind vergewaltigt durch eine teils korrupte, teils selbstsüchtige obere Schicht. *Der französische Kapitalist hat 16 Milliarden in russischen Papieren angelegt,* um die er bei einem Zusammenbruch Rußlands bangt. *Und deshalb muß der französische Arbeiter für Rußland bluten.* Weiß der einfache Franzose denn überhaupt, daß Frankreich mit Rußland vereint sich auf Deutschland gestürzt hat? Nein, er denkt, dem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutschen Kaiser habe es plötzlich gefallen, das friedliche Frankreich mit Krieg zu überziehen; und das macht sein Blut gegen uns kochen. Eine Lüge macht sein Blut gegen uns kochen. Denn die französischen Zeitungen sind von Rußland bestochen, Frankreichs öffentliche Meinung irrezuführen, bestochen mit demselben Gelde, das französische Kapitalisten an Rußland geborgt haben. In England aber erklärt sich die ganze freie Arbeiterpartei, erklären sich die größten Gelehrten und drei sehr bekannte Minister gegen diesen Krieg mit Deutschland.

Wenn die deutsche Sozialdemokratie heute Gut und Blut im Kampf gegen den russischen Despotismus zum Opfer bringt, so könnte sie es in dem stolzen Gefühl tun, hier einmal nicht einen Nationalkampf zu kämpfen, sondern einen Kulturkampf. Rußland von sich selbst, Rußland von den russischen Zuständen zu befreien, das wäre ein unermeßlicher Fortschritt auch für die demokratische Sache. Daß die deutschen Sozialdemokraten zugleich gegen französische Genossen kämpfen müssen, das ist für sie vielleicht das Bitterste an diesem Kriege. Aber Deutschland ist nicht schuld, daß Frankreich sich an Rußland verkauft hat. Will die französische Sozialdemokratie diesen Krieg nicht, so mag sie bei der französischen Regierung dahin wirken, daß diese rechtzeitig an Frieden denkt, und sie kann sicher sein, bei uns die wärmste Sympathie zu finden für ein Vorgehen, das nicht weniger Tapferkeit und klaren Kopf erfordert, als der Kampf gegen deutsche Genossen. Wir Deutschen aber, mit wieviel froherem Herzen würden wir kämpfen, wenn wir nicht gegen zwei Kulturmächte wie Frankreich und England zu kämpfen hätten, sondern allein gegen den Hort des Rückschritts, — Rußland.

Welche Anklagen können angesichts dieser Sachlage die italienischen Genossen gegen die deutschen vorbringen, und wie wollen sie antworten, wenn man sie fragt: Wie hättet ihr an unserer Stelle gehandelt?

Die Italiener, welche in Deutschland leben, haben dem deutschen Volke ihre begeisterten Sympathien ausgesprochen und aufs wärmste anerkannt, wie man auch in diesen Kriegszeiten für sie bedacht war. Die Franzosen dagegen haben 600 000 Italiener brotlos gemacht und sie unter den schimpflichsten Formen mit Püffen und Stößen des Landes verwiesen. Dieselben Franzosen haben versucht, den Mut des italienischen Volkes anzuzweifeln, indem sie ihre eigenen Niederlagen auf die Feigheit der südfranzösischen Truppen italienischer Abstammung zurückführten. Wie verträgt es sich mit dem Stolze der Italiener, unter diesen Umständen für Frankreich ihre Sympathien zu bewahren? — Die aus dem vorigen Jahrhundert überkommene Freundschaft mit Deutschland wird die italienische Sozialdemokratie hoffentlich nicht ganz vergessen, denn sie ist die Partei des Volkes und im Volke wurzelt die Treue*).

Die Forderung des Tages.

Von

Friedrich Sievers.

Die großen Erfolge, die die deutschen Heere in wider all Erwarten schneller Weise in Ost und West errungen, haben allüberall in deutschen Landen berechtigte Begeisterungsfreude ausgelöst.

Diese Begeisterungsfreude sucht neben der Dankbarkeit, die die Herzen aller Patrioten bewegt, auch nach äußeren Symbolen. Es wäre Undankbarkeit gegen das bis heute uns so freundlich gesonnene Walten des Kriegsglücks, Gleichgültigkeit gegen unserer tapferen Truppen täglich dargebrachte Opfer und Heldentaten, wollten wir bei uns gewordener Siegeskunde griesgrämig nur daran denken, daß Rückschläge immer noch möglich sind, und deshalb jede noch so gegründete Siegesfeier bis zum endgültigen Abschluß des großen Ringens vertagen.

Wir haben nach den Kämpfen von Metz, nach dem Fall von Maubeuge, nach des nun-

*) Wir geben diesen uns eingesandten Ausführungen gerne Raum, ohne uns deshalb mit den Grundsätzen der internationalen Sozialdemokratie irgenwie zu identifizieren. D. R.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mehr zum Nationalhelden gewordenen Hindenburg glorreichen Waffentaten alle Kirchenglocken läuten lassen und unsere Häuser festlich geschmückt. Noch nie ward das Fahnentuch seit des Deutschen Reiches Gründung ein so begehrter Artikel wie in unseren Tagen. Wir können uns glücklich schätzen, daß es so ist, so ohne Ueberhebung und Selbsttäuschung sein darf!

Dieser Festesstimmung gegenüber ist von maßgebender Seite ein wenig „Zurückhaltung" empfohlen worden. Sehr richtig! Es geht nicht an, die Siegesfahnen nun einfach in Permanenz herauszustecken, wie das besonders die Groß-Berliner Bevölkerung schon zu üben begann. Vieles ist schon errungen. Aber wir müssen uns darüber klar sein, daß das Ringen, in dem wir stehen, vorläufig nur den ersten blutigen Auftakt gesehen. Der Marsch nach Paris ist kein Spaziergang. Und wie die Kanonendonnergeschwängerte Atmosphäre des europäischen Kontinents noch immer voll dräuender Möglichkeiten ist, zeigen der Ministerwechsel in Athen, die Kapitulationsaufhebungen am Bospurus, die von der Polizei fast täglich aufs neue zu unterdrückenden Kundgebungen irredentistischer Italiener in Rom. Bei solchem Stand der Dinge gilt es unbeschadet aller Herzensdankbarkeit für jeden neuen deutschen Waffensieg sich eine gewisse Besonnenheit zu bewahren. Wenn der Sieg von gestern zu Ende gefeiert ist, muß dem Morgen des neuen Kampftages nüchtern und gefaßt ins Auge gesehen werden. Laßt uns deshalb die Siegesfahnen, wenn sie ihre Schuldigkeit getan, hübsch wieder einziehen, denn sie müssen einen langen, langen Kampf überdauern, dürfen durch permanente Benutzung nicht ihrer Weihe entkleidet werden!

Dieselben Leutchen, die erst eines behördlichen Winkes bedurften, um zu wissen, wie man in dieser Zeit mit Fahnen einigermaßen taktvoll umgeht, haben bereits angefangen, in allerhand unverantwortlichen Zuschriften an ihre ebenso unverantwortlichen Leiborgane laut und vernehmlich die Friedensbedingungen zu diskutieren, die sie unseren besiegten Feinden zubilligen wollten. Dies Zutrauen zu dem endgültigen Sieg unserer Waffen ist eine gute Sache. Nichts könnte unserer Kampfkraft mehr schaden als ungesunder Pessimismus. Aber schon jetzt, wie das eins der meistgelesenen Berliner Organe getan, Belgien für alle Zeiten als deutsches Reichsland reklamieren und es Schwarz auf Weiß hinausposaunen, daß wir es diesmal nicht unter der Annektion von halb Frankreich täten, heißt der Sache des Vaterlandes einen schlechten Dienst erweisen. So abgeschnitten sind wir trotz Englands Bemühungen nicht von aller Welt, daß unsere Pressestimmen nicht über den Umweg durch neutrale Länder den Weg in das Lager der Feinde fänden. Und dann müssen sie dort einen Widerstand schüren, der uns nur doppelte Opfer an deutschem Soldatenblut kostet.

Solange die Waffen reden, ist es weiseste Politik auch im Schoße unverantwortlicher Pressediskussionen mit Vorbedacht zu schweigen. Wenn einmal die Stunde ernster Friedensverhandlungen kommt, dann kann und wird Deutschland den Preis eines endgültigen Sieges ohne jede Zuhilfenahme des Privatpublikums zu bemessen wissen. Aber bis dahin sollte man sich über diesen Punkt jeder Aeußerung enthalten.

Kein Mensch weiß, ob die Franzosen, durch die Macht der Tatsachen hellsehend geworden, nicht doch noch das verräterische Spiel des Briten erkennen und sich dafür bedanken, um Albions und des Russen Vorteils willen „bis zum bittern Ende" auszuhalten. Sollen dann voreilig hinaustrompetete Friedensbedingungen den Franzosen davon zurückhalten, uns den Arm nach England freizumachen und den Russen mit unserer in Frankreich freigewordenen Wehrmacht den vernichtenden Schlag zu versetzen?

Mit jeder Woche wächst die unheimliche Gewißheit, daß wir wahrscheinlich vor einem Kriege von vorläufig schier unabsehbarer Dauer stehen. Dieser Tatsache schon heute mutig ins Auge zu sehen, ist wichtiger als alles Gefasele über einen Frieden, an den, ehe nicht Deutschlands Feinde militärisch niedergerungen, nicht zu denken ist. Wer das Gegenteil propagiert, ladet auch sonst schwere Verantwortung auf sich: Die Menschen glauben gern, was sie hoffen. Wenn sie schon jetzt in den Zeitungen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

täglich ebenso billige wie hochbefriedigende Friedensprojekte vorgesetzt bekommen, dürften sie zu leicht vergessen, daß jedes einzelnen wirtschaftliche Einstellung auf einen langen Krieg eine der wesentlichsten Voraussetzungen für einen endlichen Sieg sein muß.

Abhärtung.

Von

Dr. med. J. Spier.

In dem Kampfe gegen die Schäden, welche den Menschen von allen Seiten bedrohen, werden seit den ältesten Zeiten Mittel verschiedener Art angewandt, entweder die feindlichen Kräfte zu lähmen, oder es so weit zu bringen, daß ein Einfall gegnerischer Kräfte vom Körper einfach nicht gelitten wird, indem er allmählich einer uneinnehmbaren, gut bewehrten Festung gleicht. Dieser Grundsatz ist selbstverständlich der gesündere, da er bezweckt, den Menschen so zu stählen, daß Gefahren, welche durch Krankheiten drohen, abprallen, daß Krankheiten nicht eindringen können, daß ihre Erreger keinen geeigneten Boden, der zur Entwicklung notwendig ist, finden. Diese Methode erfreut sich seit langen Jahren eines guten Rufes und wird unter dem Namen der Prophylaxe allgemein bekannt sein.

Um nun den Menschen prophylaktisch, d. h. vorsorgend fest und gehärtet gegen Krankheiten, besonders Erkältungskrankheiten zu machen, sind schon sehr viele Methoden ausgeklügelt worden. Bei ihnen allen aber spielt in irgendeiner Weise die Abhärtung eine Rolle.

Die Abhärtung ist eine Gymnastik der Gefäßnerven, und der Vorgang etwa folgender:

Bei Kaltwasserabgießung läßt der Körper durch seine Gefäßnerven die Blutgefäße der Haut sich schnell zusammenziehen, so daß die Haut blaß wird und wenig Blut im Körperäußeren sich befindet, also auch wenig Wärme; diese wird nach innen gestaut, für einen Moment. Nach kurzer Zeit, besonders wenn man sich mit einem rauhen Tuch abreibt, wird die Haut rot, die Gefäße erweitern sich wieder mittels Erschlaffung ihrer Muskeln, und das Blut strömt nach außen zurück, mit ihm die Wärme: hatte man vorher ein Gefühl der Kälte, des Unbehagens, so entsteht jetzt ein behagliches wohliges Empfinden.

Ein großer Nachteil dieser Abhärtungsmethode ist nun die Wärmeentziehung, welche dem Körper durch die kalten Flüssigkeiten angetan wird. Man hat daher allerlei Methoden ausgeklügelt, wie man vom warmen Wasser abwärts bis zum kalten kommen kann, daß man im Sommer beginne und dann schrittweise die Anforderungen, welche man an den Körper stellt, erhöhe; trotzdem: die Schlußforderung blieb stets, daß man auch im Winter zum Beispiel bei 18—20° minus diese kalten Güsse oder Bäder benutzen soll.

Wenn man bedenkt, welche ungeheuren Wärmemengen im Winter dadurch dem Körper entzogen werden und welch enorme Heizungs-(oxydations)arbeit dann im Zellenstaat notwendig ist, daß dies kein gewöhnlicher naturgemäßer Vorgang mehr ist, der dem Leibe jeden Tag zugemutet werden kann, sondern ganz allein ein Heilmittel in der Hand gewissenhafter Aerzte, das allerdings enorme Wirkungen entfalten kann am richtigen Ort, z. B. im Typhusfieber oder bei Lungenentzündung, um die Atmung und das Herz anzuregen. Jeden Tag angewandt, bedeutet aber dieses kalte Wasser entschieden eine Ueberforderung des Körpers und seiner Nerven besonders, wie ja auch die Erfahrung wirklich lehrt.

Man halte nicht entgegen, daß es Leute gibt, welche solche Brutalitäten ihrem Leibe seit Jahren zumuten und sehr gesund sind, daß es Menschen gibt, welche sogar im kältesten Winter sich in eisbedeckten Flüssen ihr tägliches Bad holen und munter dabei bleiben.

Es gibt auch Trinker, welche trotz täglichen Alkoholverbrauches, der bei manchen tötliche Vergiftung nach sich ziehen würde, 90 Jahre alt werden, Raucher, welche trotz enormen Nikotinmißbrauchs alt werden und keine offenkundigen Schädigungen aufweisen.

Diese Ausnahmeerscheinungen sprechen für nichts als die kolossale Widerstandsfähigkeit Einzelner gegen Schädigungen, und daß ein

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Organismus eben nicht schematisch bewertet werden kann, sondern daß stets Abweichungen von allgemein gültigen Beobachtungen existieren und auch stets da sein werden.

Geheimrat v. Winckel, einer unserer erfahrensten Frauenärzte sagt in seiner „Allgemeinen Gynäkologie", als er davon spricht, daß man sich an so vieles anpassen kann: „Gibt es doch Menschen, welche man so weit bringt, daß ihnen Herumlaufen im nassen Gras mit nackten Füßen nichts mehr schadet," womit eine feine ironische Würdigung dieser so viel gepriesenen Sitte ausgedrückt ist.

Jedoch der Durchschnitt der Menschen unterliegt allgemeinen Regeln, und für sie können die Ausnahmen nicht der Maßstab für ihr Verhalten sein.

Wasser kann in kritikloser Weise angewandt keine Abhärtung hervorrufen; könnten denn sonst Polartiere, wie Walrosse usw., welche doch stets im kalten Element sich bewegen, Erkältungskrankheiten erliegen?

Und Hagenbeck bemerkt ausdrücklich, daß daran solche Geschöpfe zugrunde gehen.

Der Mensch ist ohne Zweifel ein Land- und Luftwesen, kein Wassergeschöpf; wir können die von Jugend an unbedeckten Teile, wie Gesicht und Hände, den äußersten Kältegraden aussetzen, ohne daß etwas Schlimmes entsteht, selbst bei 40° minus und mehr sahen Polarforscher keine Gefahren. Das zeigt, daß kalte Luft nicht unzuträglich für den Organismus ist und daß man sich gegen sie bis zum Aeußersten abhärten kann.

Dagegen leiden Arbeiter, welche viel in kaltem Wasser tätig sind, wie Schiffer, Gerber, Tiefbauleute, Bergmänner unendlich oft an Erkältungskrankheiten, wie Gicht, Ischias, Katarrhen, Rheumatismus und Herzfehlern in dessen Gefolge.

Wasser ist also ein dem Menschen entgegengesetztes, fremdes Element, während die Luft ihm, seiner Konstitution und seiner Stellung in der Entwicklungsreihe entsprechend, ein befreundetes ist.

Nun haben schon immer besonnene Menschen ihre Stimme warnend ertönen lassen gegen diese Kaltwasserabhärtungen und eine große Anzahl von schwerwiegenden Gründen vorgebracht.

Die Gefäßnerven besonders können mit der Zeit infolge der brutalen Kaltwasserüberfälle faul werden, nicht mehr gut arbeiten, fast sogar die Tätigkeit aussetzen.

Das ist außerordentlich wahrscheinlich, wenn wir die Prof. Edingersche Theorie heranziehen, die besagt, daß zuviel und übermäßig in Anspruch genommene Nerven einfach aufgebraucht, geschädigt werden und sodann ihren Dienst nicht mehr voll ausfüllen können.

Edinger erklärt so gewisse Berufskrankheiten, Lähmungen, die bei Arbeitern besonders erscheinen, welche immer wieder dieselben Muskeln, also auch Nerven, gebrauchen. Solche Kaltwasserfanatiker holen sich also trotz ihrer täglichen Abhärtung, ihrer kalten Bäder oder ihres Gusses oder ihrer Abreibung von Zeit zu Zeit die schönste Erkältung, sogar schwere Lungenentzündungen, Nierenkrankheiten u. dgl. Man wird dies einsehen, wenn man sich vorstellt, daß eben die Gefäßnerven infolge ihres krankhaften Zustandes auf den Reiz eines kalten Luftstromes oder eines kalten Bades nicht mehr mit prompter Blutüberfüllung des Ortes, dem man die große Menge Wärme entzog, antworten können. Dieser Punkt des Körpers steht also momentan ohne die ihm normal zukommenden Verteidigungsmaßregeln da und muß unterliegen.

Ist es denn noch nicht vielen Müttern aufgefallen, daß ihre kleinen Lieblinge in ihren ersten Lebensjahren absolut nicht gedeihen wollen, daß trotz genau befolgter Kaltwasserabhärtungsmethode die Kleinen immer wieder leicht eine Erkältung bekommen, daß sie nervös blutarm und nicht wohl sind! Der Arzt kommt nicht aus dem Hause, trotzdem man doch so naturgemäß wie möglich seine Kinder aufwachsen läßt.

Ferner forschen die Aerzte mit Recht, wenn es ihnen trotz aller mit Sachkenntnis angewandten Hilfsmittel der Wissenschaft nicht gelingen will, bei ihren Patienten chronische Katarrhe der Luftwege zu heilen, in der Vorgeschichte und den Lebensgewohnheiten ihres Kranken nach Kaltwasserabhärtung; oft findet man den chronisch Leidenden als einen An-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hänger dieser Methode; sobald er sie aufgibt, beginnt die Sache, wenn nicht organisch schwere Veränderungen vorliegen, besser zu werden. Athleten, Sportsleute, mit gewiß trainiertem und widerstandsfähigem Körper, berichten aus ihren Erfahrungen von immer regelmäßig wiederkehrenden Frühjahrs- und Herbstkatarrhen, Rheumatismen, denen sie immer wieder ihren Tribut zollen mußten, trotzdem sie Kaltwasserabhärtung betrieben; manche bekommen sogar starke Muskelentzündungen mit Muskelschwund; endlich wurden sie durch Zufall oder vom Arzt aufgeklärt und seitdem sind sie gefeit.

Man stelle sich nur nochmals den ungeheuren Wärmeverlust vor, den eine Kaltwasserprozedur bedeutet, dann versteht man, warum Kinder mit ihrem zarten Organismus besonders darunter zu leiden haben und auch Erwachsene nicht gut dabei wegkommen. Ist das Wasser nicht kalt genug, dann ist eben sein abhärtender Wert gering, ist es jedoch kalt, dann ist seine schädigende Wirkung größer als der Nutzen. Viele Mütter sehen ihre Kinder nach Ausschaltung der kalten Kur dick und mollig werden, sie gedeihen prächtig und verlieren Blutarmut und Nervosität. Diese Erfahrung ist vielleicht schon oft gemacht worden. Es treten natürlich zu dieser Wasserkur bei ihren Anhängern noch andere Gewohnheiten; sie kleiden sich leicht, schlafen kühl auf hartem Lager usw. Das wäre gut, wenn die Gefäßnerven gut funktionieren; da sie jedoch durch die rücksichtslose Inanspruchnahme, wie oben betont, außer normalen Betrieb kommen, so können sich hier dann Schädlichkeiten multiplizieren. An Stelle des Wassers soll also aus diesen und noch manchen anderen Gründen, die hier nicht weiter erörtert werden können, etwas anderes treten.

Und es sollte endlich eine Aera anbrechen, welche der Luft alle diese Ehrensitze einräumen wird in den Bestrebungen, welche der Abhärtung dienen.

Wasser soll nicht ausgeschaltet werden, aber ganz anders zu Ehren kommen als früher.

Vor allem kann Luft nie die schädliche Wirkung wie Wasser aus naturgesetzlichen Gründen ausüben.

Luft ist der schlechteste Wärmeleiter; Wasser einer von den guten. Deshalb wird der nackte Körper in ruhiger Luft geringe Wärmeverluste erleiden, auch wenn die Temperatur nicht hoch ist; ganz unmerklich wird sogar die umgebende kältere Atmosphäre, wenn man Bewegung ausübt.

Darauf beruht auch der Wert wollener poröser Unter(Leib)wäsche: Wolle leitet als tierisches Gewebe schlecht die Wärme. Ist das dem Leib anliegende Kleidungsstück porös, besitzt es also viele Luftmaschen, dann ist um den Körper eine Art Mauer von Luft gelegt, welche große Verluste an Wärme verhindert.

Dr. J. Marcinowski sagt, daß Luftbäder auch den mildesten Wasseranwendungen gegenüber eine andere Art von Reiz bedeuten, welcher aus den soeben gebrachten Erklärungen herzuleiten ist.

Und deshalb muß von jetzt ab in dem Programme der Abhärtenden das Luftbad an erster Stelle stehen, und Wasser soll erst nach ihm kommen.

Die gewünschte Gefäßnervengymnastik kann durch verschiedene Methoden erreicht werden, die alle zum Ziele führen können; man kann sowohl in seinem Zimmer als auch im Freien diese Bäder nehmen, und heute werden schon allerorts Luftbadeanstalten geöffnet und dem Publikum zugänglich gemacht. Aber man kann auch in seinem Heim den Zweck der Abhärtung verfolgen und zum Resultet kommen. Man kann nackt in seinem Zimmer, im Sommer beginnend, herumgehen oder auch sitzen; mit Anfang der kälteren Jahreszeit wird man sich auch an die herabgesetzte Temperatur zu gewöhnen anfangen; die Dauer kann von 10 Minuten täglich bis fast unbeschränkt sein, je nachdem es die Zeit erlaubt; in der kälteren Periode ist es angebracht, stets in Bewegung zu bleiben, um einen kräftigen Blutumlauf hervorzurufen.

Das Ideal natürlich ist das Freiluftbad in der Natur, wo man es mit einem Lichtbad, dessen Werte hier nicht besprochen werden sollen, verbinden kann. Man wird zuletzt staunen, daß man im Winter bei grimmiger Kälte im Zimmer unbekleidet bei offenen Fen-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stern herumspazieren oder eine leichte Hantelmethode, die noch besondere Vorteile mit sich führt, ausüben kann.

Natürlich kann man hier nicht detaillierte Vorschriften geben, da nur ein Hinweis beabsichtigt ist; jedoch existiert heute schon eine Literatur über diese Fragen, wo genaue Vorschriften zu finden sind. Marcuse z. B. setzt den Beginn der Uebung im Sommer bei 12 bis 16 Grad Réaumur fest, was Marcinowski für eine übertriebene Vorsicht hält.

Für im Freien gelegene Luftbäder werden schattige Plätze in Abwechslung mit sonnigen gefordert, weil hier die sogenannten wechselwarmen Luftbäder genommen werden können. Die Abhärtenden sollen sich dann oftmals aus der Sonne in den Schatten begeben und umgekehrt. Gegen die zu starke Bestrahlung muß man sich durch einen Strohhut schützen oder noch besser, man windet ein in kaltes Wasser getauchtes Handtuch um den Kopf, was ein angenehmes Gefühl des Wohlbehagens hervorruft. Dr. W. S. Lenkei (Pest Almádi) hat eine andere Abhärtungsmethode mittels Luftbädern ersonnen, die vieles für sich hat und auch zum Ziele führen soll. Ueberhaupt wird der Luftfreund bald selbst für sich Wege und Maßnahmen finden, die ihm am besten entsprechen.

Dr. Lenkei läßt die Körperbewegung im Luftbad, sei dies also im Zimmer bei offenem Fenster oder im Freien, so weit einschränken, daß ein schwaches Frösteln, eine „Gänsehaut" auftritt; dann läßt er lebhafte Bewegung erfolgen, bis eine angenehme Wärme, jedoch kein Schweißausbruch erfolgt.

So übt er die Gefäßnerven, es kommt zur Kontraktion und Dilatation, so oft man eben dieses Verfahren ausübt.

Durch derartige Uebungen will Dr. Lenkei nicht Durchblutung der Haut, sondern Kontraktur der oberflächlichen Blutgefäße als das Entscheidende einer allgemeinen Abhärtung erzielen; die Haut soll dann ihrem Zweck als Wärmeregulator am besten entsprechen, wenn sich die Hautgefäße so weit zusammenziehen, als dies der Wärmeökonomie des Körpers am dienlichsten ist.

In der Kälte sollen sich, wie bekannt, die oberflächlichen Blutbahnen verengen; doch darf diese Regulierung nicht über das Ziel hinausschießen, weil vollständige Blutleere oder direkte Stauung oft Anlaß zur Erkältung sind.

In einer sehr wichtigen Beziehung steht nun doch das Wasser zu allen diesen Methoden; aber das heiße, nicht das kalte Wasser. Ich meine hier das sogenannte japanische Bad: eine Heißwasserganzwaschung in der Wanne, ein vollständiges Eintauchen des halben und ganzen Körpers mit Ausnahme des Gesichts in ein ganz enorm heißes Element.

Prof. Baeltz weist auf die „frappante Tatsache hin, daß sich Japaner im Winter nach dem heißen Bad ungestraft nackt der Kälte aussetzen", also Luftbad nehmen; Marcinowski ist sogar ein Anhänger solcher Manipulationen und empfiehlt solche Prozeduren, wenn auch andere physikalische Therapeuten ihm nicht rückhaltlos beistimmen.

Prof. Baeltz verlangt für das japanische Bad, welches die Japaner bis 50 Grad Celsius nehmen, geöffnete Fenster und diese sollen auch nachher offen bleiben; man soll sich unmittelbar am Fenster abtrocknen und sich der frischen Luft nackt aussetzen; man kleide sich dabei so langsam an, daß man nicht wieder heiß wird.

Es haben sich neuere Formen dieses Bades herausgebildet und es ist in Laienkreisen auch schon bekannt. Die Japaner nämlich gehen jede 5 bis 10 Minuten aus ihrem heißen Wasser wieder heraus, weil der Kopf diese enorme Hitze nicht gut aushält. Hier, wo man schon vernünftige hygienische Einrichtungen in jeder Badeanstalt trifft, läßt man einfach die kalte Brause auf den Kopf laufen, und die Anhänger solcher Methoden sind begeistert von den wundervollen Wirkungen dieser Badeweise.

Natürlich können wir nicht 50 Grad aushalten, wir müssen bei 35 Grad Celsius ca. anfangen und immer höher gehen; und wenn wir bis 40 Grad kommen, event. 45 Grad, so ist das für uns Europäer eine respektable Leistung. Individuelle Veranlagung spielt dabei auch eine Rolle, und sicher kommen viele Menschen zuletzt soweit wie die Japaner. Auch für Kinder sind diese Japanbäder mit gewissen Einschränkungen gut. Sogar für Herz- und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nierenkranke hat man sie empfohlen und gewisse Abänderungen ausgesonnen, welche in einschlägigen Werken zu finden sind.

Erkältungen sind nach Prof. Baeltz nach japanischen Bädern direkte Unmöglichkeiten.

Die Luftbäder erfahren so eine wunderbare Ergänzung. — Wir sind wieder einmal am anderen Ende angelangt. Vom kalten Wasser zum „heißen" und zur „Luft" gekommen. Exakte Versuche erbringen wissenschaftlich die Richtigkeit der angeführten Tatsachen. Die neuen Methoden müssen Eingang in alle Kreise finden und alte, liebgewordene, schädliche Gewohnheiten verdrängen.

Krieg und Gastrecht.

Von

Sigmar Mehring.

Der Romandichter Karl Hans Strobl erläßt einen Aufruf an die deutschen Schriftsteller und wünscht, daß alle diejenigen,

> „die ständig oder gelegentlich kritisch tätig sind, sich zu einem Nationalbund deutscher Kritiker zusammenschließen".

Den Zweck drückt Strobl in der Forderung aus:

> „Mit dem Beitritt zu diesem Bunde verpflichtet sich der Schriftsteller ehrenwörtlich, künftighin keine Uebersetzung literarischer Erzeugnisse der uns feindlichen Nationen, also der Engländer, Franzosen und Russen, keinen ihrer Romane, keines ihrer Gedichtbücher, keines ihrer Theaterstücke mehr zu besprechen."

Es sei gestattet, diesen Aufruf mit einigen Anmerkungen zu versehen.

In unseren Tagen der höchsten Erregung, da das deutsche Volk sich gegen eine Welt von Feinden wehrt und Gut und Blut daran setzt, um das deutsche Vaterland und mit ihm die deutsche Sprache, die Trägerin aller menschlichen Ideale, zu verteidigen, ist es auch die selbstverständlichste Pflicht der deutschen Schriftsteller, alles Fremdländische zu bekämpfen und festen Sinnes zu unterdrücken.

Fremdländisch? Was ist das? Ist es die Kunst, die Musik, die Poesie der Engländer, Franzosen und Russen? Sollen wir künftighin keinem neuen Shakespeare, der ja möglich wäre, keinem neuen Molière oder Turgenjew Eingang in Deutschland gewähren? Keinem Newton? Keinem Darwin? Keinem Curé? So weit geht selbst Strobl nicht, denn die Erzeugnisse gewisser Geisteshelden gibt er frei:

„Ausgenommen sind rein wissenschaftliche Werke, solche politischen oder sozialpolitischen Inhalts; denn es liegt keineswegs in der Absicht des zu gründenden Bundes, die wissenschaftlichen Leistungen der fremden Nation zu leugnen; wir wollen nur künftigem Mißbrauch unserer Gutmütigkeit durch die Belletristik des feindlichen Auslands begegnen."

Strobl scheidet also Wissenschaftliches, worunter er auch politische und sozialpolitische Werke versteht, und Belletristik. Rechnet er, wie politische und sozialpolitische zu den wissenschaftlichen Werken, auch etwa die Dichtkunst zur „Belletristik"? Er muß wohl, denn von der Poesie spricht er kein Wort! Die künftigen „Romane, Gedichtbücher und Theaterstücke" der Engländer, Franzosen, Russen gelten ihm als Belletristik. Und die deutschen Kritiker sollen sich nun zusammentun und auf Ehrenwort versichern, daß sie fortan nichts mehr, was in England, Frankreich, Rußland an literarischen Erzeugnissen veröffentlicht wird, besprechen werden. Halt! Auch hier wieder macht Strobl eine Einschränkung: nur die Uebersetzungen jener literarischen Erzeugnisse meint er, nur diese sollen nicht besprochen werden.

Es soll also ein Bund der Kritiker gegen die Uebersetzer aufgeboten werden.

Die Uebersetzer! Auf sie richtet Strobl seinen Zorn, und sie will er mit Hilfe eines Bundes deutscher Kritiker unterdrücken. An den Uebersetzern will er die Schmach rächen, die einige der fremdländischen Schriftsteller uns angetan haben. Maurice Maeterlinck und Bernhard Shaw und Wells und wer weiß wie viele von dem kleineren Gelichter bekunden den Tiefstand ihres Charakters, indem sie Deutschland, das sie groß gemacht hat, in der verwerflichsten Form anpöbeln. Können die Uebersetzer dafür? Haben sie ahnen können, welch eine feige, käufliche Gesinnung Leuten wie Maeterlinck und Shaw und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wells innewohnte? Die Unehrlichkeit ihrer Handlungsweise ist klar. Denn wenn dieser Belgier und die beiden Engländer Anlaß zu haben glauben, das geistige Deutschland herabzusetzen, warum haben sie nicht früher ihre Ansichten bekannt? Warum erst an dem Tage, da sie sahen, daß ihr Geschäft mit Deutschland nun doch vernichtet ist? Sie verraten nur, wie käuflich sie sind.

Nur gegen einen Vorwurf Strobls muß man sich wenden, wenn er nämlich von Maeterlinck und den andern tadelnd behauptet:

„Die Herren haben bei uns jahrzehntelang Gastrecht genossen."

Je verächtlicher sich jene fremdländischen Schriftsteller benehmen, desto vornehmer sollten wir uns in diesem Streite zeigen. Strobl meint, indem er vom Gastrecht spricht, daß wir jene nur geduldet hätten, und wir hätten nur aus

„unangebrachter Gutmütigkeit dazu beigetragen, ihrem Ruf internationale Geltung zu verschaffen und ihnen erhebliche materielle Vorteile zuzuwenden".

Beides stimmt nicht, und wenn wir es zugäben, sähe es wie eine Retourkutsche, wie ein unmännliches Wortgeplänkel aus. Aber es stimmt eben nicht! Nicht aus unangebrachter Gutmütigkeit, sondern aus tiefster innerer Ueberzeugung haben deutsche Kritiker dazu beigetragen, dem Ruf der fremdländischen Schriftsteller internationale Geltung zu verschaffen. Jawohl, Herr Strobl, das darf kein deutscher Kritiker auf sich sitzen lassen, daß er aus irgendeinem andern Grunde als aus dem seines literarischen Gewissens einen fremdländischen Dichter lobpreise. Selbst wenn sich nachher herausstellt, daß der Gepriesene ein Feind der Deutschen sei! Und selbst trotzdem! Es gereicht deutschen Kritikern und Uebersetzern nur zur Ehre, daß sie den literarischen Wert einer fremdländischen Schöpfung von den persönlichen Anschauungen des Urhebers trennen. Wir müßten sonst auf die Hälfte der fremden Literatur verzichten, wir müßten — um nur ein Beispiel anzuführen — die übergewaltige Erscheinung eines Dichters wie Swinburne totschweigen, weil wir wissen, daß er, in der Unkenntnis der deutschen Literatur, kein Freund der Deutschen war.

Hat uns nicht gerade das stark gemacht, daß wir zu dem Reichtum unserer deutschen Dichtung die großen Schätze der Weltliteratur fügten? Haben wir nicht unendlichen Gewinn aus der griechischen Dichtung gezogen, die Schiller sich durch Uebersetzungen zugänglich gemacht hat? Haben *wir* nicht den Engländer Shakespeare in einen deutschen Dichter umgewandelt? Und beinahe auch Molière?

Nun ja: Maeterlinck ist kein Molière und Shaw ganz gewiß kein Shakespeare. Strobl will nur den Uebersetzer fremder Belletristik bekämpfen. Doch was ist Belletristik, was Poesie? Shaw ist vielleicht kein Dichter, aber Maeterlinck? Die Grenze ist zum mindesten zweifelhaft. Das gilt von den gegenwärtigen; wieviel schwieriger, ja wie unmöglich ist es, jetzt schon ein Urteil über die fremdländischen Erzeugnisse der Zukunft vorwegzunehmen!

Auch sei hier die Frage unterdrückt, wo bei unsern deutschen Dichtern die Grenze zwischen Dichtung und Belletristik liegt.

Strobl will künftighin keine Uebersetzungen literarischer Erzeugnisse der uns feindlichen Nationen dulden. Sollen auch die Unschuldigen darunter leiden? Man weiß jetzt noch nicht, wie sich etwa *Anatole France* stellen wird. Aber gesetzt, er bleibt, wie er war, ehrlich und vorurteilslos, soll man einen Dichter wie Anatole France der deutschen Wiedergabe unwert halten?

Und wenn wir endlich einen Uebertragungskünstler haben — Otto Hauser —, der nicht, wie so viele Pseudoübersetzer, durch englische und französische Vermittler, sondern aus der Ursprache japanische Dichtung herüberholt, sollen wir, weil die Politik der Japaner sich hinterhältig erwiesen hat, uns auch von ihrer Kunst abschließen? Sollen wir einem so außergewöhnlich umfassenden Sprachkenner wie Otto Hauser für künftig befehlen: Du darfst Nachdichtungen aus der chinesischen Literatur schöpfen, denn die Chinesen verhalten sich zurzeit neutral, aber keine aus der japanischen! Du darfst uns mit der türkischen Literatur bekannt machen, aber nicht mit der serbischen, mit der holländischen, aber nicht mit der belgischen!

Folgerichtig müßten dann auch die Geschichtsschreiber der Weltliteratur — Hauser und Karl Busse und Hart und andere — ihre eben

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

veröffentlichten Bücher zurückziehen und durch neue ersetzen, in denen die Politik das vorurteilslose literarische Urteil zertrümmert.

Strobl ereifert sich auch darüber, daß unangebrachte Gutmütigkeit der Deutschen den Schriftstellern Maeterlinck und Shaw „erhebliche materielle Vorteile" verschafft habe. Haben die deutschen Theaterdirektoren nur aus Gutmütigkeit gegen die fremden Dramenschreiber ihre Stücke angesetzt? Ist das deutsche Publikum nur aus Gutmütigkeit gegen Maeterlinck und Shaw zu ihren Stücken gegangen? Wenn die beiden Schriftsteller materiellen Vorteil daraus zogen, so war es aus dem Recht eines guten Geschäfts. Auch das hat mit dem Gastrecht nichts zu tun. Sie verkaufen uns ihren Geist, ihren Witz, ihre Witze, und wir bezahlen ihnen dafür. Das war soweit ein ganz ehrliches Geschäft, und es ziemt sich nicht, es ziemt sich für uns vornehmere Deutsche nicht, ihnen hinterher den eingeheimsten Gewinn vorzuwerfen. Wir haben ihnen das Gastrecht nur gewährt, weil wir uns von ihnen Vorteil versprachen — und auch wirklich einen gehabt haben.

Man kann das sicherlich nicht von allen fremdländischen Autoren behaupten. Es ist keine Frage, daß unsere Theaterdirektoren, daß unsere Zeitungen und Zeitschriften viele, allzu viele fremde Schriftsteller zuließen, die wirklich nichts wie Belletristik boten, oft eine Belletristik unschönster Art und von geschmackverderblicher Minderwertigkeit. Gegen diese einen Bund deutscher Kritiker zu gründen, hat Herr Strobl nicht nötig, denn es gibt und gab keinen ernsten, literarisch angesehenen deutschen Kritiker und wird keinen geben, der die Zuführung belletristischer Schundliteratur, komme sie nun aus politisch feindlichen Ländern, wie jetzt England, Frankreich, Rußland, oder aus noch befreundeten, wie Italien, Amerika, Spanien, gutheißt.

Und noch eins, da das Ganze doch nun einmal gegen die Uebersetzer geht! Auch unter ihnen ist ein Schwarm Unwürdiger, nicht nur solcher, die wahl- und kritiklos alles Fremdsprachige aus geschäftlichen oder Gründen der Eitelkeit deutsch nachahmen, sondern auch anderer, die in vollkommener Unfähigkeit der Formgebung die ungeheuerlichste Sprachverderbnis heraufbeschwören und durch die Unkenntnis ihrer eigenen Muttersprache zu den gefährlichsten Feinden der deutschen Uebersetzungskunst gehören. Ihnen das Handwerk zu legen, das wirklich nur ein Handwerk wie Deckchenhäkeln oder Klavierklimpern ist, möchte ein Bund deutscher Kritiker vielleicht von Wert sein — besser aber ein Bund deutscher Zeitungs- und Zeitschriftredakteure, die hier allerdings in unangebrachter Gutmütigkeit bisher allzu nachsichtig gewesen sind.

Immer aber muß das erste Gebot für jeden Vertreter deutschen Schrifttums sein, daß die Literatur niemals unter die Herrschaft der Politik geraten darf.

Kriegstheater und Schaubühne.

Von

Julius Bab.

Auch wer ein tiefes und klares Gefühl dafür hat, daß das Theater nicht ein trügerischer Schein, sondern Form einer im Geiste erlebten Wahrheit ist, auch der fühlt irgendeinen Widerstand dagegen, in dieser Zeit im Theater zu sitzen, um dem Kunstkanonendonner von Kesselpauken zu lauschen, während fern draußen die furchtbar wirklichen Geschütze tausend junge Leben mitten durchreißen. Hier wird ein vorsichtiger Takt Grenzen bewahren müssen. Was uns als zu unmittelbare gewaltige Gegenwart vor Augen steht, das können wir in der Nachbildung nicht vertragen: es wirkt aufdringlich naturalistisch und eben deshalb kleinlich-unwahr. Die Distanz, in der künstlerische Wirkung allein möglich ist, fehlt. (Aus diesem Grunde wird zum Beispiel schon eine antike Schlacht auf der Szene wesentlich erträglicher sein als eine moderne mit Schrapnells und Granaten.)

Aber ebenso wird der Takt der Zeit das gänzlich Ferne, das Gleichgültige auf der Bühne ablehnen: es wird viele Leute geben, die es für eine Blasphemie halten, sich in dieser Zeit für Puppchen, den Augenstern, zu interessieren oder sich um Amelie zu kümmern. Der allzu sichtbar gewordene Ernst des Lebens, die schwere Fülle der Zeit schließt gewiß nicht

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Trost der Heiterkeit, aber doch das ganz Gleichgültig-Nichtige, das Alberne, den bloßen „Zeitvertreib“ aus. So scheint es nicht leicht, zwischen dem allzu Nahen und dem gänzlich Fernen klug spürend hindurchzusteuern.

Der Weg aber wird gewiesen durch die Erkenntnis dessen, was das dramatische Theater seiner innersten Natur nach ist und leisten kann. Eine kämpferische Auseinandersetzung aller, vor allem auch der sozialen Spannungen, in denen der Mensch lebt, ist das Drama, und es kann deshalb in einer Zeit von höchster nationaler Spannung, vollkommenster Vergesellschaftung, wie es die jetzige ist, nicht eine fremde überlästige Kostbarkeit sein — es muß die glückliche Auslösung aller Spannung, das Banner der Stunde werden! Kampf ist das Wesen des Dramas, Kampf um der Menschheit große Gegenstände — wann soll dramatisches Gefühl in den Menschen sein, wenn nicht jetzt?! Und welche Geistesnahrung kann den Zurückgebliebenen, die das Fieber der tatlosen Erwartung verzehrt, heute gesünder sein als die dramatische?

Eine Beschränkung freilich legt die Stunde auf: nur bei wenigen greift das Gefühl für die künstlerische Form so tief, daß sie den Wesenszusammenhang zwischen *jeder* Art dramatischen Konflikts und dem großen Streit in der Welt draußen erfassen würden. Jeder Kampf eines vom Gefühl seiner Bestimmung getragenen Menschen mit den großen Schicksalsmächten könnte uns im Grunde hohes Beispiel sein für die innerste Spannung, die die Stunde von uns fordert. Aber es ist ein berechtigtes Gebot der Volkstümlichkeit und Deutlichkeit, wenn ich jetzt nicht zu den allgemeinsten Symbolen menschlichen Kampfes greife, nicht „Hamlet“, „Faust“ oder „Peer Gynt“ spiele, — sondern solche Dramen erwähle, in denen der Dichter als *Symbol menschlichen Ringens einen nationalen Kampf* gesetzt hat! Von „Egmont“, „Tell“, „Herrmannsschlacht“ wird die Beziehung zu unserer Realität leichter aufgefunden werden.

Als ein Ueberfluß fast wird dann hinzukommen, daß der betreffende Volkskampf noch häufig ein deutscher, und also mit dem rein Stofflichen in das Leben des Tages deutend sein wird! Freilich, auch Shakespeares „Heinrich V.“ oder Schillers „Jungfrau von Orleans“ im Sinne dieser Tage zu begreifen, sollte leicht genug sein; aber der bequemste, stärkste, vollste Zusammenklang von Kunst und Realität wird freilich entstehen, wenn Volkshelden der deutschen Sage oder Geschichte auf der Bühne uns das Beispiel eines großen, von nationalem Schicksal gespeisten Kämpfertums geben.

An dieser Stelle der Betrachtung ist freilich schon wieder zu bremsen — hier kommen wir wieder bedenklich in die Nähe des aktuellen Kanonendonners, der zu vermeiden ist! Aus Gründen des Geschmacks — aber auch der seelischen Volkshygiene. Gar nicht möchte ich den patriotischen Bühnenanschauungsunterricht empfehlen, der das Volk einfach bei dem Tagesgespräch festhält. Ein ausgesprochen „patriotisches“ Werk muß schon die hohen menschlich-künstlerischen Qualitäten des „Prinz von Homburg“ (und dazu eine bessere Aufführung als die neulich im Deutschen Theater!) haben, um jetzt empfehlenswert zu sein. Denn der Theaterabend soll den Tag nicht fortsetzen, er soll ihn ergänzen, *soll, ohne den Zusammenhang zu verleugnen, ihn erheben* — und nach dem bitteren Völkerstreit allmenschliche Sphären wieder aufschließen. Das kann durch Weinen und Lachen geschehen — aber es soll geschehen: denn, wenn wir diesen Krieg draußen zur Erhaltung des deutschen Kulturlebens führen, so gilt es zu sorgen, das dies Leben, dessen Hoheit alle Gewalt rechtfertigen soll, inzwischen daheim nicht, auf keiner Stelle, vertrockne!

Die *praktische Möglichkeit*, die Theater offenzuhalten, liegt — zum mindesten solange der Erfolg unsere Volksstimmung in aufsteigender Linie hält — bestimmt vor. Die Erfahrungen von 1870 und selbst 1813 beweisen, daß die Theaterbesuchslust durch die nervöse Stimmung der Kriegszeit reichlich gewinnt, was sie durch wirtschaftliche Hemmung einbüßt. Zudem wird man den schwächeren Geldmitteln durch billigere Preise entgegenkommen, die sich allenthalben (der Kunst hoffentlich zu *dauerndem* Gewinn!) durch

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine Reduktion der Stargagen und des Dekorationsluxus erzielen lassen. Es kann also gespielt werden — und darüber mag man sich auch im Interesse der Schauspieler freuen. (Obschon gemäß der Selbstbetonungsgabe dieses Standes von ihrer Not schon ein bißchen mehr geredet worden ist, als ihnen nach Anteil am Volksganzen, Maß ihrer Arbeitslosigkeit und Größe ihrer Unterstützungsfonds zukommt.) Wichtiger aber ist das Interesse des Publikums an den offenen Theatern. Die Leute haben gerade in dieser schwersten Zeit Anspruch auf eine wertvolle Ablenkung des Geistes vom Tagesstoff. — Darüber hinaus haben aber alle Diener am Altar künstlerischer Kultur die Pflicht, diese Ablenkung durch wertvollste Darbietung zur Erhebung zu gestalten. Keine billigen Bilderbogen des großen Ernstes darstellen, keine wohlfeilen Späße mit dem menschlich Gemeinen — aber auch zu den spitzigen Selbstzergliederungen moderner Nerven ist jetzt keine Zeit. Ein Pathos — das auch ein großes Lachen sein kann! —, ein großes Menschenwort muß durch den Raum gehen. Die Worte aus Schillers „Wallenstein" gehören wieder auf jedes dramatische Programm:

„Jetzt darf die Kunst auf ihrer Schattenbühne
Auch höh'ren Flug versuchen, ja, sie muß,
Soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen."

Spaziergang.

Von

Hugo Marcus.

Seine Gänge durch die fernen Straßen waren keine Orientierungsgänge; nein, Desorientierungsgänge liebte er: daß man selbst ein Haus, welches man täglich sah, nicht wiedererkannte, weil man von einer gänzlich ungewohnten Seite darauf zukam. Das Gegenteil von Kennen- und Liebenlernen war sein Fall, mochte es auch treulos sein: immer das Neue suchen, eine Straße in einem noch nicht geschauten Lichte, einen Platz zu gänzlich ungewohnter Stunde!

Der Abend sank. Zum Plakat vereinfacht stand die Welt. Eindringlich redet das Plakat; es meint dich, ja dich, kommt auf dich zu, hält dich fest. Das ist gut von ihm. Und ähnlich der Abend. Kann man sich dem Abend entreißen? Eindringlich und gütig redet er auf dich ein, von einer anderen Welt spricht er; sie preist er dir an. Ach, der Abend umstellt dich mit Plakaten einer schöneren Welt, einer Jenseitswelt. Solche Sehnsucht hast du nun, in jene verklärte, fremd-befreundete einzutreten.

Endlich verließ Guido die Zweifarbentafel, aus dunklen Schornsteinen und lichtem Wolkenhimmel zusammengesetzt. Am Tage hat der Himmel mit den Fabriken nichts zu tun, ja beide zürnen einander. Aber am Abend: da steht Erde mit dem Himmel versöhnt. Die Erde verzeiht dem Himmel: so fühlen wir es heute — frühere fühlten es umgekehrt, dachte er. Ergreifen die Schornsteine nicht den Himmel wie dunkle Finger? Arbeit greift in den Himmel, so sieht man's am Abend, der alles innig zusammenbindet, bis es zur Fläche, zur lückenlosen Bildtafel, bis es unwirklich und schöne Täuschung wird wie die Kunst!

Man könnte noch viel so fortdeuten. Doch nun ging Guido als einziger Mensch durch eine ganz andere Welt, durch die verzauberten Gärten der Sophienstraße. Schon von weitem hörte er ein Nokturn, nach dem sich nun die Dinge der Straße, Villen, Zäune, Laternen unmerklich zu bewegen schienen. Aus einem offenen Fenster schwang sich das Nokturn. Als er nahe kam, hörte es auf. Der Kopf eines schmächtigen jungen Mannes bog sich aus dem Fenster und sog Luft. Warum sagte nun Guido nicht „Chopin" zu dem jungen Manne und nickte hinauf? Denn daß Chopin um 1850 in Paris gelebt, sein Leben erlebt haben mußte, um hier diese Stunde zu vollenden, brauchte man nicht erst zu sagen. — Wenn Guido aber nickte, der andere würde wiedernicken. Und dann würde Guido sagen: „Ich möchte hinaufkommen, Sie spielen weiter Chopin — später unterhalten wir uns (wenn die Welt durch Musik weit geworden ist; das Gespräch mag die Heimkehr ins Begrenzte sein)!"

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ja, warum war man nicht Mensch genug, etwas so Menschliches zu tun, wie dies zu sagen? Warum besaß man nicht den Mut dazu? Die Stunde befahl es doch. Allein man dachte es bloß. Es war ein Keim, der in der Stunde lag und der nie zur Entfaltung gelangen würde. Wieder einmal, wie so oft, gab eine Stunde einen Keim; und wie reich könnte das Leben sein, wie reich könnte aller Menschen Leben sein, wenn man den Keimen, die in den Stunden lagen, zu ihrer Blüte verhelfen, wenn man sich entschließen wollte, statt Träume zu erdenken, Träume zu handeln. Er blutete ordentlich, wenn er all die gestorbenen Keime in seinem Leben, in aller Leben bedachte. Ach, es wäre doch das Natürlichste von der Welt, seiner Natur und der Stunde zu folgen. Wieso war das Natürliche gleichwohl so außergewöhnlich, so unnatürlich? Der verzauberten Stunde war das Verzauberte natürlich, der außergewöhnlichen das Außergewöhnliche. Wäre es aber wirklich seltsamer gewesen, daß er jenen jungen Mann angesprochen hätte, als daß zwei Menschen ganz allein in der Weite der Straße, in der Weite des Parks waren und sich anglotzten, schweigend wie Fische zwischen grünen Meergewächsen (obwohl sie Chopin gemeinsam hatten)! Als Fisch habe ich mich erlebt! fühlte er.

Aber wie lange hätte jene Stunde gedauert? Den Anfang des Auftritts, des Gesprächs, das er da ausdachte, wußte er. Doch wie würde die Fortsetzung geworden sein? Das hatte er nicht gewußt. Und aus Furcht davor, daß er die Fortsetzung nicht kannte und die Szene, der Akt vielleicht plötzlich ein Loch, einen Riß erhielt, verscherzte er die Stunde. Wir wagen zu wenig Taten, deshalb ist unser Leben so arm. Wir wagen nicht einmal, ein einfaches Wort zu einem fremden Menschen zu sprechen. Tiefe Trauer erfüllte ihn. Welt war untergegangen.

Da stand er bereits auf der Charlottenburger Chaussee, wo das Tagesleben zwischen den tief lastenden Bogen aus leichtem Laub niedrig ging und leise, wie auf Federn, wie hinter Vorhängen, leichenwagenhaft. Er aber sah plötzlich Baumgipfel und Säulen und Gedächer der rechtsseitigen Villa am Knie zu dunkelgrüner Masse verbunden, und dazwischen brach immer wieder das Abendgold durch, segnend, heiligend, überirdisch. Er hielt seine Schritte an, wendete sich vom Straßentreiben ab und hatte plötzlich das Gefühl: nun ist das nicht mehr da! Mit der Villa im Abend allein fühlte er sich. Er stand so lange und sah so lange, bis ihm plötzlich war, als gehöre dieses Stück Straße, als gehöre diese Villa in eine fremde Stadt, in eine fremde Welt (und er mit ihr). Wie diese Stunde losgelöst war aus aller Zeit, so schien es ihm nun auch dieser Ort. Als er sich dann wieder zum Wege wandte, da empfand er die gewaltigen, zu mehreren Schiffen geordneten Wölbungen der Baumzweige auf den niedrigen Stämmen in der Charlottenburger Allee wie das Heranwehen eines Hauchs aus der Mediceergrabkapelle in Florenz mit ihren riesigen niedrigen Säulenstümpfen. Alsbald aber tauchte die freie Weite der Bismarckstraße auf. Dort umschlangen und umkränzten die jungen Straßenbäume die fern hinziehenden, dunkelblau erkaltenden Häusergebirge, und plötzlich zitterte um die Bismarckstraße irgendeine blasse, süße Vision der südlichen Schweiz. Ein Kutscher ritt auf seinem Lastpferd heim — fast ihn an. Und drohend und groß stand Marrèshaftes, stand Böcklins Abenteuer vor ihm. Böcklins Abenteuer stand lebendig mitten auf der Bismarckstraße.

Als es vom Rathaus 9 Uhr schlug, erschrak Guido und stürzte sich in das schwarze Grab der Untergrundbahn, denn irgendeine Abendvereinbarung verpflichtete ihn, den Zauberfaden dieser Dämmerstunde schleunigst abzuschneiden. Schon propellerte ein Zug heran. Er betrat ihn, er setzte sich. Warum saß er denn so verklärt und vornehm in seiner dritten Klasse, fragte er sich, als sein Bild aus der gegenüberliegenden Scheibe ihn glücklich ansah. Diese Haltung paßte wenig zu seinem zerdrückten Hut und Rock, das mußte er sich selber sagen. Vielleicht war sie komisch. Aber war er nicht ein Mächtiger über alle Dinge; mußten sie ihm nicht jedes irgendein Erlebnis zum Tribut geben? Die Menschen, alle Menschen schienen ihm arm, daß sie diese Stunde nicht miterlebt hatten, wie er sie erlebt hatte. Ein tiefes, warmes Mitleid mit allen Menschen erfüllte ihn. Und Gebewunsch. Wie würde mir aber sein, wenn ich einen Menschen liebte, und er hätte diese Stunde nicht geteilt oder wäre kalt geblieben? Wie allein

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gelassen würde ich sein, während ich so glücklich allein war! Eine Mutter stieg ein mit einem Kind. Das Kindchen stand auf der Bank plötzlich dort, wo vorhin Guidos Bild im Fenster gewesen war; es zeigte mit einem sokratisch allwissenden, überirdischen Zug in dem kinderblöden Gesichtchen und vor Eifer verbogenem Fingerchen auf das glänzende Gold der Türklinke; und die Tür wurde plötzlich zur geheimnisvoll dunklen Pforte. Denn wie das Porträt eines florentinischen Bischofs aus dem Trecento stand in dem Bildrahmen des Kupeefensters dieses sehr jetztzeitigen und gegenwärtigen Untergrundbahnzuges das Kind; märtyrerhaft schmerzlich, verbogen, unverständlich und doch tiefsinnig verharrte seine verzückte Gebärde. Von einer jenseitigen Weisheit schien sie erfüllt, die im Diesseits wie Torheit aussieht.

Krieg.

Von

Eduard Stucken*).

Aus dem Nachthimmel stieg die fressende Schlange,
Des Krieges Feuerschlange, herab;
Und wo sie hinhaucht, weißt sich die Wange,
Und wo sie hinblickt, klafft Grab an Grab;
Sie dürstet nach Tränen von Braut und Mutter,
Sie ist hungrig — und Jünglingsfleisch ist ihr Futter;
Ihr voraus fliegt ein Schwan mit kühnem Gesange,
Und wo sie geweilt, liegt der Bettelstab.

Wir riefen sie nicht! Sie kam ungerufen!
Wir beteuern es zornigen Angesichts!
Dort, vor des ewigen Thrones Stufen
Manch früh verblichener Ankläger spricht's:
Unsere Hände sind rein an dem Blut! Unser Schwert
Schützt Schwestern und Mütter, Weib, Kinder und Herd! —
Doch nun zittere, Welt! — Hört ihr Rosseshufen?
Wir sind es, die Reiter des Weltgerichts!
Des Weltgerichts Reiter, die Unrecht jäten,
Bis ein blutiges Frührot aus Blutmeeren stieg;
Bis Hasser geerntet, was Hasser säten, —
Denn unsern Siegeslauf hemmt nur der Sieg;
Der endgültige Sieg über Habsucht und Neid,
Der Sieg, der durch Leid uns befreit von Leid!
Wir sind's, die der Schlange den Kopf zertreten,
Die den Krieg ausrotten durch heiligen Krieg!

Wir löschen den Weltbrand durch Flammen!
Ein neuer
Lichtprangender Phönix schwebst Du empor,
Durch Tränenströme geläutert und Feuer,
Du deutscher Aar, herrlicher als zuvor!
In den Fängen hältst du die Schlange! Dich trifft
Dann kein Pfeil mehr und keiner Tücke Gift!
Und der Freiheit Flügel streckst du — ein treuer
Behüter des Rechts, das die Welt verlor!

*) Aus der „Berliner B. Z. am Mittag".

Stimmen der Großen.

Es wäre überhaupt zu wünschen, daß wir an jedem befreundeten Hofe durch Diplomaten vertreten wären, die ohne der Gesamtpolitik des eigenen Vaterlandes vorzugreifen, doch nach Möglichkeit die Beziehungen beider beteiligten Staaten dadurch pflegten, daß sie Verstimmungen und Klatsch nach Möglichkeit verschwiegen, ihr Bedürfnis, witzig zu sein, zügelten und eher die förderliche Seite der Sache hervorhöben. Ich habe die Berichte unserer Vertreter höhern Ortes oft nicht vorgelegt, weil sie mehr die Tendenz hatten, pikant zu sein, als die Beziehungen zwischen beiden Höfen zu bessern und zu pflegen .....

*

Jedenfalls wird auch in der Zukunft nicht bloß kriegerische Rüstung, sondern auch ein richtiger politischer Blick dazu gehören, das deutsche Staatsschiff durch die Strömungen der Koalitionen zu steuern, denen wir nach unserer geographischen Lage und unserer Vorgeschichte ausgesetzt sind. Durch Liebenswürdigkeiten und wirtschaftliche Trinkgelder für befreundete Mächte werden wir den Gefahren, die im Schoße der Zukunft liegen, nicht vorbeugen, sondern die Begehrlichkeit unserer einstweiligen Freunde und ihre Rechnung auf unser Gefühl sorgenvoller Bedürftigkeit steigern. Meine Befürchtung ist, daß auf dem eingeschlagenen Wege unsere Zukunft kleinen und vorübergehenden Stimmungen der Gegenwart geopfert wird. Frühere Herrscher sahen mehr auf

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Befähigung als auf Gehorsam ihrer Ratgeber; wenn der Gehorsam allein das Kriterium ist, so wird ein Anspruch an die universelle Begabung des Monarchen gestellt, dem selbst Friedrich der Große nicht genügen würde, obschon die Politik in Krieg und Frieden zu seiner Zeit weniger schwierig war wie heute.

Bismarck.

*

Der Krieg ist ein Geschäft der Ehrenmänner, in dem Bürger für ihr Vaterland ihr Leben preisgeben. Aber wenn sich Eigennutz hineinmischt, so artet dies edle Geschäft in gemeine Raubsucht aus.

*

Wer da glaubt, einen Feind im Kriege durch Schonung andern Sinnes zu machen, der irrt; nur Siege bringen ihn zum Frieden.

Friedrich der Große.

*

Es war von jeher das Geschäft der Hohenzollern gewesen, dies schwierige, verdrießliche und unerläßliche des Drillens. Von dem ersten Auftreten des Burggrafen Friedrich ist dies stetig genug vor sich gegangen. Und nicht wenig gutes Exerzitium haben, vom Anfang bis zu Ende, diese Völkerschaften gehabt; erhielten gerechte Befehle, weise und gerechte, die in einem achtbaren Grade zugleich des Himmels Befehle waren: so daß Preußen durchaus wie eine eingeübte Phalanx, befehlsverständig, dasteht. Und was wir im Heere sehen, ist nur der äußerste, vollendete Geist dessen, was der ganzen Nation innewohnt. Er hat sich allerdings aufs heilsamste bewährt. Denn ich habe bemerkt, daß eine Nation unter allen Dingen zuvörderst des Gedrilltwerdens bedarf; und keine Nation, die nicht straff an der Stange gehalten worden ist, bis sie vollkommen gehorchen und Regel und Gesetz beobachten und diese innerlich wert halten und ihren Mangel verabscheuen lernte, hat es je weit in dieser Welt gebracht.

Carlyle.

Neue Bücher.

Marion in Rot. Ein kleiner Roman von Arthur Sakheim. Erschienen bei Georg Müller, München.

Die Entscheidungen über das Formale in der Kunst sind revisionsbedürftig geworden. Es geht nicht an, Normen aufzustellen, wenn man das physiologisch bedingte übersieht. Brutal gesagt: Ein amerikanischer Nigger ist schöner, wenn er den Cake-walk tanzt, als wenn er uns den Tanz der Salome illustrieren möchte. Nur das Unechte ist im Reiche der Kunst bei Lebensstrafe verboten. Die Einwendungen gegen Sakheims Roman werden in den Vorwürfen des Gekünstelten kulminieren. Aber nur das Unechte ist verwerflich, wo formales Bemühen nicht notwendigster Ausdruck einer Persönlichkeit, sondern Verbrämung, aufgepappter Stücke, hingekleisterte Ornamentik ist, hinter denen die Hohlheit gähnt.

Sakheims Form ist Ausfluß einer Kultur, die im Blute steckt. Wer die Transfusion seines Blutes nicht verträgt, mag sie aus hygienischen Gründen ablehnen, eine ästhetische Bewertung ist damit nicht gegeben.

Des Orientalen Sinn für zauberhafte Formen, kabballistische Linien und betörende Märchen ist so naturnotwendig wie des Germanen gemütvolle Schlichtheit.

Die fiebernde Vegetation, die zitternde Weißglut des Lichtes weckt brünstigere Lieder, formt andere Seelen als die wohlgegründeten Wälder von Eichen und Buchen, als die dämmernde Kühle und die nahrhafte Luft.

Unbeeinflußt von des Hirnes Erlebnissen gibt es eine urtief raunende Weisheit der Atome. Zuerst ist sie Form geworden in einem Lied, da rieseln die Welten sacht von den Schultern des Durchschauenden und werden Stufen, über die er eingeht in die kristallene Helle.

Es gibt eine urtief raunende Weisheit der Atome. Aber die kristallene Helle wurde grauviolett, und aus dem majestätisch steigenden ein verzweifelnder, schönheitstrunkener, irrer Sucher.

Der Dichter Erich Seraphim trägt seine empfindsame Seele, an deren Kultur die Jahrhunderte ihre subtilen Gravierungen hinterlassen haben, in die Stadt der Unpathetischen.

Der Heimatlose sucht das Einheitsgefühl der Primitiven, ohne seiner je teilhaftig werden zu können. Ihm fehlt die Beschränktheit, als daß er festumrissen sein könnte, und sein Blut singt berauschendere Weisen als die legitimen Exaltationen der glücklich Fundierten. Auch ist sein Ethos geschmacklich geläutert. Die Wappenschilder der erlauchten Größen haben Schmutzspritzer abbekommen auf der forschen Siegesfahrt. — Immerhin, das Tempo macht Eindruck. — Man muß vor sich ein Auge zudrücken können, besser noch, alle beide. Erich Seraphim behält die Augen offen, wird das

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Leben jedoch marktschreierisch aufdringlich, so weiß er singende Quellen, an deren Rand geflammte Blüten glühen. Aber zeigen darf man es nicht, daß man ein Kind ist an bunten Sehnsüchten und ein Ueberreifer an Einsicht, darum gilt es, sich in klirrenden männlichen Aphorismen zu wappnen. Hinter dem Harnisch aber ringt der Magus mit dem Dichter Erich Seraphim.

Marion, die Insichruhende, Reiche, Selbstsichere liebt den Dichter Seraphim, aber der Magus legt die zweischneidige Klinge zwischen beide: „Liebe ist Regie der Empfindungen." Wer hat solches von der Liebe gewußt! Die scharfgezahnten Schlünde tun sich auf. Der Vereinsamte breitet die sehnenden Hände. Dann wächst der siebenfarbene Bogen empor, und nachtwandlerisch lächelnd schreitet der Befreite lichtumbrandet in seine perlenfarbene Heimat. Nachtwandlerisch. — Ein Anruf, und er zerschellt auf glasigen Fliesen.

Wer hat solches von der Liebe gewagt? Die Zweifel schwirren, stahlzitternde Pfeile, in feinste Fugen. Die forschenden Blicke beißen sich ineinander, Kasteiung den armen lustverlangenden Seelen. Aber wieder schwillt die blutrote Woge, auf deren Kamm sich zwei Jauchzende innig umarmen. Trägt sie der ewigen Erfüllung näher, oder folgt Wellental auf Wellenberg? Marion, du Lichthelle, Glückliche, warum eint sich dir nicht das goldtonige Mitleiden der Maria Segewald! Hättest du es aber, dein Dichter würde dich verlassen, denn Mitleiden ist Zweiheit, und Erich Seraphim, der Erbe alter Kulturen und Zwiespälte, kniet vor deiner leuchtenden Selbstherrlichkeit.

Sakheim sieht das Leben in nervösen Impressionen von infernalischer Schärfe. Sein Blick ist eine schnelle weiße Flamme. Er sieht die nadelfeinen Falten und die seelischen Verkrüppelungen, groteske amphibische Schattenbilder und halluzinative Schönheit. Seine Personen agieren nackt vor schwarzem Samt. Des Dichters schmerzlich verwunderter weiser Mund führt dämonische Regie: „Benehmt Euch bitte destruktiv".

Sackheim ist bitter, und man hat den lächerlichen Einwand erhoben, sein Werk sei ein Pamphlet. Schon die Form würde diesen Einwand entkräften, eine Form, deren geschmackliche Kultur zu hoch ist, als daß man sie sich in einem Wesen gepaart vorstellen könnte mit tendenziösen Rempeleien. Sakheims Bitterkeit ist berechtigte Abwehr. Der Läuterungsprozeß — und jedes wahre Kunstwerk ist Läuterung zur unanfechtbaren Totalität — türmt zackige Schlackenberge auf. Reich ist einzig der Einsame. Positionen erringt man nur durch Verzicht auf die Totalität. „Sie haben jetzt ein Sommertheater? — Befriedigt das?" Sekundäres wird im Daseinskampf bizarr übertrieben. „Anpassung" lautet die Religion. Der eine trainiert die Phantasie, der Andere den Biceps. Daher die gespenstische Verlogenheit. Daher das Aneinandervorbeireden, das Falschverstehen, das Maskenhafte. Der Dichter steht auf der Empore und lächelt ein wenig schmerzlich, ein wenig angeekelt. —

Die Form feiert triumphierende, prangende Feste. Sie schmiegt sich den subtilsten Regungen an. Sie kann andeuten und restlos erschöpfen, Ahnungen fahl aufdämmern lassen und buntes Leben farbiger wiederspiegeln, Peitsche und Laute sein, Marmor und Alabaster und Silberstift. Der Rhythmus singt gleich gelösten Fontänenstrahlen und pfeift parodierendes Allegrocon fuocco zu dem rasselnden knallenden Auffahren der Substantivkanonen. (Man denke an die Aufführung des Revolutionsstückes.) Einzelne Sätze starren sich feindselig verbissen an, mit glasharten Augen. Anderes ist wie auf einen Fond abwägender Stille gemalt. Die Worte stehen vereinsamt aber das Trennende wirkt wie ein Hintergrund von köstlichem Perlengrau. Aus der restlos gestalteten Prosa blühen Verse auf von tief sonorem Wohlklang:

Still und wissend ist die Erde,
Ueberblüht von süßen Farben:
Daß Gefährtin und Gefährte
Auf der Wunderbahn nicht darben.

Sonne Liebe, wunderbare,
Diesmal kamst du meinetwegen —
Klingender als all die Jahre,
Wie ein riesengroßer Segen.

Wir betrübten tief die Ronde,
Wurden Müßigen zur Mythe —
Sonne Liebe, silberblonde;
Süße schwere Feuerblüte.

Meines Sommers Paradiese
Preise ich auf scheuen Saiten —
Meines Sommers Paradiese:
Stunden oder Ewigkeiten.

Zusammengefaßt: Sakheims Roman ist Erfüllung und Verheißung. Er wird seine Gemeinde finden und sie wird sich rekrutieren aus den Vornehmen, die vor der lauten Gebärde fliehen, aus den Sybariten, den Gourmands und den Enttäuschten. —

Die Auguren aber werden ihn mißverstehen.

Erich Engel.

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein und Dr. Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Wilhelm Bolze, Charlottenburg, Friedbergstr. 18. — Verlag: Die Gegenwart G. m. b. H., Berlin W. 15, Meinekestr. 25. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gegenwart

Nr. 39 | Berlin, den 26. September 1914 | 43. Jahrgang Band 86.

Offener Brief an Romain Rolland und das französische Volk.

Ihr edler, seltsamer Brief, Romain Rolland, an Gerhard Hauptmann hat mich tief ergriffen.

Sie quält der Verlust der wertvollsten Kulturschätze, der auch uns furchtbar ist. Aber noch furchtbarer ist für den abseitigen Zuschauer der Tod von so viel Hekatomben wundervoller Jugend, deutscher sowohl wie französischer. Was wird das Ende dieses Mordens sein, das Kulturvölker, die zusammenstehen sollten, gegeneinandertreibt, und das Europa vor den Augen der Völker niedrigerer Kultur so tief herabwürdigt? Tausende und abertausende, an Körper und Seele blühend und gesund, werden niedergeschossen werden. So wird nun der Volksbestand der Kulturländer geschwächt, damit die Asiaten dereinst leichtes Spiel haben.

Sie beklagen die Kunstwerke der Vergangenheit. Ich beklage alle diejenigen, die heute in zehn oder zwanzig Jahren große Werke der Kunst und Wissenschaft geschaffen haben würden, wenn sie nicht jetzt eine Kugel fortraffte. Und ich denke daran, wie für diese Kugel ein reich begabter, durch alle Schulen und Mühen der Bildung gegangener Geist nicht mehr bedeutet als ein Kosak oder ein Zuave. Wahrlich, der Tod nimmt sehr verschiedene Werte mit sich, wenn er rechts einen deutschen Gelehrten, links einen Kosaken trifft. Der deutsche Gelehrte hätte auch für Euch, Franzosen, geschaffen, indem er seine Wissenschaft oder Technik gefördert hätte; der Kosak hat bloß den Wert, die Waffe des russischen Zaren zu sein.

So sehr ich mit Ihnen darin übereinstimme, daß mir jede Stunde dieses Krieges unsäglich traurig ist, trotz unserer wundervollen Siege und all des Großen, was unsere Volkserhebung mit sich gebracht hat, so schmerzlich sind mir Ihre Anklagen, weil ich sie nicht verstehe. Sie sind vermutlich ganz falsch von Ihren Zeitungen unterrichtet. Es ist doch nun durch die Briefe unseres eigenen Feindes, des belgischen Gesandten in Petersburg, an das Belgische auswärtige Amt über allen Zweifel erhaben, daß unser Kaiser das Aeußerste getan hat, um den Frieden zu erhalten, während England Euch Franzosen und Eure Verbündeten, die Russen, als Ihr noch schwanktet, durch seine Hilfeversicherungen in den Krieg hetzte, von dem es sich für sich so großen Nutzen versprach. Denn es ist die Art dieses Volkes, sich selbst und seine Kräfte ängstlich zu schonen, aber in der ganzen Welt herumzubitten, damit andere ihm seine Arbeit besorgen. Auch die beklagenswerten Belgier wurden von den Engländern umgarnt. Deshalb haben sie bereits Wochen vor dem Kriege Vorbereitungen gegen Deutschland getroffen, die Umgegend Amsterdams unterminiert und einige fünfzig Deutsche, die in der Nähe von Antwerpen seit Jahrzehnten lebten, einfach als Spione totschießen lassen, damit sie nicht etwas verrieten.

Franzosen! Es ist bekannt, daß unser Kaiser, der als einziger Fürst in Europa 26 Jahre regiert hat, ohne einen Krieg zu führen, auch als Friedenskaiser zu sterben wünschte. Selbst als die Marokkokrisis schwebte, da wußten wir uns mit ihm in dem Grundgefühl einig: Um Marokko schlagen wir uns nicht mit Euch Franzosen. Es muß irgendein Ausweg gefunden werden! Und nun ist es gekommen, daß wir etwas, was wir niemals für uns selbst getan haben würden, in treuer

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gefolgschaft unseres Bündnisses mit Oesterreich tun müssen. Ich glaube, dies ist nicht unritterlich, daß jemand etwas für einen anderen tut, was er für sich selbst nie getan hätte. Und diese Ritterlichkeit müssen wir auch Euch zubilligen, da Ihr Euch für Euren russischen Verbündeten in den gegenwärtigen Krieg gestürzt habt. Nicht dies machen wir Euch darum zum Vorwurf. Wohl aber können wir es nicht begreifen, wie Ihr Euch in dieses Bündnis mit Rußland einlassen konntet, das bestimmt war, Euch von Rußland ausbeuten zu lassen, ja, Euch zu einem von Rußland abhängigen, in seiner Selbständigkeit nicht mehr freien Staat zu machen. Ihr, ein demokratisches Kulturvolk, das Volk der französischen Revolution, verbündetet Euch mit dem russischen Zaren! Wie war das möglich? Mit Eurem Willen, glaube ich, nicht, sondern nur, weil einige wenige verblendete Männer es so wollten, die sich an die Leitung Eurer Staatsgeschäfte herangedrängt hatten.

Wie diese Männer dazu kamen, Euch in diesen Krieg zu verwickeln? Teils aus kindischer Ruhmsucht, teils aus niedrigem Vorteil. Eure Kapitalisten hatten Rußland sechzehn Milliarden geborgt. Um diese Milliarden bangten Eure Kapitalisten bei Ausbruch des deutschen Krieges mit Rußland. Und für ihr Geld muß Euer unglückliches Volk sich mit seinem Leben einsetzen. Wozu aber diente das Geld Eurer Kapitalisten den Russen? Sie haben damit Eure großen Zeitungen bestochen, so daß diese gegen Deutschland hetzten und Euch zu diesem Kriege geneigt machten. Dem einfachen Manne des Volkes aber wurde glauben gemacht, daß Eure leitenden Männer an diesem Krieg unschuldig seien, und daß Deutschland Euch überfallen habe, damit er nicht in gerechter Wut sich gegen jene Männer erhebe. Aber wisset, daß es Euer Präsident war, der den Krieg mit Deutschland begann.

Franzosen! Ihr seid ein demokratisches Volk und unsere mutigsten Gegner. Warum erhebt Ihr Euch nicht gegen jene Männer, die diesen Krieg herbeigeführt haben, sondern laßt Euch von ihnen knebeln? Warum zwingt sie nicht Euer Zorn, daß sie an Frieden denken? Dies würde eine Eures Mutes würdigere Aufgabe sein, als der Kampf gegen eine Nation, die gegen Euch, ein ernstes Kulturvolk, ebenso ungern zu Felde gezogen ist, wie sie sich freudig auf die russischen Barbaren stürzte. Eure großen Männer, ein Rousseau, ein Voltaire, würden diesen Krieg als einen Wahnsinn bewerten.

Und Ihr, führende Geister des heutigen Frankreichs, vergeßt nicht, daß viele von Euch in unseren Herzen eine Heimat hatten, noch ehe Euch Eure Landsleute entdeckten. Wollte ich die Namen derer nennen, die Eure Werke übersetzt, für Eure Kunst und Dichtung bei uns geworben haben, es gäbe ein stattliches Armeekorps. So können wir auch trotz der Ströme Blutes, die zwischen uns und Euch fließen, nicht vergessen, was wir Eurer Kunst, Euren Dichtern, Eurer Philosophie danken. Eure großen Geister hatten in der langen Friedenszeit auf geistigem Gebiete reichlich zurückerobert, was Eure Staatsmänner in dem letzten Kriege verloren hatten. Das wußtet Ihr alle. Und wir wußten es auch. Warum genügte es Euch nicht? Hätte das Schicksal es gewollt, daß Ihr Elsaß und Lothringen, in das ihr eindranget, ganz besetztet und Ihr könntet es behalten, was hättet Ihr damit gewonnen, als daß dieses Land zum Gegenstand für eine unabsehbare Kette von Revanchekriegen zwischen uns und Euch würde, in denen die Kultur Europas verbluten müßte! Wo ist der Preis für die Furchtbarkeiten dieses Krieges?

Die Aufhebung der Kapitulationen in der Türkei.

Von

E. E. Lehmann.

Rußland und England hatten der Hohen Pforte ihre Unterstützung für Aufhebung der Kapitulationen unter der Bedingung eines Anschlusses der türkischen Macht an den Dreiverein gegen den Dreibund in Aussicht gestellt; die Regierung zu Kon-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stantinopel aber hat, schneller entschlossen als Rußland und England, einfach die Kapitulationen für aufgehoben erklärt. Das hat am Goldenen Horn eine solche Freude hervorgerufen, daß die türkische Bevölkerung, wie nach einem Siege auf dem Schlachtfelde, die ottomanische Reichshauptstadt festlich erleuchtete. Daraus geht hervor, daß man in politisch maßgebenden Kreisen des Osmanentums die Kapitulationen als eine Art politischer Erniedrigung, ja wie einen Dorn im Fleische des eigenen Reichskörpers ansah.

Die „Kapitulationen" sind bekanntlich internationale Rechtsschutzgesetze zugunsten der im türkischen Reiche wohnenden Fremden. Einzelne von ihnen, wie die französischen Kapitulationen, reichen bis in das sechzehnte Jahrhundert zurück. Sie gehen von dem Standpunkte aus, daß der Türke und der türkische Richter unfähig seien, in Sachen, bei denen es sich um Streitfälle zwischen Türken und in der Türkei ansässigen Christen handelt, ein gerechtes Urteil auszusprechen. Diese Anschauung gründet sich auf die Beobachtung, daß der Andersgläubige, der „Giaur", von dem mohammedanischen Türken als minderwertiger Mensch, ja als ein lebendig sündiger Protest gegen die Lehren Allahs und seines Propheten angesehen und deshalb, wenn möglich, vom Erdboden vertilgt werden müsse. Aus demselben Grunde hat man christlicherseits einen wirklichen Frieden mit der Türkei von jeher als eine Utopie betrachtet und in jeder Waffenruhe mit dem Osmanentum nicht viel mehr gesehen, als einen zeitweiligen Waffenstillstand. Vor allen anderen Mächten hat Rußland sich zu dieser politischen Auffassung offen bekannt. Demgegenüber ist besonders Deutschland während des letzten Vierteljahrhunderts bestrebt gewesen, die Türkei politisch und militärisch zu kräftigen. Dennoch, an den Kapitulationen hat auch das Deutsche Reich nicht gerührt, und das nicht nur aus dem Bismarckschen Grundsätze heraus: „quieta non movere", sondern weil Zustände und Tatsachen auch in der durch Midhat Pascha reformierten Türkei den vollgültigen Beweis für die Notwendigkeit des besonderen Rechtsschutzes christlicher Europäer den türkischen Behörden gegenüber in Masse liefern. Wer darüber sich näher unterrichten will, braucht nur das bereits vor länger als fünf Jahren veröffentlichte Buch über Mazedonien des englischen Missionärs Bredford zu lesen. Es enthält die schärfsten Beweise für die Grausamkeit türkischer Behörden und für die gänzliche Ohnmacht der Konstantinopler Zentralregierung gegenüber den ihr untergeordneten Provinzialbehörden.

La Turquie ne changera jamais hat ein hervorragender europäischer Staatsmann schon vor Jahr und Tag gesagt. Und er hat Recht behalten, wie ihm selbst unser Goltz Pascha, unser gegenwärtiger Gouverneur von Brüssel, bestätigen wird. Klagt doch auch von Goltz in seinen Berichten über den passiven, seine besten Absichten zerstörenden Widerstand, welcher ihm, trotz seiner hohen ihm vom Sultan verliehenen militärischen Stellung, allerseits entgegengesetzt wurde! Selbst das parlamentarische Regime hat in der Türkei an den althergebrachten Anschauungen des Osmanentums nichts zu ändern vermocht. Der Parlamentarismus hat niemals bis auf den heutigen Tag unter den Anhängern des Islams irgendwie Wurzel geschlagen; ja der Parlamentarismus widerspricht geradezu den Grundsätzen besonders des arabischen Islams.

Damit komme ich auf einen im europäischen Westen sehr wenig oder gar nicht beachteten und doch sehr wichtigen Punkt.

Der arabische Islam ist Mohammedanismus im engeren Sinne; als solcher erschöpft er das Wesen des Islams durchaus nicht, denn die Anhänger des Islams in Asien und ganz besonders die unter britischem Zepter dort lebenden sind schon seit fast einem Menschenalter ganz andere Wege gegangen. Auch religiös hat der asiatische Islam Elemente, besonders buddhistischer Natur, in sich aufgenommen, welche dem arabischen, starr am Hergebrachten hängenden Islam und seinen Anhängern vollkommen fremd geblieben sind. Kein Wunder! Vergegenwärtigt doch der arabische Mohammedanismus eine Theokratie, an deren Spitze der Kalif — türkische Sultan — steht, während der asiatische Islam mehr eine bloße Religionsgemeinschaft ist, die nicht

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nur politisch, sondern auch religiös ideell von dem in Konstantinopel residierenden Kalifen sich vollkommen unabhängig fühlt. Die Zeiten sind dahin, in denen der Sultan den britischen Löwen an dem Seile führte, welches aus der Glaubensanhänglichkeit von mehr als 150 Millionen Mohammedanern an den Kalifen geflochten war! Aus diesem Grunde würde auch die Entfaltung der heiligen Fahne des Propheten von Konstantinopel aus heute lange nicht mehr die Bedeutung für einen Kampf gegen den verhaßten Giaur haben, welche sie vor fünfzig, ja vor dreißig Jahren noch gehabt hätte. Das weiß man auf der Hohen Pforte sehr wohl, trotz der mächtigen arabisch-islamitischen Genossenschaften, die, unter vollem Einverständnis des Sultans, schon zu Zeiten Abdul Hamids bis in das Innere Afrikas sich gebildet und organisiert haben.

Die Reformbewegung in der Türkei unter Abdul Hamid und geleitet von Midhat Pascha war nicht viel mehr als eine kleine Sturzwelle der großen asiatisch-mohammedanischen Reformbewegung. Sie hat bis auf den heutigen Tag keinen irgendwie tiefergehenden Einfluß auf das gänzlich unter dem Einfluß der Ulemas stehende Türkenvolk geübt. Sie fand das Osmanentum geistig vollkommen unvorbereitet. Keiner begriff das besser als der schlaue, staatsmännisch bedeutende Abdul Hamid, der, dieser Erkenntnis vertrauend, den großen politischen Reformator Midhat spurlos verschwinden lassen durfte. (Sein eigener Sturz hatte ganz und gar andere Ursachen.) Der türkische Parlamentarismus von heute ist nicht viel Besseres, als eine für das Osmanenreich ziemlich kostspielige Komödie, deren Drahtzieher ein paar mächtige Paschas sind. Diese Paschas aber sind alle Mitglieder der altgläubigen Partei und stehen als solche in innigster Beziehung zu der altislamitischen Priesterkaste, eben den Ulemas. Wer sind nun die Ulemas? Ein niedrigerer mohammedanischer Mönchsorden, nicht ganz unähnlich gewissen Bettelorden der römisch-katholischen Kirche. Innerhalb der ihnen gehörigen Baulichkeiten und Besitzungen beherbergen und ernähren sie viele Tausende müßiggängerische Bettler. Alles Leute, die jede werktätige Arbeit scheuen, schon aus Nationalstolz; denn der Türke hält nur zwei Berufsarten seiner würdig: den Kriegerberuf und den theologisch-gelehrten Beruf. Noch heute, über fünf Jahrhunderte seit seiner Eroberung Konstantinopels, ist der echte Türke derselbe Schwertadel geblieben, welcher er vor einem halben Jahrtausend war; noch heute gilt ihm Ackerbau und jede rein bürgerliche Betätigung als seiner unwürdig. Daher kommt es denn auch, daß Handel und Wandel innerhalb des türkischen Reiches fast ausschließlich in nichttürkischen Händen, und vor allem in den Händen des handelsklugen beweglichen Griechenvolkes sind. Hier liegt denn auch die eigentliche Ursache dafür, daß die Eisenbahnen innerhalb der Türkei von Ausländern gebaut werden müssen. Die Bahn von Athen nach Larissa wartet schon seit Jahrzehnte auf ihre geradezu gebotene Fortsetzung durch das Türkische Reich gegen Europa hin vergebens. Bestimmende türkische Kreise wollen diese Bahn einfach nicht gebaut haben. Sie würde dem — ich wiederhole es — heute noch verhaßten Giaur eine neue bequeme Eingangslinie in das Innere des Türkischen Reiches schaffen, und das soll solange wie möglich vermieden werden. Welche Opfer es den europäischen Unternehmern gekostet, die Bahnkonzessionen in Kleinasien zu erhalten, und deren Verwirklichung durchzusetzen, ist allbekannt. Und doch ist der religiöse und politische Einfluß der altislamitischen Kreise in Kleinasien um ein sehr Bedeutendes kleiner, als im Stammland des Türkischen Reiches. Es gibt in Konstantinopel sehr einflußreiche türkische Staatsmänner, welche ein Aufgeben der gesamten europäischen Türkei befürworten und die Ansicht vertreten: Osmanentum und arabischer Islam würden erstarken durch eine freiwillige Beschränkung des Kalifats auf des Türkenreiches afrikanische und asiatische Besitzungen. Sie glauben, daß eine Sammlung und Zusammenfassung des Islams unter dem Kalifen leichter und seine tatsächliche Macht größer werden würde nach Beseitigung jedes europäischen Einflusses und der auf den europäischen Westen nötigen politischen Rücksichtsnahme. Vor etwa vierzig Jahren hatte

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

solche Auffassung vielleicht noch eine gewisse Berechtigung; heute, nachdem der Mohammedanismus in sich gespaltet, nicht mehr.

Was wir gegenwärtig miterleben, ist eine Reaktion im Rahmen des arabischen Mohammedanertums. Die Aufhebung der Kapitulationen ist nur eines der vielen Symptome für diese reaktionäre Bewegung, welche sich auch bald anderweitig — in Kleinasien, Arabien und Aegypten — sehr deutlich kundgeben dürfte.

Russische Revolutionäre.

Von

J. M. Merich.

Die Augen Europas — wenn es gestattet ist, sich dieses etwas verbrauchten Bildes zu bedienen — die Augen Europas, ja, die der ganzen zivilisierten Erde, sind jetzt auf Rußland gerichtet. Nicht nur des Krieges wegen, den es so freventlich heraufbeschworen hat, sondern auch wegen der Entwicklung oder eigentlich Auseinanderentwicklung, die dieser Staat nun durchmachen wird, der Revolutionen und Evolutionen, denen er entgegengeht.

Der Begriff Revolution wird gewöhnlich dahin verstanden, daß durch gewaltsame und mit blutigen Kämpfen verbundene Ereignisse die Zustände eines Staatswesens umgestürzt and gänzlich verändert werden. Diese Vorstellung einer Revolution ist nicht immer die richtige, wenn sie auch in der Mehrzahl der geschichtlichen Begebnisse zutrifft. Es gibt auch unblutige Revolutionen, bei denen Veränderungen der Staatsform sich vollziehen können: es sei nur, um ein Beispiel aus der neueren Geschichte zu wählen, die Trennung von Schweden und Norwegen angeführt.

Die Revolutionen, die Rußland durchzumachen hatte, zeigen jedoch, mögen es nun soziale oder nationale Revolutionen gewesen sein, durchweg einen blutigen Charakter. Jeder Versuch, der in Rußland gemacht wurde, bestehende Zustände, die durchweg Mißstände waren und noch immer sind, zu ändern, hatten ein entsetzliches Gemetzel von seiten der Gewalthaber im Gefolge. Jeder Versuch, sich gegen soziale oder nationale Unterdrückung aufzulehnen, wurde in Rußland als Verbrechen angesehen, für das es nur Tod, grausamste Einkerkerung oder Verschickung nach unwirtlichen Gegenden als Strafe gab. Nebenstrafen in Form von schwersten körperlichen und seelischen Mißhandlungen, vollständiger Vermögensvernichtung, wurden in der Regel mit vollzogen: man glaubte, mit Zerschmetterung des Einzelnindividuums auch den Ideen ein Ende bereiten zu können.

Daß diese Voraussetzung ein Trugschluß war, lehrt die Geschichte der revolutionären Bewegungen in Rußland mit besonderer Klarheit. Allerdings zeigt diese Geschichte auch, daß die Umsturzideen, die nun seit fast einem Jahrhundert in dem Riesenreiche lebendig sind, zu einer Verwirklichung niemals kommen konnten, da die Interessengegensätze zu große waren und immer noch sind: die sozialen und die nationalen Verschiedenheiten der einzelnen Revolutionsparteien standen von jeher einem gemeinsamen Vorgehen im Wege, und diese Zersplitterung, der auszuweichen sich keine Möglichkeit zeigt, ließ jeden Versuch, eine der revolutionären Bewegungen zu einer wirklichen Tat zu gestalten, scheitern. Selbst zur Zeit des blutigen Aufstandes im Jahre 1905 haben die revolutionären Parteien in Rußland nicht aufgehört, ihre Sondermeinungen und ihre Sonderinteressen mit einem Eifer zu vertreten, der für die Gemeinsamkeit des Handelns bei jeder Aktion notwendig ist. Jede Partei fürchtete, der andern den doch keineswegs sicheren Erfolg zufallen zu sehen, und diese Eifersucht von Heerführern, seien es nun reguläre oder irreguläre Truppen, haben immer den Sieg der Gegner herbeigeführt.

Schon an der ersten russischen Revolution, der sogenannten Dekabristen von 1825, die das merkwürdige Schauspiel einer Militär- und Palastrevolution bot, zeigten sich die Schwächen aller späteren Unternehmungen solcher Art, gleichviel, ob sie sozialer oder nationaler

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Natur waren: sie ging an der Uneinigkeit zugrunde und zog eine große Anzahl von Personen, Anstifter und Angestiftete, ins Verderben. Die Unterdrückung des Freimaurertums und die reaktionären Maßnahmen des ersten Nikolaus waren die Ursache der Empörung: Knebelung des freien Wortes, ja, des freien Gedankens und finstere Reaktion haben auch alle weiteren Auflehnungen verursacht.

Die furchtbaren Strafen, die der leiseste Versuch einer auch nur liberalen Betätigung nach sich zogen, wirkten eine Zeit lang abschreckend; aber sie verhinderten nicht, daß sich wenigstens in privaten Zirkeln die liberalen Gedanken in Diskussionen äußerten. Diese Art, freiheitliche und moderne Ideen als Unterhaltungsstoff zu wählen, führte dazu, daß sich eine Art Debattiermanie ausbildete, die sehr viel dazu beitrug, daß man lange Zeit vor lauter Reden nicht zum Handeln kam. Durch das viele Diskutieren entwickelten sich auch die zahlreichen Meinungen und Parteien, und aus denen wieder entstanden die vielen russischen Revolutionsparteien, die getrennt marschierten und auch getrennt immer wieder leicht zu schlagen waren.

Aus der Masse der für eine freiheitlichere Ausgestaltung des russischen Staatslebens Kämpfenden kristallisierten sich allerdings im Laufe der letzten drei Jahrzehnte drei große revolutionäre Gruppen heraus: die konstitutionellen Demokraten, die bloß Verfassungsreformen anstrebten und bei denen die verschiedensten Stände und Nationalitäten vertreten sind, die Sozialdemokraten, die eine ökonomische Verbesserung der Arbeiterklasse erstrebten und die fast durchweg auf marxistischem Standpunkt stehen, und endlich die Revolutionssozialisten, die gewöhnlich als Anarchisten oder Nihilisten bezeichnet werden. Diese letztere Gruppe ist es, die den Terror in ihr Programm aufgenommen hat, und mit Bomben und Revolver ihre Argumente unterstützt. Auch die Revolutionssozialisten sind Marxisten, aber sie haben ein starkes agrarisches Programm, und ihre Forderungen sind vielfach überhaupt unerfüllbar. Fanatiker bis zur Selbstaufopferung, haben sie bis jetzt natürlich nichts anderes erreichen können, als die blutigste Verfolgung und vor allem die Institution einer russischen Geheimpolizei, deren Abgründe vor wenigen Jahren durch den Burzew-Asew-Hartingskandal aufgedeckt worden sind

Auf einem ganz anderen Gebiete liegen die Versuche, durch bewaffneten Widerstand sich gegen nationale Unterdrückung zu wehren. Die Gewaltherrschaft der russischen Machthaber hat von jeher schwer auf den einzelnen Nationalitäten gelastet. Ansiedler, die mit allerlei lockenden Versprechungen herangezogen worden waren, und durch Fleiß und Tüchtigkeit landwirtschaftliche und industrielle Werte in Rußland geschaffen haben, mußten sich nachher jede Einschränkung ihrer nationalen Rechte gefallen lassen, wurden ihrer heiligsten idealen Güter, ihrer Sprache, ihres Glaubens beraubt oder doch in ihrem nationalen und religiösen Leben auf das äußerste beschränkt.

Es ist eine lange Leidensgeschichte, die mit Blut und Tränen geschrieben ist. Seit dem Jahre 1863, als der polnische Aufstand in der grausamsten Weise unterdrückt worden ist, setzten die allrussischen Bestrebungen mit Macht ein. Verbriefte und beschworene Rechte, wie sie z. B. den Finnländern zugesichert waren, wurden mißachtet, das Großrussentum suchte alle anderen Völker des großen Reiches, mochten sie auch nach Rasse, Sprache, Religion nicht das Geringste mit den Russen gemeinsam haben, zu russifizieren, wie der gebräuchliche Ausdruck lautet. Solche Absichten konnten glücken, wenn es sich um auffaugbare Minoritäten handelt, oder, was besonders wichtig ist, wenn die gebotenen Kulturgüter ein Aequivalent für das Aufzugebende bieten. In Rußland ist das aber in keiner Weise der Fall gewesen; weder wirtschaftliche, noch soziale, weder reale noch ideale Vorteile haben die unterdrückten Nationalitäten zu erwarten gehabt, im Gegenteil: wo der russiche Tschinownik, das korrumpierte, bestechliche Werkzeug eines elenden Verwaltungsapparates hintrat, da wuchs — nicht selten im buchstäblichen Sinne des Wortes — kein Gras mehr. Die Russifizierung hatte immer eine leibliche und geistige Verelendung im Gefolge. Weder der Gesundheitszustand, noch das geistige Niveau

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wurde gehoben, sondern hinabgedrückt. Die Säuglingssterblichkeit erreichte entsetzliche Höhen, sie ist bekanntlich in Rußland in einzelnen Gegenden bis zu fünfzig vom Hundert aller Geborenen gestiegen. Die Analphabeten nahmen nicht ab; man zwang die Bewohner mancher Landstriche, ihre Sprache, ihre Literatur zu vergessen, gab ihnen aber dafür nichts anderes. Hunger und Stupidität, das war es, was die Ruffifizierung zuwege brachte.

Das russische System hat aber seine Lücken; eine Nation läßt sich durch Gewaltmaßnahmen nicht aus der Welt schaffen, am wenigsten dann, wenn sie an Köpfen numerisch stark ist. Immer wieder wird der Geist des Volkes aus all dem Schutt, den man darüber zu lagern sich bemüht, hervorschlagen, immer wieder werden Volksgenossen aufstehen, die den heiligen Krieg gegen die Unterdrücker der nationalen Eigenart predigen. In Rußland gab es solche Prediger immer. Und wenn man sie an den Galgen hing, sie füsilierte, sie in elenden Kerkern zu Tode marterte, sie in die Eiswüsten Sibiriens schleppte, gänzlich auszurotten war man sie niemals imstande. Immer neue Apostel der Wiederaufrichtung des Volkes standen auf, verbanden sich mit Gesinnungsgenossen, gründeten geheime Gesellschaften, und bereiteten den Boden für eine Revolution vor, die den entrechteten Völkerstämmen Licht und Freiheit schaffen sollte. Und zum Unterschied von den Sozialrevolutionären, die mit terroristischen Mitteln arbeiteten, und sich dadurch nicht nur die blutigsten Verfolgungen seitens der russischen Machthaber, sondern auch den Abscheu der ganzen gesitteten Welt zuzogen, verlegten nun die Nationalrevolutionäre, wie ich sie nennen möchte, ihre Haupttätigkeit auf Wiederbelebung der nationalen Empfindungen, die am deutlichsten in der Sprache und in der Literatur zum Ausdruck kommen. Von dem absoluten Grundsatz ausgehend, daß ein Volk nur zugleich mit seiner Sprache sterben kann, suchten sie die Ermordung der Sprache zu verhindern, eine Ermordung, die namentlich den Kleinrussen drohte.

Die Ukraine, das Land der Kleinrussen, ist bestimmt, in der Zeitgeschichte wieder eine Rolle zu spielen. Der kleinrussischen Sprache war in Rußland seit langem der Krieg erklärt worden; harte Verbote wollten verhindern, daß diese Sprache lebendig bliebe. Das Drucken von Büchern in kleinrussischer Sprache wurde untersagt, die Einfuhr solcher Bücher mit Strafe belegt. Der Schulunterricht durfte nur in russischer Sprache abgehalten werden, im Verkehr mit den Behörden war sie als Amtssprache vorgeschrieben. Aber trotz aller Schikanen hat sie sich im Volke nicht nur erhalten, sie hat sogar bei aller Unterdrückung eine Wiedergeburt erlebt. Man darf dabei nicht vergessen, daß die Kleinrussen an Zahl etwa ein Drittel der Großrussen ausmachen, welch letztere noch nicht ein Drittel der Bewohner Rußlands überhaupt bilden. Man schätzt die Bevölkerung der ganzen Ukraine, das Gebiet in sprachlicher Hinsicht genommen, auf etwa 30 Millionen Bewohner, wozu noch mehr als 4 Millionen Ruthenen kommen, die im östlichen Galizien, in der Bukowina und im nordöstlichen Ungarn, ihren Wohnsitz haben. Während aber die Ruthenen der Nachbarmonarchie, wenn sie auch von den Polen nicht immer gut behandelt worden sind, dennoch als freie Bürger eines freien Landes leben konnten, so war und ist das in Rußland nicht der Fall. Wenn also irgend ein Volksstamm in Rußland die Gelegenheit zu einer Befreiung benutzen wird, wie dies von den Polen und den Finnländern zu erwarten ist, so werden die Kleinrussen, die mehr als begründete Ursache dazu haben, sicher nicht die Gelegenheit vorübergehen lassen. Zwar hatten die Ukrainer an das Großrussentum den besten Teil ihrer Bürger sowie auch den Adel abgeben müssen, welch letzterer aus Opportunitätsgründen zu den Machthabern überging. Aber im Volke selbst lebt noch die Erinnerung an die alte Kosakenfreiheit, es galt bloß, den nationalen Geist nicht für immer einschlafen zu lassen.

Als Erwecker traten bereits im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts der Historiker N. Kostomarow, der ukrainische Volksdichter Tarraß Schewtschenko und der Ethnograph Kulisch auf. Sie gründeten den Bund Cyrillo-Methodius, der eine literarische Aufrichtung, aber auch politische Ziele verfolgte. Der Bund wurde natürlich denunziert, die Mitglieder in

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Verbannung geschickt, Schewtschenko, der feinsinnige Dichter, als gemeiner Soldat an den Aralsee gebracht, wo ihm das Schreiben und Zeichnen verboten war. Zehn Jahre mußte er unter den entwürdigendsten Verhältnissen dort zubringen, bis seine Begnadigung erfolgte. Im Jahre 1859 begann die gebildete ukrainische Jugend „ins Volk zu gehen", wie man es nannte, um die Bauern aufzuklären. Es wurden Sonntagsschulen gegründet, aber von der Regierung bald unterdrückt und gelegentlich des polnischen Aufstandes von 1863 wurde auch die Russifizierung der Ukraine mit aller Gewalt begonnen, sogar Predigten in kleinrussischer Sprache wurden untersagt. Diese Maßregeln wurden durch einen kaiserlichen Ukas vom 18. Mai 1876 noch verschärft.

Die Unterdrückungen konnten aber die Bewegung nicht mehr aufhalten. Die Herausgabe der Bücher und Zeitungen wurde nach Oesterreich verlegt, und der von Rußland gemaßregelte Universitätsprofessor Michael Dragomanow begann 1875 in Wien, dann in Lemberg und Genf eine intensive literarische Propaganda für die ukrainische Sache, der sich auch politische Bestrebungen anschlossen. Die starken Gegensätze, die sich innerhalb der revolutionären Parteien auftaten, machten sich jedoch auch in der ukrainischen Bewegung bemerkbar: die drei bereits angeführten Gruppen innerhalb der revolutionären Bewegung streiten auch in der Ukraine gegeneinander und stehen einem einheitlichen Vorgehen im Wege. Angesichts der Lage werden aber die Gegensätze ebenso überbrückt werden, wie dies auch anderorts in politischer Beziehung der Fall ist. Das Ziel der Befreiung ist nahe für alle in Rußland, die es erreichen wollen. Die Polen haben die Initiative ergriffen; im Kaukasus hat sich das Volk erhoben, die Mohammedaner denken daran, sich von der religiösen Unterdrückung Rußlands freizumachen, und auch die Ukrainer werden nicht abseits stehen. Sie haben, vermöge ihrer Geschichte, ihrer Zahl, sowie auch ihrer sonstigen Eigenschaften das Recht, ihre nationale Selständigkeit zu fordern und zu behaupten.

Auch eine Hochkonjunktur.

Von

Felix Strasser.

Als an dem denkwürdigen 1. August der Befehl zur Mobilmachung erfolgte, und der bis zum letzten Augenblick von den meisten noch bezweifelte Kriegsausbruch schicksalsschwere Tatsache ward, schlossen nicht nur die Bühnen in Berlin, sondern alle Theater im Reich wie auf Verabredung ihre Pforten.

Das war nur weise und kaum mehr als ein selbstverständlicher Ausfluß primitivsten Taktgefühls. Es gab keinen Deutschen, der in diesen Tagen nicht wenigstens von einem Angehörigen oder Herzensfreunde plötzlich Abschied auf Leben und Tod nahm, in unserem klassischen Heimatlande der allgemeinen Wehrpflicht kaum eine Familie, die sich nicht über Nacht an den Gedanken nahender Trauer gewöhnen mußte.

Wenn auf der einen Seite Mobilmachungsplakate alle wehrfähigen Bürger aufforderten, ihre „häuslichen Angelegenheiten zu regeln", dann leuchtet mit so eiserner Gebärde werdendes Volksschicksal dem Leser entgegen, daß ein etwaiger Vergnügungsanzeiger daneben etwas Groteskes gehabt hätte.

Als dann die beiden ersten Kriegswochen vorüber und erste Siegeskunde von Mund zu Mund eilte, luden im maßgebenden Berlin neben den militärischen Bekanntmachungen der Oberkommandos vorläufig schüchtern, fast verängstigt, möchte man sagen, wieder (wenn auch vereinzelte) Theaterzettel die Menschen in die Tempel Thaliens. Diesem Beginnen ward in der Presse manche „Aufklärung" vorausgeschickt. Von der Kriegsnot der Schauspieler, die durch dauernde Schließung brotlos werden würden. Von dem hohen Pachtzins, der die Direktoren, sintemal unser Vaterland zum Unterschied von England und Frankreich von der Maßregel eines Moratoriums glücklich verschont blieb, in unverschuldeten Bankrott treiben würde. Und so weiter.

Die wirtschaftlichen Gesichtspunkte sind überzeugend. Aber auch angenommen, die Kriegsnot der Schauspieler wäre nur halb so

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schlimm, wie sie tatsächlich ist, die Wiedereröffnung der Theater ist auch so hinreichend begründet. Ist es durch das, was die Theater uns jetzt bieten können oder wenigstens bieten sollten. Ist es aus dem Gesichtspunkt heraus, daß die schicksalsschwangere Schwere und die nervenaufpeitschende und nervenanstrengende Ueberspannung dieser Zeit wahrhaft nach Stätten schreit, wo wir bei aller Begeisterung für den großen Kampf, den wir mit der Aufbietung aller menschlichen und wirtschaftlichen Kräfte heute kämpfen, für wenige Stunden so etwas wie ein erholendes Selbstvergessen finden können.

Der Spielplan zu Kriegszeiten darf und muß anders aussehen als im Frieden. Das leichte Lustspiel, noch gestern neben den Darbietungen von künstlerischem Gewicht für den emsig schaffenden Friedensarbeiter ein nur von griesgrämigen Kunstphilistern verachtetes Erholungsmittel, ist bis zum glücklichen Friedensschluß zu vertagen. Die Zeiten sind zu schwer, um an leichter Ware Gefallen zu sichern. Also eine günstige Zeit für das Theater als moralische Anstalt? Eine Zeit, da der Theatergänger mehr Erbauung und Erhebung sucht? Eine Zeit, die — anders wie im Frieden — das Ernst-Künstlerische auf der Schaubühne in seine natürlichen Rechte einsetzt?

Wer von Berufs wegen die Entwicklung der Berliner Theater im Zeichen des über uns so plötzlich hereingebrochenen Weltkrieges verfolgt, muß leider das Gegenteil konstatieren. Noch nie hat selbst an den wenigen Bühnen, die zu Friedenszeiten ein gewisses künstlerisches Niveau im großen und ganzen zu halten bemüht waren, sich so fast ausschließlich bescheidenste Plattheit breit gemacht. Kitsch ist Trumpf. Selbst ein so führendes Kunstinstitut wie das Berliner Deutsche Theater sucht einen alten, abgestandenen Schmarren wie Gutzkows „Zopf und Schwert“ heraus, und stopft allerhand ebenso aufdringliche wie aktuelle „Anspielungen“ hinein, die dem Zeitkolorit des Werkes glatt ins Gesicht schlagen. Um dem hohen Gehalt unserer ereignisreichen und ernsten Tage gerecht zu werden, verfällt das Berliner Lessingtheater, einst die Bühne Otto Brahms, auf ein aller Psychologie bares Vorstadtrührstück, wie es für die Generation von heute des alten (uralten) guten L'Arronje Volksstück „Mein Leopold“ ist, und läßt (in einem Interieur der siebziger Jahre!) zusammengehauene, kaum für das Varieté genügende Kriegscouplets vortragen, in denen jedes zweite Wort „Dresche“ und „Keile“ ist.

Das Publikum hat jetzt einen gewissen, nur zu verständlichen Hunger nach nationaler Kost . . . — Wer verstände das nicht? Wer wollte dagegen eifern, daß auch die Schaubühne jetzt in erster Linie *nationale* Verpflichtungen hat? Aber sind Goethe, Hebbel, Schiller, Otto Ludwig, Grillparzer keine nationalen Dichter? Kann man es nicht dem Publikum überlassen, aus dem geistigen Gehalt allgemein national empfundener Dichtungen eine Brücke zur Gegenwart zu schlagen? Muß man, der neueste Triumpf der durch den Krieg angeblich entschuldigten Stillosigkeiten in unseren Theatern, von Mannen des dreißigjährigen Krieges die schwarz-weiß-rote Reichsflagge entrollen lassen und in der „Torgauer Heide“ ausgesucht Friedrich dem Großen hochaktuelle Extempores in den Mund legen, in denen den Engländern von heute im modernsten Berlinisch die Wahrheit gesagt wird?

Wohin wir auf diese Weise kommen, hat der in dieser Woche nach langen Vornotizen in Berlin getätigte Versuch gezeigt, schon jetzt die „Mobilmachungstage von 1914“ allen Ernstes auf die Bühne zu bringen. Ueber das klägliche Elaborat, das hierbei herauskommen mußte, konnte man schon vorher im klaren sein. Alles mögen sich Theaterleiter von geschäftsgewandten Schnelldichtern dramatisieren lassen, nur nicht die kaum getrockneten Abschiedstränen, die die jetzt in *banger* Erwartung lebenden Mütter, Frauen und Bräute weinten, nicht die stumme Tapferkeit der Ausziehenden, nicht dies jeder Dramatisierung einfach spottende Heldenringen, das die Sonne jedes neuen Herbsttages aus einem immer größer werdenden Meer von Menschenblut tauchen läßt.

Es gibt besonders in Berlin eine Sorte von fingerfertigen Schriftstellern, denen nichts heilig ist, und so werden — die Literaturbörse ist die einzige Börse, die leider nicht ge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schlossen ist — neben einer schluderhaft hingehauenen Kriegslyrik, die schon zur Sintflut ansteigt — in den sonst so still gewordenen Theaterbureaus der Geschäftspoeten noch viele drängen, die eine feine Witterung dafür haben, daß ebenso oberflächlich wie eilig dramatisierte Kriegsbegeisterung jetzt Hochkonjunktur haben muß. Aber die Theaterdirektoren sollten sich auf sich selbst besinnen und allen, die noch täglich wachsendes Kriegsleid und noch täglich neu zu lebendes Heldentum gegen besseres Eintrittsgeld verhökern wollen, bis zum Friedensschluß die Türe weisen.

Bis zum Friedensschluß? Jawohl. Man braucht wirklich kein besonderer Kenner zu sein, sondern nur ein bescheidenes Maß von künstlerischem Herzenstakt zu haben, um zu wissen, daß große Geschehnisse erst dann zu künstlerischer Gestaltung reifen, wenn wir selbst nicht mehr das Objekt des Geschehens sind und zu dem Erlebnis, das wir gestalten wollen, die nötige Weite gefunden haben. Solange wir mitten drin stehen in diesem Sterben und Kämpfen, in diesem Bangen und Warten, so lange lähmt die Gewalt der Stunde jede Hand, die diese Stunde mit der Feder des Dramatikers in der Hand meistern wollte. Was übrigbleibt, ist Kitsch oder kaltschnäuzige Geschäftsmache. Und dazu sollte uns diese Gegenwart wahrhaftig zu schade sein.

Randbemerkungen.

Victor Arnold †.

Auch dieser Schauspieler, der seit Jahren uns eine immer reinere Quelle heiterernsten Entzückens wurde, steht nun auf der Verlustliste dieses Krieges. Keine feindliche Kugel hat ihn erlegt — aber auf ein sozial wohl wenig geschultes Hirn, auf geschwächte Nerven und ein melancholisches Gemüt fiel das große soziale Erdbeben mit so zerrüttender Macht, daß der Lebensnerv zerriß. — Auf ein melancholisches Gemüt — der „traurige Clown", dies elementare Paradoxon aller höheren Psychologie, wird vom Philister nie begriffen. Weil der nie in die Tiefen hinabfühlt, wo die Gegensätze sich bedingen — wo der Schmerz lacht und Lachen schmerzt. Er hält sich an Aeußerlichkeiten und kann deshalb den Possenreißer, der mit losgelösten Lebenssymptomen jongliert, nicht unterscheiden vom komischen Künstler, der leidend die Schranken der Menschheit erlebt, innerlich die Hemmungen fühlt, deren Anblick von außen so komisch ist!

Solch ein Komiker, der sich aus dumpfer Bedrängnis seines Privatseins als Künstler ins Lachen rettet, war Viktor Arnold. Er war das älteste Mitglied des Reinhardtschen Unternehmens. Als vor 13 Jahren einige abtrünnige Schauspieler Brahms Unter den Linden ein „Kleines Theater" eröffneten, ein Kabarett, das die tolle Laune ihrer „Schall und Rauch"-Abende dem großen Publikum vorführen sollte, da stand Arnold als ein geplagter Theaterdirektor und bald darauf als unvergeßlicher „Serenissimus" auf den Brettern. Die strahlend selbstzufriedene und deshalb so liebenswürdige Dummheit dieses höchstgestellten Herrn brachte er mit so hoheitvollem Nackenschütteln, mit so grundlos entschiedenen Kopftönen zum Ausdruck, das hier zum ersten Mal die menschendarstellerische Eigenart eines besonderen Künstlers durchleuchtete. Indessen überwog bei Arnold doch noch längere Zeit der Eindruck einer bald scharf, bald komisch charakterisierenden Geschicklichkeit, und erst im letzten Jahrfünft trat unter dem tüchtigen mimischen Handwerk stärker und stärker die künstlerische Persönlichkeit hervor, der Mensch, der uns wichtig und wert wurde.

Da waren die kopf- und hirnwackelnden guten alten Greise mit der endlosen Geschwätzigkeit, der trippelnden Betulichkeit. Sie wickelten uns ein, überspülten, ertränkten uns beinah mit dem endlos selbstgefälligen Schwall ihrer Worte — sie umkreisten, umflatterten, umhüpften das Nichts ihrer kleinen Existenz mit einem unaussprechlichen Vergnügen. Die durchaus von selbst funktionierende Sprache verschaffte ihnen einen Wahn geistiger Betätigung, an dem sie sich ganz bescheidentlich berauschten. Polonius, der bei alldem doch ein liebevoller Vater und ein ehrlicher Diener seines Herrn war, stand an der Spitze der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schar; der kataraktgleich quaselnde Friedensrichter Schaal an ihrem Ende. Wie stolz war er auf seine schon verschimmelten Jugendsünden, auf sein wohlsituiertes stumpfes Behagen, auf seine witzig gemeinten Albernheiten — dieser schale Schale, der vergnügliche Philistergreis.

Und das waren die anderen Geschöpfe Arnolds: die Philistermännchen. Mit rausgesteckter Brust, gestrafften Muskeln, unproportioniert schneidigem Ruck und selbstbewußtem Krählaut: der ganze Kerl eine Phrase auf zwei Beinen, ein ungeheures und ungeheuer unbegründetes Selbstgefühl. Ein behauptetes Heldentum, das sich in dem dickbreiten kleinen Körper, im dünnen Stimmchen, in der gelegentlichen Verwirrung des Blicks immerfort als bloße schlechte Angewohnheit dementierte. Schon im sanft unbescheidenen Wagner-Fausts, der es „so herrlich weit gebracht hatte", war der Keim davon; Sternheims üppig blühender Philister, der ganz „Maske" war, bildete das Zentrum dieser Schaar. Der sentimentalisch säuselnde, seelig seine untergrundlosen Gefühlchen pflegende Wolke aus „Bürger Schippel" war eine Spielart, und noch der brave verlegene Handwerksmann, der im „Sommernachtstraum" mit ängstlicher Ha stund doch ein wenig stolz die „Tipse" agierte, war aus dieser Familie.

Aber in ihrer rührenden Dummheit, ihrer ängstlichen Verlegenheit, war Tisbe auch schon aus einer anderen Rasse. Und da waren die kleinen gedrückten verschüchterten Kreaturen Arnolds, die anspruchslosen Kleinbürger, über deren hilflose Versuche „Haltung" zu bewahren, man wohl lächelte — deren arme gehetzte Existenz aber vor allem rührend wirkte. Da war der George Dandin, der geprellte Ehemann, über den Molière alle lachen läßt, und über den Arnold uns weinen machte. Da war Androklus, das rührende, sanfte, drollig schüchterne Schneiderlein Shaws, aus dessen Mund — als sie mit Peitschen gegen Menschen angehen — eine Kraft der Verzweiflung, ein Schrei, ein Toben fuhr, daß wir in der Tiefe erbebten.

All dies war in dem kleinen breitnackigen Mann — und wenn man tiefer hineinsah, war all das *eines* — eines gab er mit diesen ruckig zielunsicheren Bewegungen, dieser überhellen, dünn schwankenden Stimme, diesem unsicher suchenden Blick: bedrängte, schwache Kreatur — den Menschen, der seine Schwäche drollig maskiert, läppisch verrät, demütig trägt, verzweifelt herausschreit — den „kleinen" Mann. Sein Leben liebte, fühlte, gestaltete Arnold — er war der *Unhelden-Spieler* par excellence. Sollen wir uns wundern, daß diese aufs äußerste gespannte Heldenzeit ihn erschlagen hat? Aber sollen wir nicht trauern, daß soviel schmerzlich lächelndes Gefühl, so tief spürende Menschengüte, so großer Sinn für das kleinste Leben im rauhen Sturm dieser Tage zusammenbrach? *Julius Bab.*

Noch einmal Krieg und Alkohol.

Uns wird im Anschluß an unsere Ausführungen in Nr. 34 der „Gegenwart" zu diesem Thema geschrieben:

Wir, denen in dieser eisernen Zeit die Aufgabe zugefallen ist, daheim bei der Arbeit zu bleiben und durch gesteigerte Pflichterfüllung den wirtschaftlichen Krieg durchführen zu helfen, während sich draußen im Felde der militärische Krieg vollzieht, wir sitzen abends da mit unseren Gedanken, von denen wir nicht loskommen. Immer wieder tauchen die Fragen unseres Tagewerks, tauchen alle schwebenden Sorgen in uns auf. Wenn wir dann ein ordentliches Abendessen verzehrt haben und ein gutes Getränk genießen, müssen wir wohl oder übel zugeben, daß uns leichter ums Herz ist. Es ist sehr betrübend, daß diese materiellen Dinge so viel Bedeutung für uns haben, aber es ist einmal so, die tieferen Regungen bilden nur eine Art Hintergrund für unsere gröberen Bedürfnisse.

Wenn wir uns nun so erlabt und gestärkt haben und mit der Beschwichtigung unserer Sorgen empfinden, wie gute Dienste uns diese Mittel leisten, dann kann uns doch der Tropfen auf der Zunge bitter werden, denken wir an unsere Brüder im Felde.

Wie in diesen Tagen draußen der Sturm tobte und Regengüsse niedergingen, wie dann

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stundenlang feiner Regenstaub die Luft erfüllte, da stiegen Bilder vor uns auf, die uns das Herz nicht leicht machten. Da trat man dann von seinem Schreibtisch ans Fenster. Man hat über dem Stubenhocken, wie es die eiserne Pflicht mit sich bringt, doch nicht vergessen, wie einem bei solchem Wetter draußen zumute ist.

An unserer russischen Grenze gibt es eine litauische Vokabel, die heißt Schaktarp. Man könnte es mit Herbstnebel übersetzen, aber es bedeutet mehr, es bedeutet aufgeweichte Wege, auf denen der Fuß ausgleitet, in denen die Räder einsinken, es bedeutet ein Durchtränktsein von Feuchtigkeit, daß sich die Kiefern und Wacholdern unter der schweren Last niederbeugen, es bedeutet ein Wetter, in das nur die bitterste Not Mensch und Tier aus Haus und Gehöft treiben kann. Das bedeutet es im Frieden. Aber jetzt —! Jetzt marschieren, lagern und kämpfen dort unsere Soldaten.

In Frankreich liegen unsere Truppen in befestigten Schützengräben im feindlichen Feuer, stürmen über den aufgeweichten Boden, stehen auf Vorposten ohne Feuer und oft genug ohne Stroh und von oben her rieselt es unbarmherzig.

Wir reiben uns die erstarrten Hände, um die Feder halten zu können, legen eine Decke um die Füße, man will doch nicht jetzt schon zu heizen anfangen, und dann stellt uns eine sorgsame Hand eine Tasse warmen Tee auf den Tisch mit einem guten Schuß Arrak drin. Und die da draußen?

Temperenz ist doch jetzt Parole. Strenge Befehle haben den Kriegsverpflegungsanstalten verboten, alkoholische Getränke an die Truppen zu verabreichen. Es heißt in diesen Befehlen, daß die Leistungsfähigkeit und Widerstandskraft durch den Alkohol wesentlich herabgemindert werde. Die volle Kraft jedes einzelnen Soldaten werde gebraucht. Wer dazu beitrage, diese herabzusetzen, schädige die Interessen der Allgemeinheit und versündige sich an unserem Vaterlande, dem heute mehr denn je alle unsere Kräfte gehören.

Und die Zeitungen berichten von der Entsagungskraft unserer Truppen. Da weiß ein Kriegsberichterstatter zu erzählen, wie er nach der Schlacht bei Mülhausen bayerischen Dragonern begegnet sei, die von den Strapazen des Tages erschöpft nach einem frischen Trunke lechzten. Er habe ihnen Bier vorsetzen lassen. Sie hätten es nicht angerührt, sondern gesagt: „Wir danken, aber es ist nicht möglich. Wir haben das feierliche Versprechen geleistet, in diesem Feldzuge keinen Schluck Alkohol zu genießen.“ Allerdings wenn man sich diese Notiz genauer ansieht (sie stand am 8. September im Abendblatt der Frankfurter Zeitung), dann war dieser Kriegsberichterstatter ein italienischer Journalist. Ob der wohl den Geist unserer Armee richtig erfaßt hat? Ob er nicht vielleicht selber einer von den Temperenzpropheten war? Rühren sich doch die Federn der Wasserprediger auch in diesen ernsten Kriegszeiten, um ihre einseitige Vereinsmeierei möglichst zu verallgemeinern. Gewiß war es eine vorzügliche und sehr vernünftige Maßregel, auf den Fahrten nach den Grenzen Bier, Wein und Branntwein vollständig zu verbieten. Das Vortreffliche dieser Maßnahme wirkte einfach überzeugend, aber was dann alles gedruckt wurde. Was geleistet worden ist an Theorien, die aus afrikanischen und indischen Verhältnissen auf unsere Armee angewandt wurden, an mißdeuteten Aeußerungen hervorragender Persönlichkeiten über das Bedenkliche unzweckmäßigen Genusses alkoholhaltiger Getränke, das ging ins Uferlose genau so, wie in Friedenszeiten.

Ein betrunkener Soldat ist eine Schande. Jeder betrunkene Deutsche ist heute eine Schmach. In dieser ernsten Zeit brauchen wir die volle Kraft jedes einzelnen Soldaten, jedes einzelnen Deutschen. Wer dazu beiträgt, diese herabzusetzen, schädigt die Interessen der Allgemeinheit und versündigt sich an unserem Vaterlande, dem heute mehr denn je alle unsere Kräfte gehören. Am 13. September lesen wir in der Bayerischen Staatszeitung eine Nachricht aus Wien mit der Spitzmarke: „Die Sorge um unsere Soldaten.“ Es heißt: „Die Soldaten erhalten wegen der bereits herrschenden kalten Nächte und der Gefahren der Dysenterie nach Wunsch

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tee mit Rum, der auf Wagen in großen Kesseln den ganzen Tag in den Lagern herumgebracht wird." Der Lokalanzeiger druckt am 15. September den Feldpostbrief eines Hauptmanns ab, der vom 23. August aus Frankreich datiert ist. Da heißt es: „Wir hatten Rum und Rotwein und erholten uns zusehends von den argen Magenbeschwerden der letzten Schützengrabenwoche."

Soll man es wirklich glauben, daß unsere ostpreußische Landwehr, wenn sie es haben kann, zu rechter Zeit ein Schluckchen Grog verschmähen wird — ach nein!

Soll man es glauben, daß in den befestigten Stellungen in Frankreich unsere Leute sich mit Bilzbrause, Mineralwasser u. dgl. begnügen müssen, während ihnen gegenüber die Franzosen sich mit ihrem guten Rotwein stärken?

Da bringt uns das Abendblatt ein Telegramm, das Major von der Planitz dem Deutschen Armeeblatt zugesandt hat: „Kronprinz bittet, sofort schleunigste umfangreiche Sammlung und sofortige Absendung von Rum und Arrak in Wege leiten."

Na also! Der Krieg hat eben die wunderbare Eigenschaft, daß man über ausgefallene Sonderideen zur Tagesordnung übergeht.

Reiche.

Krieg und Kaufmannschaft.

Nie war ein Land besser gerüstet und fertig für den Krieg als Deutschland beim Ueberfall seiner Feinde und Neider. Aber auf eines kann man trotz aller Vorsorge und Berechnung nicht gerüstet sein: auf das Aufhören des Bedarfs.

Das Geschäftsleben atmet in der Zufuhr und Abgabe seiner Warenbestände. Zur Befriedigung der Kundschaft ist die Beschaffung gut assortierter Lager eine vom Kaufmann treulich zu erfüllende Pflicht — und nun stockt beim Kriegsausbruch plötzlich auf der ganzen Linie die Nachfrage. Denn die meisten raffen jetzt in Vorsicht alle sonst so lustig gebauschten Segel ihres Lebensschiffes zusammen und lassen nur ein einziges stehn, mit dem sie sich mühsam vorwärtsbringen, und auf dem in großen Buchstaben das Wort „Essen" steht.

Nur die Lebensmittelbranche hatte alsbald unter der um sich greifenden Verproviantierungssucht ihre guten Tage. Die Geschäftswelt im allgemeinen ist übel dran. Da alles Unnötige vom Budget gestrichen ist und eben nur das Nötigste für Leibes Nahrung und Notdurft gekauft wird, so gehn all die Geschäfte, die das „Ueberflüssige" führen, einer sehr trüben Lage entgegen.

Daher muß an das zahlkräftige Publikum die Bitte ergehn: Schränkt nicht alles ein und seid auch trotz des Kriegsernstes zuweilen ein wenig großartig für euch und eure Häuser, damit die andern leben können. Kaufkraft bedeutet in dieser Zeit doppelt eine Kaufpflicht. Dies sei besonders auch den Frauen der dauernd gesicherten Stände gesagt.

Sicher kann alles teurer werden, und der Geldbeutel wird darum bei Vielen nicht größer, sondern zeigt im Gegenteil eine erschreckende Neigung, hinzuschwinden. Aber Krieg ist Krieg, und gekämpft muß überall werden, auch im Innern des Landes. Regelrecht gesteigerte Preise müssen und würden gezahlt werden.

Aber die Kaufleute, die sich jeder Ausbeutung strengstens enthalten und in redlichen Geschäftsgebaren ringen, daß sie sich in schwerer Zeit nur über Wasser halten, bedürfen doch eines Fortgangs im Umsatz ihrer Lagerbestände. Darum reiche man ihnen die helfende Bedarfshand, vorbei an den Warenhäusern, die ihr reichlich Teil während einer ihnen überaus günstigen Strömung einheimsten.

Es stecken in unsrer deutschen Kaufmannschaft gerade auch unter den Klein- und Mittelbetrieben so wertvolle Kräfte des Fleißes und der Tüchtigkeit, daß es außerordentlich zu beklagen wäre, wenn in diesen Schichten Handel und Wandel unverhältnismäßig leiden müßte, oder wenn der Krieg mit seiner Erdrosselung auch unter den Spezialbetrieben noch weiter aufräumte, als es ein mißleitetes überfreiheit-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liches System unseres Wirtschaftslebens ohnehin schon fertig gebracht hat.

Die führenden und einsichtigen Schichten unseres Volkes müssen eben nach allen Richtungen hin wirken und helfen, daß weder im kaufmännischen Leben noch sonstwo die große Verzagtheit überhand nehme, die das zermürbt, was so sehr an uns von der Welt gehaßt wird: den straffen deutschen Geist.

L. v. Portatius.

Angela.

Von

Hans Franck, Hamburg.

Bis an die Wende der Zeit, welche dem denksüchtigen Norden unseres Vaterlandes eine eigene Deutung des Christenglaubens gebracht hat, bestand in dem Zisterzienserinnen-Kloster Sonnenkamp, das in der Bannmeile Wismars lag, eine Sitte, die, nach der Weisung seines Herzens, der eine mit der gleichen Gewißheit wunderlich schelten, mit welcher ein anderer sie schön heißen mag: alljährlich am Christabend stellten die Nonnen in ihrer Kapelle die Geburt des Heilands zur Schau.

Vor dem Hochaltar waren ein paar Pfosten und Bretter notdürftig so zusammengezimmert und keck als eine Art Fachwerk angetüncht, daß man nicht gerade gehindert wurde, dabei an die Giebelseite des Stalles zu denken, dessen Doppeltor ausgehängt ist. An der rechten Seite steckte eine Kuh den zottigen Kopf mit den graugeringelten Hörnern hinter der Bretterwand hervor und brummte, um die heilige Handlung unbekümmert, von Zeit zu Zeit mit der Orgel um die Wette; linkerhand glotzten zwei Schafe, und, wenn man seiner hatte habhaft werden können, fraß ein leibhaftiger Esel von dem Heu in der Scheinkrippe (wofern ihn seine Verwunderung über das Lichterflackern und das Menschengeplärr Muße ließ, seines Hungers inne zu werden). Mittwegs, gleichsam auf der zu breit geratenen Futterdiele, saß, ein wenig erhöht, Maria mit dem Jesusknaben. Josef blickte, über ihre Schulter weg, bald auf das Kind in ihrem Schoß, bald auf die Hirten, welche vor dem Gottessohne knieten. In dem Halbdunkel des Schattens, den der Altar in den Kerzenglast warf, sah man schon beim Beginn der Abendandacht die drei Weisen aus dem Morgenlande, die dort auf ihr Stichwort warteten — wäre man versucht zu sagen, wenn die Schaustellung sich nicht ohne Worte abgespielt hätte. Während die Gebete, Gesänge, Antiphonien und Respensorien in derselben lückenlosen Dichte aufeinander folgten, wie dann, wenn nichts die Augen von dem steten Blick nach innen ablenkte, der für sie als Voraussetzung gedacht war, wechselten die Könige stumm den Platz mit den Hirten. Nur ganz am Schluß, wenn Josef das Kind in den Arm genommen und, von den drei Königen gefolgt, fortgetragen hatte, erhob sich Maria und sang:

Quem pastores laudavere,
quibus angeli dixere,
absit vobis jam timere,
natus est Rex gloriae!

Inbrünstig wiederholten alle:

Natus est Rex gloriae!

Wenn aber der Kehrreim der dritten Strophe, das ekstatische:

Laus, honor et gloria!

zum zweitenmal in dem Gebälk verklungen war, warf Balthasar, der König aus Negerland, der sich inzwischen hinter sie geschlichen hatte, das schwarze Nonnengewand über die Singende. Und Maria bedeckte hastig die nackten Haare, Arme, Schultern und Brüste mit der Kapuze und der Kutte.

Denn außer Josef, den jahraus, jahrein der Pförtner, der einzige männliche Insasse des Klosters, darstellte und dessen Greisenbart um so weniger störend empfunden wurde, als ja nicht einmal der wirkliche Gatte Mariens der wirkliche Vater des kleinen Jesus gewesen ist, waren alle, die man auf dem Chor als biblische Gestalten sah, Nonnen: die Hirten, der weiße, der gelbe, der schwarze König und die Gottesmutter. Diese für einen Abend ihres Lebens zu sein, war, nach der Wahl des Kapitels das Vorrecht einer der jüngsten Nonnen; ein Recht, das ebenso begehrt, wie gefürchtet war. Es wurde nämlich hernach ein förmliches Gericht über das Geschick abgehalten, mit welchem die Erwählte Maria zu gleichen gewußt hatte; wobei es als

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schwerster Verstoß galt, wenn sie den Knaben in ihrem Schoß hatte weinen lassen. Denn wer vermag, während die Hirten ihn anbeten und die Weisen ihn beschenken, Jesus weinend zu denken? Da nun aber von einem Kindlein, das man seiner Mutter fortgenommen und in eine ungewohnte Umgebung getragen hat, das Weinen schwer wegzuscheuchen ist, so mag manche der Nonnen-Marien es nur unter Zittern und Zagen mit ihren Armen umschlossen, mag auch, wenn sie, mit ihm zur Schau sitzend, sah, wie es das Mäulchen schief zu ziehen begann, ihm in der Herzensangst allerlei Koseworte zugeflüstert und, wenn das Orgelgetön oder der Gesang aller darüber hinweggewogt ist, ihm gar ein Wiegenliedchen raunend gesungen haben. Andere aber mögen, da manche Jungfrauen, man weiß nicht: woher?, ja, wie bei den Nonnen, nicht einmal: wozu? ein staunenswürdiges Geschick haben, einer Mutter zu gleichen und fremde Kinder in einem Nu zutraulich zu machen, nur ein lindes Streicheln, einen kosenden Blick, ja nicht einmal so viel aufgewendet haben, um das Kindlein im Lächeln zu erhalten. Und mag von diesen Mütterlichen auch wohl hin und wieder eine, während sie in seine blanken Augen hinabsah und die Wärme seines Körperchens durch ihr weißes Gewand hin spürte, für einige Herzschläge vergessen haben, daß sie nicht *ihren* Knaben im Schoße hielt.

Denn da bekanntlich (Gegenteiliges zu behaupten ist Verleumdung!) in einem Nonnenkloster noch niemals ein Kind geboren ist, so mußten sich die Sonnenkamper Zisterzienserinnen alljährlich für den Christabend eins bei den Dörflerinnen ausleihen. Nach einer sorgsamen Beschauung aller ihrer seit dem letzten Weihnachtsfest geborenen Kinder bezeichnete die Aebtissin dasjenige, welches am heiligen Abend zur Klosterkirche hinaufzubringen sei; wobei man allerdings, getröstet von dem Gedanken, daß die Unterschiebung von dem Kirchengestühl aus keinesfalls zu gewahren sei, bei der geringen Zahl der Neugeburten, die das kleine Dorf im Laufe des Jahres aufzuweisen hatte, manchmal mit einem Mädchen fürlieb nehmen mußte. Mit Freuden wurde das erwählte Kind den Nonnen für die Schaustellung zugesagt und am Weihnachtsabend übergeben. Wer könnte sich auch wohl eine Dorfmutter ausdenken, deren Herz *nicht* warm bei dem Gedanken geworden ist, ihr Kind für ein Stündchen als das Kind der Kinder geachtet zu sehen? Ja: der dies, weil dadurch allen nur offenbar wurde, was sie längst empfunden habe, *nicht* selbstverständlich erschienen ist?

Zum Dank für die Leihgabe, die erst das Weihnachtsspiel ihnen ermöglichte, luden die Klosterfrauen an diesem einen Abend des Jahres alle Dorfinsassen in ihre Kapelle zu Gaste. Da mag dann wohl, sahen sie das Kind, einen Mann, der wußte: „Ich lag dort einst im Jungfrauenschoße!“ das Heimweh nach den Unschuldstagen im Kinderland überfallen, eine Mutter nach einer Kinderhand gegriffen und: „Du — —“ geflüstert und über das Gesicht eines Mädchens sich der Widerschein eines Sehnens gelegt haben, dessen es sich geschämt hätte, wenn ihm bewußt geworden wäre, daß es nicht, wie es glaubte, aus seinem gläubigen Herzen, sondern aus seinem Schoße aufgestiegen war.

Wie aus dem Nonnenkloster im Lauf der Jahrhunderte ein Herrensitz wurde, zu dessen gotischen Giebeln das Werkeltagsgetriebe eines Gutshofes nur höhnisch auflachen könnte (wenn es für einen Aufblick Sinn und Muße hätte!), so ist auch diese Sitte vor der Zeit, nur eben von Grund auf, zerstört worden. Aber während eine Sitte, weil niemand mehr da ist, der sie aus seinem Gefühl mit Leben weiterernähren könnte, gemeinhin vergeht wie ein Licht, das irgendwer im Dunkeln vergaß und von dessen Todeskampf nur darum keine Spur verbleibt, weil keiner ihn gewahrte, leuchtete diese Weihnachtssitte noch einmal in dem Herzen eines Menschen auf. Und hat dabei einen Schein geworfen, schöner und heller als in all den langen Jahren ihres ungefährdeten Lebens. Hat dafür freilich dieses Herz so ausgezehrt, daß es, mit ihr zugleich, erlosch.

Es hatte nämlich, als sich die Geburt unseres Heilandes zum fünfzehnhundert und fünfzehnten Male jähren wollte, das Kloster Sonnenkamp eine junge Nonne als Insassin, welche durch ihr Geschick und ihr Wesen wie keine je zuvor geeignet schien, am Christabend Maria zu sein. Während alle, die es vor ihr gewesen waren, erst aus der Welt herausgerissen werden mußten, ehe sie in den Klosterfrieden verpflanzt werden

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

konnten, wobei manches Würzelchen abriß, das nie weiter wuchs und wieder Säfte aus der Erde sog, war diese Nonne von ihren frühesten Kindertagen an in ihm verwurzelt. Das hatte sich so zugetragen: In jenem Jahre, an dessen Ende sich das alte und das neue Jahrhundert zu Willkomm und Abschied die Hände reichten, fand Volkmar, da er das Tor aufschloß und nach innen zog, davor ein vielverschnürtes Kleiderbündelchen an der Erde liegen. Als er es aufhob, gewahrte er, daß es ein paar blaue Augen, ein zierliches Näschen und einen blaßroten Mund mit gutem Bedacht freiließ. Er hob das bis auf das Gesicht sorgsam umwickelte Kindlein, das ihn anlächelte, als wären sie längst gute Bekannte, behutsam auf und schickte sich an, seinen Fund zu der Aebtissin zu bringen. Im Klostergarten begegnete ihm die Schwester Constantia. „Was tragt Ihr da, Vater Volkmar?“ fragte sie den Pförtner. „Ja“, — wich der verschmitzt der Antwort aus, „worauf ratet Ihr, Schwester Constantia?“ Die Nonne, die nun doppelt neugierig, kam herzu, beugte sich, da ihre Augen vor Alter schon im Sehen nachließen, über das Bündelchen und fuhr mit dem Ruf: „Ein Kind!“ wieder in die Höhe. Das hörte, in einem Seitensteige lustwandelnd, Schwester Euphemia, lief damit zur Schwester Anna; von der vernahm es Schwester Perpetua, und bald schallte von Steig zu Steig, durch alle Lauben, Portale, Gänge und Zellen der Ruf: „Ein Kind! Ein Kind!“ Nur der Aebtissin mochte keiner das ungewohnte Wort zutragen. Vielmehr kamen alle zu dem Pförtner, ließen, wie auf geheime Verabredung, ihm den Vortritt und folgten ihm und seinem Funde in wohlgeordnetem Zuge, immer zwei nach zweien. Der Pförtner Volkmar war kein Mann von vielen Umständen. Er legte, als Schwester Constantia statt seiner gepocht und auf den einladenden Ruf hin die Tür geöffnet hatte, der Domina das Kleiderbündel in den Schoß und sagte: „Da.“

Die Aebtissin Sophia winkte Constantia heran, daß sie es ihr wieder aus dem Schoße nähme und antwortete, als die, nachdem es geschehen war, die Frage, die auf mehr als hundert Nonnenlippen lag, in ein angstvolles „Jetzt?“ zusammengepreßt hatte, halb ärgerlich, halb belustigt: „Ausnesteln! Was sonst?“ Schwester Constantia begann also zu entknoten und aufzuwickeln. Dabei befiel ihre Hände, sei es nun vor Alter oder der Ungewohnheit, ein Kindchen zu entkleiden, ein solches Zittern, daß sie nur mühsam damit zustande kam. Obwohl sie selber zornig war, daß sie unnötig lange gebrauchte, sich ihres Auftrages zu entledigen, so warf sie doch der Schwester Petronella, die ihr in ihrem Ungeschick behilflich sein wollte, einen verweisenden Blick zu, daß die einige Schritte über ihren ersten Stand zurückwich. Endlich schälte sie ein wohlgestaltetes, rotblondes Mädchen, das etwa einen Monat alt sein mochte, aus dem Kleiderbündel hervor. Erst als die Aebtissin fragte, was ihm um den Hals hinge, gewahrte Schwester Constantia über dem Anblick der zappelnden Gliederchen, einen kleinen Zettel, der an einer gelben Seidenschnur befestigt war, antwortete, die Augen nah heranbringend: „Ein Verschen!“ und las auf das: „Laß hören!“ der Herrin:

„Kann vor dem Bösen dich nicht bergen.
Geb dich den frommen Frau'n in Hut.
Was deine Mutter nicht konnt' werden,
Werd' du, mein Kind: Rein, fromm und gut.“

Gerührt von dem innigen Zutrauen der unbekannten Mutter willigte die Aebtissin Sophia darein, daß der Findling in das Kloster aufgenommen wurde, taufte ihn, da man nicht wissen konnte, ob es schon geschehen sei, und nannte ihn mit dem Namen, der an diesem Tage im Kalender verzeichnet ist: Angela.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber: Dr. Heinrich Ilgenstein und Dr. Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Wilmersdorf, Pfalzburgerstr. 53. — Verlag: Die Gegenwart G. m. b. H., Berlin W. 15, Meinekestr. 25. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gegenwart

Nr. 40 Berlin, den 3. Oktober 1914 43. Jahrgang Band 86.

Braucht Deutschland ein Sittenzeugnis?

Von

Heinrich Ilgenstein.

Neben dem Ringen auf den Schlachtfeldern, allwo, wenigstens auf Frankreichs Boden, unerhörtes Heldentum hüben und drüben nun schon wochenlang um die erste ganz große Entscheidung dieses Riesenkrieges kämpft, tobt seit Kriegsbeginn ein Kampf, der aller Herren Länder Stahlfedern mobil gemacht hat und dessen Blutzoll in Tinte besteht.

Von Wilhelm II. stammt das geflügelte Wort, daß drüben, jenseits des großen Teiches, im angeblich freieren Amerika, die maßgebenden politischen Journalisten ungefähr das sind, was bei uns — im Heimatlande allzeit verteidigungsbereiter Volkswehr — die kommandierenden Generäle. Der Weltkrieg mußte kommen, um zu zeigen, wie sehr dies einst an die Adresse Amerikas gerichtete Kompliment die latente Machtfülle modernen Pressewesens immerhin richtig charakterisierte. Ein Weltkrieg dieser Art Tatsache werden, um allen Kreisen unseres Vaterlandes endlich, wenn auch ein wenig zu spät, die Erkenntnis dämmern zu lassen, daß das Wort von der Presse als siebenter Großmacht (nicht zum Heil höherer Menschenkultur) leider aufgehört hat, ein Wahnbild zu sein.

Noch hat, seit Herr Grey, heilfroh, für den lang vorbereiteten Kriegsüberfall in letzter Stunde die belgische Phrase zu finden ‚die Maske fallen ließ, der Mond kaum zweimal gewechselt, und schon fielen auf einem Vormarsch, der in Aufbau und Schnelligkeit in der Geschichte aller Kriege vergeblich seinesgleichen sucht, drei für uneinnehmbar geltende Festen wie Lüttich, Namür und Maubeuge den Deutschen zur Beute, schon ward erst bei Tannenberg, dann bei Lyck russische Uebermacht fast bis zur Vernichtung aufs Haupt geschlagen. Wer, von zwiefacher Uebermacht angegriffen, nach sechs Kriegswochen mehr denn dreihunderttausend Gefangene in seinen Mauern beherbergt und nach dem Zeugnis seiner eigenen Feinde bei all diesem kaum einen eigenen Fehlschlag zu buchen hat, braucht nicht zu bangen. Wenn den heißblütigen Galliern die Wonne solcher Siegeskunden beschert gewesen wäre, der Freudentaumel darüber hätte die französische Kriegsmaschine für Tage zum Stehen gebracht. Der Deutsche ist — gewisse an französischen Uebermut gemahnende Berliner Unarten werden von der soliden Majorität schnell zum Schweigen gebracht — aus anderem Holze. Wenn heute Lüttich glücklich gestürmt ist, heißt seine nächste Sorge Namür. Wenn morgen das wochenlange Ringen an der Marne mit dem endgültigen Siege unserer Waffen endete, die deutsche Freude darüber wäre nicht deutsch, wenn sie nicht in der unleugbaren Tatsache, daß die dann logisch folgende Belagerung von Paris ein immerhin schweres militärisches Problem sei, den zu jeder wirklichen gutdeutschen Herzenfreude unentbehrlichen Wermutstropfen fände.

Dies Soliditätsbedürfnis auch in der Freude, bei Friedensfesten eine Beschwernis, die die Grazien leider Gottes ausgesprochen deutschenfeindlich macht, stärkt im Kriege unsere Wehrhaftigkeit. Sie schützt uns davor, übermütig zu werden. Bewahrt uns vor dem „göttlichen“ Leichtsinn der Franzosen, die, als unser neuer Marschall Vorwärts, Generaloberst von Kluck, aus strategischen Gründen seinen Flügel um einiges zurückbog, gleich die „Vernichtung der Bestie Deutschland“ in festlich herge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

richteten Riesenplakaten den Parisern kündeten. Hält uns wach und kampfbereit, auch wenn nach langer, banger Wartezeit mal wieder der Siegesbecher seine Runde machen darf. Sagt uns, selbst wenn binnen einer Stunde drei englische Panzerkreuzer einem einzigen deutschen Unterseeboot zum Opfer fallen, jeden neuen Kriegsmorgen, daß der Moskowiter trotz Tannenberg und Lyk noch über ein Millionenheer kriegsbrauchbarer Menschen verfügt, daß der Gallier schon jetzt in ganz Frankreich den Verteidigungskampf bis auf das Messer predigt, daß Belgien nicht eher unser wirklicher Besitz, bis auch die Feste Antwerpen niedergezwungen, daß es trotz Weddigens und seines „U. 9" Heldentat noch die stolzeste Armada der Welt zu besiegen gilt.

Das Soliditätsbedürfnis . . . Das Soliditätsbedürfnis läßt uns auch in den Fehler verfallen, den Parallelkrieg der Stahlfedern zu ernst zu nehmen. Kein Zweifel: Das internationale Pressewesen, das ist der einzige Punkt, in dem unsere sonst so bewunderungswürdige Mobilmachung nicht geklappt hat. Die luftbeherrschende Flotte unserer Zeppelins, für den Festungskrieg die mit mustergültiger Verheimlichung bereitgehaltenen 42-Zentimeter-Mörser, die Waffe unserer Unterseeboote . . . Es wäre schön, wenn wir auch auf diplomatischem Gebiet mit ähnlicher Kriegsbereitschaft aufwarten und statt der (höchst unsachlichen) sittlichen Entrüstung über die von Frankreichs Diplomaten seit Jahren systematisch bearbeitete Italienerpresse uns ähnlicher vorbereitender Maßnahmen von deutscher Seite erfreuen könnten. „Das Pulver trocken und die Journalistentinte aller irgendwie in Betracht kommenden Länder nach Möglichkeit aus eigener Quelle naß erhalten . . ." Das ist die neue Lehre. Wir haben in echt deutscher Ehrlichkeit nur für das Pulver gesorgt . . . Jetzt erleben wir es, daß die Skrupellosigkeit einer gewissen Auslandspresse längst viel größer ward als selbst die gewiegtesten Kenner im biederen Deutschland geahnt. Freuen wir uns, daß unsere 42-Zentimeter-Mörser in der Wirkung nach wie vor viel gewichtiger sein werden, als alle vergifteten Leitartikel des „Corriere della Sera" zusammengenommen. Beschränken wir jetzt unsere Kraft auf den Schlachtenkampf. Aber halten wir für künftige Zeiten unter den laufenden Kosten für die Bereitschaft der Landesverteidigung — wir können überhaupt diplomatisch von unseren Gegnern ebensoviel lernen wie diese von uns in militärischer Hinsicht — nach dem Muster der Herren Grey und Poincaré dauernd einen durchsichtigen Geheimposten bereit.

Geben wir es endlich auf, da mit ehrlichen Argumenten und Beweisen zu kommen, wo pekuniär-abhängige Mietlinge für ausländischen Sold die öffentliche Meinung ihres Vaterlandes nach den Weisungen ihrer fremdländischen Brotherren zu regulieren haben. Und wenn wir die Dum-Dum-Geschosse aus dem Festungsarsenal zu Longwy diesen Leuten zu Hunderten auf den Redaktionstisch legten, sie würden es doch leugnen und fortfahren, uns als Lügner hinzustellen. Das deutsche Volk steht in Kunst und Wissenschaft so sehr an der Spitze aller Nationen, daß es nach allen Kulturgaben, die es der Menschheit gespendet, nicht nötig hat, sich durch den Mund seines Reichskanzlers von den Anwürfen des internationalen Schreiberpöbels zu rechtfertigen. Wer rechtlich denkt und von unserer Art nur einen Schimmer hat, wird die Lügenmären der Times, die deutsche Offiziere mit allerlei unbeweisbaren Verleumdungen zu Mädchenschändern und Vandalen zu stempeln versucht, auch als Engländer, Franzose und Italiener achselzuckend zu bewerten wissen.

Der Krieg hat ein Gesetz, das, so bedauerlich auch unser Mangel an im Frieden vorbereiteten internationalen Pressekanälen ist, selbst den grandios erdachten Presseverleumdungsfeldzug gegen Deutschland hoffentlich zuschanden machen wird. Es ist das Gesetz, daß zu Zeiten, in denen die Kanonen und Flinten sprechen, nur die befreiende Tat das letzte und entscheidende Wort hat. Schweigend reden lassen und schweigend kämpfen, bis das Ziel erreicht ist, dann werden diejenigen, die uns heute „Barbaren" nennen, ganz von selbst klein und still werden . . .

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das vorzeitige Oelblatt.

Ein Brief an Papst Benedikt XV. über den gottgewollten Zeitpunkt des Friedensschließens.

Von

Walter Harlan.

In diesen Tagen flog eine Taube, ein Oelblatt im Schnabel haltend, durch die Zeitungen: „Die Times meldet aus Rom, daß eine der ersten Handlungen des Papstes ein Appell an die Mächte sein wird, den Krieg im Interesse der Menschlichkeit einzustellen."

Auf einen Augenblick durchströmte mich diese Nachricht mit warmer Hoffnung.

Doch als ich meine Gedanken wieder beisammen hatte, sah ich bald klar, daß die beiden kriegführenden Völkergruppen den Amerikanern und der übrigen neutralen Menschheit wohl noch mindestens bis zu Weihnachten die Konkurrentenfreude werden gönnen müssen, daß wir uns hier in der alten Welt zur Ader lassen an Milliarden und Blut, und an viel abertausend unersetzlichen Menschen und Geistern.

In der jetzigen Entwicklungsstufe des brennenden Neun-Völker-Krieges kann an Friedensverhandlungen noch nicht gedacht werden, wie ich in diesem Brief dem Papst nachweisen möchte mit religiösen und sittlichen Gründen.

Eine Vorbemerkung: es wäre wohl gar nichts dawider einzuwenden, sondern im Gegenteil aufs innigste zu wünschen, daß etwa ein päpstlicher Nuntius an dem künftigen Friedenskongreß mitwirkte, doch auch zum Beispiel den deutschen Reichstagsabgeordneten Friedrich Naumann könnte ich mir als ein unschätzbar wertvolles Glied dieser Körperschaft vorstellen. In entsprechender Weise müßten auch von den andern kriegführenden Völkern unzünftige Diplomaten, die ein großes und kluges Herz haben, in Weisheit mitwirken, mitrechnend und mitsänftigend. Und insofern hat die päpstliche Anregung sicher recht, daß eine Menschheitssache wie diese, die nach einer Mitwirkung warmreligiöser Triebfedern dürstet und schreit, nicht im normalen diplomatischen Geschäftsgang von den gewöhnlichen goldbestickten Herren allein erledigt werden sollte. Bitten wir Gott, daß Männer in diese Körperschaft kommen, die den Frieden, sobald er möglich ist, — freilich erst dann — auch mit Leidenschaft wollen! Warmblütige, hochgerichtete Völkerführer, in denen Gottes Wille und Botschafter in der Menschheit, der Heilige Geist, lebendig treibt und fühlt und — gute Einfälle hat! Kurzum: die auch mal einer Inspiration fähig sind!

Zur Sache selbst frage ich nun und bitte den Papst, hierüber mit uns allen nachzudenken: wann ist ein Krieg zum Frieden reif?

Jeder Krieg ist ein Verjüngungsbad des in ihn verflochtenen Bruchteiles der Menschheit. Er entsteht beispielsweise, weil ein tüchtiges Binnenvolk einen Zugang zur See nicht entbehren kann, den es nun einem etwa verweichlichten oder sonst weniger tüchtigen Nachbar wegnimmt und wegnehmen muß. Und so ist es immer: die äußeren Machtverhältnisse entsprechen den inneren nicht mehr, es muß ein Ausgleich stattfinden mit der Notwendigkeit eines chemischen Gesetzes. Und hierüber bin ich mir mit dem Papst wohl einig: eine solche Notwendigkeit ist nichts anderes, als die Erscheinung eines göttlichen Willens. So wie Gott ohne Ausnahme dafür sorgt, daß in einer Ehe immer der tüchtigere von beiden Gatten in den wichtigen Fragen der Kindererziehung und alles Hauslebens entscheidet, genau so ordnet Gott die äußeren Machtverhältnisse der Völker mit nie durchbrochener Allmacht: wie das Oel auf dem Wasser schwimmen muß, so muß ein fleißiges Volk über ein faules früher oder später die Oberhand gewinnen. Und nun: ein Volk, das die fleißigsten Industriellen und Kaufleute, die findigsten Ingenieure, die wachsamste Heeresverwaltung, die weitsichtigsten Bankdirektoren, die höchstgerichteten Denker und erhebungsmächtigsten Künstler, kurzum: die tüchtigsten Bürger hat, hat auch die besten Kanonen. Wenn also irgendein Flachkopf einmal gewitzelt hat: „Der liebe Gott ist immer bei den besten Kanonen," hat er wohl ganz

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegen seine Absicht allertiefste Wahrheit gesprochen. Nur muß man nicht vergessen, daß eben das Wort „Kanonen" hier nur ein Sinnbild ist. Die Flinten sind auch gemeint! Und die Vaterlandsliebe in den Soldatenherzen, die nach der Höhe der Löhnung sich nicht erkundigt, ist auch gemeint! Und das sorgfältige Gewissen ist auch gemeint, dem der Wille des überbewußten Weltregierers, soweit er aus dem bisherigen Weltlauf erhellt, einziger Kompaß ist.

Bei welcher Partei aber die Tüchtigkeit nun alles in allem die größere ist, kann durch kein Haager Schiedsgericht, durch keinen Papst und kann durch gar nichts festgestellt werden, als allein durch den Krieg. Und Gott ist nicht so grausam, daß er diesen Feststellungsvorgang bis zur Vernichtung der einen oder anderen Partei andauern ließe: nur solange, aber auch immer solange, muß jeder wirklich heilsame, weltverjüngende Krieg dauern, bis die weniger tüchtige Partei die tatsächliche Ueberlegenheit der anderen durch hinreichenden Schaden und ruhiges Nachdenken erkannt hat. Dieser Zeitpunkt ist in dem gegenwärtigen Neun-Völker-Krieg noch nicht eingetreten. Und welche Riesentorheit wäre es doch, das bisherige Blutopfer beider großen Parteien nebst den bisherigen Milliardenspesen beider Parteien gebracht zu haben, und nun auf irgendwelches freundliche Zureden hin Frieden zu schließen, ehe die grausigteure Goldprobe ausreichend beendet ist!

Also Taube und Oelblatt aus Rom kommen verfrüht: jetzt und heute wären die kriegführenden Völkergruppen außerstande, „den Krieg im Interesse der Menschlichkeit einzustellen". Ja es ist schlechthin zu sagen, daß eine solche Einstellung des begonnenen Krieges eine Sünde wäre! Und ein neues Gebot, deutlich hörbar, erklingt vom Gipfel des Sinai, für den Papst und für uns alle: Du sollst nicht ein Gewitter verhindern wollen, noch sonstwie Gott in den Weg treten.

Andererseits:

Warum sollten nicht einige Priester, Zeitungsschreiber und wer sonst den heiligen Drang hat, seinem Vaterland oder der Menschheit denken zu helfen, auch schon jetzt einmal ihre Betrachtungen darüber aufstellen dürfen, welche Grundsätze denn überhaupt beim Friedenschließen, abgesehen vom gegenwärtig lodernden, grausigen und herrlichen Spezialfall, als gut und gottgewollt zu betrachten sind.

Und wir könnten in beiden Völkergruppen gewiß schon immer anfangen, die Hauptgrundsätze des Völkerrechts und der Völkersitte recht fest in unseren Willen einzuschmieden, daß auch in breiteren Kreisen jeder wisse, was zu wollen unedel, unritterlich und Sünde wäre, und andererseits, was uns Recht, Sitte und Gottesfurcht erlauben, von ganzem Herzen zu hoffen und zu wünschen.

Um der lieben Deutlichkeit willen erlaube man mir, obgleich wir uns vorgenommen haben, nur theoretisch und allgemein zu diskutieren, daß ich doch die gegenwärtige, allbekannte Weltlage auf einen Augenblick als instruktives Schulbeispiel benutze: wir müssen uns klar sein, daß auch die Russen, falls sie aus diesem Kriege als unsere Ueberwinder hervorgehen sollten, vorläufig das Recht hätten, z. B. in Gumbinnen, falls sie es wieder erobern sollten, oder in Lemberg, wo sie jetzt so fleißig in den Kaffeehäusern ihre Nationalhymne spielen, sich bis auf weiteres niederzulassen. Doch selbstverständlich wäre es andererseits in keiner Hinsicht widerrechtlich, Raub oder irgendwie Sünde, wenn die Deutschen etwa versuchen würden, durch Besetzung Calais ihren unzuverlässigen englischen Vetter künftig besser zu überwachen.

In der völkerrechtlichen Literatur kehren nur zwei Beweggründe für Landaneignungen immer wieder, die international als sittlich und religiös gerechtfertigt gelten: ein siegreiches Volk kann Gebiete besetzen und sich einzuverleiben suchen, erstens zur Sicherung seines Besitzstandes, zweitens zur künftig ungehemmteren Ausgießung seines Geistes in die weitere und breitere Menschheit. Die Rechtfertigung freilich für dieses weit kühnere Zweitens kann nur in dem eigenen, ehrlich sicheren Gewissen bestehen, daß dieses siegreiche Volk in die ergriffenen Gebiete einen wirklich heiligeren

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geist hinbringt, als er vorher in eben diesen Gebieten lebte. Ein Sieger soll sich nicht — bereichern wollen! In dem gemeinen Sinne, daß nun daheim mehr Leute sich Klubsessel und Autos anschaffen könnten!

Ein sittlicher Sieger wird niemals über die Forderung seines Schadensersatzes und seiner Kriegskosten hinausgehen. Nicht der gewinnreichste Frieden ist der beste, sondern der haltbarste. Und von uns Deutschen möchte ich aus jubelnder Gewißheit sagen: haben wir einen haltbaren Frieden, auch wenn es etwa „nur ein ehrenvoller" sein sollte, so machen wir uns die wünschenswerten Milliarden und die herrlichste Wunderblüte unserer Wissenschaften und Künste dann schon selber.

Was lehrt uns die Betrachtung des Himmels?

Von

Prof. Dr. Marcuse.

Die Astronomie, Bewegung und Beschaffenheit der Himmelskörper beschreibend, stellt eine der gewaltigsten Anwendungen mathematisch-physikalischer Wissenschaft dar. Ihre überirdisch großartigen, ethisch wertvollen und zugleich praktisch bedeutsamen Aufgaben erheben jene älteste Naturwissenschaft, die mit dem Idealismus der Weltabgeschlossenheit eindrucksvolle Genauigkeit und erdumfassende praktische Bedeutung vereint, zur Lieblingswissenschaft aller Gebildeten. Jeder Mensch, dem aufrechter Gang gegeben und der seine Augen zum Himmel erhebt, empfindet Ehrfurcht und Bewunderung beim Anblick so vieler Millionen strahlender Lichter, bei der Beobachtung ihres Laufes und ihrer Umwälzungen am Firmament. Wer es überhaupt versteht, im Anblick des Lichtquells alles Wahren und Schönen zu schwelgen, erfährt reinste Freude in jener erhabensten Naturwissenschaft, die Raum und Zeit durchdringende Gesetze finden konnte, mit denen der Menschengeist alle Bewegungen im Universum beherrscht und beliebig nach vorwärts wie rückwärts berechnet. So erweitert die Astronomie den Blick, indem sie uns aus engen Lokalansichten zu einer wahren Weltansicht emporhebt, uns unmittelbar in die Natur stellt und zur richtigen und genauen Betrachtungsweise erzieht. Hierzu kommt, daß die im Laufe der Jahrhunderte mustergiltig einfach, schlicht und genau durchgebildeten Methoden der astronomischen Forschung auch für andere Zweige exakter Naturwissenschaft vorbildlich sind. Manche sehr wichtige Gebiete menschlicher Technik und Wissenschaft entstanden überhaupt erst in Verbindung mit der Astronomie und angeregt durch die Messung der eindrucksvoll gewaltigen Bewegungen im Weltenraume. So konnten z. B. die Grundlagen und ersten experimentellen Ergebnisse der „physiologischen Psychologie", die das Denken über unser Denken lehrt, nur in Verbindung mit astronomischen Präzisionsmessungen zeitlicher und räumlicher Intervalle geschaffen werden; dieselben lehrten zum ersten Male, daß unsere Sinne selten richtig und niemals schnell arbeiten. In Anlehnung an die Bewegungen im Makrokosmos gelang es dem Menschen, zugleich in richtiger Erkenntnis der eigenen Unzulänglichkeit, geniale Erweiterungen seiner Sinne in den Instrumenten (z. B. das Fernrohr für das Auge) zu schaffen, und mit feinsten Meßapparaten sogar die Fehler der menschlichen Sinneswahrnehmungen zu ergründen.

Neben dieser hohen idealen und pädagogischen Bedeutung der Astronomie, die den Menschen zur Genauigkeit und Bescheidenheit erzieht und ihn inmitten der Wechselfälle seines kurzen Lebens Trost finden läßt bei der ruhigen Majestät des ewigen Sternenhimmels, hat aber die Himmelskunde, die nicht nur Bewegung und Beschaffenheit der Gestirne beschreibt, sondern auch wichtige Aufschlüsse über räumliche wie zeitliche Verhältnisse im Bereiche unserer Erde gibt, noch einen hervorragend praktischen Wert für die äußere Wohlfahrt der Menschheit. Hier zeigt sich ein eigenartiges Wissensgebiet, das im Gegensatz zu der von Goethe den Irdischen in seinem Gedichte „Grenzen der Menschheit" auferlegten Beschränkung steht. Das Reich der Astronomie hebt sich „aufwärts und berührt die Sterne",

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und trotzdem steht es mit festem Fundament „auf der wohlgerüsteten Erde, ohne daß Winde und Wolken mit ihm spielen". Aus der phantastischen Sternendeuterei des Altertums, die Menschen-Wohl und Wehe mit der Stellung der Gestirne verhängnisvoll irrig verband, ist die über alle räumlichen und zeitlichen Verhältnisse auf der Erde bedeutungsvoll richtig herrschende Sternkunde entstanden. Auch hierfür läßt sich Goethe, dem nichts menschliches fremd war, und der die Bedeutung aller Wissenschaften prophetisch vorausahnte, diesmal unter voller Zustimmung zitieren, Goethe, der mit Recht im West-Oestlichen Divan sagt: „Er hat euch die Gestirne gesetzt als Leiter zu Lande und zur See", ein Ausspruch, dem man heute noch hinzufügen kann: „auch als Leiter im Ozean der Luft". Die nur scheinbar weltfremde Astronomie ist für alle Orts- und Richtungsbestimmungen bei Fortbewegungen im Bereiche der festen, flüssigen und luftförmigen Hülle der Erde die entscheidende und maßgebende Wissenschaft. Die gesamte Ortsbestimmung auf der Erde, bei Land-, See- und Luftreisen, der öffentliche Zeitdienst, ohne den ein geregeltes, sicheres Verkehrsleben unmöglich wäre und schließlich das Kalenderwesen oder die Zeitrechnung liegen ausschließlich in Händen der astronomischen Wissenschaft. Rein mechanisch, ohne philosophische oder sentimentale Anwandlungen betrachtet, stellt das die Erde scheinbar konzentrisch umgebende Himmelsgewölbe eine gewaltige Uhr dar, an der die Sterne das Zifferblatt, Sonne, Mond und Planeten, zwischen den Fixsternen sich bewegend, die Uhrzeiger bilden. So wurde die Astronomie zur Mutterwissenschaft der Schiffahrt wie der Entdeckungsfahrten in unbekannte Erdregionen, ja, sogar die moderne Ausnutzung der Luftschiffahrt, bei der Luftfahrzeuge auch ohne Erdsicht über Wolken und irdische Nebelschichten hinweg zur richtigen Erfüllung ihrer strategischen oder sonstigen Aufgaben fahren müssen, ist ohne geographische Ortsbestimmung durch astronomische Messungen am Himmel unmöglich. Die Regulierung des gesamten öffentlichen Zeitdienstes, ohne den das moderne Handels- und Verkehrsleben nicht bestehen kann, liegt ausschließlich bei der astronomischen Wissenschaft, weil zur erfolgreichen Kontrolle aller von Menschenhand hergestellten Uhren nur die gewaltige, durch die Erddrehung gegebene natürliche Normaluhr benutzt werden kann, die uns die scheinbare Umdrehung des Himmelsgewölbes bietet.

So sind tatsächlich die Gestirne als Leiter der menschlichen Kultur nicht nur im mechanischen, sondern auch im philosophischen Sinne aufzufassen. Mit ihnen lassen sich Ort und Zeit im Bereiche der Erde unzweideutig bestimmen, wenn alle sonstigen künstlichen Hilfsmittel versagen. Aus ihren ewigen und harmonischen Bewegungen lernt aber der immer nur von seinem begrenzten Standpunkte ins unendliche Weltall blickende Mensch zugleich Bescheidenheit und Selbsteinkehr. Auch im Weltenraume hat die neuere astronomische Forschung, die mit gewaltigen Fernrohren bis in die Tiefen des Universums dringt, ein „Werden und Vergehen" festgestellt, und Betrachtungen über Vergangenheit wie Zukunft der Welten anzustellen gelernt. Allerdings reichen dazu die wenigen Jahrtausende, über die das Menschengeschlecht beobachtend und denkend bisher verfügt, die verschwindend klein sind im Vergleich zu den vielen Jahrmillionen der Weltenentwicklung, noch nicht aus. In diesen wenigen Jahrtausenden menschlicher Kulturentwicklung konnten weder Erde noch Sonne oder gar Sternenwelten wesentlich sich verändern. Noch heute leuchtet uns daher die Sonne Homers, und am nächtlichen Firmament strahlen, wenigstens für den Anblick mit unbewaffnetem Auge, fast unverändert die Sternbilder der alten Aegypter uns entgegen!

Spiel und Ernst.

Von

Julius Bab.

Wenn der Herr Vorredner andeuten zu müssen meinte, daß meine Worte etwas anderes als das Bekenntnis zum allgemeinen Ideal studentischer

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Freiheit enthalten, so muß ich sagen, daß es mir fraglich ist, ob einem solchen Mißverstehen meiner Worte noch der gute Glauben zugebilligt werden kann." Stürmische Bravos von links, Pfuirufe aus der rechten Ecke. Ein ungeheuer junger Mann springt auf den Stuhl und ruft: Zur Geschäftsordnung! Der schwach beschnurrbartete Vorsitzende schwingt eine mächtige Klingel. Großer Lärm. „Meine Herren," ruft der Vorsitzende, „ich bitte den Herrn Redner aussprechen zu lassen." Aber wieder schreit es von rechts: „Es ist eine Gemeinheit! Es ist eine Beleidigung! Was ist das für ein Vorsitzender! Wir lassen ihn nicht weiterreden! Zur Geschäftsordnung!" Die Klingel des Vorsitzenden ist kaum noch hörbar. Aber der Herr Redner ruft da mit aller Kraft seiner einundzwanzigjährigen Lungen: „Ich konstatiere, daß hier keine freie Meinungsäußerung herrscht!" „Hört! Hört!" kreischt eine Stimme links, deren unsichere Färbung noch bedenklich nach Stimmwechsel klingt. Unter stürmischen Bravo- und Pfuirufen klettert der Herr Redner von der Tribüne.

— — — — — — — — — — — —

Ganz links hinten im Saal sitzt an einem Biertisch ein junger Mann mit schwarzen Locken und blassem Gesicht, der eine Zigarette nervös mit den Fingern zerkrümelt und ständig einen höhnischen Zug um die Lippen hat. Er beteiligt sich an keinerlei Zwischenrufen. Um so leidenschaftlicher tut das ein alter Herr, der ihm gegenübersitzt und über dessen langen weißen Bart blaue Augen mit jugendlicher Energie hinblitzen. Auffallend ist nur, daß er schon den ganzen Abend seine Beifallskundgebungen mit schöner Unparteilichkeit b e i d e n Parteien spendet, sobald sie eine recht kräftige Gesinnungsäußerung von sich geben. Der bartlose junge Mann ist im Zweifel, ob sein dreimal so altes Visavis sich wirklich in kindlicher Kritiklosigkeit jeder Phrase gefangen gibt oder ob er mit seinen gleich verteilten Bravos die ganze Debatte verhöhnen will. Aber weil der alte Herr so gescheit und so sympathisch aussieht, neigt er doch schließlich der letzten Auffassung zu. Jetzt ist unter den Bravorufen des Weißbarts der einundzwanzigjährige Redner abgestiegen; ein mindestens zweiundzwanzigjähriger hat sich an seine Stelle auf das Podium geschwungen und beginnt: „Lassen Sie mich, meine sehr verehrten Herren, zuerst meiner Empörung Ausdruck geben über die unerhörten Insinuationen, die soeben von dieser Stelle aus gefallen sind." Und als an den sofort ausbrechenden Bravos sich wieder der alte Herr entschieden beteiligt, da ist der junge Mann am Tisch doch von der ironischen Meinung seines Visavis überzeugt. Er schiebt sein Bier weg und sagt mit einer nur leise unterstrichenen Verächtlichkeit: „Ja, es ist wirklich nur kindisch, kindisch und jämmerlich." Der Alte blickt ihn überrascht, aber keineswegs unfreundlich an. „Finden Sie?" Der junge Mann steht auf, er winkt dem Kellner, um zu bezahlen. „Sie doch wohl auch?" „Ach Sie meinen, weil ich mit meinem Beifall so unparteiisch bin? Nun ja, der Diskussionsgegenstand —." „Das ist ja eine alberne Spielerei." Der junge Mann wirft ein paar Groschen auf den Tisch. „Ich gehe." Der alte Herr steht auch auf und bezahlt. „Nun, für heut habe ich schließlich auch genug. Aber — wenn Sie gestatten, komme ich noch ein paar Schritte mit — ich bin nämlich gar nicht Ihrer Meinung." Gerade bricht wieder eine Salve von begeisterten Pfui- und Bravorufen aus — ihre Veranlassung war nicht recht vernehmlich gewesen, aber ihre Ursache hörte man deutlich genug in dem bebenden Enthusiasmus der Stimmbänder. Der Lärm schnitt dem jungen Mann die Antwort ab, und erst als sie beide draußen, einige Stufen hinabgestiegen, die Kastanienallee entlang schritten, erst da kam der junge Herr zu seiner Antwort. „Sie sind nicht meiner Ansicht? — Aber mein Gott, Sie sehen doch so gut, und wahrscheinlich viel besser als ich, daß die jungen Leute da sich ein Theater vorspielen, daß ihnen alles, worüber sie reden, ganz gleichgültig ist, und daß es ihnen nur darauf ankommt, ihre „Bravos" und „Pfuis", „ich konstatiere", und „mein Herr Vorredner" loszuwerden". „Da mögen Sie ja vielleicht recht haben, aber —." Der junge Mann erhitzte sich: „Aber? Verzeihen Sie, dann ist es doch eben eine lächerliche und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verächtliche Spielerei. Diese modernen Studenten glauben furchtbar erwachsene und ernsthafte Menschen zu sein, weil sie statt der Rapiere die Parlamentsklingel schwingen. Aber eine Spielerei ist doch das eine wie das andere; der Couleurstudent spielt mittelalterliche Ritter- und Räuberspiele, und diese Herrschaften da spielen moderne Parlamentarier. Es ist gar kein Unterschied." Der alte Herr sagte: „Da haben Sie wieder recht, und wenn das neue Spiel etwas zeitgemäßer, und deshalb vielleicht nützlicher ist, so hat es den großen Nachteil, daß es bequemer und billiger ist und weniger Enthusiasmus fordert. Denn bei der Bestimmungsmensur trägt man immerhin die eigene Haut zum Markte, und einen Durchzieher in anständiger Haltung hinnehmen, ist viel schwieriger als zur Geschäftsordnung zu sprechen." Der junge Mann faltete seine Stirn und sah so gereift als möglich aus: „Ich verachte die Bestimmungsmensur, weil einem Menschen, der einen Zweck hat auf der Welt, sein Körper zu Spielereien zu gut sein muß. Aber wenn Sie solche Diskussionen sogar noch tiefer stellen, wie können Sie dann sagen, daß sie nicht meiner Meinung sind?" „Und ich verstehe nicht, wie jemand, der so sehr an den ernsten Zweck des Menschen glaubt, irgendeine Art von Enthusiasmus verächtlich finden kann," sagte der alte Herr mit einem merkwürdigen Lächeln. Der junge Mann wurde immer hitziger: „Aber deswegen eben, eben deswegen! Wenn die Begeisterung für große und wichtige Dinge das Schönste am Menschen ist, oder überhaupt erst das, was den Menschen zum Menschen macht, dann ist doch solch Spiel verächtlich, das die edle Kraft ins Leere pufft, statt sie für die wirklichen, wichtigen Dinge aufzuheben und sich auf die vorzubereiten." „Ich könnte sagen," versetzte der Alte, „daß es vielleicht wichtiger ist, den Enthusiasmus an sich zu üben, als sich auf irgendeinen Stoff für spätere Begeisterung zu präparieren. Aber ich möchte Sie lieber fragen: Was sind denn nun die ernsten, die wirklichen, die nicht spielerischen Dinge, für die sich zu begeistern Ihnen nicht verächtlich und lächerlich scheint?" Der junge Mann blieb vollkommen erstaunt stehen und sah dem Sprecher ins Gesicht. „Ist das Ihr Ernst?" „Ja, wirklich. Aber wir wollen doch lieber weitergehen. Wissen Sie, es spricht sich im Gehen besser. Ich meine nur, was sind denn das nun für Dinge, die sich nach Ihrem Gefühl von der Bestimmungsmensur und dem Parlamentsspiel so fundamental unterscheiden?" „Nun, aber alle richtigen, alle wirklichen Dinge!" rief der junge Mann beinahe verzweifelt. Der Alte strich sich den Bart: „Die richtigen? Das ist ja eben nur Ihre Meinung, daß sie richtig sind. Aber die wirklichen, schön — das Wort kommt von Wirkung. Also was soll gewirkt werden?" „Aber etwas, das Einfluß hat! Einfluß auf lebendige Menschen!" „Also, wenn im richtigen Parlament mit ebenso viel überzeugtem „Hört! Hört!" und „Zur Geschäftsordnung!" etwas Richtiges beschlossen wird, glauben Sie, daß dann allemal eine Wirkung erreicht ist? Und gar eine gute?" „Vielleicht nicht, aber die Absicht zu etwas Wirklichem, der Wille, der Glaube daran, der ist doch wenigstens vorhanden, der rechtfertigt die Aufregung." „Aber der Wille und der Glaube daran, der fehlt doch Ihren Kommilitonen dort durchaus nicht!" Der junge Mann blieb wiederum stehen, diesmal aus Verwirrung. „Ja, aber — aber das ist doch nur ihre Dummheit, ihr kindischer Sinn, daß sie die Zwecklosigkeit dieser Spielereien nicht einsehen." Der Alte setzte sich wieder in Gang und zwang seinen Partner so, Schritt zu halten. Er schwieg einen Augenblick und sagte dann mit einem neuen Ton von Ernsthaftigkeit: „Die Klugheit, hören Sie, ist ein gefährlicher Maßstab für Menschenwerte. Allwissend ist nämlich nur Gott. Und wenn die richtigen Parlamentarier irren können, von denen Sie doch etwas halten, warum sollte das an unseren jungen Freunden da verächtlich sein?" „Ja, aber — Sie entschuldigen schon, aber Sie haben der Betrachtung so eine Wendung gegeben — man spricht ja nicht gern sonst etwas so Pathetisches — ich finde es unfromm, ich finde es geradezu gottlos, so wenig Gebrauch von seiner von Gott verliehenen Vernunft zu machen. Frömmigkeit nenne ich doch gerade, sich mit aller Gewissenhaftigkeit, mit aller Auf-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

merksamkeit den Dingen zuwenden. Sie verzeihen, das klingt so theologisch, ich meine nur —." Der Alte lachte: „Oh, Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, ich bin nämlich Pfarrer. Oder ich war es wenigstens. Und sehen Sie, so viel muß doch in jedem Credo stehen: Wir werden durch den Glauben gerechtfertigt. Natürlich soll man nicht alles glauben, und soll nur das tun, woran man glaubt. Sie zum Beispiel sind viel zu klug für solche Spiele und Sie dürfen deshalb auch nicht mitspielen. Aber diese jungen Leute dürfen es, denn man darf alles, woran man glaubt." „Und es machte gar keinen Unterschied woran man glaubt? Es gäbe keinen Unterschied zwischen Spiel und Ernst?" „Einen absoluten gewiß nicht, und vielleicht keinen gar so großen überhaupt. Wir wissen ja alle nicht, wie wahr das zuletzt bleibt, woran wir glauben, und in wessen Augen nicht unsere ernstesten Beschäftigungen ein törichtes Spiel sind. Der alte Angelus Silesius hat gerade aus seiner großen Frommheit sogar gesagt: „Dies alles ist ein Spiel, daß ihr die Gottheit macht." Aber daß es schön und groß ist, an vielerlei Dinge zu glauben, und daß nur das Handeln nach diesem Glauben den Menschen vom Tier unterscheidet, das hat er auch gewußt. Sie haben ja vielleicht recht, junger Mann, sich Ihre Begeisterung aufzuheben. Aber wissen Sie, nur nicht auf allzulange, denn schon der alte Goethe hat gesagt, daß Begeisterung nicht eingepökelt werden kann, weil's keine Heringsware ist. Gute Nacht, junger Mann."

Er schlug einen anderen Weg ein und ließ den Jungen staunend zurück.

— — — — — — — — — — — —

Es ist erst wenige Jahre her, daß sich diese Unterredung in Berlin zutrug. Sie trug sich öfter und an mehrerlei Orten zu. Denn überall verachteten die Klugen die Dummheit der Enthusiasten, und die Enthusiasten die Kälte der Klugen. Und selten wurde das Wort des weißhaarigen Feuerkopfs gehört, der da weiß, daß alle Begeisterung höchste Klugheit und alles Begreifens bestimmter Boden der Enthusiasmus ist, denn das versteht nur der Ergriffene, der dem engen Selbst entrückte, der Fromme. Keinen höheren Wunsch mag ich an den Weltenkrieg, den Deutschland jetzt erlebt, schließen, als daß die Generation, die aus ihm heimkommt, dem alten Herrn von jener Unterredung Freude bereite! Daß ihr Ernst den Schwung des Spiels, ihr Spiel den Sinn des Ernstes gewonnen habe!

Angela.

Von

Hans Franck, Hamburg.

(Fortsetzung.)

Die Nonnen aber nannten das gefundene Mädchen nur: „Das Kind". Denn das hatte, obwohl Schwester Constantia, der es als der Aeltesten unter ihnen zur Wartung übergeben war, eifersüchtig über ihre Vorrechte wachte, unter denen allen das neidenswerteste schien, daß es mit ihr in einem Zimmer schlief, statt der einen verlorenen bald mehr als ein Dutzend heimlicher Mütter. So huschten die Fragen wie: „Sahst du das Kind? Was spielt das Kind? Wie gehts dem Kind? Schläft das Kind?" und immer wieder: „Das Kind? Das Kind?" tagaus, tagein durch die Klosterhallen. Und hätte jemand es Angela genannt, so hätte er eher gefragt werden können: „Welche Angela?" als eine, die „Das Kind!" sagte, „Welches Kind?" Offenbar war die verstohlene Liebe, die Angela umhegte, zur Weihnachtszeit geworden. Als die Oberin sich anschickte, nach der Gewohnheit im Dorfe Kinderschau zu halten und sich das schönste der Neugeborenen als den diesjährigen Jesus auszubitten, da war die verschüttete Zärtlichkeit aus vielen Herzen hervorgesprudelt. „Wir haben selbst ein Kind! Wozu eins suchen? Ein schöneres ist nie gefunden! Wir brauchen heuer keinen Dorfbalg. Das Kind soll Jesus sein! Unser Kind!" — hatte es in wirrem Durcheinander geklungen. Aebtissin Sophia, schon in dem Alter, in welchem man über alles lächeln kann, hatte eingewilligt. So war Angela in dem Schoß der Schwester Sabine, die damals die jüngste Nonne war, allen Augen als Jesus zur Schau gestellt worden.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und niemals war das Nonnenkirchlein von den Dörflern und Dörflerinnen so überfüllt gewesen wie in diesem Jahre, da man keins ihrer Kinder vonnöten hatte und ihnen zum ersten Male das Mädchen zeigte, über dessen Herkunft unter ihnen allerlei wunderliche Geschichten umgingen, von denen die, daß es ein Engel vor das Klostertor gelegt hätte und es darum Angela genannt sei, am meisten geglaubt wurde.

Trotz der Ueberschüttung mit Mütterlichkeit wuchs Angela, die nicht von Mutter und Vater wußte, obgleich ihre Lippen Mutter Constantia und Vater Volkmar sagten, in den Mauern des Klosters Sonnenkamp heran, ohne an ihrer Seele Schaden zu nehmen. Wenn man nicht in dem widernatürlichen Umhegtsein einen der Gründe dafür sehen will, daß ihre Seele — bei dem ersten Schicksalshauch jäh aufflackernd — alle Kraft ihres Leibes vor der Zeit verzehrte.

Dieser Hauch traf Angela um die Weihnachtszeit des gedachten Jahres 1515. Sie war, seit der Pförtner sie am Tor aufgelesen hatte, zu einer zartschönen Jungfrau herangewachsen, die man freilich aus alter Gewohnheit noch immer „Das Kind" nannte. An ihrem fünfzehnten Findungstag, der, wie man weiß, mit ihrem fünfzehnten Tauf- und Namenstag zusammenfiel, war sie, da sie gleichsam während ihrer ganzen Kindheit Novizin gewesen war, unter Wegfall eines förmlichen Noviziates, zur Nonne geweiht worden. Ihr selber schien die Weihe noch auszustehen. Erst, wenn sie würdig gewesen war, Maria zu sein und das Jesuskind vor den Augen der Nonnen und der Dorfgemeinde im Schoß zu halten, wollte sie sich den ehrwürdigen Frauen, denen sie bislang Kind gewesen war, gleichachten. Daß Angela an dem Christabend, der ihrer Weihe folgte, Maria sein würde, war allen selbstverständlich: der Aebtissin, Constantia, ihren heimlichen Müttern, den übrigen Nonnen, den jahrüber Neugeweihten und, nicht zum geringsten Teil, Angela selbst. Manches Jahr hatten die Nonnen untereinander und zu ihr mit schwärmerischen Hoffnungen davon gesprochen. War Angela den Klosterfrauen zu Sonnenkamp einst das Kind gewesen, so sollte sie nun die Maria werden. Und ihr, die dem Tage sehnend entgegenbangte, wie nie zuvor eine, verwehrte das Geschick die Krönung, für die allein sie von ihm gebildet schien.

Zwar zunächst begann ihre Marienmission nach der langgeübten Klostergewohnheit. Obschon es bei der offensichtlichen Einmütigkeit aller Nonnen unnötig gewesen wäre, wurde Angela an dem Novembernachmittag, daran es in diesem Jahre in dem Kloster zuerst weihnachtete, von dem Kapitel in aller Förmlichkeit zur Jesusmutter erwählt.

Zwei Tage darauf aber, um die Mittagszeit, legte sich Aebtissin Sophia mit dem Tode nieder. Als es gegen Abend kam, ließ sie Angela und ihre Pflegemutter, die in der Kirche inmitten der Nonnen Gott auf den Knien um ihre Gesundheit baten, zu sich hereinrufen. Sie schickte die Dienerin fort und ermahnte Constantia: „Hüte sie mir gut! Daß nicht dereinst, wenn das Buch aufgeschlagen wird, darin steht, eine Mutter habe den Sonnenkamper Klosterfrauen zu Unrecht ihr Kind anvertraut!" Nachdem die ihr weinend versprochen hatte, alles zu tun, was in ihren Kräften stände, bat sie Constantia, hinauszugehen. Nach einer Weile sagte sie zu der an ihrem Lager Knienden: „Daß ich dich nicht mehr als Maria sehen soll, Angela!" und da Angela antwortete, sie werde sie mit dem Jesusknaben im Schoß erblicken: „Nicht übers Herz hinwegreden! Noch heute muß ich abscheiden." — „So werdet Ihr mehr sehen, hochwürdige Mutter, als alle," kam es über Angelas Lippen. „Nicht nur, was vor Augen, sondern, was im Herzen ist, werdet Ihr erkennen." Die Aebtissin streckte die Hand nach ihr aus. Doch als Angela sich darüber beugen wollte, wehrte sie mit einem hastigen: „Nicht so!" ab, zog die Verwirrte mit sanfter Gewalt zu sich hinauf, küßte sie auf die Stirn und auf den Mund, sagte: „Kind! Liebes Kind!" und ihre Bewegung niederzwingend: „Ja, ich werde dich sehen! Mach mir Freude am Christtag, Kindchen!" Dann hieß sie ihr, den Nonnen den Befehl zu überbringen, daß sie nicht mehr um ihre Genesung, sondern um die Erlösung aus ihres Leibes Haft bitten sollten, antwortete: „Nein!" als Angela fragte, ob sie die Dienerinnen wieder hineinrufen sollte, und starb. Einsam, wie sie gelebt hatte.

Gerard, der Bischof von Schwerin, dem Sonnenkamp unterstand, vertraute, bis eine neue

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aebtissin ernannt sei, nach der Beisetzungsfeierlichkeit Schwester Constantia die Leitung des Klosters. Die entschloß sich, wie sie sagte (und auch vor sich selber glaubte), um die geputzten Dörflerinnen mit ihren Kindchen nicht umsonst warten, in Wahrheit, um Angela ihren MarienDienst nach der Sitte antreten zu lassen, als auch am ersten Adventssonntag die Nonnen noch herrinnenlos war, an Stelle der Oberin die Jesuswahl vorzunehmen. Manches Jahr war es so gehalten worden. Es hatte auch an diesem Nachmittag den Anschein, als ob alles nach der alten Gewohnheit geschähe. Und war doch von Grund auf ein anderes. Denn während der Aebtissin Sophia die nackten Kindlein von den Dorfmüttern stumm hingehalten wurden, die zur Maria Erwählte nur verstohlen die Augen aufzuschlagen wagte und, um ihre Meinung gefragt, zu allen Entschlüssen der Herrin Ja und Amen sagte, fiel diesmal Angela die Wahl zu. Gleich in dem ersten Stübchen hatte Constantia sie ermuntert, das Kind an sich zu nehmen und sorgsam anzuschauen. Ein Weilchen hatte die Erglühende, als die Mutter ihr, weil sie die Hand nicht nach ihm ausstreckte, das Mädchen in den Schoß legte, in die Betrachtung des kleinen Wunders versunken dagesessen und dann, von einem „Hübsch ist so ein Kindchen?“ aufgeschreckt, hastig geantwortet: „Das!“ Nur mit Mühe hatte Constantia ihr bedeuten können, daß sie erst alle Kinder prüfen müßten, ehe sie eins erwählen dürften. Schon im nächsten Haus hatte Angela das Kind, einen halbjährigen Knaben, unaufgefordert in ihre Arme genommen, nicht wie eine, die hinter kinderlosen Klostermauern aufgewachsen ist, sondern, als ob sie seit manchem Jahr in der Wartung so eines zappelnden Wesens geübt wäre; und ein Schäkern, Kosen, Scherzen, Lachen, Tollen und Jauchzen hatte begonnen, als ob es für sie, statt eine Wahl zu treffen, gelte, sich durch die Dorfkindschaft hindurchzuspielen. Endlich hatte Angela, obwohl sie ihr erstes „Das!“ in allen Stuben wiederholt hatte, denn jedes hatte für sie ein Schönes, eine Farbe der Augen oder des Haares, eine Form der Nase oder des Mundes, eine Schlankheit oder eine Rundlichkeit der Gliederchen, das keins der andern besaß — endlich hatte sie auf Constantias Drängen doch den Knaben einer Kätnerin mit einem letzten „Den!“ aus allen herausgehoben: ein schwarzlockiges, aufgewecktes, pralles Bürschchen. Als sie zu ihm zurückkehrten und der Mutter die frohe Botschaft brachten, daß ihr Knabe als Jesus auserwählt sei, geriet Schwester Constantia mit der Dörflerin in ein Gespräch über die zukünftige Aebtissin: ob die noch immer nicht ernannt sei? — Nein, aber es könne an jedem Tage die Kunde nach Sonnenkamp kommen. — Ob man im Kloster noch keinerlei Wind hätte über: Wer? Woher? und was für eine? — Man spreche von einer noch jugendlichen, hochadligen Dame, die früher die ganze Welt bereist, Rom, den Hl. Vater, Paris gesehen, viele Monate in einer unbekannten Stadt Italiens verbracht und vor einem Jahr plötzlich, man wisse nicht warum, den Schleier genommen hätte. — Wenn so eine dem Kloster, das die gute Aebtissin Sophia geleitet hätte, nur anstände. — „Wie Gott will!“ brach die Nonne, für welche die Zwiesprache mit diesem Vergleich eine unerquickliche Wendung nahm, ab und zeigte lächelnd auf ihren Pflegling. Der Knabe war, des Jauchzens müde, Angela im Schoße eingeschlummert, und sie saß, um ihn nicht durch eine Bewegung aufzuwecken, obwohl ihr die Mühe, den Körper in der ungewohnten Haltung zu belassen, das Blut in die Schläfen trieb, noch so tief über ihn gebeugt, wie da, als sie ihn mit einem letzten, nur von Lippe zu Lippe gehauchten Kosewort eingelullt hatte. „Bei der“, sagte die Kätnerin, „würde er keinen Tag weinen. Die weiß mit Kindern besser umzugehen als unsereins.“ Ueber diesen Worten, sei es nun, daß sie, trotz der Absicht der Mutter, sie zu flüstern, zu laut gesprochen waren oder die Kauernde zu einer ungewollten Bewegung getrieben hatten, erwachte der Knabe und begann nun doch in Angelas Schoß zu weinen. „Ihr habt ihn mir aufgeweckt!“ klagte die, nahm den Greinenden auf den Arm und hatte die Freude, ihn im nächsten Augenblick wieder lachen zu sehen. Constantia aber drängte, da die Kinderwahl ohnehin viele Male länger gewährt hatte als je bei der Aebtissin Sophia, zum Aufbruch. Als die Mutter die Hand nach ihrem Buben ausstreckte, wandte der sich von ihr ab, umschlang Angelas Hand und versteckte den Kopf in ihrem Gewand. Diese löste seine Aermchen von sich ab, küßte ihn und gab ihn unter zärtlichem Zureden der Kätnerin zurück.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bei der Abendmahlzeit der Nonnen schlüpfte scheu die Frage von Mund zu Mund: „Wie sieht das Kind aus?“ Als sie kecker und kecker wurde, fing Constantia sie wieder ein und gab, ehe jemand durch ein ungeschicktes lautes Wort die Träumende verwirren konnte, die Antwort: „Wie Maria.“

Am anderen Tage traf in dem Kloster die Nachricht ein, daß das hochedle Fräulein Bronislavia von Graevenitz ihm hinfort zur Aebtissin bestellt sei. Mit der etwa dreißigjährigen Gräfin, von deren blassem Antlitz das gewinnende, freigebig verschenkte Lächeln weder den Zug unbeugsamer Entschlossenheit, noch den eines unverwundenen Leides hinwegtäuschen konnte, war der neue Geist unter den Nonnen da. Denn es war ja nicht so, daß Martin Luther ihn aus sich schuf und das davon bislang unangerührte Deutschland ihn nur übernahm; sondern in diesem entzündlichen Manne flammte, was in den Herzen Tausender Jahrzehnte hindurch nur geschwelt hatte, zu einem Fanal auf, das noch heute, wenn auch in geminderter Kraft, über die Welt hin leuchtet.

Schon als die junge Domina am kommenden Adventssonntag auf dem Stuhle der Aebtissin Sophia zum ersten Male Platz genommen hatte, spürten es die Nonnen durch ihre milden Worte hin, daß sie anderen Geistes als die Verstorbene und sie alle sei. Trotzdem verliefen einige Tage, ohne daß ihre Ahnung über einem Tun der Herrin zur Gewißheit geworden wäre. Dann aber bat die Gräfin Bronislavia eines Mittags die Nonnen, noch im Refektorium zu verweilen und fragte, wie es zu Sonnenkamp mit der Christfeier gehalten werde. Und sonderbar, was allen Nonnen bisher schön und verständig und nach Gottes Sinn schien, dessen begannen sich die Empfänglichsten vor den kaltklaren Blicken der auch noch in der Nonnentracht als modisch vornehmes Fräulein Wirkenden zu schämen; andere wurden verwirrt, einige nachdenklich und nur ganz wenige blieben von der Frage unberührt. So sah die Aebtissin in niedergeschlagene, ausweichende, sinnende, stumpfe Augen; aber in keins, das ihr antwortwillig standgehalten hätte. Erst nachdem sie ihre Frage noch einmal wiederholt hatte, gab Schwester Constantia, der abwesenden Angela gedenkend, ihr mit ruhigen Worten eine Schilderung der Sonnenkamper Weihnachtssitte.

Das sei eine törichte Mummerei, sagte die Aebtissin, als Constantia geendet hatte. Schaustücke werde sie hinfort nicht in der Kirche dulden. — Nicht? — Nein, keinesfalls. Gotte wolle mit den Augen des Geistes, nicht mit denen des Leibes angesehen werden. — Ob die Feier, denn ohne Krippe, ohne Christkind und ohne Maria stattfinden solle. — Vielleicht sei es das Richtigere, die schlechte Sitte mit Stumpf und Stil auszurotten. Doch wolle sie ihnen, die alte Gewohnheit trotz ihrer Unsinnigkeit ehrend, entgegenkommen und selber dem Kloster, obwohl auch über bildliche Darstellungen in der Kirche vielerlei Meinungen im Schwange wären, ein Bild schenken, auf welchem die Krippe, das Kind und Maria zu sehen seien. Ihr Vater habe es ihr in Florenz von einem italienischen Meister gekauft, und sie habe, da es gegen ihren Willen geschehen sei, das Bild nur angenommen, um ihn nicht zu kränken. Das könne noch vor dem Christfest aus Schwerin beschafft werden und würde, wenn man es ausreichend mit Wachskerzen belichte, einen weit schöneren Effekt geben als eine leibhaftige Maria mit einem strampelnden Dorfbalg.

Die Nonnen, die nichts mehr kränkte als dies letzte Wort, das sie selber einst, ihren Willen zu erzwingen, mit der gleichen Verächtlichkeit genützt hatten, schwiegen eine Weile. Dann sprach, als die Gräfin sich anschickte, sie zu entlassen, eine die Frage aus, die viele Herzen ängstigte: „Und das Kind?“ — „Welches Kind?“ forschte Bronislavia. — „Unser Kind!“ antworteten drei Nonnen zugleich. Als man der Aebtissin auf ihre verwunderte Frage bedeutet hatte, daß man Angela, die für dieses Christfest zur Maria erwählt sei, so nur nenne, und auf ihre weitere Frage, ob das die jugendliche Schwester sei, die ihr den Willkomm in aller Namen an der Klosterpforte gesprochen hätte, lebhaft zugestimmt hatte, fuhr sie fort, warum die Nonne nicht für sich selber spreche? Welche von denen dort unten am Tisch es sei? Sie verwechsle noch Gesichter und Namen. Sie möge aufstehen und selber sagen, was sie vorzubringen habe.

„Angela“, nahm Schwester Constantia das Wort, „ist von der Aebtissin Sophia, ihrer großen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jugend wegen, von den gemeinsamen Mahlzeiten entbunden worden. Ich gebe ihr, wie sies von Kind auf gewohnt ist, die Speisen in meiner Zelle."

Ob Angela noch nicht geweiht sei, erkundigte sich die Gräfin.

„Doch", entgegnete die mütterliche Verteidigerin des Klosterpfleglings, „seit dem Sommer schon. Wir hielten aber alle, mit Aebtissin Sophias Einverständnis, dafür —"

„Die Maßnahmen meiner hochseligen Vorgängerin in Ehren", schnitt Bronislavia die Kundgebung der allgemeinen Meinung ab. „Hinfort wird Angela sich allen Pflichten ihres Gelübdes, also auch den gemeinsamen Mahlzeiten, nach den Regeln des Klosters unterziehen. Ihr, Schwester Constantia, tragt Sorge, daß sie meinen Willen noch heute erfährt."

Die alte Nonne verneigte sich vor der befehlenden Herrin.

Als die Aebtissin, die glaubte, daß das letzte Wort auf die Erörterung über die Feier des Christabends zurückwirken werde, abermals die Hand segnend erheben wollte, verlegten sich die Nonnen aufs Bitten: Nur dies eine Mal möchte die Herrin die Sitte noch bestehen lassen. Nie zuvor hätte das Kloster eine gesehen, die so sehr der Mutter Maria gliche wie Angela. Sie dürfe dem Kind, dürfe ihnen allen diese Freude nicht zerstören. Jahrelang hätten sie die Hoffnung darauf in ihrem Herzen getragen. Im kommenden Winter würden sie selber die Bitte ausgesprochen haben, die Sitte aufzuheben. Denn nach Angela würde keine von ihnen eine Nonne als Maria auch nur ansehen mögen. Dies Jahr, dies eine noch!

Aebtissin Bronislavia, Gräfin von Graevenitz, schnitt alle Bitten der Nonnen mit dem Wort, daß sie gewohnt sei, was sie für gut zu tun erachte, sogleich zu tun, ab.

Derweil saß Angela in der Klause des Klosterpförtners Volkmar, mit all ihrem Denken und Sinnen dem weihnachtlichen Mariendienst hingegeben. „Wie wird das gehalten und das? Was geschieht dann, Vater Volkmar, und dann — — dann?" wurde sie nicht müde zu fragen, obwohl sie den ganzen Verlauf der Schaustellung schon mehrfach mit ihm durchgesprochen hatte. Als Angela wieder von neuem beginnen wollte, schlug der Pförtner vor, das Ganze einmal zu probieren. Dabei präge sich ihr alles weit besser ein als beim Bereden. Jubelnd willigte Angela ein.

Volkmar rückte seinen Armsessel vom Fenster fort in die Mitte der Stube, stellte sie an die Tür und trat zu ihr. „Mutter Maria geht jetzt mit züchtigen Schritten auf ihren Thronsitz zu; ich, Vater Josef, folge — nein!" unterbrach er, „so darfst du die Arme nicht hängen lassen! Aber was machen wir denn! Du mußt ja ein Kind auf dem rechten Arm haben, dann ergibt sich das — wart" — schon hatte er, Umschau haltend, seinen grauen Wollschal, der bei der Tür hing, erblickt, heruntergelangt und formte nun daraus ein länglich rundes Etwas. „Denk dir," sagte er, es der Wartenden reichend, „das sei das Kind."

„Aber, Vater Volkmar, das kann man doch nicht denken," lachte Angela.

„Nicht?" schmollte der Alte, den Wollklumpen musternd.

„Nein. — Und das mit dem Kind, das brauchen wir nicht zu üben. Das kann ich."

„Nicht keck sein!" verwies der Pförtner Angela die sicheren Worte. „O — der Bursch wird, dir zur Strafe, den ganzen Abend nicht aus dem Heulen herauskommen."

„Lachen wird er. Vielleicht: schlafen. Wie neulich in meinem Schoß. Weinen? — Nein!"

„Hast du ihn schon auf deinem Schoß gehabt?" erkundigte sich Volkmar.

„Freilich!" jauchzte Angela und alles, was jene Minuten an Glück in ihr entzündet hatten, leuchtete in ihren Augen auf. „Freilich!"

„Warum probieren wir denn die Maria?" fragte der Pförtner unwirsch.

„Nicht weil ich nicht wußte, wie ich's mit meinem Kindlein halten soll, Vater Volkmar," begütigte die Lächelnde. „Aber mit dem Lied, das ich singen muß, kann ich nicht zurecht kommen, so oft ich's auch mit Mutter Constantia zusammen versuchte. Wenn Ihr mich das lehren wolltet!"

„Die anderen haben immer Angst ums Kind gehabt," sagte der Graubart, noch ein wenig knurrend. „Das Lied haben sie ableiern können, wenn sie gekommen sind und mir ums Wieso? schön getan haben, wie mein Staar die sechs Worte, die er plappern kann."

„Ich hingegen kann nun einmal das Lied nicht," beharrte Angela, die jetzt schon auf dem

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sessel saß. „Helft Ihr mir? Oder wollt Ihr, daß ich darin stecken bleiben soll?“

„Wie weit weißt du's denn?“ lenkte der Alte ein.

„Den ersten Vers kann ich,“ versicherte die Gefragte.

„Also singe gleich den zweiten!“

Angela begann:

„Ad quem magi ambulant,
aurus —“

„Falsch!“ rief Volkmar, „aurum!“

„aurum, t — — t — —“

„Nein, Ihr müßt ihn mir erst vorsingen!“ brach die Stockende ab.

Da sang der Pförtner:

„Ad quem magi ambulant,
aurum, thus, myrrham portabant,
immubalant haec sincere
nato Regi gloriae.“

Und eine helle Mädchenstimme wiederholte in aufjubelndem Glauben:

„nato Regi gloriae.“

So übte Angela, indem sie bald wechselweis, bald zusammen sangen, das alte Christuslied. Zum Scheine nur: denn längst hatte Constantia es sie gelehrt, und nur weil ihr Herz sich nicht von der Christfeier trennen mochte, sondern darin leben und weben mußte, hatte sie die List gewählt. Vater Volkmar, der sie nicht gewahrte, ließ es sich nicht verdrießen, wenn sie unsicher tat, zu verbessern, vorzusprechen und vorzusingen.

Als er erklärte, daß sie nun den zweiten Vers könne, sagte Angela, ehe sie zum dritten übergingen: „Ich fürchte, ich werde doch drin stecken bleiben. Wir sollten ihn noch einmal singen.“

„Beim zweiten wird Schwester Martina schon mit der Kutte hinter dir warten und jedes Wort mitflüstern,“ tröstete der Lehrer seine zaghafte Schülerin.

Da die fürchtete, sich durch übertriebene Schwerfälligkeit zu verraten, willigte sie ein, und Volkmar sang ihr die letzte Strophe vor.

Als Angela glaubenswillig wiederholte:

„Christo Regi, Deonato,
per Mariam nobis dato —“

ging die Tür. Constantia trat herein.

„Was bringst du Schlimmes, Mutter?“ fragte die Aufspringende.

„Sing nicht weiter, Kind! Du wirst nicht Maria sein,“ schluchzte die Nonne.

„Nicht — — Maria sein?“ polterte Volkmar dazwischen.

„Nein, sie wird es nicht sein, keine Nonne wird hinfort jemals wieder Maria. Ihr werdet nicht mehr Josef sein. Die Aebtissin hat uns die „Mummerei“ verboten.“

„Wie wird man denn Weihnachten feiern können?“ begehrte der seiner langjährigen Josefwürde Entsetzte auf.

„Sie wird,“ entgegnete die Nonne mit bitterem Hohn, „ein — Bild an Eurer Statt in die Kirche stellen, ein Stück Holz, worauf ein Mann in Italien Maria und das Kind und Josef gepinselt hat.“

„Wenn wir, Ihr, Vater Volkmar, und mein Büblein und ich, vor dem gemalten Josef und dem gemalten Jesus und der gemalten Maria unsere Augen niederschlagen und bekennen müssen: so gut wie ihr hätten wir nicht vermocht, Josef und Jesus und Maria zu sein — dann wollen wir der Aebtissin die Hand, an der der Goldreif mit dem brennenden Stein steckt, küssen und zu ihr sprechen: Ihr habt uns recht getan, Hochwürdige.“

Mit schmerzlicher Milde hat Angela es gesagt, gab darauf dem kopfschüttelnden Pförtner die Hand und folgte der Botin, welche ihr die süßeste Lebenshoffnung zerstört hatte; schweigend, als ob ihr nichts geschehen sei.

Constantia, deren Herz auf dem Wege zum Pförtnerhäuschen gebangt hatte, wie eines, das geht, einem lieben Menschen seinen Tod zu verkünden, entlud, hocherfreut über Angelas Scheingefaßtheit, nach und nach alles, was sich seit der Stunde im Refektorium in ihr an Zündstoffen aufgehäuft hatte, indem sie in einem fort erzählte, schwatzte und schalt.

(Schluß folgt.)

Randbemerkungen.

Bernard Shaw.

Viele Werte und Unwerte hat der Sturm dieser Zeit ins Schwanken gebracht. Allenthalben sind Masken gefallen. Echter und erlogener Haß hat die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gesichter verzerrt. Mit Unmut sahen wir die monomanische Wutgebärde Maeterlincks, Gelächter war unsere Antwort auf die eitlen und unwürdigen Tiraden eines D'Annunzio oder Bergson, und Schmerz beschlich uns, wenn wir die billigsten und abgestandenen Kulturphrasen aus dem Munde Romain Rolland's vernehmen mußten. Hier hatten sich Persönlichkeiten einem elementaren Weltgeschehen gegenüber hilflos und klein erwiesen. Das war eine schmerzliche Erkenntnis. Berufene und Unberufene unter uns haben ihr Ausdruck verliehen. Aber unter allen Kundgebungen erschien keine größer als die unseres Gerhart Hauptmann, der in maßvoller und mannhafter Weise die Anwürfe der Gegner und Neider deutscher Größe zurückwies. Wenn Hauptmann es dabei doch nicht unterließ, für den großen Dichter Maeterlinck, für die längst von uns erkannte Bedeutung des Rolland'schen „Jean Christophe" zu zeugen, so war dies die stärkste Kundgebung deutschen Geistes, der selbst im Eifer des hitzigen Wortgefechts, der Gefühlsauseinandersetzungen seine Urteilskraft — das Kennzeichen wahrer Kultur — behielt. Um so schmerzlicher ist es, wenn jetzt doch die Kleinen, die Unberufenen ringsum aus ihren Winkeln auftauchen und die Gelegenheit — die allgemeine Erhitzung der Leidenschaften — dazu benutzen, um sich an den Großen dafür zu rächen — daß sie sie bisher immer noch nicht verstanden haben.

Bernard Shaw hat gewiß ein törichtes Wort gesprochen, als er erklärte, man müsse uns den „Geist von Potsdam" austreiben. Er hat dabei vielleicht mehr einer augenblicklichen Reizung zu einem wohlfeilen Bonmot nachgegeben, als seiner innersten Ueberzeugung Ausdruck verliehen. Dessen macht uns der Gedanke an sein „Cäsar und Kleopatra"-Drama sicher, in dem er gerade jenem Geiste der phrasenlosen, fast nüchternen Pflichterfüllung, der unbedingten Selbsthingabe an eine große Aufgabe huldigt.

Mit Recht hat man ihm seinen schlechten Witz verwiesen. Aber wahrlich mit Unrecht apostrophiert ein Unberufener den Dichter der „Candida", des „Mensch und Uebermensch", den größten Vorkämpfer Wagners und Ibsens in England, in einer geschmacklosen Reimerei mit den Worten:

„Nie bist du mehr uns als ein Clown gewesen."

In ähnlich törichter Weise hat man hie und da statt des Menschen den Dichter Maeterlinck, statt des Menschen Rolland den Dichter angegriffen. Aber vor allem hat Shaw unter dem plötzlich erwachten Mut zur Verständnislosigkeit leiden müssen. Es ist nun eine beinahe Shaw'sche Ironie des Zufalls, daß unter all den hervorragenden Geistern unserer Gegnern gerade er nicht nur der maßvollste und objektivste ist, daß er sogar ohne Schonung seinen Landsleuten einen Spiegel vorgehalten hat, in dem sie sich nur ungern erkennen werden.

Um alle, die in unbegreiflicher Verranntheit jetzt glauben, einen Shaw blindlings für einen Hanswurst erklären zu dürfen, bloß, weil er sich gelegentlich einen dummen Witz über uns (oder vielleicht mit den Engländern?) gestattet hat, vor solch unklugem und undeutschem Beginnen zu warnen, möchte ich von einer Kundgebung des Dichters Kenntnis geben, die am 1. August in der Westminster Gazette erschien und wohl die treffendste und unerbittlichste Brandmarkung der englischen Politik enthält.

Also schrieb Bernard Shaw, der unbarmherzige Verspötter des Balkanheroismus, über England und seine jetzigen Kriegsverbündeten:

„Die Staatsmänner und Diplomaten müßten mehr Verständnis für die Tatsache haben, daß ein starker und stets wachsender Teil der öffentlichen Meinung jeden Krieg verabscheut und höchstens noch als eine häßliche Notwendigkeit duldet, die politischen Händeln einer vergangenen Zeit entspringt, an denen das Volk noch keinen Anteil und für die das Land noch kein Interesse hatte.

Das Bündnis zwischen der revolutionären französischen und der reaktionären russischen Regierung ist eine ungeheuerliche und unnatürliche Folge kosmopolitischer Finanzoperationen. Seine bedrohlichste Folge ist, daß England jetzt durch die Umstände in die Reihen des russischen Despotismus gedrängt wird — um einen serbischen Meuchelmord zu verteidigen. Auf eine solche Stellung können wir nicht stolz sein. Aber es

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geschieht uns ganz recht. Denn wir haben es durch unsere politische Gleichgültigkeit und Dummheit soweit gebracht.

Wir sind in die Patsche geraten und müssen uns nun wieder heraushelfen. Die Besten von uns werden sich unmutig und ungehalten in das Unvermeidliche fügen. Diese Tatsache mögen alle die Staatsmänner und Journalisten im Auge behalten, die sich etwa versucht fühlen, unsere abscheuliche Notlage mit begeisterten patriotischen Phrasen zu beschönigen."

Solche Worte der Scham und — der Wahrheit fand Bernard Shaw gegen England. Ob wohl Herr Rudolf Krauß, der „Dichter", auf der richtigen Spur gewesen ist, als er Shaw stets nur für einen Clown gehalten hat?

Dr. C. F. W. Behl.

Der öffentliche Zeitdienst in Belgien.

Nachdem der größte Teil von Belgien erobert und die wichtigsten belgischen Orte in deutsche Verwaltung genommen wurden, mußte auch der öffentliche Zeitdienst im Sinne des deutschen Verkehrs geregelt werden, um volle Einheitlichkeit, besonders in den Truppenbewegungen und Eisenbahnverbindungen, zu erhalten. Aus diesem Grunde ist auch die unserem Gouverneur Generalfeldmarschall v. d. Goltz zugeschriebene Aeußerung durchaus berechtigt, als er auf eine Beschwerde, daß die Uhren in Brüssel jetzt von den Deutschen nach mitteleuropäischer Zeit gestellt worden seien, erwiderte: „In Deutschland haben wir einheitliche Zeit." Zugleich mit dieser bemerkenswerten Aeußerung ging aber durch einige Tageszeitungen die Meldung, daß sämtliche öffentliche Uhren in Brüssel um eine Stunde zurück gestellt worden seien. Hierin liegt natürlich ein Irrtum seitens der Berichterstattung. In ganz Belgien galt nämlich bisher die westeuropäische Zeit, die sich direkt nach dem Anfangsmeridian von Greenwich richtet und daher eine Stunde gegen die bei uns herrschende mitteleuropäische Zeit (Zonen-Meridian 1 Stunde östlich von Greenwich) zurück ist. Daher gehen die in ganz Deutschland mitteleuropäische Zeit angebenden Uhren genau um eine Stunde gegen westeuropäische Zeit, die bisher für Belgien galt, voraus. In demselben Moment, in dem es nach unseren Uhren 12 Uhr mittags ist, zeigten die Uhren in Belgien (westeuropäische Zeit) bisher erst 11 Uhr vormittags. Deshalb sind die öffentlichen Uhren in Belgien von der deutschen Verwaltung eine Stunde vor und nicht, wie in manchen Tageszeitungen angegeben wurde, eine Stunde zurückgestellt worden. Durch die Einführung der mitteleuropäischen Einheitszeit, die ziemlich genau der in Stargardt und Görlitz geltenden Ortszeit entspricht, und die an unserer bisherigen Westgrenze um etwa 36 Minuten gegen Ortszeit voraus ist, wird z. B. für Brüssel eine Differenz zwischen Uhrzeit und Ortszeit von rund 42 Minuten bewirkt. Dieser Unterschied zwischen der dem Ort entsprechenden und der von den nach M. E. Z. gehenden Uhren angezeigten Zeit ist in der Praxis unerheblich im Vergleich zur wichtigen Vereinheitlichung aller Zeitangaben von Eydtkuhnen im Osten bis durch Belgien hindurch im Westen. Der Bedeutung des öffentlichen Zeitdienstes für das gesamte Verkehrswesen würde es durchaus entsprechen, wenn die vorzüglich ausgerüstete Brüsseler Sternwarte, die in Uccle dicht bei der belgischen Hauptstadt liegt und die den öffentlichen Zeitdienst zu regulieren hat, jetzt auch in deutsche Verwaltung genommen würde.

A. M.

Stimmen der Großen.

Selbst ein glücklicher Feldzug kostet mehr als er einbringt, denn materielle Güter mit Menschenleben zu erkaufen, kann nie ein Gewinn sein.

*

Glücklichere Verhältnisse können erst eintreten, wenn alle Völker zu der Erkenntnis gelangen, daß jeder Krieg, auch der siegreiche, ein nationales Unglück ist.

Moltke.

Herausgeber: F. V. Fischer und Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburgerstr. 58. — Verlag: Die Gegenwart G. m. b. H., Berlin W. 15, Meinekestr. 25. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gegenwart

Nr. 41 Berlin, den 10. Oktober 1914 43. Jahrgang Band 86.

Grey contra Grey.

Kostpröbchen aus dem englischen Weißbuch.

Nichts Ergötzlicheres gibt es im Widerstreit der Meinungen und Behauptungen, als sich aus den Beweismitteln des Widersachers selbst die Argumente schmieden zu können, die ihn an die Wand nageln. Das englische Weißbuch, von dem bisher nur einzelne wenige Telegramme bekannt geworden sind, liefert prächtige Gelegenheit zu solchem Spiel. Alles ist in ihm sorgfältig niedergelegt, jegliche Hinterlist und Bosheit, jegliche Verdrehung und Wortspalterei, Hinterhältigkeit und Heuchelei, die vierzehn Tage lang — vom 20. Juli bis 4. August — Biedermann Grey und seine willfährigen Spießgesellen und Agenten eifrig geübt, um den lange geplanten Ueberfall auf das gehaßte Deutschland vorzubereiten, einzuleiten und zu „motivieren". Alles, was deutsche Veröffentlichungen bereits klipp und klar bewiesen, gibt in naiver Unverschämtheit dieses Weißbuch zu. Naiv und unverschämt, weil es offenbar annimmt, daß der Leser unter dem Phrasengebimmel von Friedensliebe und dem heuchlerischen Abscheu vor Kriegsgräuel das nicht beachten wird, worauf es allein ankommt: den in diesen 159 Aktenstücken für die Geschichte erbrachten Nachweis, daß Rußland Krieg wollte und England schadenfroh und hämisch den Brand schürte! Daneben aber auch die Belege für alle wiederholt behaupteten und zum Teil auch bereits anderweitig bewiesenen häßlichen Einzelheiten des schuftigen Intrigenspiels, das die drei: Ssasonow, Grey und Poincaré aufführten. Es reizt und mag auch ganz nützlich sein, den Aufbau dieses Hintertreppenromans dokumentarisch zu belegen.

1. Die drei Verschwörer.

Von der österreichisch-ungarischen Note an Serbien hat Grey schon am 20. Juli Wind bekommen — drei Tage bevor sie überreicht wurde — und seine Agenten verständigt, daß etwas im Gange sei. Das Weißbuch vermerkt aber nur die Telegramme an den englischen Geschäftsträger in Berlin und den allzuwitzigen Wiener Botschafter de Bunsen. Der gute Grey, der sich seit der Londoner Botschafterkonferenz des Vorjahres so etwas wie als Vormund Europas fühlt, ist in großer Sorge, Oesterreich könne „voreilig" sein. (Das Attentat von Sarajewo geschah am 28. Juni!) Ueber die Weisungen, die er Englands Vertreter in Petersburg gab, ist sein Weißbuch still. Oder hat er es etwa gar nicht für nötig gehalten, Sir Buchanan, der ja etwas schwer von Begriffen scheint, sanfte Mahnungen für Freund Ssasonow aufzutragen. Recht unwahrscheinlich. Auch über Gespräche mit dem russischen Botschafter in London weiß das Weißbuch nichts zu sagen. Schade! Es wäre doch immerhin interessant, die Form des Druckes zu kennen, die Greys überquellende Friedensliebe auf Rußland ausübte.

Recht nötig wäre ja solcher Druck gewesen. Denn Ssasonow springt auf die österreichische Note als auf den ersehnten Kriegsgrund. Im Buchananschen Bericht vom 24. Juli heißt es:

> „Heute morgen wurde ich von Herrn Ssasonow telephonisch angerufen, der mir mitteilte, daß er soeben den Text des österreichischen Ultimatums erhalten habe.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

> Seine Exzellenz ... bat mich, mich mit ihm auf der französischen Botschaft zu treffen, um die Angelegenheit zu besprechen, da Oesterreichs Schritt unmittelbares Bevorstehen des Krieges bedeute."

Bezeichnend, daß entgegen allem diplomatischen Brauch der Minister des Aeußern einem Botschafter Stelldichein in der Botschaft eines andren Staates gibt. Den Grund nennt Buchanan selbst. Nachdem Ssasonow bei dieser Begegnung gegen Oesterreich und Deutschland geschimpft, rückt er mit seinem Wunsch heraus: England solle sich mit Rußland und Frankreich solidarisch erklären. Und der Franzose beeilt sich zu erklären (hat er denn schon Instruktionen aus Paris?), Frankreich halte zu seinem Verbündeten. Als Buchanan meint, Serbien als Kriegsgrund würde das englische Publikum nicht recht verdauen können, und ganz brutal die Frage aufwirft, ob Rußland denn ernstliche Kriegsabsicht habe, antwortet Ssasonow, jedenfalls würde mobilisiert werden. Für nachmittags habe er Ministerrat, für den nächsten Tag Kronrat einberufen, der die Mobilmachung beschließen werde. (Also am 24. bzw. 25. Juli!)

> „Beide, der französische Botschafter und Herr Ssasonow, fuhren fort mit dem Versuch, mir die Erklärung abzupressen einer völligen Solidarität der englischen mit der französischen und russischen Regierung"

und der gute Buchanan erklärte denn auch schließlich, ohne seinem Meister und Vorgesetzten bezüglich des noch zu suchenden casus belli vorzugreifen, wenns zum Kriege käme, werde England ja nicht anders können als mittun.

Das ist ganz im Sinne Greys gesprochen. Denn Tags darauf telegraphiert er nach Petersburg:

> „Bin vollkommen einverstanden mit dem, was Sie gestern telegraphierten. Auch ich bin der Ansicht, daß die öffentliche Meinung hier unsere Teilnahme am Krieg aus Anlaß eines serbischen Streites nicht sanktionieren würde. Giebts aber Krieg, so würden uns andre Gründe mit hineinziehen."

„Nach solchen Gründen bzw. Vorwänden bleibe ich eifrig bemüht!" kann als Paraphrase des letzten Absatzes dieses Telegramms vom 25. dienen.

Inzwischen arbeiten in Wien und Rom die englischen Vertreter eifrigst mit den russischen und französischen. Bunsen in Wien reißt faule Witze über Herrn von Tschirsky, berichtet in verächtlichem Tone über das, was ihm am Ballplatz gesagt wird und fühlt sich bemüßigt, diese Informationen durch die Behauptungen zu „korrigieren", die er von seinem russischen Kollegen hat. Ueberhaupt sieht er die ganze Situation ausschließlich durch die Brille des Russen. Und seine Hoffnung, daß es zum Klappen kommt, drückt er lapidar in dem Satz aus:

> „Ich denke, daß Rußland, wenn es sich in der serbischen Frage mit Oesterreich begegnen will, recht weit zu laufen haben würde."

Dabei läßt er sich mit Behagen in Verdächtigungen und Hetzereien gegen Deutschland ein, und bemüht sich Geschwätz zusammenzutragen — wohl auch aus russischer und französischer Quelle — um die Fäden noch ein wenig mehr zu verwirren.

> „Obwohl ich nicht imstande bin, die Richtigkeit nachzuprüfen, habe ich doch privatim erfahren, daß der deutsche Botschafter den Text des österreichischen Ultimatums kannte, bevor es abging."

Rodd in Rom hat eine verwischtere Rolle.

In all diesen Tagen aber dauern die Beratungen zu dritt in Petersburg fort. Der Satz: „Der französische Botschafter und ich haben Ssasonow heute aufgesucht", kehrt fast in jeder Depesche wieder. In Berlin, wo seit dem 27. Juli Sir Goschen vom Urlaub zurück ist, gehen ebenfalls der Franzose und der Engländer Arm in Arm. Der Russe bleibt in Goschens Berichten bezeichnenderweise unerwähnt. Von französischer und russischer Seite wird in Petersburg, Paris und London weiter auf eine Solidaritätserklärung seitens Englands gedrängt. Poincaré, inzwischen an den heimatlichen Gestaden gelandet, läßt Grey

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durch Sir Bertie zu der Erklärung auffordern, „England würde in einem Konflikt zwischen Frankreich und Deutschland, der aus den österreichisch-serbischen Differenzen entsprungen wäre, Frankreich zu Hilfe kommen“ und Paul Cambon hält Grey einen Brief unter die Nase, in dem er vor anderthalb Jahren dem französischen Botschafter versprochen hatte, im Ernstfalle „zu diskutieren, was England zu tun in der Lage wäre“. Grey solle jetzt doch sagen, was er gegebenenfalls tun werde. Worauf Cambon die Antwort erhält, morgen sei auch noch ein Tag.

2. Grey schachert.

Das Weißbuch soll beweisen, daß Grey sich Tag und Nacht seit dem 24. Juli den Kopf zerbrochen habe, wie der Friede zu erhalten sei. Tatsächlich beweist es das genaue Gegenteil. Daß Grey sich nicht sofort den russisch-französischen Wünschen geneigt zeigte, entspricht nur seiner — übrigens traditionell englischen — Politik, sich die Rolle des deus ex machina zu reservieren. Der Gedanke an Neutralität ist ihm und seinen Gehilfen nicht einen Augenblick gekommen. Das zeigen bereits die obigen Zitate aus dem Weißbuch zur Genüge, das geht auch aus seiner Ablehnung der durch Berliner Veröffentlichung bekannten deutschen Vorschläge hervor. Er gibt es übrigens naiv-unverschämt selbst zu. Am 27. Juli telegraphiert er an Sir Buchanan in Antwort auf den ihm angeblich zu Ohren gekommenen Klatsch, in Oesterreich und Deutschland sei man überzeugt, England werde in jedem Falle abseits stehen bleiben:

> „Dieser Eindruck sollte verdrängt werden durch die der ersten, zufällig bei Portland konzentrierten, Flotte gegebene Order, sich nicht aufzulösen.“

Er beweist es aber auch indirekt dadurch, daß er nach Paris, Rom, vornehmlich aber nach Petersburg scharfe Kritiken des österreichischen Vorgehens richtet, in keiner seiner Depeschen an Buchanan oder Bunsen aber auch nur das leiseste Wort des Erstaunens über Ssasonows Händelsucht äußert, der sich heute darüber ereifert, wes er gestern selbst verlangt hat, und auch in all den Tagen nicht ein einzigesmal daran denkt, Rußland zur Nachgiebigkeit zu drängen. Und doch hatte Ssasonow am 24. erklärt: „Zweifelsohne könnten die meisten österreichischen Forderungen von Serbien angenommen werden“ und am 26. dem österreichischen Botschafter gesagt: „Er verstehe vollkommen Oesterreichs Motive . . . die Forderungen wären zumeist vernünftig . . .“ Nun also!

Aber Grey wußte sehr wohl, daß Rußland um jeden Preis Krieg wollte — wollte er ihn doch selbst — und deshalb setzte er sich auch ruhig über den Unsinn hinweg, daß nach Abgabe der von Oesterreich geforderten Erklärung, es denke an keine territoriale Erwerbungen auf Serbiens Kosten, Ssasonow urplötzlich erklärte, das genüge ihm nicht. So fährt er denn biereifrig fort, für seinen längst allseitig als unbrauchbar erkannten Vorschlag der Viermächtekonferenz die Telegraphendrähte in Anspruch zu nehmen.

Mittlerweile aber schachert er in Petersburg, schachert er in Paris, schachert er in Berlin. Er möchte am liebsten im voraus wissen, was der Krieg einbringen könnte. Bare Vorteile, außer dem, das gehaßte Deutschland wirtschaftlich zu schädigen. Was er sich in Petersburg und Paris herausgepreßt hat, verschweigt das Weißbuch. Ueber die in Berlin erfahrene glatte Ablehnung betreffs der französischen Kolonien haben die deutschen Veröffentlichungen bereits klarstes Licht geworfen.

Außerdem aber braucht Herr Grey einen Kriegsgrund. Serbien ist gerade gut genug für Rußland und das dumme Frankreich. Am 31. Juli erst hat er seinen casus belli glücklich gefunden: Belgiens Neutralität. Und kaum hat er ihn, so telegraphiert er, ohne erst die Antwort auf seine Anfrage in Berlin betreffs Belgiens abzuwarten, nach Paris:

> „Ich habe dem französischen Botschafter erklärt, daß wir augenblicklich noch keinen rechtfertigenden Grund zur Abgabe einer bindenden Erklärung haben, daß wir aber bestimmt die Lage sofort noch einmal erwägen werden, wenn sich Neues entwickelt hat.“

Das heißt: Ich weiß, daß Deutschland mir Belgiens wegen negativ antworten muß, und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dann bin ich bereit zum Stelldichein. Sollte aber wider Erwarten die deutsche Antwort bejahend ausfallen, so werde ich schon einen andren Kriegsgrund finden. Dasselbe sagt er ja auch dem Fürsten Lichnowsky auf die Frage, was England tun werde, wenn Deutschland Belgiens Neutralität respektiere?

3. Der Mobilisierungsschwindel.

Man kann ja des englischen Weißbuchs entraten, um festzustellen, daß Rußland schon mehr als eine Woche vor Kriegsausbruch gegen Deutschland mobilisiert hat. Hunderterlei schlagende Beweise sind dafür längst geliefert. Unterhaltsam ist aber doch die Feststellung, daß der friedsame Herr Grey, vom ersten Augenblick an darüber genau unterrichtet war. Der Bericht Buchanans über Ssasonows Erklärungen in dieser Hinsicht ist oben bereits erwähnt. Der witzige de Bunsen hat die Nachricht von der erfolgten Mobilisierungsorder in Rußland vom russischen Botschafter in Wien, den er in seiner Depesche vom 29. Juli ausdrücklich als Quelle nennt. Auch Sir Goschen hat vom selben Tage gleiche Information vom russischen Botschafter in Berlin und weiß im gleichen Telegramm von „gewissen militärischen Maßregeln" zu erzählen, die „in Frankreich ergriffen wurden."

Spectator.

Afghanistan.

Englisch-russische Sorgen.

Von

C. A. Bratter.

Die afghanische Gefahr erhebt wieder einmal drohend ihr Haupt. Für England bedeutet sie eine doppelte Gefahr: die eines neuen Krieges mit Afghanistan und die eines neuen Aufstandes im nordwestlichen Grenzgebiet Indiens mit seinen unabsehbaren Folgen. Zwei große Kriege hat England schon mit Afghanistan geführt; einer dauerte vier volle Jahre, 1838 bis 1842, der andere über zwei Jahre, 1878 bis 1880. Kriegerische Lorbeeren hat sich England in keinem der beiden Feldzüge geholt, wenngleich den greisen Feldmarschall Lord Roberts der ehrende Beiname „of Kandahar" schmückt; und auch die politischen Erfolge, die man durch jene Kriege zu erreichen hoffte, stehen auf unsicheren Füßen. England hat einerseits mit den Emiren von Afghanistan, anderseits mit seinem früheren mittelasiatischen Nebenbuhler Rußland mehrfach Verträge geschlossen, die seine Stellung gegenüber Afghanistan sichern und seine indische Nordwestecke schützen sollten. Mit Rußland ist England zu einem leidlichen Einverständnisse erst durch das asiatische Abkommen von 1907 gelangt; mit Afghanistan überhaupt nicht, trotz der großen Kriege, trotz seiner diplomatischen Anstrengungen und trotz der Triumphfahrt, die der Emir Habib Ullah Khan 1907 auf Einladung Englands durch Indien machte.

Ein früherer britischer Vizekönig von Indien hat die politische und strategische Stellung Afghanistans Indien gegenüber mit folgenden Worten treffend umschrieben: „Indien ist eine Festung mit dem Meere als Festungsgraben auf zwei Seiten und den Bergen auf der dritten Seite. Jenseits der Wälle ist ein Glacis von wechselnder Breite und Ausdehnung — Afghanistan. Wir wünschen es nicht zu besetzen, aber wir können auch nicht zugeben, daß es von einem Feinde (Rußland) besetzt wird." (Eine Definition, die übrigens — unter entsprechender Aenderung — auch für die Position Arabiens, Persiens, Tibets und Siams gegenüber Indien ihre Geltung hat.)

Tatsache ist, daß England es bisher nicht auf eine Eroberung Afghanistans abgesehen hat, sondern lediglich bemüht ist, sich an der indischen Grenze eine feste Verteidigungsstellung zu schaffen. Rußland dagegen hat, ehe das Bündnis mit England der scharfen mittelasiatischen Nebenbuhlerschaft ein Ende machte, offen und heimlich auf den Besitz Afghanistans hingearbeitet, um sich den Zugang zu Indien zu verschaffen. Kriege in Afghanistan und ein unaufhörliches Ränkespiel am Hofe zu Kabul waren die Folge dieser einander entgegenarbeitenden Strömungen. Es erging

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Afghanistan, wie es jedem Pufferstaate ergeht. England nahm ihm das fruchtbare, strategisch wichtige Gebiet von Peschawur, Rußland nahm Gök Tepé und die Oase Merw, den überaus wichtigen Eisenbahnknotenpunkt, von dem aus Stränge nach Herat (also ins Innere von Afghanistan), nach Kuschk, Chiwa, Bochara, dem Amur Darja und Persien laufen. Die strategisch bedeutsamste Bahn erbaute Rußland von Merw, den Murghob-Fluß entlang, nach der afghanischen Grenze. Auch England hat begreiflicherweise die größten Anstrengungen gemacht, um möglichst bequeme Verbindungswege nach dem „Glacis Afghanistan" zu schaffen. Die Engländer haben wiederholt von den Emiren die Erlaubnis zum Bahnbau ins Innere von Afghanistan gefordert, doch sind diese Wünsche nur zum kleinen Teil in Erfüllung gegangen. Die strategisch wichtigsten Linien, die England bis zur afghanischen Grenze gebaut hat, führen jenseits des Indus bis Peschawur und von dem stark befestigten Lager Quetta in Britisch-Beludschistan nach Chamar. Die Peschawur-Bahn, die späterhin den geschichtlich berühmten hochgelegenen Khaiberpaß umgehen soll, war als eine Anschlußbahn nach der afghanischen Hauptstadt Kabul gedacht.

Sollte es jetzt tatsächlich wieder zu einem Kriege mit Afghanistan kommen, so wird das Gebiet des Khaiberpasses unzweifelhaft einen ebenso wichtigen Kampfschauplatz abgeben wie schon im zweiten Afghankriege und in dem großen Aufstande in Nordwestindien 1897. Nach Konstantinopeler Meldungen wäre der afghanische Krieg bereits nach beiden Seiten hin, an den Grenzen Indiens und Rußlands, in vollem Gange. Der Emir Habib Ullah hätte somit die Absicht, sich b e i d e r „Schutzherren" von 1907 mit einem Schlage zu entledigen. Dieser englisch-russische Vertrag, der seine Hoheitsrechte noch mehr einengte als es unter englischer Schutzherrschaft der Fall war, ist dem Emir ein schmerzhafter Pfahl im Fleische. Die englische Diplomatie, die den stärksten Widerstand des Emirs gegen den Vertrag zu befürchten hatte, wollte rechtzeitig vorbauen. Sie gedachte, ihn durch außergewöhnliches Entgegenkommen und Auszeichnungen gefügig zu machen; sie bediente sich dabei eines Mittels, das selten seine Wirkung verfehlt: der Spekulation auf die Eitelkeit und, in diesem besonderen Falle, auf die Sucht der orientalischen Potentaten nach äußerem Glanz und geräuschvollen Ehrungen. In einem Vertrage, den England 1905 mit dem Emir abgeschlossen hatte, war diesem zum ersten Male der Titel „Majestät" verliehen worden. Bald darauf machten aber die Engländer die Wahrnehmung, daß die führenden Fürsten Indiens sich verletzt fühlten, weil man dem Emir, der nach ihrer Auffassung keinen höheren Rang hatte als sie, den königlichen Titel und Salut gewährt hatte. Da wurde aus der „Majestät" plötzlich eine einfache Hoheit, und auch der Salut wurde entsprechend eingeschränkt. Damit hatte es sein Bewenden bis 1907, als Eduard VII. den über den englisch-russischen Vertrag aufgebrachten Emir zu der früher erwähnten Fahrt durch Indien einlud. Zum Entsetzen der indischen Gouvernements-Beamten ging damals ein vom König Eduard, Kaiser von Indien, an „Seine Majestät Habib Ullah Khan" gerichtetes Begrüßungstelegramm ein; alle bis dahin erlassenen offiziellen Befehle mußten nun entsprechend abgeändert werden; das ganze Zeremoniell wurde auf den Kopf gestellt, und der Emir wurde in ganz Indien empfangen und behandelt, als wäre er der Kaiser-König selbst. Der Emir schwamm in Wonne und äußerte sich über die englische Regierung in Worten überschwenglicher Begeisterung. Trotzdem hatte König Eduard sich verrechnet, als er dachte, den Emir durch diese stark aufgetragenen Ehrungen geschmeidig gemacht zu haben. Die Begeisterung Habib Ullahs schlug sofort in ihr Gegenteil um, als man ihm den Vertrag mitteilte, den England und Rußland über seinen Kopf hinweg geschlossen hatten. Die englische Regierung verlegte sich, als der Emir rundheraus erklärte, er werde den Vertrag nie anerkennen, aufs Bitten: es sei nicht beabsichtigt gewesen, den Emir durch die Uebergehung seiner Person zu kränken; die russische Großfürstenpartei sei auf dem besten Wege gewesen, den Vertrag zu hintertreiben; Gefahr sei im Verzuge gewesen; nach den früheren Erfahrungen wäre

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine Antwort vom Emir nicht vor Ablauf von sechs Monaten zu erwarten gewesen; und so habe man sich entschlossen, den Vertrag schleunigst zu unterzeichnen und den Emir nachträglich um seine Zustimmung zu ersuchen.

Es ist notwendig, sich diese knappen Umrisse der englisch-russisch-afghanischen Beziehungen der letzten Jahre zu vergegenwärtigen, um die jetzige Situation zu verstehen. Habib Ullah hat es vorgezogen, es nicht zum offenen Bruch mit England und Rußland kommen zu lassen, solange sich nicht eine außergewöhnlich passende Gelegenheit dazu bieten würde. Er hat eifrig an der Organisation seines Heeres gearbeitet, hat die Waffenfabrik in Kabul vergrößert und hat vor allem schon vor Jahren ausgewählte Vertrauensmänner nach Persien und der Türkei entsandt mit der Mission, den Boden für eine gemeinsame Bewegung gegen England und Rußland vorzubereiten. In allen drei Ländern ist jetzt der Kampf gegen England und Rußland ein Lebensinteresse. Die Stunde ist günstig.

Wie die Dinge sich entwickeln werden, ob Afghanistan, mit oder ohne Persien und die Türkei, sich der mächtigen Nachbarn wird entledigen können, ist eine Frage, deren Lösung im Schoße der Zeiten ruht. Habib Ullah hat jedenfalls gut vorgearbeitet. Der nordwestindische Aufstand 1908 war, wie die Revolution 1897, afghanisches Werk. Die Grenzstämme der Mohmand und Afridi, die Schrecken Indiens, stehen auf Seiten des Emir. Beim letzten Aufstande der Mohmand und Afridi strömten ihnen Afghanen in Menge, zum Teil sogar in Uniform, zu. Die wichtige Stellung bei Lardi Khotal im Khaiberpasse wurde damals mehr durch den Ansturm der Afghanen als dem der Grenzstämme genommen; die Engländer mußten den Paß räumen, und es bedurfte eines großen Feldzuges unter dem General Sir Bindon Blood, bis der damalige Emir, der gefürchtete Abdurrachman, dahin gebracht wurde, seinen Einfluß bei den Grenzstämmen geltend zu machen, so daß sie mit den Engländern Frieden schlossen.

Als vor einigen Tagen gemeldet wurde, daß Habib Ullah gegen England 400 000, gegen Rußland 300 000 Mann ins Feld stelle, wurden diese Ziffern als phantastisch belächelt. Sie sind wohl tatsächlich übertrieben, aber doch nicht in dem Maße, wie man es annimmt. Der Friedensstand der afghanischen regulären Armee beläuft sich auf 80 000 Mann, und in Rußland wie in England ist häufig, auch in amtlichen Schriftstücken, behauptet worden, daß der Emir im Kriege leicht 400 000 Mann aufbringen könne. Außerdem ist jeder Afghane, solange er Waffen tragen kann, wehrpflichtig. Ausbildung und Führung dürften wohl kaum auf europäischer Stufe stehen, aber dieser Mangel würde zum großen Teil wettgemacht werden durch den fanatischen Engländerhaß der Afghanen und der Grenzstämme, durch die numerische Ueberzahl, durch die bessere Kenntnis des Geländes und durch die natürlichen Vorteile, die dieses gebirgige, schluchtenreiche Gelände ihnen bietet.

*

Die vorstehenden Zeilen waren schon geschrieben, als die Zeitungen einen höchst beachtenswerten Artikel des ältesten mohammedanischen Blattes Kalkuttas veröffentlichten, der in folgenden Sätzen gipfelt:

„Die von der Politik Greys gegen die islamische Welt geführten Schläge würden diese nolens volens aus ihrem tiefen Schlafe erwecken. Die beiden großen islamitischen Gruppen, Schiiten und Suniten, hätten die Schläge Englands so sehr empfunden, daß sie unter Hintansetzung ihrer religiösen Sektenunterschiede beschlossen hätten, Brüder zu bleiben; keine Macht der Welt könne die Türkei und Persien nunmehr voneinander trennen. Die Aegypter, Inder, Chinesen und Afrikaner würden sich in dieser heiligen Liga vereinigen. Die in englischen und französischen Kolonien lebenden Muselmanen könnten ihren Regierungen nicht mehr treu bleiben. Die Muselmanen des Kaukasus, von Turkestan und Transkaukasien können Rußland nie treu sein. Persien besitze keine Armee, aber seine Stämme, seine Bauern könnten zu einer großen Kalamität für Rußland werden. Wenn stufenweise Afghanistan, Indien, Aegypten, Marokko, Tunis und Algerien sich empörten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und ihre Bemühungen mit den islamitischen Regierungen der Türkei und Persiens vereinigten, könnte dann die Tripelentente, die mühsam gegen Oesterreich-Ungarn und Deutschland Krieg führt, noch irgendeine Kraft besitzen?"

Der nationale Gott.

„Gott ist mit uns, er wird den Feind verderben!"
Der Deutsche ruft es und der Krämer Britte;
Franzos, Japaner, Belgier, Moskowite —
Ja, ihrem Gott vertrau'n sogar die Serben.

Man sucht den Herrgott national zu färben
Und ihn zu kleiden nach des Landes Sitte.
Wenn Gott mit eines Volks Schwadronen ritte,
Wo bleibt er, wenn des Volkes Reiter sterben?

Gott ist kein Fähnrich und kein Kugellenker,
Er gibt dem Krupp'schen Rohre nicht Befehle.
Such', Deutscher, ihn in deines Wesens Haft!

Erkenne ihn als deines Denkens Denker,
Als deine Menschenart und Menschenseele:
Du siegst — mit deiner Kraft siegt Gottes Kraft.

Hermann Kienzl.

Shakespeare und der Krieg!

Von

Julius Bab.

Man kann dies Thema, nach dem berühmten Beispiel, das Lessing in der Behandlung der Akademieaufgabe „Pope ein Methaphysiker!" gab, überhaupt nur mit einem ironischen Ausrufungszeichen behandeln. Was kann in der deutschen Sprache, die seit vielen Generationen den Shakespeare und seine geistige Lebensbezwingung als allerköstlichsten Kulturbesitz hegt — was kann in deutscher Sprache für ein diskutierbarer Zusammenhang ausgedrückt werden zwischen diesem geistigen Phänomen Shakespeare und der großen Weltkatastrophe, in der sich mit scharfen Messern und giftigen Gasen, mit Bomben aus der Luft und Minen aus der Erde die Menschen zerfleischen? — Aber da kommt nun der gebildete Philister, der am oberflächlichsten der Oberfläche haftet, und erinnert sich, daß diese große Shakespearesche Geisteswelt zum Verfasser einen, geschichtlich nicht sehr bekannten, Mann haben soll, der vor dreihundert und etlichen Jahren in England lebte; und da wir heute mit England im Kriege stehen, so erhebt dieser geistlose Verstand die Frage, ob nun Shakespearesche Dramen auf deutschen Bühnen gespielt werden dürfen?! Deshalb also „Shakespeare und der Krieg". —

Es ist nicht gerade rühmlich zu verzeichnen, daß die Direktion des „Deutschen Theaters" in Berlin, in dem viele noch die führende deutsche Bühne sehen möchten, von diesem Philistergeist wenn nicht erfüllt, doch so verängstigt ist, daß sie ihren Hausdichter Shakespeare, der im vergangenen Jahre nahezu allein alle Abende des Theaters füllte, nicht zu spielen wagt, ohne sich vorher durch eine Enquete bei einem Dutzend deutscher Berühmtheiten attestieren zu lassen, daß dies eine erlaubte Handlungsweise sei. Außer etlichen Professoren hat man sogar zwei deutsche Reichskanzler, den vorigen und den gegenwärtigen, in dieser Sache bemüht. Daß alle diese Herren sich dafür aussprachen, daß man Shakespeare spielen sollte, ist ja selbstverständlich; daß einige es mit einer Kürze taten, die nach dem Aerger über die unvernünftige Frage schmeckte, ist erfreulich — daß aber andere diese Selbstverständlichkeit feierlich begründen zu müssen glaubten, das ist bedauerlich.

Bedauerlich, denn jeder Versuch, eine Angelegenheit der geistigen Menschheit vor dem Forum des nationalen Gegensatzes zu judizieren, ist an sich verwerflich. Genau so verwerflich, wie die Umkehrung: die Verhandlung kriegerischer Notstandsfragen vor dem Forum der künstlerischen Kultur. Hier herrscht in den meisten Köpfen noch eine bedauerliche Unklarheit. Die Frage, ob deutsche Bühnen Shakespeare spielen „sollen", und die Frage, ob deutsche Kanonen auf die Kathedrale von

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Reims schießen „durften" — sind ungefähr gleich dumm, sie beruhen auf der gleichen Verwischung der Denkgebiete. Religion, Kunst, Wissenschaft, kurz die Geistesdinge des Kulturlebens, sind Menschheitsangelegenheiten, sind ihrer völkerverbindenden, körperlosen, rasselosen Natur nach der unteilbare Besitz aller. Staaten und Völker, Heere und Kanonen, das Körpersubstrat, aus dem jene schwerelose Seelenwelt aufwächst, sind ihrer Natur nach zu Kampf und Streit geschaffen. Sie stehen unter dem Gesetz feindlicher Abschließung wie jene unter dem verbindenden Mitgefühls. Diese Körperwelt erlebt eben jetzt eine große, furchtbare Krise: den Krieg. Gewiß hängt diese Katastrophe mit gewissen Unzulänglichkeiten auch der Geisteswelt zusammen, gewiß muß man hoffen, daß nach der Umwälzung dem durchschütterten Boden eine neue bessere Geistessaat entwachse. Aber die Stunde regiert Mars — der Krieg ist ganz und gar Sache kämpfender Gewalt. Wohl mag sich noch im kämpfenden Leibe der edler gewöhnte Geist darin zeigen, daß er die unnötige Zerstörung, die bloße Grausamkeit verschmäht. Aber sicher ist, daß der Krieg kein höheres Gesetz als das der Vernichtung des Angreifers kennen kann und darf. Und ein Volk, das zum Krieg entschlossen ist, beginge einen lächerlichen Dilettantismus, wollte es sich von irgendwelchen kostbaren Bildern oder ehrwürdigen Kathedralen aufhalten lassen, die dem Feinde als Schanze dienen. Der Krieg ist „ein rohgewaltsam Handwerk", man kann ihn „nobel" treiben — aber wer ihn durch unsachliche Sentimentalitäten entmannen will, hindert nur die Entscheidung, den Sieg, die Wiederkehr des Friedens!

Ein ebenso unsachlicher Dilettantismus aber, wie in der Kriegszeit über einem zerstörten Rubens zu jammern, scheint es mir, in der Friedensarbeit einen weltbedeutenden Dichter nach dem Nationale zu fragen. Denn die friedliche, die Kulturarbeit kann und soll ja im Kriege nicht aufhören. Wohl steht mit furchtbarem Recht der Soldat im Vordergrunde der Zeit; wer aber dahinten blieb, der fasse seine Friedensarbeit, fasse die Erhaltung der Kulturgüter, der menschenverbindenden Geistigkeiten nicht minder als Pflicht, nicht minder als ernst und rein zu verrichtendes Werk auf. Alle sagen, daß (wie der Körper um der Seele) so der Krieg um des künftigen Friedens willen da ist! So müssen denn aber auch einige dafür sorgen, daß der Friede, wenn er kommt, noch seelische Güter, menschheitliche Gemeinsamkeiten vorfinde! Diese aber können ihre Aufgabe nicht ärger sündigen, als wenn sie in ihr Reich die Gesichtspunkte der streitenden Heere, die nationalen Feindschaften bringen. Solch Irrtum, der den Krieg gefährlich in die letzte Zuflucht des Friedens hinüberspielt, hat sich leider auch bei uns verschiedentlich gezeigt — daß er durch ähnliche Irrtümer ausländischer Geister herausgefordert war, sollte dem deutschen Denkerstolz keine ausreichende Entschuldigung sein! So ist es nicht gut, wenn deutsche Dichter und Kritiker zu einem Boykott ausländischer Literatur aufgerufen werden. Es ist nicht gut, wenn ein Bernard Shaw wegen gewisser superkluger Aeußerungen in Bausch und Bogen als ein blöder Clown, und ein Romain Rolland wegen gewiß nicht gerechter, aber immerhin begreiflicher Uebertreibung seines nationalen Schmerzes als ein frecher Kerl „erledigt" wird. Es ist nicht gut, wenn eine Daumier-Ausstellung aus dem königl. Kupferstichkabinett auf nationales Verlangen entfernt werden muß. Es ist nicht gut, wenn deutsche Gelehrte in corpore die Ehrenzeichen ablegen, die ihnen gelehrte Gesellschaften Englands verliehen haben, und dadurch noch eines der wenigen Bänder durchschneiden, die die in Nationen zerrissene Menschheit heut noch zusammenhalten. Man muß sich freuen, daß eine Anzahl Männer gerade der exakten naturwissenschaftlichen Fakultät den Mut und die Klarheit des Denkens hatte, gegen diesen Schritt zu protestieren, daran zu erinnern, daß man um des gegenwärtigen Krieges willen nicht die Friedenszukunft der Welt ohne Not bedrohen, ins Gebiet idealer Gemeinsamkeiten nicht nationale Feindschaft tragen dürfe. Gebt dem Kriege was des Krieges — aber dem Frieden was des Friedens ist!

Und so ist es auch nicht gut, auch nur die Frage aufzuwerfen, ob man heute auf einer

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

deutschen Bühne Shakespeare, den größten Menschenbildner und Menschheitsberater aller Zeiten und Völker, spielen dürfte. Für die Bühne, die ein Kulturinstitut sein will, ist das die selbstverständlichste aller Pflichten. — Wenn ein gereiztes Nationalgefühl heute gewisse ausländische Bühnenschreiber zweiten bis fünften Ranges, deren ganzer Reiz vielleicht in ihrem ausländischen Gebaren lag, von der Bühne verbannt, so kann es in jedem Sinne nur gut sein. Wo es sich aber um zweifellose hohe Werte der Seele handelt, da hat der Nationalitätenhader einfach zu schweigen, denn die Bühne ist nicht sein Schlachtfeld. Shakespeare ist kein Landsmann von Sir Edward Grey und General French — er ist, nach Hebbels Wort, „so wenig ein Britte wie Jesus Christus ein Jude".

Für die Bühne als Kunststätte gilt heute nur ein Kriterium: welcher Dramatiker ist heute stark, groß, gewaltig und heiter genug, um durch den Sturm dieser Tage hindurch Menschenherzen zu erreichen? Dann aber hat überhaupt niemand den Vorrang vor William Shakespeare, dessen Dramen in hundert bitteren und heiteren Klängen die Geburt der versöhnenden Seele aus den Kämpfen des wilden Leibes verkünden.

Dum Dum.

Von

Erwin Alexander-Katz.

Ein fremder Ton, unheimlich, weltenfern, klingt aus diesem Wort. Etwas von der feuchten Schwüle der Dschungel-Wildnis oder der Glühhitze afrikanischer Einöden rauscht darin. Etwas tierisches, uneuropäisches, blutwildes . . .

Dum Dum . . . unwillkürlich sieht man den weißen Jäger vor sich, der irgendwo in der Wildnis, umgeben von einer Horde verängstigter farbiger Träger, hinter einem Baumstamm, einem Felskegel hockt und — die Büchse schußfertig im Arm — des gefährlichen Wildes wartet. Durch atemlose Stille bricht plötzlich wildes Gestampf. Und schon braust es heran mit gesenktem Kopf und stoßbereiten Hörnern. „Buffalo!" schreien die Schwarzen und stieben entsetzt auseinander. Nur der Jäger hockt ganz ruhig hinter seinem Stein und zielt, als stände er am Scheibenstand. Dann bricht der Feuerstrahl aus dem Lauf, und mitten in seinem furchtbaren Ansturm stürzt der Büffel zusammen . . .

Der Jäger wußte, daß er sich auf seine Büchse verlassen konnte; auf seine Büchse und — auf sein Geschoß. Eine Kugel freilich, wie er sie daheim auf das stolzeste Hochwild absandte, hätte den Büffel schwerlich in seinem Ansturm gehemmt. Zu Tode getroffen, wäre er dennoch weiter gerast, hätte den kühnen Schützen überrannt, ihn mit den Hufen zu Brei zertrampelt oder auf den Hörnern hoch in die Luft geschleudert, um dann erst blutend selbst niederzubrechen. Allein, der Jäger hatte den großen Zauber Dum Dum im Rohr. Der hemmt im Augenblick auch des wildesten Büffels, des wütendsten Tigers Lauf. Zerspritzend gräbt sich das Blei in des anrasenden Wildes Fleisch. Zu einem zerrissenen Ballen wird das spitze Geschoß, zu einer zerfleischten Masse das getroffene Glied.

Lächelnd steht der Jäger neben dem erlegten Wild. Scheu schleichen die Farbigen heran, voller Furcht, es möchte doch noch Leben in dem gefährlichen Gegner sein. Und staunend sehen sie, wie ein einziges kleines Geschoß den Herrn der Wildnis mitten in seinem wahnwitzigen Ansturm gestreckt hat, sehen sie die furchtbare Wunde, die das kleine Geschoß dem Büffel schlug. Und leise, bang raunen sie sich den großen Zauber zu, der dies vermochte, den großen Zauber „Dum Dum".

*

Oder — eine kleine Schar weißer Soldaten im afrikanischen Busch, im indischen Dschungel. In langer, dünner Schützenlinie liegen sie hingestreckt und erwarten den Feind. Der ist längst nicht mehr der nackte Wilde von ehedem; kennt selbst den Gebrauch von Pulver und Blei. Und wird in so riesiger Ueberzahl plötzlich da sein, daß er das kleine Häuflein Weißer wegspülen muß wie eine unhemmbare Sturmflut. Schon regt es sich hinter den Felsblöcken. Schon tauchen hier und da schwarze Gestalten auf,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

um gleich wieder zu verschwinden. Und dann kracht plötzlich das Feuer durch die glühheiße Luft. Ungeregelt und planlos, aber doch furchtbar genug.

Langsam, ganz langsam erwidern die Weißen, und ab und zu sieht man hinter einem Felsblock eine dunkle Gestalt einen tollen Luftsprung tun und niederstürzen. Klatschend schlägt das heiße Blei ins Gestein . . .

Die Weißen warten. Warten und schießen, wenn irgendwo unvorsichtig ein dunkler Körper sich zeigt. Sie wissen, daß gleich die große, schwarze Wolke auf sie losbrausen wird. Und wieder verstreicht eine Zeit, fast totenstill, nur von einzelnen Schüssen durchbrochen. Dann steht es plötzlich aus den Felsen auf wie eine dunkle Wand, die sich schnell heranwälzt. Zehnfache, hundertfache Uebermacht. Wenn auch die Hälfte nur der schwarzen Gesellen durch das Schnellfeuer, das ihnen jetzt entgegenschlägt, hindurchstürmt, so können die Weißen ihre Seele Gott befehlen. Aber da — auf halbem Wege stockt der Ansturm. Reihenweise sinken die Angreifer nieder, und der Rest rast rückwärts in atemloser Flucht.

Der große Zauber „Dum Dum“ hat wieder seine Arbeit getan. Keiner, den eine Kugel erreichte, konnte auch einen Schritt noch sich vorwärts bewegen. Zerrissen von den furchtbaren Geschossen liegen die Gegner am Boden.

Mußte das sein? Mußte sie stattfinden, diese Menschenschlächterei? Sie mußte. Denn kein anderes Geschoß hätte es vermocht, den wahnsinnigen Todeslauf der Schwarzen zu hemmen. Sterbend noch wären sie weitergestürmt und hätten im Augenblick das Häuflein Weißer zerschmettert. Nur der große Zauber „Dum Dum“, das Kind der Wildnis, vermag einen Feind aufzuhalten, der — an Kräften tausendfach überlegen — planlos in sein Verderben läuft . . .

*

Auf wilde Tiere und auf wilde Menschen schießt man mit dem Dum-Dum-Geschoß, das die Briten in ihren Kolonialkriegen erfanden, und das den Gegner, wenn es trifft, unter allen Umständen sofort zu Boden streckt. Das gewöhnliche Geschoß, es gestattet dem verwundeten Feinde vielleicht noch für eine Weile, sich aufrecht zu erhalten. Die kleine Wunde, die es schlägt (auch die tödliche) wird oft erst bemerkt, wenn dem Getroffenen die Kräfte schwinden. Also ist es fast wirkungslos gegen einen Feind, der in riesiger Ueberzahl besinnungslos in ein verderbliches Feuer hineinläuft.

Allein, wo moderne Heere gegeneinander im Felde stehen, kommt dieser Fall nicht in Frage. Kein Führer wird wahnwitzig genug sein, die Truppen in das Schnellfeuer eines gut gedeckten Feindes hineinzujagen, nur, um eine kleine Abteilung über den Haufen zu rennen. Wilde Tiere nur und wilde Menschen stürzen sich kopflos in einen Hagel von Blei.

Kämpfen auf den europäischen Schlachtfeldern Wilde? — In den Reihen der Deutschen gewiß nicht. Und doch fand man auf den Schlachtfeldern den großen Zauber „Dum Dum“, und doch waren die Gliedmaßen deutscher Krieger zerrissen und zerfetzt von dem zerspritzenden Blei!

Als eine blutige Schmach wird das Wort „Dum Dum“ für immer in der Geschichte dieses Krieges eingegraben sein, eine Schmach freilich, die nur jene trifft, die sich nicht scheuten, nutzlos die schrecklichsten Wunden zu verbreiten und den unheimlichen, uneuropäischen Klang „Dum Dum“ auf europäische Schlachtfelder zu tragen.

Angela.

Von

Hans Franck, Hamburg.

(Fortsetzung.)

Am Morgen vor dem Christabend traf, sorglicher verpackt, als es die Klosterfrauen jemals bei Menschen gesehen hatten, die Winters eine Reise über Land tun, das Bild aus Schwerin zu Sonnenkamp ein. Es wurde von drei Männern, die es auf seiner Fahrt geleitet hatten, unter Volkmars Beihilfe vom Wagen gehoben, der Hüllen entledigt und nach den Anweisungen Bronislavias, die es wohl hundertmal rücken ließ, daß es ins beste Licht käme, vor dem Altar aufgestellt. Als die Aebtissin sich endlich, aufseufzend, zufrieden gegeben und lange allein in stummbewegter Betrachtung davor gesessen hatte,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entbot sie die Nonnen zur Besichtigung ihres Geschenkes in die Kirche. Nach der Gewohnheit ihrer Umzüge traten die, immer zu zweien, vor das Bild, stiegen, wenn sie die Augen wieder von ihm abkehrten, die beiden Altarstufen hinab und harrten dort stumm des Wortes ihrer Herrin.

Es war eine Madonna, wie in Italien um diese Zeit viele in der Sonne Raffaels reiften. Ein junger florentinischer Maler, der vielleicht den frühreifen Meister selber, jedenfalls aber seine Bilder kannte und von ihnen so erfüllt war, daß er, auch nachdem der Meister nach Rom fortgegangen war, nur dem Glanz nachtrachten konnte, der um ihn und die Werke seiner Hände lag, mußte es gemalt haben. In süßer Schöne thronte, vor einem aus Engelsköpfen gebildeten Himmelsbogen, eine Madonna in den Wolken. Auf Erden kniete, die Hände anbetend zusammengelegt, mit schwärmerischem Aufblick eine Josefgestalt, die trotz des langen Bartes, man sah nicht recht eigentlich: wodurch? sehr jugendlich wirkte.

Der Aebtissin, die ein wenig seitab stand und mit schwerverhaltener Wißbegier in den Mienen der Nonnen las, wurde weit öfter, als sie zuvor gehofft hatte, die Freude zuteil, auf den einfältigen Gesichtern den Wiederschein des Glanzes zu gewahren, der über dem Ganzen lag.

Als Letzte trat allein Angela vor das Bild. Sie sah es lange an, schaute auf die Aebtissin, die unter dem Blick zusammenzuckte, sah wieder auf die Madonna und noch einmal auf ihre Spenderin, stand dann plötzlich, ledig aller Scham, mit zu dem Bild erhobener Hand zwischen der Aebtissin und den Nonnen und, ohne daß sie, welche nie vor den ehrwürdigen Frauen und ihrer Herrin allein ihre Stimme erhoben hatte, mehr errötet wäre, als man bei jedem eifervollen Wort errötet, sagte sie, mit einem harten Klang, den niemand bisher aus ihrem Munde vernommen hatte: „Ich will Euch sagen, Schwestern — hört Ihr mich alle? — will Euch sagen, warum Euch Eure Aebtissin das Marienspiel verboten und ein Bild dorthin gestellt hat. Sie selber, sie allein, will hinfort Eure Maria sein. Denn sie — laßt Euch von dem Strahlenkranz, dem umgefärbten Haar und der Schönheitsmaske nicht täuschen! — sie ist die Maria auf dem Bild. Das Kind, das sie auf dem Arme hält, ist ihr Kind; und der vor ihr kniet und sie mit seinen verzückten Blicken betastet, ist, trotz des umgehängten Josefsbartes, ihr Buhle, von dem ihr Schoß es empfing."

Noch ehe eine Nonne sie stützen konnte, war Angela, mit dem letzten Wort, auf den Boden gesunken.

Für tot wurde sie in die Zelle Constantias getragen.

So wurde im Jahre 1515 das Christfest im Kloster zu Sonnenkamp nicht nur, nach dem Willen der Aebtissin, ohne die altgewohnte Schaustellung der Jesusgeburt, sondern auch, gegen die Hoffnung ihres Herzens, ohne das Madonnenbild, das auf ihr Geheiß in eins ihrer Gemächer geschafft war, begangen. Es war eine verdrossene Feier. Einem Rinnsal gleich, das am Versickern ist, suchte sich der Wechselgesang seinen vorgezeichneten Weg. Aller Herzen waren bei der, die sie heute in enthüllter Schönheit als Maria zu sehen gehofft hatten. Viele Augen wurden naß, wenn sie, die Weisung des ablenkenden Willens für nichts erachtend, den leeren Altarplatz anstarrten.

Als die Nonnen am Nachmittage, eine um die andere, die Tür zu der Zelle Constantias leise geöffnet und ihr, die mütterlich die Nacht bei der Kranken verwacht hatte, eine um die andere vergeblich angeboten hatten, an ihrer Statt während der Christfeier an dem Lager zu wachen, lag Angela noch immer mit geschlossenen Augen. Sobald jedoch der erste dumpfe Orgelton in das kahle Gemach drang, schlug sie die Lider auf und es entspann sich zwischen den beiden Frauen dieses Zwiegespräch:

„Was habe ich vorhin in der Kirche bei dem Bilde gesagt, Mutter Constantia?"

„Weißt du das nicht mehr, mein Kind?"

„Mir war, als ob jemand — eine Frau, die meine Stimme hatte — und doch nicht meine, denn es tat mir weh, wie sie sprach — Worte, davon ich keins behielt, sagte, böse Worte. Mit meinem Munde zwar, aber wider meinen Willen. Ich weiß noch, daß ich ihr anfangs ‚Schweig! Schweig! Schweig!' zurief; so laut, wie ich nur vermochte. Aber ihre Stimme war lauter als meine. Sie hörte mich nicht vor der ihren und sprach über mich hinweg, sprach — sprach —. Habe ich ihr sehr wehe getan, Mutter?"

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Du wirst, wenn du wieder gesund bist, zu ihr gehen, ihre Hand küssen, und sie wird dir vergeben."

„Aber nicht die mit dem brennenden Stein! Den hat sie von ihrem — wie sagte doch die Frau zu dem Manne auf dem Bilde, Mutter Constantia?"

„Denk nicht mehr an das Bild. Es ist schon wieder fort aus der Kirche."

„Wer sitzt denn jetzt statt meiner als Maria dort?"

„Niemand, Angela."

„Warum haben unten im Dorf alle Frauen Kinder?"

„Weil sie Männer haben."

„Warum haben wir keine Kinder?"

„Weil wir, nach unserem Gelübde, keine Männer haben dürfen."

„Aber wir haben doch Vater Volkmar bei uns!"

Plötzlich schrie die Kranke in ihre Flüsterworte hinein. Und wieder war die heisere Härte in ihrer Stimme, welche die Nonnen vor dem Bilde erschreckt hatte. Sie schleuderte die Decke fort, richtete sich auf, riß das Nachtgewand von ihrem Körper und rief: „Ich lüge, Schwester Constantia! Ich lüge! Ich weiß alles, wonach ich frage. Weiß es besser als du, als Ihr alle, alle! Es muß ein Mann kommen, der küßt uns auf den Mund, auf den Hals, auf die Brüste, hier, hier und — hier! Wir wollen ihn von uns drängen und ziehen ihn an uns. Wir wollen stark sein und sind schwach. Wir wollen aufrecht bleiben und zwingen ihn und uns, daß wir sinken — sinken — —. Daß einer käme, der mich küßte! Daß ich ein Kindlein mit ihm hätte! Eines, das mein wäre! Nicht für eine Stunde nur, und nicht zu Schein und Spiel — mein, mein aus meinem Blut!"

Als die erschreckte Nonne fortlaufen und um Hilfe rufen wollte, sank die Fiebernde in die Kissen zurück und war wieder: Angela. Sie ließ sich bedecken, betten, horchte auf den fernen Christfeiergesang und sprach zu Mutter Constantia Worte, die von einer tiefklaren Milde waren.

Wie kühles Linnen, das sich an einen brennenden Leib schmiegt, legte sich Ruhe auf die beiden Frauen.

„Das sollte ich singen," hauchte Angela. „Hörst du es, Mutter Constantia — Quem pastores lauda — vere —"

Die gab keine Antwort.

„Wollen — wir — mitsingen, Mutter Constantia?" kam noch einmal eine Frage aus den Kissen.

Wiederum keine Antwort.

Angela wandte, nach ihrer Pflegemutter zu schauen, den Kopf zur Seite.

Da sah sie, während lauter als alles zuvor, das „Nato Regi gloriae" in die Zelle schallte, wie die Tür aufging.

Herein trat eine schöne Frau mit rotgoldenem Haar. Die trug, über die vorgehaltenen nackten Arme gebreitet, ein köstliches Kleid und sprach: „Mägdlein, stehe auf!" Angela erhob sich. Das zerrissene Hemd glitt auf den Boden. Unbedeckt stand sie in der Fülle ihrer jungen Glieder da. „Schön ist dein Leib," sagte die Frau, und ihre Stimme klang wie verhaltener Gesang, „schöner als Lilien auf dem Felde." — „Wird er ihm gefallen, dem Bräutigam?" fragte Angela zagend. — „Schön ist dein Leib," sang ihr die schöne Frau zur Antwort.

Angela winkte, daß sie das Kleid über ihres Leibes Schönheit breite. Herrlich war das Gewand. Von himmelblauer Seide. Und hatte einen Saum, wohl zwei Hände breit. Der leuchtete, in flammenden Farben gestickt, wie auf blaßblauem Abendhimmel die sinkende Sonne. Auf den Seiten schlug es, bis unter die Arme, im Schreiten auseinander. Ueber die beiden Schlitze fielen, bis zum Saum hinab, zwei schneeweiße Aermel. Die waren wie gefaltete Flügel. „Werden sie mich zu ihm tragen?" fragte Angela, die sie mit ihren Blicken kosend streichelte. — „Wenn du vollendet hast," antwortete die Frau. — „So habe ich noch nicht vollbracht?" — „Nein." — „Wer bist du, Frau, die du weißt, was ich will und nicht weiß?" — „Sieh mich an, wenn du dich an deinem Kleid sattgesehen hast, und du wirst nicht mehr fragen," wich die Rätselvolle der Antwort aus. — „Mutter!" jubelte Angela erkennend. — „Kind, liebes Kind!" schluchzte die Frau, schloß sie in die Arme und küßte sie auf die Stirn und auf den Mund.

Unterdessen war, von Angela unbemerkt, die Zellentür zum zweiten Male aufgetan worden. Eine alte Frau mit werggrauem Haar war ein-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

getreten. Die hielt auf den dürren Armen ein nacktes schlafendes Knäblein vor sich hin. Als die Mutter die Hände ihres Kindes von sich abstreifte und das verschobene Gewand zurechtrückte, gewahrte Angela die Eingetretene, lief auf sie zu und rief: „Hochwürdige Aebtissin Sophia, wie könnt Ihr das Kind auf Euren Armen tragen!“ — „Habe ich mir ein Lebenlang von dir dienen lassen, so geschieht mir recht, daß ich ein Stündchen dir dafür wiederdiene, Angela.“ — „Gebot ich dir nicht bei Rutenstreichen, sie Jungfrau Maria zu nennen!“ schmälte die Mutter. „Gib ihr das Kind und geh.“ — „Das ist ja mein Kind!“ schrie Angela auf, als sie es der Alten abgenommen hatte. — „Wessen Kind sollte es sonst sein?“ — „Es hat meine und deine Haare, Mutter!“ — „Wessen Haare als unsere sollte es wohl tragen?“ — „Aber es darf nicht unsere Augen haben. Nein, dann könnte ich es nicht lieben. Mutter, hat es seine Augen?“ — „Sieh nur zu.“ — Es schläft noch.“ — „So rufe es.“ — Aber ich weiß ja nicht, wie mein Kind heißt, Mutter. Weißt du es?“ — „Ich weiß alles.“ — „Sag mir, wie es heißt!“ — „Nein. Eines Tages wirst du es aus dir selber wissen.“ — „Es hat seine Augen!“ jauchzte Angela, „dunkle, tiefe, schöne Augen. Viel dunklere, tiefere, schönere als deine und meine.“ Und sie herzte und küßte das Knäblein so wild, daß es zu weinen begann. — „Die Nonnen kommen, dich zu holen! Mach es schnell ruhig!“ befahl die Mutter. — „Ich kann es doch nicht!“ jammerte Angela. — „So gib es mir!“ — „Nein! Nein! Du nimmst mir mein Kind wieder weg. Nein! Nein!“ — Da ging die Tür, und der Knabe war still.

Angela schritt, das Kind auf dem Arm, hinaus. Draußen im vielbogigen Klostergang warteten alle Nonnen. Langsam nur geriet der Zug in Bewegung. Hinter Angela folgten die Mutter Constantia und die Mutter „Mutter!“ Dann, für sich allein, Vater Volkmar in der Josephstracht mit Säge und Axt. Ihm schlossen sich die beiden Aebtissinnen, die alte und die junge, an. Angela hatte sie, als sie aus der Zelle trat, ansehen wollen. Aber Aebtissin Sophia hatte so verzückt zum Himmel aufgeschaut, Aebtissin Bronislavia so demütig zur Erde hinabgestarrt, daß sie ihnen nicht in die Augen schauen konnte. Hinter den Aebtissinnen folgten die Hirten, hinter den Hirten die Könige, von denen Balthasar, der König aus Negerland, sie mit den perlweißen Zähnen angefletscht hatte, daß Angela, es zu schützen, ihr Kind heftig an die Brust drückte. Hinter den Königen folgten, so weit das Auge sehen konnte, Nonnen — Nonnen —. Bald kamen sie in eine enge Gasse mit gegiebelten Häusern, wie sie in den Städten um die Dome und Kirchen herum zu finden sind. Als Angela zum Himmel hinaufblickte, gewahrte sie, daß alle Häuser sich vor ihr verneigten. Hinter den Häusern wuchsen zwei Türme auf. Deren goldene Knäufe reichten bis in die jagenden Wolken. Mächtige Glocken riefen auf die Dächer und die Straßen hinab. Als die eisenbeschlagene Eichentür des Gotteshauses vor Angela aufsprang und die Helle der vieltausend Kerzen über sie und das Kind hinflutete, stockten einen Augenblick ihre Füße. Doch als sie die tröstende Stimme ihrer Mutter hinter sich hörte, stieg Angela die Stufen hinan. Drinnen war schon die Gemeinde versammelt. Bürgermeister, Ratsherren mit weißen Krausen um die roten Hälse, Patrizier mit ihren schönen Frauen und Töchtern, Bürgerleute, Arme und unzählige Kinder. Alle erhoben sich, da Angela mit ihren nackten Füßen, an denen nicht ein Stäubchen des Straßenkehrichts haften geblieben war, auf die weißen Kirchenfliesen trat. Dröhnend setzte die Orgel ein. Und „Maria! Maria!“ klang es aus tausendmal tausend Kehlen zum Himmel auf.

Angela ging durch das Kirchenschiff auf den Altarplatz. Dort stand eine Wiege. In die legte sie ihren Knaben und setzte sich ihm zu Häupten, indes die Hirten vor ihr und dem Kinde niederknieten. Die allein waren ihr, außer Joseph, den sie hinter sich stehen fühlte, von dem Zuge bis hierher gefolgt. Die Nonnen saßen, unter die Gemeinde verteilt, in der Kirche. Die drei Könige waren nicht zu sehen. Auch als Angela sich scheu umwandte, ob sie im Schatten des Altars auf den Wechsel mit den Hirten warteten, konnte sie keinen von ihnen erblicken. Und doch hätte sie einen Finger ihrer Hand dafür gegeben, wenn sie gewußt hätte, wo der Schwarze lauerte, der ihr hernach die Kutte über das schimmernde Gewand werfen sollte. (Schluß folgt.)

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eine neue Form des Dramas.*)

Von

Walther C. F. Lierke, Breslau.

Tritt da jemand auf mit einer neuen Form des Dramas. —

Leute, die das Faktum nur obenhin bedenken, mögen äußern: „Unmöglich!" oder „Unsinn!", mögen vielleicht einen seitlichen Gedanken mit dem Schreckbegriff Futurismus verbinden. Und doch steht da einer, Waldemar Müller-Eberhart, der mit aller Energie und aller erreichbaren Fülle von Gründen der vorhandenen Form absagt, eine neue fordert und sie selbst in seinen Produktionen gibt.

Ausgehend von der Erkenntnis, daß das Geschriebene, das Buch nur ein notwendiges Medium darstellt zur Erfüllung der dramatischen Kunst auf der Bühne oder wenigstens vor dem Geiste des Lesers, verlangt er von der idealen Form, daß sie das Dramatische mit möglichster Genauigkeit so wiederzugeben imstande sei, wie es vor dem Schaffenden entsteht, nämlich so wie ein Stück Leben selbst, ein Stück alles Ueberflüssigen und Belanglosen entkleidete Wahrheit, konzentriertes, lebendigstes Leben. Und zur Erreichung dieser geforderten, getreuen Vermittelung visionären Schaffens an Theater- oder Leserpublikum erklärt er die überkommene Form für ungeeignet: Das Jahrhunderte alte schematische Drama ist kein Stück Leben, sondern in seiner Gestalt mit den Regiebemerkungen, die von Kulissen usw. reden, hinreichend charakterisiert als ein Stück Bühne, ebensowenig berufen, dem echten Dramatiker den vollständigen Ausdruck seines Schaffens zu gewähren, als demzufolge dem Darsteller oder Leser dieses Geschaffene in der primären Kraft und Deutlichkeit vorzustellen und auf ihn wirken zu lassen.

Also muß das schematische Drama in seiner Erfüllung entweder auf die ergänzende Tätigkeit des Regisseurs und Schauspielers angewiesen sein — die kann sehr leicht versagen, falsch kombinieren — oder es muß auf seine Erfüllung vor dem Leser, der sich phantastisch um die Neugestaltung bemüht, so gut wie ganz verzichten, wenigstens, was den Durchschnittsleser anlangt.

Wie recht Müller-Eberhart vor allem mit dieser zweiten Folgerung haben mag, erhellt die Tatsache, daß, vom klassischen abgesehen, das Drama als Buch von der Masse der Leser im Gegensatz zu Roman und Novelle verschwindend wenig beachtet wird, eben aus der sehr begreiflichen Ursache, weil die schematische Form einfach der Vorstellung nicht genügend Grundlagen gibt, ja etwa durch die typischen Namenvoransetzungen und Aehnliches noch angetan ist, den sinnlichen Zusammenhang der Vorstellung zu unterbrechen, und so alles andere als Erfüllung dramatischer Kunst zu geben.

Mag sein: Literaten, Dramaturgen, rezeptiv-künstlerisch Begabte lesen trotzdem das ursprünglich Dramatische, primär Geschaffene heraus. Bestehen bleibt die Vernachlässigung des Dramabuchs durch die Masse der Leser und muß ihre Gründe haben.

Aber gerade bei den Theaterverhältnissen, wie sie heute liegen, bei der „Bühnennot", wie sie ohne allen Zweifel für die ernste dramatische Kunst der Gegenwart vorhanden ist — denn man kann doch nicht annehmen, daß wirklich bloß die paar an den Fingern herzuzählenden ausländischen und inländischen Autoren aufführungsreif seien, die gegenwärtig als „literarisch" gespielt werden —, gerade bei dieser mehr oder minder von der finanziellen Spekulation bedingten Verschlossenheit der Bühnen bedarf es für das dramatische Kunstwerk einer Form, die ohne Vermittlung der Bühne den Weg ins breitere Publikum findet.

Sie wird nach Müller-Eberhart eine unschematisch freie Form sein, die der individuellen Expression des Dichters die weitesten Möglichkeiten bietet. Selbstverständlich stellt sie sich überwiegend als Dialog dar, gemäß dem Umstande, daß das Hauptsächliche des

*) Wir stellen gern diese originellen und tief durchdachten Ausführungen zur Diskussion, obwohl sie uns dem natürlichen Charakter des Dramas zu widersprechen scheinen. D. Red.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dramas das gesprochene Wort ausmacht. Was aber dem Dichter sonst noch als bedeutend in anderer als dialogischer Aeußerung vor Augen steht, wird sich zwischen das Gesprochene einreihen wie in fortlaufender Erzählung, so daß die neue Form von der epischen rein äußerlich kaum zu unterscheiden ist. Der Einwurf: „Also doch Roman oder Novelle!", wie man ihn schon gemacht hat, ist nichtsdestoweniger nur zu bald behoben, und zwar indirekt: Denn es müßte dann jeder Roman oder jede Novelle durch einige Teilstriche ohne weiteres in Akte zerfallen und ohne Aenderung oder auch nur Umsetzung eines einzigen Wortes aufführbar sein; dies trifft bei der neuen Form zu als ihre eigenste, eben dramatische Eigentümlichkeit.

Die neue Form wird weiterhin, da sie der Bequemlichkeit und Uebersichtlichkeit des Schemas ermangelt, den Dichter zum konzentriertesten Durchdenken des Dialogs hinsichtlich der Charakteristik von Person und Situation veranlassen müssen, zumal dessen Prägnanz in der erwähnten Beziehung bei der Niederschrift fast das alleinige Mittel des Auseinanderhaltens der Gestalten bildet, und deshalb wird die neue Form für Konsequenz und Lebenswahrheit der Handlung nur vorteilhaft sein.

In der neuen Form werden häufig Betrachtungen und Stimmungen wie musikalische Motive mitschwingen, vervollständigend und für den Regisseur und den Schauspieler anleitend und erleichternd.

Endlich aber wird die neue Form, um ein Wesentliches nochmals zu betonen, nicht schematisch die Bühne, sondern Leben aufbauen.

Es sei, da die vorangegangenen Ausführungen immerhin nur Hinweise bedeuten, nachdrücklichst verwiesen auf Müller-Eberharts theoretische Schrift „Bühnennot" (Berliner Theater-Verlag G. m. b. H.), die 1910 erschien und vom Intendanten Professor F. Gregori als ausgezeichnet gepriesen wurde.

Randbemerkungen.

Mehr Takt, meine Damen!

Schon heute können wir ohne Selbstüberhebung feststellen, daß auf jedem Gebiet starker Kriegsbereitschaft Deutschland alle andern kriegführenden Mächte weit hinter sich läßt. Hierzu gehört nicht das in der so überraschend schnell gedeckten Kriegsanleihe dargebrachte Milliardenopfer des Volkes. Dies Opfer hat alle Aussicht, für die freundlichen Geber durch einen für ein sicheres Staatspapier noch lange nicht dagewesenen Zinsfuß und durch erhebliche Gewinnchancen nach menschlicher Berechnung zu einem sehr rentablen Geldgeschäft zu werden. Aber hierzu gehören die von fleißigen Frauenhänden angefertigten Wollsachen, die schon jetzt, nach einer Kriegszeit von zwei Monaten, für viele hunderttausend Krieger reichend, das deutsche Reichstagsgebäude zu einem Stapelplatz von Wintersachen machen, wie ihn London, Paris und Petersburg vergeblich ersehnen dürften. Auch in der Fürsorge für die Daheimgebliebenen wird viel getan. Die Vereinsmeierei, im Frieden eine liebenswürdige Schwäche deutschen Wesens, ward über Nacht zu einer Stärke. Dieselbe Damenorganisation, die gestern in Frauenstimmrecht „machte", stellt heute ihre Vereinskasse bereit, um an Stelle ihrer einst so ungenießbaren Utopien Darbenden und Frierenden durchaus genießbare leibliche Nahrung zu reichen. Auch die Wirtschaftsgeschichte hat ihren Treppenwitz. Ein solcher ist es, daß gerade in der Zeit, da das völlig eingekreiste Deutschland schon volle zwei Monde lang von der meerbeherrschenden Britenflotte „ausgehungert" wird, in einem Berlin, das gleichzeitig Fleischpreise von nie dagewesener Billigkeit erlebt, ein diskutabler Mittagstisch für dreißig deutsche Reichspfennige pro Gedeck zu durchaus sättigender Wirklichkeit ward.

Wo täglich so Unendliches geleistet wird, sind gelegentliche kleine Entgleisungen, auch in Friedenszeiten Begleiterscheinungen der öffentlichen Wohltätigkeit, auch jetzt zu entschuldigen. Man fühlt sich selbst in dieser ehernen Zeit

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

noch auf das angenehmste geschmeichelt, wenn selbst ein Kistchen gespendeter Soldatenzigarren seinen „höheren" Lohn darin findet, daß man seinen eigenen Namen schwarz auf weiß in der Tageszeitung lesen kann. Und man braucht noch reichlich viel Klischee. Frau Müller und Frau Schulze sind auch jetzt in dem alles gleichmachenden Zeichen des Krieges noch immer nicht vorstandsfähig. Selbst die bescheidenste Volksküche borgt sich eine Baronesse oder eine Kommerzienrätin, die nichts von kochen versteht. Die Hauptsache aber ist der gute Wille. Auch wenn wir hören, daß man in einem pikfeinen Berliner Damenklub, der sich im Frieden inmitten glanzvoll ausgestatteter Klubräume mit harmlosem Bridge beschäftigt, auf die lobenswerte Idee gekommen ist, hier die verschämten gebildeten Kriegsarmen, für die sonst so wenig getan wird, zu beköstigen, so ist das eine ganz famose Idee. Aber müssen die wohlgepflegten Damen, in ihrem eigenen Haus von der Kriegsnot glücklicherweise unberührt, die gespendeten Gedecke, wie das geschehen, wirklich in höchst eigner Person servieren? Bleibt wirklich vornehme Wohltätigkeitsbetätigung nicht gerade Gebildeten gegenüber diskret hinter den Kulissen? Eine gebildete Dame der besten Gesellschaft, die dem verarmten Mitglied gleicher Gesellschaftsstufe das aus ihrer Tasche bezahlte Gratisessen eigenhändig vorsetzt . . . Der Beköstigte, der das lächelnde „Wie schmeckt's?" mit einem verschämten „Sehr gut" beantwortet . . . Man stelle sich das vor und man tue sich zusammen, um dem reichsten Damenklub von Berlin jene paar Serviermädchen zu stiften, die primitivster Herzenstakt gerade für diesen Fall gebieterisch erheischt.

Achtung vor dem Feind.

Der Mangel an Achtung, den unsere Gegner allem, was deutsch ist, seit Kriegsbeginn an den Tag legen, hat in der gegnerischen Presse zu einem Tone geführt, wie er bisher selbst im Arbeitsbereich des berüchtigten Revolverjournalismus noch nicht gehört ward. Es gibt besonders jenseits des Aermelkanals keine Niedertracht, die man unseren braven Truppen nicht andichtet. Nachdem uns zwei Monate lang die führende englische Presse nur als „Banditen" und „Barbaren" apostrophiert hat, scheint es vielleicht nur natürliche Reaktion, wenn gewisse deutsche Blätter in der ständigen Abwehr unwürdigster Verleumdungen nachgerade in eine ähnliche Sprache verfallen. Und doch sollten wir uns zu gut dazu sein. Sollten besonders in der Art, wie wir von den Soldaten unserer Gegner sprechen, anders wie der Brite, der heute in Punkto Journalistenanstand selbst vom Russen besiegt wird, nie die Achtung vor dem Soldaten als Berufsbegriff vermissen lassen. Ob Deutscher, ob Franzose, ob Engländer, ob Russe . . . Der schwere Kampf, den unsere Truppen zu führen haben, beweist es, daß die Soldatentugenden selbstverständigen Heldentums und steter Todesbereitschaft auch bei unsern Gegnern zu finden sind. Der Soldat als solcher sollte bei vornehmer Auffassung überhaupt immer jenseits aller politischen Leidenschaftsausbrüche stehen. Die Regierungen, nicht die Militärmacht, sind für ein unwürdiges oder kulturwidriges Kampfziel der mobilisierten Armeen verantwortlich. Wer von den Soldaten des Gegners, nur weil er den Rock des Feindes trägt, prinzipiell mit Verachtung spricht, setzt allen Soldatenstand, den deutschen mit eingeschlossen, herab. „Achtung vor dem Feinde . . ." Und wenn Blätter wie die „Times" und die „Daily Mail" die deutsche Armee in täglich unerhörteren Beschimpfungen als „Gesindel" hinstellen, so wollen wir uns die Logik bewahren, die englischen Soldaten, inklusive des indischen Kanonenfutters, nicht mit den Herren Grey und Konsorten zu identifizieren.

H. J.

Herausgeber: F. W. Fischer und Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburgerstr. 58. — Redaktion: Charlottenburg, Mommsenstr. 55. — Verlag: Die Gegenwart G. m. b. H., Charlottenburg, Knesebeckstr. 35. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gegenwart

Nr. 42 | Berlin, den 17. Oktober 1914 | 43. Jahrgang Band 86.

Alkoholfreie Unkultur.

Als der Kronprinz in einem vielbeachteten und glücklicherweise sehr erfolgreichen Telegramm an den Herausgeber des „Deutschen Armeeblatts" um Rum- und Arrakspenden gegen die Unbill des Herbstes für seine Truppen bat, mag manchem unserer Leser es beinahe überflüssig erschienen sein, daß wir unsere Befriedigung über diese selbstverständliche Maßnahme noch besonders ausdrücken zu müssen glaubten.

Aber unsere Ahnung, daß die vereinigten Temperenzler und Vegetarianer sich selbst durch diese von den realen Tatsachen gebotene Aufforderung von ihrer durch den Krieg nur doppelt angefachten Bekehrungswut nicht zurückhalten lassen würden, hat sich schon erfüllt. Das Thema „Krieg und Alkohol" verschwindet seit Wochen nicht mehr aus den Zeitungen. Und während unsere braven Soldaten, oft bis an die Brust in Schlamm gebadet, in einer neuen Kriegsart, die die Schrecken der Monatsschlacht erfand, bis auf die Haut durchnäßt, in endlos hingezogenen Schützengräben liegen, sitzen daheim Hunderte von militärdienstuntauglichen Fanatikern in traulich warmer Schreibstube und untersuchen mutig die Frage, ob dieses Herbstes andauerndes Regenwetter wirklich so „schlimm" wäre, um in der Schützenlinie einen wärmenden Schnaps zu entschuldigen. . .

Als mit dem ersten Augusttag es den friedliebenden Deutschen offenbar ward, daß sich die Schicksalsstunde des lang gefürchteten Weltkrieges nicht länger aufhalten ließe, hat Wilhelm II. für alle inneren Streitigkeiten allgemeinen Burgfrieden gewünscht. „Ich kenne keine Parteien mehr. . ." Wir haben es erlebt, wie dies Kaiserwort weit über den Rahmen der eigentlich politischen Parteien hinaus, nicht zur Freude unserer Feinde, mit Blitzesschnelle verständnisinniges Echo fand. Wir wissen es: von allen Kämpfernaturen, die nicht leben können, ohne für ihren Glauben zu streiten, findet sich der primitiven Art seines Wesens nach der Sektierer am schwersten in eine solche alle innern Streitfragen vertagende Konstellation. Trotzdem haben alle Sektierergruppen den Sinn der Stunde verstanden und die propagandistische Bearbeitung ihres Glaubensprogramms mit feinem Gefühl dafür, daß neben der Verteidigung des Vaterlandes alles andere jetzt Hekuba sein muß, zum Besten einer unentbehrlichen Einigkeit vertagt. Nur nicht die Vereinigung der prinzipiellen Abstinenten und Puritaner.

Die Anhänger des Freihandels sahen, wie jetzt zur bessern Versorgung des eingekreisten Vaterlandes eine Schutzzollschranke nach der andern fiel. Aber der geschmacklose Triumph „Sieg unseres Programms!" ward von keinem dieser Parteigänger gehört. Die Monisten, noch gestern bereit, gegen jeden Zwiespalt zwischen Wissen und Glauben mit allen Waffen moderner Erkenntnis Sturm zu laufen, sehen schweigend zu, wie die Kriegsgefahr den frommen Kinderglauben wieder zur Herrschaft bringt und stellen ihre Organisation in den Dienst des Vaterlandes. Nur die Vereinigung der Puritaner kennt angesichts dieses Krieges nicht das Sittengebot eignen Landfriedens. Wie eine wilde Jagd reiten sie durch das Vaterland und mißbrauchen den Ernst der Stunde zu aufdringlichster Proselytenmacherei.

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die weise Vorsichtsmaßregel einer alkoholfreien Mobilmachung ward mitten in unserer Kriegssorge als „endgültiger Sieg" der Puritanersache uns schrill und gellend ins Ohr geschrien. Jetzt hat der Kronprinz, die Leiden und Krankheitsgefahr der dräuenden Winterkampagne richtig erkennend, wider den Stachel dieses aus England importierten monomanen Sektierertums gelöckt. Und nun gebärden sie sich wie die Furien und möchten am liebsten jedes harmlose Glas Rotwein, das heimatliche Dankbarkeit gespendet, dem frierenden Kämpfer noch von den Lippen reißen.

„Der Sieg der Abstinenz im Weltkrieg . ." Herr Kapitänleutnant a. D. Hans Paasche liefert den Beweis, daß auch Trunkenheit ohne Alkohol kein leerer Wahn ist. Oder ist es nicht eine Art von Trunkenheit, wenn dieser Herr den Satz niederlegt: „Eine größere Ermutigung als dieser Krieg konnte den deutschen Abstinenten wohl nicht erdacht werden. . ." Ist es nicht eine Art von Trunkenheit, wenn man sich über das vernünftige Alkoholverbot in der Begeisterung der Mobilmachungstage folgendermaßen erregt: „Mit der Mobilmachung kam das Verbot, alkoholische Getränke auf Bahnhöfen zu verzapfen. Hei, wie frohlockte das Abstinenten- und wahre Soldatenherz! Wie ein Witz wirkte jetzt die Mahnung der „Mißbräuchler" zur „Mäßigkeit"! Sie bekamen einfach nichts: der Hahn war zu! Ein Stück alkoholfreier Kultur!" Mutet es nicht wie ein Stück sektiererischen Größenwahns an, wenn man liest: „Der deutsche Abstinent hat unsichtbar hinter den mächtigen Generälen gestanden und ihnen die Feder geführt." Grenzt es nicht an Gefühlsroheit, wenn Herr Paasche aus der bedauernswerten Tatsache, daß bei den Antwerpener Greueln auch viele deutsche Inhaber von Gastwirtschaften „die Früchte ihres Fleißes" — Herr Paasche meint das spöttisch! — verloren, die Hoffnung knüpft, daß „dieser Krieg überhaupt zur Mißachtung dieses Standes beitragen würde".

Eben brachte Stadtrat Maximilian Tasch im Auftrag des Vereins der Likörfabrikanten Berlins und der Provinz Brandenburg 5200 Flaschen Spirituosen an die Front. Während der Kronprinz die Ueberbringer persönlich begrüßt und beim Empfange äußert: „Ich danke Ihnen aufs herzlichste. Ich werde Ihnen diese schöne Tat nie im Leben vergessen. . .", spricht der Kapitänleutnant Paasche, den vom Kaiser gewünschten Burgfrieden deutlich mißachtend, in Druckerschwärze die ebenso geschmackvolle wie liebenswürdige Hoffnung aus, daß „das Wort Bierverkäufer bald denselben üblen Klang haben möge wie Schnapsverkäufer . . ."

„Aber," so schreibt Herr Paasche in seinem offenen Brief an seinen Gesinnungsgenossen Strecker mit umdüsterter Feder, „jetzt kommt ein sehr dunkles Kapitel: Neulich schickte ich Ihnen die Schilderung eines Erlebnisses mit Führern des Roten Kreuzes. Ich sprach die Vermutung aus, daß „Rotes" Kreuz nicht „Blaues" Kreuz sei, das heißt, daß die Kenntnis der Alkoholfrage im Roten Kreuz recht dürftig sei. Die letzten drei Wochen haben das leider bestätigt. An der Spitze des Roten Kreuzes stehen doch wohl überall gebildete oder halbwegs (!) gebildete Frauen. Man fragt sich vergeblich, was diese, im Frieden wegen ihres unfreiwillig parasitären Daseins meist bedauernswerten Geschöpfe gelesen haben? Mit einer Harmlosigkeit, die nachgerade abstoßend wirkt, bitten die Abteilungen des Roten Kreuzes öffentlich um Liebesgaben in Gestalt von Kräftigungsweinen und Sekt . . . Da hört sich doch alles auf, wenn diese große Organisation, zu der jeder von uns beisteuert, was er irgend kann, die Wunden, die der Krieg schlägt, nicht schließen kann, ohne die Wunden wieder aufzureißen, die wir im Frieden mühsam geheilt haben. Dies Vorgehen der einzelnen, jetzt so sehr tätigen Männer und Frauen, ist ein trauriges Zeichen für den Mangel an Pflichterfüllung im Frieden und zeugt von einer an Frivolität grenzenden Schlafmützigkeit in sozialen Dingen. . . Uebrigens durften die Sektkellereien auch wieder von ihren Erzeugnissen beisteuern. Ihre Spenden wurden nicht entrüstet zurückgewiesen, wie das der Ernst der Zeit erfordert hätte! nein: mit Dank angenommen . . ."

Wir haben in Deutschland Burgfrieden. Wenn die vereinigten Abstinenten und Puritaner

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diesen Burgfrieden bisher in keiner Weise respektierten, so hat man sie achselzuckend in der richtigen Erwägung gewähren lassen, daß mit ihnen vom Standpunkt des gesunden Menschenverstandes in Ruhe nicht zu verhandeln ist. Die Tatsache, daß das Wort „Mäßigkeitsfreund", ein Begriff, zu dem auch wir uns, wie alle Vernünftigen, bekennen, längst von Herrn Paasche zu einem verächtlichen Schimpfwort erhoben ward, kennzeichnet sie. Die weitere Tatsache, daß das fürsorgliche Eintreten des Kronprinzen für seine Truppen nicht wenigstens in diesen Tagen Herrn Paasche zu einer ruhigeren Behandlung des totgehetzten Themas bestimmen konnte, mag, da wir jetzt wahrhaftig Wichtigeres zu tun haben, unbeachtet bleiben.

Aber es versteht sich von selbst, daß das deutsche Volk als solches in dieser Frage geschlossen hinter den Maßnahmen des deutschen Kronprinzen steht. Die Frage, ob und wann in dem nunmehr kommenden Winterkrieg ein mäßiger Alkoholgenuß bei dem Kampf gegen die Eiseskälte nasser Schützengräben und im Kampf gegen die im Kriege stets lauernde Seuchengefahr angebracht und nützlich ist, entscheiden glücklicherweise die Militärärzte und Heerführer und nicht der, um mit Herrn Paasche zu reden, „hinter den Generälen stehende unsichtbare Abstinent".

„Die deutschen Mobilmachungstage — ein Stück alkoholfreier Kultur!" Als Reklame für die Abstinenten war diese weise Maßnahme sicherlich nicht gedacht. Doch wenn der Geschmack der Sektierer daran keinen Anstoß nimmt, mag es hingehen. Aber jetzt noch, nachdem die Aerzte einen mäßigen Alkoholgenuß angesichts der Strapazen für unerläßlich erklären, jeden Tropfen Alkohol aus „prinzipiellen Gründen" verbieten zu wollen, während im gegnerischen Schützengraben stärkender Rotwein gereicht wird, das wäre ein Stück alkoholfreier Unkultur, der sich ein für seine Truppen sorgendes Vaterland auch nicht aus Liebe zu der aufdringlichen Sekte der Abstinenten schuldig machen wird.

Spectator.

Die Belagerung von Antwerpen.

Von

Friedrich Schiller.

Die deutschen Schriftsteller, die als Kriegsberichterstatter der Belagerung von Antwerpen beiwohnten, haben es diesmal nicht leicht gehabt. Sie traten allesamt in Wettbewerb mit dem Kollegen Friedrich Schiller, der die Belagerung von Antwerpen bereits mit der ihm eignen Wucht des Vortrags geschildert hat. Freilich handelt es sich bei seinem 1795 veröffentlichten Aufsatz nicht um die Belagerung Antwerpens durch den preußischen General von Beseler, sondern um die 1584/85 geschehene durch den spanischen Prinzen Alexander von Parma. Der Schwerpunkt jener ganzjährigen Belagerung lag damals auf der Seeseite und gipfelte in dem 2½ Kilometer langen Brückenbau, durch den der Spanier der Stadt die Scheldezufuhr sperrte. (Die Schilderung dieses Baus und seiner Gefährdung durch Antwerpens Mininschiffe bildet ein großes Glanzstück Schillerscher Sprachkunst.) Aber Vergleichspunkte bieten die Manöver beider Feldherrn doch genug: die alte Waffe der Seelande: Dammdurchstich und Ueberschwemmung spielt vor 300 Jahren wie heute ihre Rolle; schon damals muß der Belagerer erst Dendermonde besetzen, denn „solange dieser bedeutende Platz noch in feindlichen Händen war, konnten die Städte Gent und Antwerpen einander unterstützen und durch ihre leichte Kommunikation alle Bemühungen der Belagerer vereiteln"; schon damals wird Herenthal erstürmt, „wodurch Antwerpen von Brüssel und Mecheln abgeschnitten wurde". — So kann es an Vergleichen nicht fehlen, und den gegenwärtigen Schreibern und Lesern sei deshalb zu belehrender Erinnerung hier aus Schillers großer historischer Abhandlung wenigstens die Einleitung hergesetzt!

— — — — — — — — — — — —

Es ist ein anziehendes Schauspiel, den menschlichen Erfindungsgeist mit einem mächtigen Elemente im Kampf zu erblicken, und Schwierigkeiten, welche gemeinen Fähigkeiten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unübersteiglich sind, durch Klugheit, Entschlossenheit und einen standhaften Willen besiegt zu sehen. Weniger anziehend, aber desto belehrender ist das Schauspiel des Gegenteils, wo der Mangel jener Eigenschaften alle Anstrengungen des Genies vereitelt, alle Gunst der Zufälle fruchtlos macht und, weil er ihn nicht zu benutzen weiß, einen schon entschiedenen Erfolg vernichtet. Beispiele von beidem liefert uns die berühmte Blockade der Stadt Antwerpen durch die Spanier beim Ablauf des sechzehnten Jahrhunderts, welche dieser blühenden Handelsstadt ihren Wohlstand unwiederbringlich raubte, dem Feldherrn hingegen, der sie unternahm und ausführte, einen unsterblichen Namen erwarb.

Zwölf Jahre schon dauerte der Krieg, durch welchen die nördlichen Provinzen Belgiens anfangs bloß ihre Glaubensfreiheit und ständischen Privilegien gegen die Eingriffe des spanischen Statthalters, zuletzt aber die Unabhängigkeit ihres Staates von der spanischen Krone zu behaupten strebten. Nie völlig Sieger, aber auch nie ganz besiegt, ermüdeten sie die spanische Tapferkeit durch langwierige Kriegsoperationen auf einem ungünstigen Boden und erschöpften den Herrn beider Indien, indem sie selbst „Bettler“ hießen und es zum Teil wirklich waren. Zwar hatte sich der Gentsche Bund wieder aufgelöst, der die sämtlichen, sowohl katholischen als protestantischen Niederlande in einen gemeinschaftlichen und, wenn er hätte Bestand haben können, unüberwindlichen Körper verband; aber anstatt dieser unsichern und unnatürlichen Verbindung waren die nördlichen Provinzen im Jahre 1579 in eine desto engere Union zu Utrecht getreten, von der sich eine längere Dauer erwarten ließ, da sie durch ein gleiches Staats- und Religionsinteresse geknüpft und zusammengehalten wurde. Was die neue Republik durch diese Trennung von den katholischen Provinzen an Umfang verloren, das hatte sie an Innigkeit der Verbindung, an Einheit der Unternehmungen, an Energie der Ausführung gewonnen, und ein Glück war es für sie, beizeiten zu verlieren, was mit Aufwendung aller Kräfte doch niemals hätte behauptet werden können.

Der größte Teil der wallonischen Provinzen war, bald freiwillig, bald durch die Waffen bezwungen, im Jahr 1584 unter die Herrschaft der Spanier zurückgekehrt; nur in den nördlichen Gegenden hatten sie noch immer nicht festen Fuß fassen können. Selbst ein beträchtlicher Teil von Brabant und Flandern widerstand noch hartnäckig den Waffen des Herzogs Alexander von Parma, der die innere Regierung der Provinzen und das Oberkommando der Armee mit ebensoviel Kraft als Klugheit verwaltete und durch eine Reihe von Siegen den spanischen Namen aufs neue in Ansehen gebracht hatte. Die eigentümliche Organisation des Landes, welche den Zusammenhang der Städte untereinander und mit der See durch so viele Flüsse und Kanäle begünstigt, erschwerte jede Eroberung, und der Besitz eines Platzes konnte nur durch den Besitz eines andern errungen werden. So lange diese Kommunikation nicht gehemmt war, konnten Holland und Seeland mit leichter Mühe ihre Bundesverwandten schützen und zu Wasser sowohl als zu Lande mit allen Bedürfnissen reichlich versorgen, daß alle Tapferkeit nichts half und die Truppen des Königs durch langwierige Belagerungen vergeblich aufgerieben wurden.

Unter allen Städten Brabants war Antwerpen die wichtigste, sowohl durch ihren Reichtum, ihre Volksmenge und ihre Macht, als durch ihre Lage an dem Ausfluß der Schelde. Diese große und menschenreiche Stadt, die in diesem Zeitraum über achtzigtausend Einwohner zählte, war eine der tätigsten Teilnehmerinnen an dem niederländischen Staatenbunde und hatte sich im Laufe dieses Kriegs durch einen unbändigen Freiheitssinn vor allen Städten Belgiens ausgezeichnet. Da sie alle drei christlichen Kirchen in ihrem Schoße hegte und dieser uneingeschränkten Religionsfreiheit einen großen Teil ihres Wohlstandes verdankte, so hatte sie auch bei weitem am meisten von der spanischen Herrschaft zu befürchten, welche die Religionsfreiheit aufzuheben und durch die Schrecken des Inquisitionsgerichts alle protestantischen Kaufleute von ihren Märkten zu verscheuchen drohte. Die Brutalität spanischer Besatzungen kannte

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie überdies schon aus einer schrecklichen Erfahrung, und es war leicht vorherzusehen, daß sie sich dieses unerträglichen Joches, wenn sie es einmal sich hatte auflegen lassen, im ganzen Laufe des Kriegs nicht mehr entledigen würde.

So große Ursachen aber die Stadt Antwerpen hatte, die Spanier aus ihren Mauern entfernt zu halten, so wichtige Gründe hatte der spanische Feldherr, sich derselben, um welchen Preis es auch sei, zu bemächtigen. An dem Besitz dieser Stadt hing gewissermaßen der Besitz des ganzen brabantischen Landes, welches sich größtenteils durch diesen Kanal mit Getreide aus Seeland versorgte, und durch Einnahme derselben versicherte man sich zugleich der Herrschaft der Schelde. Dem brabantischen Bunde, der in dieser Stadt seine Versammlungen hielt, wurde mit derselben seine wichtigste Stütze entzogen, der gefährliche Einfluß ihres Beispiels, ihre Ratschläge, ihres Geldes auf die ganze Partei gehemmt, und in den Schätzen ihrer Bewohner den Kriegsbedürfnissen des Königs eine reiche Hilfsquelle aufgetan. Der Fall derselben mußte früher oder später den Fall des ganzen Brabants nach sich ziehen und das Uebergewicht der Macht in diesen Gegenden entscheidend auf die Seite des Königs neigen. Durch die Stärke dieser Gründe bewogen, zog der Herzog von Parma im Julius 1584 seine Macht zusammen und rückte von Dornick, wo er stand, in ihre Nachbarschaft heran, in der Absicht, sie zu belagern.

Aber sowohl die Lage als die Befestigung dieser Stadt schienen jedem Angriffe Trotz zu bieten. Von der brabantischen Seite mit unersteiglichen Werken und wasserreichen Gräben umschlossen, von der flandrischen durch den breiten und reißenden Strom der Schelde gedeckt, konnte sie mit stürmender Hand nicht bezwungen werden; und eine Stadt von diesem Umfange einzuschließen, schien eine dreimal größere Landmacht, als der Herzog beisammen hatte, und noch überdies eine Flotte zu erfordern, die ihm gänzlich fehlte. Nicht genug, daß ihr der Strom, von Gent aus, alle Bedürfnisse im Ueberfluß zuführte, so öffnete ihr der nämliche Strom noch einen leichten Zusammenhang mit dem angrenzenden Seeland. Denn da sich die Flut der Nordsee bis weit hinein in die Schelde erstreckt und den Lauf derselben periodisch umkehrt, so genießt Antwerpen den ganz eigentümlichen Vorteil, daß ihr der nämliche Fluß zu verschiedenen Zeiten in zwei entgegengesetzten Richtungen zuströmt. Dazu kam, daß die umliegenden Städte Brüssel, Mecheln, Gent, Dendermonde und andere dazumal noch alle in den Händen des Bundes waren und auch von der Landseite die Zufuhr erleichtern konnten. Es bedurfte also zwei verschiedener Heere an beiden Ufern des Stroms, um die Stadt zu Lande zu blockieren und ihr den Zusammenhang mit Flandern und Brabant abzuschneiden; es bedurfte zugleich einer hinlänglichen Anzahl von Schiffen, um die Schelde sperren und alle Versuche, die von Seeland aus zum Entsatz derselben unfehlbar gemacht werden würden, vereiteln zu können. Aber die Armee des Herzogs war durch den Krieg, den er noch in anderen Distrikten zu führen hatte, und durch die vielen Besatzungen, die er in den Städten und Festungen hatte zurücklassen müssen, bis auf zehntausend Mann Fußvolk und siebzehnhundert Pferde geschmolzen, eine viel zu geringe Macht, um zu einer Unternehmung von diesem Umfange hinzureichen. Noch dazu fehlte es diesen Truppen an dem Notwendigsten, und das Ausbleiben des Soldes hatte sie längst schon zu einem geheimen Murren gereizt, welches stündlich in eine offenbare Meuterei auszubrechen drohte. Wenn man sich endlich, trotz aller dieser Hindernisse an die Belagerung wagte, so hatte man alles von den feindlichen Festungen zu befürchten, die man im Rücken ließ, und denen es ein Leichtes sein mußte, durch lebhafte Ausfälle eine so sehr verteilte Armee zu beunruhigen und durch Abschneidung der Zufuhr in Mangel zu versetzen.

Alle diese Gründe machte der Kriegsrat geltend, dem der Herzog von Parma sein Vorhaben jetzt eröffnete. So groß auch das Vertrauen war, das man in sich selbst und in die erprobte Fähigkeit eines solchen Heerführers setzte, so machten doch die erfahrensten Generale kein Geheimnis daraus, wie sehr sie an einem glücklichen Ausschlag verzweifelten. Nur zwei ausgenommen, welche die Kühn-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heit ihres Muts über jede Bedenklichkeit hinwegsetzte, Capizucchi und Mondragon, widerrieten alle ein so mißliches Wagestück, wobei man Gefahr lief, die Frucht aller vorigen Siege und allen erworbenen Kriegsruhm zu verscherzen.

Aber Einwürfe, welche er sich selbst schon gemacht und auch schon beantwortet hatte, konnten den Herzog von Parma in seinem Vorsatz nicht wankend machen. Nicht aus Unwissenheit der damit verknüpften Gefahren, noch aus leichtsinniger Ueberschätzung seiner Kräfte hatte er den kühnen Anschlag gefaßt. Jener genialische Instinkt, der den großen Menschen auf Bahnen, die der kleine entweder nicht betritt, oder nicht endigt, mit glücklicher Sicherheit leitet, erhob ihn über alle Zweifel, die eine kalte, aber eingeschränkte Klugheit ihm entgegenstellte, und ohne seine Generale überzeugen zu können, erkannte er die Wahrheit seiner Berechnung in einem dunkeln, aber darum nicht weniger sichern Gefühl. Eine Reihe glücklicher Erfolge hatte seine Zuversicht erhoben, und der Blick auf seine Armee, die an Mannszucht, Uebung und Tapferkeit in dem damaligen Europa nicht ihresgleichen hatte und von einer Auswahl der trefflichsten Offiziere kommandiert wurde, erlaubte ihm keinen Augenblick, der Furcht Raum zu geben. Denen, welche ihm die geringe Anzahl seiner Truppen entgegensetzten, gab er zur Antwort, daß an einer noch so langen Pike doch nur die Spitze töte, und daß es bei militärischen Unternehmungen mehr auf die Kraft ankomme, welche bewege, als auf die Masse, welche zu bewegen sei. Er kannte zwar den Mißmut seiner Truppen, aber er kannte auch ihren Gehorsam; und dann hoffte er ihren Privatbeschwerden am besten dadurch zu begegnen, daß er sie durch eine wichtige Unternehmung beschäftigte, durch den Glanz derselben ihre Ruhmbegierde, und durch den hohen Preis, den die Eroberung einer so begüterten Stadt versprach, ihre Habsucht erregte.

In dem Plane, den er nun zur Belagerung entwarf, suchte er allen jenen mannigfaltigen Hindernissen mit Nachdruck zu begegnen. Die einzige Macht, durch welche man hoffen konnte, die Stadt zu bezwingen, war der Hunger; und diesen furchtbaren Feind gegen sie aufzuregen, mußten alle Zugänge zu Wasser und zu Lande verschlossen werden. Um ihr fürs erste jeden Zufluß von Seeland aus, wenn auch nicht ganz abzuschneiden, doch zu erschweren, wollte man sich aller der Basteien bemächtigen, welche die Antwerper an beiden Ufern der Schelde zur Beschützung der Schiffahrt angelegt hatten, und wo es anging, neue Schanzen aufwerfen, von denen aus die ganze Länge des Stroms beherrscht werden könnte. Damit aber die Stadt nicht unterdessen von dem inneren Lande die Bedürfnisse ziehen möchte, die man ihr von der Seeseite abzuschneiden suchte, so sollten alle umliegenden Städte Brabants und Flanderns in den Plan der Belagerung mit verwickelt, und der Fall Antwerpens auf den Fall aller dieser Plätze gegründet werden. Ein kühner, und, wenn man die eingeschränkte Macht des Herzogs bedenkt, beinahe ausschweifender Entwurf, den aber das Genie seines Urhebers rechtfertigte, und das Glück mit einem glänzenden Ausgang krönte.

Haßgesang gegen England.

Von

Ernst Lissauer[*]).

Was schiert uns Russe und Franzos',
Schuß wider Schuß und Stoß um Stoß,
Wir lieben sie nicht,
Wir hassen sie nicht,
Wir schützen Weichsel, und Wasgaupaß, —
Wir haben nur einen einzigen Haß,
Wir lieben vereint, wir hassen vereint,
Wir haben nur einen einzigen Feind:

Den ihr alle wißt, den ihr alle wißt,
Er sitzt geduckt hinter der grauen Flut,
Voll Neid, voll Wut, voll Schläue, voll List,
Durch Wasser getrennt, die sind dicker als Blut.
Wir wollen treten in ein Gericht,
Einen Schwur zu schwören, Gesicht in Gesicht,
Einen Schwur von Erz, den verbläßt kein Wind,

*) Mit diesem Gedicht eröffnet Ernst Lissauer im Verlage von Hapke und Schmidt in zwangloser Erscheinungsweise eine künstlerisch ausgestattete Flugblattfolge, die den Titel „Worte in die Zeit“ führt und auf die wir im nächsten Heft näher zurückkommen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Einen Schwur für Kind und für Kindeskind,
Vernehmt das Wort, sagt nach das Wort,
Es wälze sich durch ganz Deutschland fort:
Wir wollen nicht lassen von unserm Haß,
Wir haben alle nur einen Haß,
Wir lieben vereint, wir hassen vereint,
Wir haben alle nur einen Feind:
England.
In der Vordkajüte, im Feiersaal,
Saßen Schiffsoffiziere beim Liebesmahl, —
Wie ein Säbelhieb, wie ein Segelschwung,
Einer riß grüßend empor den Trunk,
Knapp hinknallend wie Ruderschlag,
Drei Worte sprach er: „Auf den Tag!"
Wem galt das Glas?
Sie hatten alle nur einen Haß.
Wer war gemeint?
Sie hatten alle nur einen Feind:
England.
Nimm du die Völker der Erde in Sold,
Baue Wälle aus Barren von Gold,
Bedecke die Meerflut mit Bug bei Bug,
Du rechnetest klug, doch nicht klug genug.
Was schiert uns Russe und Franzos'!
Schuß wider Schuß und Stoß um Stoß.
Wir kämpfen den Kampf mit Bronze und Stahl
Und schließen Frieden irgend einmal,
Dich werden wir hassen mit langem Haß,
Wir werden nicht lassen von unserm Haß,
Haß zu Wasser und Haß zu Land,
Haß des Hauptes und Haß der Hand,
Haß der Hämmer und Haß der Kronen,
Drosselnder Haß von siebzig Millionen,
Sie lieben vereint, sie hassen vereint,
Sie alle haben nur einen Feind:
England.

Amerika rührt sich.

Von

Hugh P. Hugh.

Als meine Berliner Freunde mich am Tage nach der Ueberreichung des japanischen Ultimatums an Deutschland fragten, welche Wirkung die etwaige Besetzung Kiautschous durch die Japaner wohl in meiner amerikanischen Heimat hervorrufen würde, war ich einigermaßen in Verlegenheit. Aus der Frage klang deutlich die begreifliche Hoffnung heraus, daß die Vereinigten Staaten sich durch diesen Akt japanischer Expansion im Stillen Ozean veranlaßt sehen würden, gegen Japan Stellung zu nehmen. Es wurde mir nicht ganz leicht, meinen deutschen Freunden die Antwort zu geben, die — damals — meiner Ueberzeugung entsprach: daß unter so ausgesprochenen, überzeugungstreuen Pazifisten wie Wilson und Bryan eine bewaffnete Aktion gegen irgendeine Macht so gut wie ausgeschlossen sei; daß zu einem Vorgehen Amerikas gegen Japan außerdem keine Veranlassung vorliege, da in dem japanischen Ultimatum ausdrücklich gesagt war, daß Kiautschou an China zurückgegeben werden solle; daß also eine Ausbreitung der Macht Japans im Stillen Ozean auf Kosten amerikanischer Interessen nicht vorliege.

Inzwischen haben sich Ereignisse abgespielt, die mich in meiner Ueberzeugung ein wenig wankend gemacht haben. Nicht daß ich an einen bevorstehenden amerikanisch-japanischen Krieg glaubte. Ein solcher Krieg würde auch England in seine Kreise von Blut und Eisen ziehen, denn England ist der eigentliche Urheber der räuberischen Uebergriffe Japans im Pazifik. Ein Krieg Amerikas gegen Japan und England ist aber, wie ich nicht erst nachzuweisen brauche, eine bare Unmöglichkeit. Politisch wie militärisch. Man erinnere sich nur daran, mit welchen Mühen, nach welchem Zaudern, Hängen und Würgen Wilson sich und dem Lande das bißchen Expedition nach Veracruz abgerungen hat. Selbst die abenteuerlustigsten Imperialisten in meiner Heimat, selbst die „Jingos", die jedem möglichen Feinde mit ihrer törichten Redensart „We can lick the whole world" („Wir können die ganze Welt verhauen") in die Parade fahren, werden aus mannigfachen, sehr zwingenden Gründen einem Krieg gegen Japan und seinen englischen Bundesgenossen weit aus dem Wege gehen. Aber . . . . .

Es ist nämlich seit dem japanischen Ultimatum an Deutschland ein „Aber" hinzugekommen. Ein „Aber" „with a capital A", wie wir drüben sagen, wenn wir einen Satz, ein

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wort dick unterstreichen wollen. Und das ist der Umstand, daß Japan nicht nur die Beschießung von Tsingtau begonnen, sondern auch die Marschall-Inseln und die westliche Karolineninsel Jap besetzt hat. Damit hat Japan die der Washingtoner Regierung gemachte Zusage, nicht in die amerikanische Interessensphäre im fernen Osten einzugreifen, in einer Weise verletzt, die in der Union gewaltigen Unmut hervorrufen muß. Japan hat sich dicht an die amerikanischen Pazifik-Besitzungen, an die Philippinen und an Guam einerseits, an Hawai und Samoa andererseits herangeschlichen und damit Positionen bezogen, von denen aus das Reich des Mikado eine direkte Gefahr für amerikanische Lebensinteressen bildet. Denn der Erwerb der Samoainseln Tutuila, der Philippinen, Guams und Hawais durch die Amerikaner hatte den einzigen und ausschließlichen Zweck, sich feste Stützpunkte für die amerikanische Vormacht im Stillen Ozean zu verschaffen. Die Vorarbeiten zu diesem großen Endziele (dem bald auch der Panamakanal dienstbar gemacht werden wird) reichen sechzig Jahre zurück: zu der Expedition des amerikanischen Admirals Perry (1854), der Japan zwang, aus seiner Abgeschlossenheit herauszutreten und sich dem amerikanischen Handel und Verkehr, dem amerikanischen Kultureinflusse zu eröffnen. Der bedeutendste Staatsmann (außer Lincoln) aus der Zeit des großen amerikanischen Bürgerkrieges, Seward, hat zehn Jahre später gesagt, im Stillen Ozean werde sich einst eine der wichtigsten Entwicklungsphasen der Menschheit abspielen („The Pacific Ocean will become the chief theatre of events in the world's great Hereafter"), und ein anderer meiner berühmtesten Landsleute, Colquhoun, sprach von dem unausbleiblichen „großen Drama im Stillen Ozean", dem kommenden Entscheidungskampf zwischen Kaukasiern und Mongolen um den Pazifik. Die stärkste Waffe zu diesem Kampf hat Amerika sich geschmiedet, als es 1898 die Hawai-Inseln in seinen Besitz übernahm, diesen strategisch wie wirtschaftlich eminent wichtigen Archipel, um den Amerika und Japan einen stillen, aber erbitterten Kampf führen, der heute noch nicht beendet ist, trotzdem die Inseln seit sechzehn Jahren politisch zu Amerika gehören. Noch heute wühlt japanische Bohrarbeit auf Hawai, denn die zielbewußt dorthin geleitete japanische Einwanderung hat zu einer sehr starken numerischen Ueberlegenheit der japanischen über die amerikanische Bevölkerung geführt, und die Regierung in Tokio nützt diesen großen Vorteil nach Kräften aus. Ich glaube die Prophezeiung wagen zu können, daß wir in nicht ferner Zukunft von Hawai noch hören werden. Denn Japan unternimmt seine jetzigen Vorstöße im Stillen Ozean sicherlich nicht blindlings und wahllos, sondern nach einem vorgefaßten Plane, nach allem, was man sieht, nach dem Plane, den pazifizistischen Willen Wilsons und Bryans nach Möglichkeit für die japanischen Vormachtsbestrebungen im Stillen Ozean auszunützen. Japan ist ein an Geld und Produktionsmöglichkeiten armes, dabei dicht übervölkertes Land; die Landwirtschaft ist beschränkt, an Rohprodukten wie Eisen und Baumwolle, an Wasserkraft herrscht großer Mangel. Deshalb strebte und strebt Japan von seinen Inseln hinaus und setzt sich auf dem Kontinent fest, wo es die entbehrten Reichtümer findet, so in der Mandschurei, in Korea; und seine Auswanderer siedeln sich in Gebieten an, deren Besitz Japan noch erstrebt. Diese Ausdehnungspolitik, die ihren eigentlichen Grund in der wirtschaftlichen Schwäche des Landes hat, erweiterte sich, durch die Ereignisse getrieben, zu einem politischen Imperialismus mit ausgeprägten Eroberungszielen. Ito war es, der das Programm für sein „Shin Nipon," sein neues Japan festlegte als den „Zug nach Süden", nach den Inseln des Stillen Ozeans und dem amerikanischen Festlande. Ebenso hat der japanische Staatsmann Baron Kaneko in dem Stead'schen Sammelwerk „Japan and the Japanese" ganz offen die „Suprematie auf dem Stillen Ozean und dem Festlande Asiens" als das Endziel der japanischen Politik bezeichnet. Einige Jahre später ergänzte Baron Kaneko diese Erklärung durch die gleichfalls öffentlich (in der Zeitschrift „The Pacific Era") ausgesprochene Kundgebung: „Wir müssen alle unsere Kräfte aufbieten, um den Amerikanern die Herrschaft auf dem Pazifik streitig zu machen und zu einer Kontrolle über die Märkte des fernen Ostens zu gelangen."

Es sieht fast so aus, als machte Japan in

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem jetzigen Kriege den Versuch, dieses Programm der Verwirklichung näher zu bringen. Es sieht aber andererseits auch so aus, als fände die Friedensneigung des Präsidenten Wilson und des Staatssekretärs Bryan ihre Schranke an jenem Versuche Japans. Ich habe in diesen Tagen gelesen, daß Wilson nahezu das ganze amerikanische Pazifik-Geschwader nach den Philippinen geschickt und daß seit der Besetzung der Marschall-Inseln durch die Japaner ein sehr lebhafter Depeschenwechsel zwischen Washington, Tokio und London stattgefunden hat. Das bedeutet natürlich nicht gleich — und wohl auch nicht in absehbarer Zukunft, den Krieg. Aber es schafft eine den Deutschen günstige politische Atmosphäre. Man wird in Amerika beginnen, zu dem Kriege eine andere, für die englischen Hintermänner der Japaner weit weniger wohlwollende Stellung einzunehmen, als es bisher der Fall war; und die Rückwirkung dieses Stimmungswechsels auf Deutschland kann nur so beschaffen sein, daß meine deutschen Freunde damit zufrieden sein werden.

Los von Paris.

Ein Beitrag zur deutschen Mode.

Von

Privatdozent Dr. Adolf Behne.

Die Absicht, eine deutsche, vom Ausland unabhängige Mode zu schaffen, existiert nicht erst seit heute. Der „Deutsche Werkbund" hat sich im stillen seit längerem mit der Aufgabe beschäftigt. Er hat es niemals übersehen, daß es zu seinen Zielen gehören muß, die deutschen Modefabrikate weltmarktfähig und also im Geschmack selbständig zu machen, genau so wie die übrigen Dinge des Kunstgewerbes, zu dem ja im weiteren Sinne die Mode zu rechnen ist.

Während noch der Werkbund mit den stillen Vorarbeiten für das schwierige Gebiet beschäftigt war, wurde das Problem durch den Krieg ganz plötzlich aktuell. Wir sind für die nächste Saison und wahrscheinlich für länger, von Paris und von London abgeschnitten, die nächste Mode wird uns keine Anregungen von dorther bringen, wir sind „nolens volens" auf uns selbst angewiesen. Was zuvor ein frommer Wunsch für kommende Zeiten war, die allmählich reifen sollten, ist über Nacht eine Notwendigkeit für die nächsten Stunden geworden.

Es handelt sich ja um nichts weniger, als um eine volkswirtschaftliche Notwendigkeit! Die deutsche Modeindustrie, die Stoffabriken, die Putzateliers, die Werkstätten und die Schneiderstuben sind da und müssen arbeiten, die ungeheure Zahl der in dieser Industrie Beschäftigten muß Arbeit erhalten. Das aber, was den ganzen riesigen Betrieb bisher all die Jahre in Tätigkeit versetzte, anregte und dirigierte, das Pariser Vorbild, bleibt für diesmal plötzlich aus. Soll nicht alles ins Stocken und in Verwirrung geraten, was wirtschaftlich natürlich einen ungeheuren Schaden bedeutete, so müssen die Pariser Anregungen durch deutsche ersetzt werden.

Das klingt vielleicht sehr einfach, ist aber außerordentlich schwierig. Denn eine einzelne interessante Anregung hilft hier gar nichts. Was geschaffen werden soll, ist ja nicht ein Werk der Kunst, sondern ein Gegenstand des Gebrauches, der nur in sehr bedingtem Grade individuell sein darf, dessen Charakteristikum eine gewisse Uniformität sein muß — jedenfalls ein Gegenstand der Konvention! Ein solcher aber kann nicht „erfunden" werden, er kann sich nur entwickeln, und der Künstler bleibt deshalb wahrscheinlich besser draußen! Man mag sich für einen Moment der neuen französischen Uniformen erinnern, die freilich in diesem Kriege noch kaum zur Verwendung zu kommen scheinen. Sie sind von einem sehr bekannten Pariser Maler „entworfen" worden. Man braucht sie aber nur mit unseren neuen Uniformen zu vergleichen, die sich ohne das Dreinreden künstlerischer Instanzen aus den gegebenen Bedingungen entwickelt haben, um den tiefen Unterschied zu bemerken. Wie äußerlich romantisch, spielerisch und gemacht wirken jene neben unseren bedingungslos überzeugenden „Feldgrauen". — Es ist das, nebenbei bemerkt, genau der gleiche Unterschied, den wir im Stil der französischen und der deutschen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generalstabsnachrichten feststellen. Herr Joffre strebt bewußt „historischen Stil" an, und verfällt, weil man so etwas nicht „machen" kann, in hohle Phrasen; der Generalquartiermeister von Stein und auch sein Nachfolger, teilen schlicht und absichtslos mit, was geschah, und ein stilistisches, oft wundervolles Deutsch fällt ihren Depeschen wie von selbst zu.

Also, die deutsche Mode kann nicht von heute auf morgen durch ein paar Skizzen von „führenden" Kunstgewerblern gemacht werden. Sie kann überhaupt nicht gemacht werden. Sie kann sich einzig und allein aus einem Zusammenarbeiten aller beteiligten Faktoren langsam und allmählich entwickeln. Es ist unstreitig das Verdienst des Deutschen Werkbundes, daß er diese Zusammenarbeit eingeleitet und einen organisatorischen Mittelpunkt geschaffen hat. Es scheint auch, als ob der Werkbund von der richtigen Grundanschauung ausgehe, daß das „deutsche" der Mode nicht so sehr eine nationalistische oder gar chauvinistische Tendenz ausdrücken soll, als vielmehr eine sachliche, wirtschaftliche Konstatierung. Das geht schon daraus hervor, daß der Werkbund in erster Linie von der Absicht ausgeht, der in Deutschland fabrizierten Konfektion den Weltmarkt zu erobern. Das war ja längst vor Kriegsausbruch sein Arbeitsziel. Den Exporthandel können wir aber selbstverständlich nur mit einer Mode gewinnen, die kein deutsches Nationalkostüm ist. Das wird vielmehr nur einer Mode gelingen, die ebensogut in Boston wie in Madrid, in Berlin wie in Stockholm getragen werden kann. Man muß stets bedenken, daß „Mode" und „Nationaltracht" ihrem Wesen nach zwei absolut gegensätzliche Dinge sind. Verwischt man diese Begriffe, so wird man niemals aus Unklarheiten herauskommen und von dem, was man wünscht, ewig entfernt bleiben. Das muß gesagt werden, weil schon jetzt Tendenzen sich für eine deutsche Mode bemerkbar machen, die sich in allem feindlich verhalten zu dem, was Paris jemals für schön erklärt hat. In solchen Kreisen wird behauptet, daß die Pariser Modelle eine spezifisch national-französische Note gehabt hätten, gegen die man sich nun, schon aus moralischen Gründen, zu wenden habe. Das ist aber ein Irrtum! Die Pariser Modelle hätten sich niemals den Weltmarkt erobert, wenn sie tatsächlich national bedingt gewesen wären. Die Pariser Mode aus dem Felde schlagen wollen, indem man ihr etwas typisch deutsches entgegensetzt, käme einem Kampfe gegen Windmühlen gleich.

Ueberhaupt ist die Vorstellung abzuwehren, als sollte die deutsche Mode die deutsche Seele zum Ausdruck bringen. Ich sage getrost: die deutsche Seele hat etwas Besseres zu tun! Und übrigens ist es von vornherein selbstverständlich, daß die nächste Mode kein plötzlicher Bruch mit der letzten sein kann — schon aus rein technischen, volkswirtschaftlichen Gründen.

So läßt sich also gar nichts darüber sagen, wie denn nun die deutsche Mode 1914/15 aussehen wird?

Man hüte sich, mit irgendeinem Stilbegriff an die Arbeit für die neue Tracht heranzugehen. In einem Referat, das kürzlich Bruno Paul über das Thema hielt, betonte er mit Recht, daß die gute deutsche Mache Grundbedingung sei. Aber wenn er weiter als Normen Einfachheit, unbedingte Materialgemäßheit, Sachlichkeit und Ernst aufstellte, so möchten wir ihm doch widersprechen. Das alles sind Dinge, die in der Architektur vielleicht einige Bedeutung haben — überschätzen soll man sie ja auch nicht! —, aber mit der Frauentracht wirklich nicht das mindeste zu schaffen haben. Solche Grundsätze bringt gewöhnlich nur die Verlegenheit an die Oberfläche. Wenn die Phantasie versagt, stellt der Verstand Normen auf, die aber stets nur Krücken sind, um den Unsicheren vor einem Fall zu bewahren. Die Mode hat es einzig und allein mit der Phantasie, mit dem Temperament und mit dem Geschmack zu tun, nie und nimmer mit dem Verstande! Sie nach Material und Technik rationell machen, hieße, sie ihrer wesentlichsten Wirkungsmittel berauben. Die Mode steht ja doch — und es war das Verdienst Franz Bleis, das gegenüber Bruno Paul in den Vordergrund zu rücken — in unlösbarer Verbindung mit der Frau, die sie trägt, und ist in ihrer Beurteilung jeweils von der Trägerin abhängig. Die Mode

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist alles in allem das wenigst Abstrakte, das wir kennen, und die Frau ist es letzten Endes, die sie schafft. Auch die Pariser Mode wurde von der Frau geschaffen. Die Ateliers der Poiret, Paquin usw. stellten in jeder Saison Modelle verschiedener Art und von verschiedenem Stil heraus. Aus ihnen wählte der Geschmack der tonangebenden Käuferinnen einen bestimmten Typ als jeweilige Mode. In dieser Auswahl bestand und besteht der eigentliche Schöpferakt der Mode!

Wo es anders gewesen ist, wie etwa bei den Modellen der Wiener Werkstätten, blieb der nachhaltige Erfolg aus. So künstlerisch fesselnd und so geschmackvoll jene Modelle waren, an denen übrigens der Rationalismus unentwegter Sachlichkeitsfanatiker auch manches auszusetzen wußte, so schlugen sie dennoch nicht ein. Es war der Geschmack von Männern, der sie geschaffen und hingestellt hatte, die Frau war nicht bei ihrer Herstellung gefragt worden und fand keinen Spielraum mehr für die eigene Aktivität. Daher eine instinktive Sprödigkeit.

Auch die deutsche Mode wird, wenn sie wirklich etwas Lebendiges und Entwicklungsfähiges werden soll, von der Frau geschaffen werden müssen, und deshalb ist es zu begrüßen, daß sich schon in verschiedenen Großstädten des Reiches und auch in Wien Damen der Gesellschaft zusammengetan haben, um in naher Fühlung mit vorzüglichen Schneidern und mit den führenden Stoffabriken und Putzateliers Modelle zu schaffen, die schön, anregend, elegant und phantasievoll sein sollen!

Patentkrieg.

Von

Arved Jürgensohn.

England begnügt sich in dem gegenwärtigen Kriege nicht damit, seine Truppen und Panzerschiffe gegen Deutschland kämpfen zu lassen, es kämpft ganz besonders heftig und erbittert auch gegen das deutsche Privateigentum, sowohl zu Wasser wie zu Lande. Es versucht die Kontinentalsperre Napoleons I., die damals jeden Handel und Verkehr des Festlandes mit Großbritannien verhindern wollte und bis zur planmäßigen Verbrennung aller britischen Waren in Frankreich und den verbündeten oder von ihm abhängigen Staaten ging, uns gegenüber bis zu einem gewissen Grade nicht bloß nachzuahmen, sondern sogar noch zu übertrumpfen. Es hat ein drakonisches Zahlungsverbot erlassen. Alle unmittelbaren oder mittelbaren Zahlungen nach Deutschland und an Deutsche sind bei sieben Jahren Zuchthaus verboten. Die erst viel später dagegen erlassene deutsche Vergeltungsmaßregel ist milder und läßt doch wenigstens Ausnahmen zu.

Der wirtschaftliche Krieg bis aufs Messer neben dem Krieg der bewaffneten Macht geht aber so weit, daß er auch auf ein Gebiet ausgedehnt worden ist, das bisher unberührt zu bleiben pflegte: auf die Erfindungspatente. Auch hier ist England vorangegangen. Es hat das britische Handelsamt durch ein neues Gesetz ermächtigt, unter gewissen Umständen die englischen Patente und Warenzeichen, deren Inhaber Angehörige feindlicher Länder sind, ganz oder teilweise für ungültig zu erklären oder bis auf weiteres außer Kraft zu setzen.

Dieser Patentkrieg unserer lieben Vettern jenseits des Kanals hat natürlich angefangen, Erfinder und Industrielle zu beunruhigen, und einzelne Kreise haben Vergeltungsmaßregeln gefordert, zu denen der Reichskanzler durch § 12 des deutschen Patentgesetzes ohne weiteres berechtigt wäre. Allein, diese ganze Frage ist nicht so einfach, wie sie scheint. Wenn für jedes vernichtete deutsche Kriegs- oder Handelsschiff ebenso viele, oder noch mehr britische Schiffe zerstört werden, so leuchtet hier das alte Sprichwort: „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ als Kriegsmaßregel ohne weiteres ein. Bei Patenten könnte eine gleichartige Wiedervergeltung doch eine sehr zweischneidige Wirkung haben. Hier ist äußerste Besonnenheit am Platz. Und auch das englische Vorgehen wird vermutlich sehr viel gelinder ausfallen, als es auf den ersten Augenblick scheinen mochte. Es wird ja nirgends so heiß gegessen wie gekocht.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

England ist die Wiege des Patentrechts gewesen, das wiederum im Privilegienwesen seine Vorläufer hatte. Die englischen Könige riefen schon im Mittelalter fremde Handwerker in das Land, um das gewerbliche Leben zu fördern, und verliehen ihnen besondere Schutzbriefe, litterae patentes. Bereits 1331 bekam ein Tuchweber aus Flandern in England solch ein Patent, mit dem ein Ausschlußrecht, ein Schutz vor Konkurrenz, verbunden war. Später machte die englische Krone die Patentverleihung zu einem beliebten Mittel, sich ohne Mitwirkung des Parlaments ansehnliche Nebeneinnahmen zu verschaffen, denn sie ließ sich solche Monopolrechte tüchtig bezahlen. Sie ging dann schließlich so weit, derartige Monopole nicht nur für neue Erfindungen und Industrien auszuteilen, sondern verlieh auch Patente auf längst bekannte Gewerbe und Waren, wie Salz, Essig, Eisen, Blei, Schwefel. Dieser Eingriff in die bisherige Gewerbefreiheit rief natürlich einen Sturm bei denen hervor, die durch das neue Monopol eines andern verhindert wurden, die nunmehr monopolisierten Waren herzustellen. So kam 1623 im englischen Parlament schließlich das erste Patentgesetz zustande, das Monopole auf bekannte Waren und Gewerbe ausdrücklich verbot und Patente bis zur Dauer von 14 Jahren nur für neue Erfindungen und Gewerbe gestattete. Beachtenswert ist, daß das englische Patentrecht bis vor kurzem keinen Ausführungszwang kannte. Viele andre Staaten haben nämlich die Bestimmung, daß eine patentierte Erfindung binnen zwei oder drei Jahren ausgeführt werden müsse. Es hat sich aber gezeigt, daß dieser Ausführungszwang unhaltbar ist, da namentlich grundlegende neue Erfindungen fast nie so schnell gebrauchsreif ausgeführt werden können. Der vorzeitige Verfall eines Patents aber ist häufig gleichbedeutend mit dem Verlust einer Erfindung für das betreffende Land, weil ohne Schutz vor Konkurrenz die oft sehr hohen Kosten für Versuche, Modelle, Einführung nicht wieder eingebracht werden können. Ebenso erweist es sich als unmöglich, stets in allen Ländern, wo man Patente hat, Fabriken zu errichten, oder ausführende Firmen zu finden: Deshalb gilt der Ausführungszwang heute für eine wissenschaftlich überwundene und veraltete Bestimmung, um so mehr, da nach moderner Auffassung das Anrecht auf ein Patent ebenso wie das Urheberrecht aus der neuen Schöpfung selber quillt und nicht vom Zufall der Ausführungsmöglichkeit abhängen kann. Trotzdem hat England, ohne inneren Rechtsgrund, in der Hauptsache bloß, um die deutsche chemische Industrie zu treffen, unlängst den Ausführungszwang, unter Androhung der Zurücknahme des Patents, eingeführt. Allerdings muß ein englischer Interessent beim Patentamt den Antrag auf Zurücknahme stellen; er muß ein öffentliches Interesse dafür nachweisen und seinerseits die ernste Absicht bekunden, die durch das Patent geschützte Erfindung auszuführen. Diese Bedingungen müssen auch jetzt erst erfüllt sein, wenn ein englisches Patent eines deutschen Reichsangehörigen vernichtet werden soll. Die Kriegszeit ist aber in den meisten Fällen wohl wenig geeignet, Patente auszuführen. Deutsche Besitzer englischer Patente haben ohnehin auch vordem nur sehr selten in England selbst Fabriken gegründet; meist haben sie das Patent oder dessen Ausführungsrecht (Lizenz) verkauft. Bestehen aber wirklich deutsche Gründungen, deren Bestand auf Patenten ruht, so würde die Vernichtung der Patente, auch wenn ein Ausländer der Inhaber ist, meist gleichzeitig auch englisches Kapital, englische Arbeiter und englische Hilfsindustrien schwer schädigen. Andererseits würden deutsches Kapital, deutsche Arbeiter und deutsche Hilfsindustrien gleiche Gefahr laufen, wenn wir etwa unbesonnen die deutschen Patente von Engländern bei uns planmäßig vernichten wollten. Beiläufig gesagt, fielen 1909 — ich habe neuere Zahlen nicht zur Hand — auf 30 603 Patentanmeldungen in England 3038 Anmeldungen, die aus dem Deutschen Reiche stammten, also etwa 10 v. H. Von den endgültig erteilten 13 520 Deutschen Patenten des Jahres 1913 kamen 619 oder etwa 5 v. H. aus Großbritannien her und 85 aus englischen Schutzgebieten, 754 aber aus Frankreich. Vor übereilten Maßregeln muß also jedenfalls gewarnt werden, zumal solche für die Entscheidung im Kriege sicherlich belanglos

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bleiben. Für den vorzeitigen Verfall aller Patente, auch der guten, ist übrigens in den Ländern Europas durch die hohen, meist stetig steigenden Jahresgebühren ohnehin reichlich gesorgt. Diese wirken sicherlich viel vernichtender als der eingeleitete Patentkrieg, bei dem auch französische Stimmen schon zur Vorsicht mahnten. Von je 100 deutschen und englischen Patenten verfallen ja durchschnittlich etwa 70 schon mit Ablauf von 4 Jahren, und 90 mit 10 Jahren. Bloß 3½ v. H. werden bei uns volle 15 Jahre alt.

Angela.

Von

Hans Franck, Hamburg.

(Schluß.)

Der Gottesdienst verlief nach der Sonnenkamper Gewohnheit, die Angela von Kind auf vertraut war. So hatte sie auf nichts als auf ihren lachenden Knaben acht. Als die Feier etwa zur Hälfte abgelaufen war, gewahrte Angela zu ihrem Schrecken, daß das Jesusknäblein Miene machte, zu weinen, und des Gerichtes, das morgen über sie gehalten wurde, gedenkend, entschlüpften ihr die Worte: „Er will weinen!“ — „So sing ihm ein Wiegenliedchen,“ sagte einer der am Boden kauernden Hirten. — „Bist du es, Mutter?“ fragte Angela erfreut. — „Du weißt doch, daß ich immer bei dir bin.“ — „Wo ist der Balthasar, Mutter?“ forschte Angela angstvoll. — „Er wartet, Kind.“ — „Er soll nicht warten. Ich will das Nonnenkleid nicht wieder anziehen. Dies Gewand will ich tragen bis der Bräutigam kommt. Dies Gewand, nicht die grobe Kutte.“ — „Wenn du deinem Kind kein Liedchen singst,“ mahnte der Hirt, der unverwandt in die Wiege schaute, „dann weint es und du bist gerichtet.“ — Mit zitterndem Stimmchen begann Angela: „Quem pastores laudavere —“ — „Aber es versteht doch kein Latein!“ — „Ein anderes Lied kann ich nicht.“ — „Doch, ein rechtes Wiegenlied.“ — „Meinst du das, welches Mutter Constantia mir als Kind —“ — „Das, mit welchem ich dich in Schlaf gesungen habe.“ — „Hast du es mir auch gesungen, Mutter?“ — „Nur ich sang es dir. Aber beginne! Oder es weint, es weint!“

Und während der Hirt ihr Kind wiegte, begann Angela, da die Orgelklänge und der Gesang aus aller Mund ihr Liedlein mit ihrem Rauschen zudeckten, als wäre es nicht da, zu singen:

„Vom Himmel hoch, o Engel, kommt!
Eia! Eia!
Susani, susani, susani.
Kommt, singt und klingt, kommt, pfeift und trombt!“

Jetzt erst wurde Angela inne, daß die Gemeinde und die Orgel schon bei ihrem Eia! verstummt waren und sie allein gesungen hatte, jetzt erst, da sie ihr das Lied vom Munde nahmen und an ihrer Statt jubelnd sangen:

„Alleluja! Alleluja!
Von Jusus singt und Maria!“

Als ob es zu Sonnenkamp immer so gehalten wäre, sang Angela, nun der Kehrreim verrauscht war, weiter:

„Kommt ohne Instrumenten nit,
bringt Lauten, Harfen, Geigen mit!

Laßt hören euer Stimmen viel,
mit Orgel- und mit Saitenspiel!
Hier muß die Musik himmlisch sein,
weil dies ein himmlisch Kindelein.

Die Stimmen müssen lieblich gehn
und Tag und Nacht nicht stille stehn.

Sehr süß muß sein der Orgelklang,
süß über allen Vogelsang.

Das Lautenspiel muß lauten süß,
davon das Kindlein schlafen müß.“

Nach jeder Strophe fielen Orgel und Gemeinde ein:

„Alleluja! Alleluja!
Von Jusus singt und Maria!“

Auch das erste „Eia!“ hatten sie Angela schon bei der zweiten Strophe abgenommen, so daß ihr Eia! danach wie ein liebliches Echo und ihr Susani, susani, susani! wie der traumleichte Gesang einer wiegenden Mutter klang.

Da das Kind darüber eingeschlafen war, hörte der Hirt mit Wiegen, Angela mit Singen auf, und die Christfeier nahm ihren Fortgang. Nach der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

alten Gewohnheit. Nur daß die Könige heute den Platz nicht mit den Hirten wechselten. Wieder fragte Angela: „Wo ist Balthasar, Mutter?“ Und wieder antwortete die: „Er wartet, Kind.“

Dann erhoben sich die Hirten und Joseph trat an die Wiege, um das Kind — nach der Sitte — fortzutragen. „Nein, Vater Volkmar, Ihr sollt es mir nicht wegnehmen!“ rief Angela. „Es gehört nicht einer aus dem Dorf! Mein Kind ists. Meins! Meins! Ihr sollt es nicht anrühren! Oder ich schreie, daß die Orgel erschrickt und stille wird. Mutter, sag ihm, daß es mein Kind ist. Meins aus meinem Blut!“ — „Dann will ich es nehmen, hinter den Altar tragen und will es nicht aus den Armen lassen, daß du dein Lied singen kannst,“ begütigte sie der Hirt. — „Aber du mußt auf mich warten. Du darfst mir mein Kind nicht wegnehmen!“ — „Wäre ich alsdann deine Mutter?“

So trug diesmal statt des Vaters Joseph einer der Hirten das Jesuskind fort.

Angela erhob sich, als es verschwunden war, und begann ihr „Quem pastores —“ zu singen. Voll und tief kamen ihr die Töne herauf. Ihr Busen wogte, als die Gemeinde das „Nato Regi gloriae“ wiederholte. Kaum hatte sie mit dem zweiten Vers begonnen, da wußte sie, jetzt steht Balthasar mit der härenen Kutte hinter mir! Mühsam zwang sie Silbe um Silbe durch die Kehle. Es war ihr, als ob jedes Wort ein Stück ihres Leibes mitnähme. Nun hatte sie keine Finger, keine Hand, keine Arme, keine Brüste mehr. Nun zehrten die Töne von ihren Füßen. Zwar: sie stand noch. Aber sie wußte es nur. Sie fühlte es nicht mehr. Trotzdem quälte sie auch den zweiten Vers zu Ende. Als die Gemeinde diesmal den Kehrreim sang, wandte sie ihr Haupt um und flüsterte: „Du mußt mit meinem schwarzen Kleid hinter mir fortgehen, Balthasar. Oder ich sinke mitten im letzten Vers um. Geh, Balthasar! Geh! Ich bitt dich, geh!“ Der grinste und blieb. Da die Orgel sie rief, begann Angela zu singen:

„Christo Regi, Deonato,
per Mariam nobis dato —“

„Nein!“ schrie sie in ihren Gesang, der kaum noch hörbar gewesen war, hinein und wußte: Die Worte fressen mein Herz! „Nein! Er soll mir die Kutte nicht überwerfen! In diesem Kleid will ich den Bräutigam erwarten. In diesem Kleid! Oder ich will nackt zu ihm über die Gasse gehen!“

In der Kirche war alles aufgesprungen. Angela sah erhobene Arme, verzerrte, erschreckte, schreiende, fluchende Gesichter. Sie wandte sich, um sich Balthasars, der das Nonnengewand über sie werfen wollte, zu erwehren. Aber wie konnte das geschehen? Sie hatte ja keine Glieder mehr. Da schrie sie noch einmal auf. Nun war auch ihre Stimme tot. Nur ihre Augen lebten noch. So, das Entsetzliche sehend, sank sie dem schwarzen König in die Arme. Der bedeckte sie schnell mit der Kutte. Dabei verschob sich die Kapuze und fiel ihr über die Augen.

Als die Sonnenkamper Nonnen auf ihrem Heimwege von der Christfeier Schwester Constantias Zelle öffneten, ließ sich wohl mit vieler Mühe die alte, aber nicht mehr die junge Nonne aus dem Schlaf ins Leben zurückrufen.

Lange standen die Nonnen und schauten Angela an. Dann war wieder die Frage da, die schon einmal unter ihnen von Mund zu Mund gesprungen war: „Wie sieht das Kind aus?“

Diesmal sprach Constantia, wissend, daß auch das lauteste Wort ihrem Pflegling die Seele nicht mehr verwirren konnte, die Antwort aus, die sie am Abend nach der Kinderschau verscheucht hatte: „Wie eine Mutter.“

Still ging Aebtissin Bronislavia hinaus.

In derselben Nacht hat es bei dem Pförtner Volkmar gepocht. Der hat, als er gegangen ist, nachzusehen, wer so ungestüm Einlaß begehrte, ein barhäuptiges Weib vor dem Klostertor angetroffen. Das hat ihn gefragt, ob er im Sommer fünfzehnhundert, am Morgen des ersten Juni, ein Kind am Tor gefunden habe, und als er bejaht hat, bekannt, daß es ihr Kind gewesen sei. Es habe ihr in Wismar keine Ruhe gelassen. Eine Stimme habe ihr gesagt, wenn sie ihr Kind noch einmal sehen wolle, so müsse es vor der Morgenfrühe geschehen. Da sei sie die drei Stunden Wegs durch die Nacht gelaufen und wolle wissen, was ihrem Kinde geschehen sei.

Auch wenn die Frau das Kleid mit den gelben Lappen mit einem anderen vertauscht und in Wismar gelassen hätte, würde der Pförtner Volkmar, da er ihr mit seinem Windlicht ins Gesicht leuchtete, an den Malen, die darin standen, erkannt haben, welches Gewerbe sie in den fünf-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zehn Jahren, da ihr Kind im Kloster war, getrieben hatte.

Er hatte nicht darum gefragt, sondern hat sie bei der Hand genommen und, ohne daß eine der Nonnen es gewahrte, in Schwester Constantias Zelle geleitet. Dort haben zwei Mütter um ihr Kind geweint.

Ehe der Morgen graute, hat Volkmar das Weib wieder unbemerkt vor das Klostertor geleitet.

Als Angelas Leib der Erde übergeben werden sollte, ist plötzlich Aebtissin Bronislavia, die in diesen Tagen keine der Nonnen zu Gesicht bekommen hat, neben dem offenen Sarg gestanden und hat diese Worte gesprochen: „Was die Tote dort Euch gesagt hat, ist wahr. Ich bin die Maria auf dem Bild. Das Kind ist meins. Und der sich selber als Joseph malte, war mein Buhle. Ich wollte ihn und mein Kind und mich selber bei Euch vergessen. Nun aber weiß ich, daß man sich selber nicht entfliehen kann, berge man sich auch an den Enden der Erde. Und: daß man sich schaffen muß, was in einem ist. So habe ich Euch Unruhe, Unfrieden und Schmerzen bringen müssen, weil Unruhe und Unfrieden und Schmerzen in mir waren. Und habe die ganz Reine, die unter Euch war, töten müssen, wie der Winterfrost die Blumen töten muß. Denn er ist ihr Widerpart von Urbeginn. So lege ich dies Kleid, das ich mir erschlichen habe, wieder ab und will nur eines noch: Sühne. Euch aber bitte ich, zum Zeichen, daß ihr meinem Willen glaubt, das Bild zu behalten, an dem alles offenbar werden mußte."

Sie ist an den Sarg getreten, hat Angelas Hand geküßt und ist, ohne daß eine der Nonnen ein Wort dawider gesagt hat, eine Hand, sie zu halten, sich erhoben hätte, von dannen gegangen.

An einem Frühlingstage ist bei einem florentinischen Maler ein Weib eingetreten. Der hat es trotz der Gramfurchen und des Reiseschmutzes mit dem ersten Blick erkannt und zu einer Alten geführt, die ihm ein Kind hütete. Das Weib ist, alle Widerstände der Ihren und des eigenen hoffärtigen Herzens für nichts erachtend, die Seine geworden, vor Gott und vor der Welt. Er hat sie, als die Schönheit zu ihr zurückgekommen ist, noch auf vielen Bildern als Maria zur Schau gestellt, hat nicht mehr der raffaelischen Süße nachtrachten mögen, sondern gegeben, was er in sich besaß. Und ist des, wie nie zuvor bei Werken seiner Hände, froh geworden.

Die Sonnenkamper Nonnen haben das nach dem Norden verschlagene Madonnenbild des florentinischen Malers in ihre Kirche zurückgebracht. Alljährlich brannten, da die alte Sitte des Marienspiels mit Angelas Tod verstorben war, am Weihnachtsabend die Kerzen davor.

Bis nach mehr denn hundert Jahren, als Wallenstein sich Herzog der Mecklenburger Lande nannte, die Flamme das Nonnenkirchlein angefallen und mit dem Bilde verschlungen hat.

Randbemerkungen.

Reden wir von etwas anderem.

Es wäre wirklich höchste Zeit, einmal von etwas Anderem zu sprechen, als von den Geistesheldchen verschiedenster Nationalität, die die gegenwärtige Lage, wie vordem so manche passende und unpassende Gelegenheit dazu benützten, sich bei einem geneigten publico in wohlwollende Erinnerung zu bringen. Was die Herren Maeterlinck, Shaw, Rolland, Leoncavallo über uns denken — oder seien wir doch nur vernünftig — nicht einmal denken, sondern blos dem Pöbel zu liebe sagen, kann uns doch wahrlich gleichgiltig sein. Sollten sich aber wirklich Leute bei uns finden, die auf das Zeugnis aus solchem Mund Gewicht legen, nun, wir wollen beruhigt zehn und auch hundert zu eins wetten, daß die werten Herren bei der ersten Gelegenheit, wo sie glauben werden, mit uns wieder ins Geschäftchen kommen zu können, ihr Urteil unaufgefordert revidieren. Freilich, daß Männer wie Anatole France und Hodler sich dieser Gesellschaft anschlossen, kann uns leid tun. Allerdings nicht unsert- sondern ihretwillen. Von Anatole France hätten wir lieber nicht erfahren, daß er leichtfertig genug sei, sich seine Ueberzeugung — denn der Mann sagt nur, was er auch wirklich glaubt — aus Lügen und Verleumdungen zu bilden, deren Unwahrscheinlichkeit sein kritischer Geist hätte erkennen müssen. Und daß bei Hodler der Mensch so tief unter dem Künstler steht, die Erkenntnis ist schmerzhaft. Aber der Hanswurst-Komponist und seine Genossen. Nun wenn schon!

Uebrigens ist das Gewimmer über die Un-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dankbarkeit der ehrenwerten Reklamegilde schon deshalb peinlich, weil die Wimmerer nicht nur sich, sondern auch uns lächerlich machen. Sie waren es doch, die uns den Schaumschläger Dalcroze eingeredet haben, diesen Jahrmarktscharlatan, der einen Großbetrieb in Snobismus (Fremdwort, weil undeutscher Begriff) einrichtete und ausbeutete. Gesteinigt wurden wir noch vor kaum Jahresfrist, wenn wir Aesthetik als Handels- und Gründungsobjekt nicht gelten lassen wollten. Und jetzt auf einmal wird zugegeben, daß Dalcroze bei uns „gemacht" wurde, und gejammert, daß er die Mache mit Undank belohnt. Schreit man denn über den Marktplatz, daß man belämmert worden ist?

Dalcroze ist eines der beschämendsten — weil einfältigsten — Merkmale einer bei den Haaren herbeigezogenen Ueberkultur gewesen, von der uns dieser in so vieler Hinsicht befreiende Krieg erlöst hat. Danken wir dem Himmel dafür und schweigen wir dann schamhaft darüber. f.

Keine Achtung vor dem Söldner!

Zu der in Nr. 41 der Gegenwart angeschnittenen Frage: „Achtung vor dem Feind", schreibt uns einer unter mehreren:

Selbstverständlich Achtung vor dem Feinde. Nicht allein deshalb, weil diese armen Teufel von Franzosen und Russen doch unmöglich für die Schufterei der Greys, Ssasonows und Poincarés verantwortlich gemacht werden können und schließlich und letztlich doch weiter nichts tun als ihre Schuldigkeit, zu der sie die allgemeine Wehrpflicht zwingt. Achtung vor ihnen aber vor allem aus dem Grunde, weil wir, die wir zu Hause warm und sicher hinter dem Ofen sitzen, wahrhaftig unsern Wackeren den Lorbeer nicht in der Blüte verkümmern dürfen dadurch, daß wir ihre Gegner verächtlich als minderwertiges feiges Gesindel hinstellen. Billiges und törichtes Bierbankgeschwätz, das in nichts begründet ist, nichts entschuldigen kann.

Anders aber gehts uns mit den englischen Söldlingen. Muß es uns gehen. Schlagen mögen sie sich ja ebenso gut wie die andern, aber Achtung vor den Kerlen zu haben, das kann niemand von uns verlangen. Ein Pack ist es, das sich bezahlen läßt, um — leider Gottes nicht bestrafbaren — Massenmord zu begehen. So und nicht anders müssen wir moderne Menschen sie einschätzen. So überzeugte Kriegshasser wir auch gewesen sein mögen, wir haben umlernen und erkennen müssen, wie hohe ethische Werte Krieg und Kriegtun in sich birgt. Aber als „frisch-fröhlicher Sport" kann uns das Kriegshandwerk nicht erscheinen und achtenswert nur für den, der es mit Aufgabe der eigenen Persönlichkeit für die Allgemeinheit übt. Ein Bursche aber, der persönliche Vorteile darin sucht, einen Erwerb daraus macht, bares Geld dafür nimmt, pfui Teufel! einen solchen Kerl können wir heutzutage nicht als ehrenwerten Soldaten gelten lassen. Und wenn er hundertmal einen Uniformrock trägt. Da steht unser moralisches und ethisches Empfinden eben höher als alle Bestimmungen des Völkerrechts.

Abgesehen davon aber. Hat denn nicht der Vollblutengländer selbst im Grund seines Herzens eine gar nicht verheimlichte Verachtung für Tommy Atkins? Heißt es denn nicht heute noch in England: der Junge taugt nichts, so mag er sich denn anwerben lassen? Wissen denn nicht auch wir genau, daß die englische Werbetrommel hauptsächlich gescheiterte Existenzen, Abenteurer, Burschen mit moralischem Knacks, ja Gefängnis- und Zuchthauskandidaten anlockt? Na, und vor solchem Volk sollen wir Achtung haben, deshalb, weil es in buntem Rock steckt? Bedauern und bemitleiden müssen wir unsere braven Leute, daß sie sich mit so etwas schlagen müssen, bewundern und achten dürfen wir sie, daß sie diese Burschen Mores lehren, so wie wir den wackern Schutzmann bewundern, achten, aber auch bedauern, der sein Leben im Kampf mit Verbrechern wagen muß.

Leid, bitter leid kann es uns schließlich tun, daß das Völkerrecht uns zwingt, diese Mietlinge, wenn sie in unsere Hände fallen, genau so anständig behandeln zu müssen wie anständige Kriegsgefangene.

Herausgeber: F. P. Fischer und Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburgerstr. 88. — Redaktion: Charlottenburg, Mommsenstr. 55. — Verlag: Die Gegenwart G. m. b. H., Charlottenburg, Knesebeckstr. 88. — Verantwortlich für die Inserate: Franz Rausch, Berlin W. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gegenwart

Nr. 43. Berlin, den 24. Oktober 1914 43 Jahrgang Band 86.

Hu, der Brite!

Offener Brief an einen für alle.

Mein Herr! Von unserem gemeinsamen Bekannten R. in Stockholm erfahre ich, Sie hätten in einem Schreiben an ihn dem Bedauern Ausdruck gegeben, daß durch den Krieg „augenblicklich" Ihre deutschen Verbindungen „unterbrochen" seien, und die „zuversichtliche" Hoffnung geäußert, die alten Beziehungen würden nach dem Krieg — „ginge er aus wie immer" — wieder aufleben. Meine Wenigkeit haben Sie in diesem Brief ausdrücklich genannt. Deshalb übernehme ich es, ohne mich vorher mit den andern besprochen zu haben, Ihnen im Namen aller zu antworten. Ich weiß mich ihres Einverständnisses mit meiner Antwort gewiß.

Ohne den Wortlaut Ihres Briefes zu kennen, mein Herr (das vordem von mir in unserm Briefwechsel benützte Beiwort dear unterdrücke ich, wenn ich auch wohl weiß, daß es nur eine unserm „geehrt" entsprechende Anredefloskel ist, denn in unserer Sprache bedeutet es „lieb", und lieb sind Sie mir gewiß nicht) — also auch ohne Wort für Wort Ihres Briefes zu kennen, weiß ich doch, daß Sie Ihre zuversichtliche Hoffnung auf spätere Wiederanknüpfung alter deutscher Beziehungen damit begründen, daß Sie ja nichts für die Handlungsweise der Greys, Kitcheners und Genossen könnten und auf die Ausdrucksform der Times, Daily Mail und der übrigen Schandblätter des Vereinigten Königreichs keinen Einfluß besäßen. Ferner sei ein Krieg nur der Austrag einer Differenz zwischen Staaten, nicht zwischen Individuen. Und schließlich träten ja nach Friedensschluß auch die Staaten wieder zueinander in Beziehung, warum sollten es also die Individuen nicht tun? Aus diesen Erwägungen heraus reichen Sie mir und ihren übrigen deutschen Bekannten mit jener unverschämtherablassenden Gebärde des siegreichen Fußballspielers, die mich an Ihren Landsleuten stets so wahnsinnig geärgert hat, bereits jetzt die gnädige Hand. Eine Unverschämtheit, mein Herr, genau so, wie Ihre echt englischer Heuchelei entspringende Bemerkung: „Wie immer der Krieg ausgehe!" Ihre, von Ihrer Lügenpresse noch gesteigerte Ueberhebung kennt natürlich die Möglichkeit nur eines Ausganges. Na, warten wirs ab.

Also wirklich! Für die Schufterei Ihrer Staatsmänner möchten Sie alle Verantwortung ablehnen? Die Bosheit Greys sei nicht Ihre Bosheit, das Lügenmaul Asquiths nicht Ihr Lügenmaul, die Frechheit Lloyd Georges nicht Ihre Frechheit? Sie halten uns denn doch für dümmer, Herr, als wir sind. Und in völkerpsychologischer Hinsicht für ebenso ungebildet, wie Sie und Ihre Landsleute.

Ja, und hundertmal ja, der französische Bürger und Bauer und Arbeiter sind unverantwortlich für das Unheil, das eine ehr- und geldsüchtige Klique der Welt und vor allem ihnen eingerührt hat. Sie haben den Krieg nicht gewünscht, auch nicht mit Deutschland, am wenigsten aber den Krieg für Rußland. Ihren Fehler, die Poincaré-Barthou-Bande ans Ruder gebracht zu haben, büßen sie um so schwerer, als Sie ihn in dem guten Glauben begingen, damit dem Frieden zu dienen. Wenn sie uns, was wir hoffen wollen, nach beendetem Waffengang die Hand entgegenstrecken, so werden wir sie gern nehmen und in aller

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aufrichtigkeit drücken. Unser sympathisches Mitleid gehört ihnen bereits heute. Denn sie sind genau so wie wir ein Opfer britischer Schufterei!

Ja, und hundertmal ja, dem Russen, diesem Kanonenfutter zaristischen Größenwahns und großfürstlichen Spekulationsraubes sind wir nicht gram. Zarismus und Slawismus sind grauenvolle Gefahren für unsere nationale Existenz. Uns ihrer erwehren ist uns Selbsterhaltungspflicht. Aber sie sind nicht im russischen Individuum verkörpert. Um sich ihrer zu erwehren, brauchen wir nicht an jeden einzelnen Russen heran.

Aber der Engländer! Hu! Der ist der Feind, der Erbfeind, der Menschheitsfeind! Der Engländer! Der ist Räuber jeglicher Freiheit auf dem ganzen Erdenball, der Mörder jeglichen Rechtes, der Vernichter jeglicher Kultur. Grey, Lloyd George, Asquith, Kitchener, ja, in drei Teufelsnamen, Herr, das sind doch nicht Einzelerscheinungen, das sind doch Sammelbegriffe, typische Exemplare einer ganzen Gattung, das sind Sie und Ihr Bruder und Ihre Vettern und sämtliche Bürger von London, Birmingham, Liverpool, Manchester und aller Städte, Dörfer, Weiler Großbritanniens und seiner Kolonien. Und sehen Sie, wenn Sie die Greys und Asquiths und die übrigen verleugnen wollen, so verleugnen Sie sich selbst, und das ist eine Gemeinheit mehr zu all Ihren Gemeinheiten! Entsprungen Ihrem nationalen Laster, der Heuchelei, der dummen, anmaßenden Heuchelei, die so dumm und so anmaßend ist, daß sie alles, was nicht Engländer ist, für hirnverbrannt und stockblind hält.

Wie können Sie zu leugnen wagen, Herr, daß die gegenwärtig zu so grauenhaftem Ausdruck gekommene Politik der Greys und Konsorten nicht rein nationale, rein englische Politik ist? Können Sie mir etwa einen, nur einen waschechten Engländer nennen, und sei er vom Kaufmannsstand seit Generationen entfernt, sei er Gelehrter, Künstler, Dichter, Philosoph, ja Priester, dem nicht Euer „Geschäft ist Geschäft" höchste Lebensweisheit dünkt? Können Sie mir einen, nur einen Ihrer Landsleute weisen, dem nicht die Ueberlegenheit des Briten über die anderen Europäer eine gleiche Selbstverständlichkeit ist, wie uns die über die Schwarzen, der nicht auf uns andere, Deutsche, Italiener, Franzosen, Russen usf., mit größerer Verachtung herabblickt, als wir auf einen Zulukaffer? Der es nicht für selbstverständlich hält, daß uns allen neben ihm kein Recht werde, der nichts Unmoralisches darin zu finden vermag, daß ihm zunutze wir andern uns gegenseitig zerfleischen? Nun also, anderes ist Greysche Politik nicht, und wenn wir diese hassen und verabscheuen müssen, so umschließen unser Haß und unsere Verachtung eben Euch alle.

Ja, Haß und Verachtung. Wir hassen Euch aus Selbsterhaltungstrieb, wir verachten Euch, weil Feigheit das Verächtlichste am Menschen ist. Ach, lassen Sie mich zufrieden, Herr, mit dem persönlichen Mut, der in Euren wohlgedrillten Fäusten sitzt. Eure Feigheit ist viel verächtlicher als die des körperlich schwächlichen Menschen. Euch fehlt der Mut Eurer Gemeinheit. Ich kenne einen Kriminalisten, der scharfen Unterschied macht zwischen dem Verbrecher, der mit einer gewissen sympathischen Offenheit sich außerhalb von Recht und Gesetz stehend erklärt, und dem feigen Dieb, der leugnet, und wo Leugnen nicht hilft, Reue heuchelt. Nur den letzten hält er für gefährlich und unverbesserlich. Und so seid Ihr. Wenn Euer Mund das Wort Recht ausspricht, so seid Ihr gewiß gerade dabei, einen ganz niederträchtigen Rechtsbruch zu begehen. Und uns andere Europäer habt Ihr noch immer im Namen des Rechtes, der Freiheit und anderer, in Eurem Mund wie Gotteslästerung klingenden Tugenden hineingelegt und gegeneinandergehetzt.

Wir hassen und verachten Euch. Nicht etwa wir Deutsche allein, die wir in diesem Jahre des Unheils 1914 die seit Jahrhunderten notwendige Aufgabe auf uns nehmen mußten, Euch und Eure hinterlistige Gemeinheit unschädlich zu machen. Nein, alle hassen und verachten wir Euch, alle, die sich, der Tag ist Gottlob nicht mehr fern, all des Bösen entsinnen werden, das Ihr jedem von uns angetan habt. Meinen Sie etwa, Herr, die Franzosen, die Euch so törichter Weise auf den

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Leim gegangen, hätten je den Haß vergessen, den sie im innersten Herzen seit undenklichen Zeiten für Euch tragen. Als die hirnverbrannte Politik eines Delcassé 1903 Euren Eduard nach Paris brachte, da schrieb der Deutschenhasser Rochefort, wenn Elsaß-Lothringen nur mit englischer Hilfe wiederzuhaben sein solle, dann würde wahrhaftig der Zweck nicht die Mittel heiligen. Und ich, der Ihnen schreibt, habe mit eigenen Ohren die Pfui- und A bas l'Angleterrerufe gehört, die damals Eduard empfingen. Daran haben alle politischen Abmachungen nichts geändert. Ein Aufatmen wird durch ganz Frankreich gehen, wenn man frei von Rücksichten auf ein widersinniges Verhältnis Euch erst wieder den angeborenen Haß, die Verachtung einer im Grund ja doch ehrlichen Natur ins Gesicht wird schleudern können.

Nun, und die Russen? Es wird vielleicht genügen, wenn ich Ihnen Bruchstücke aus vor kurzem erst veröffentlichten Briefen eines hervorragenden Russen mitteile: „Ueberall, wo eine Gemeinheit geschieht, ist Englands Hand im Spiel . . ." „Diese Engländer sind wahrlich rechte Ekel . . ." „. . . England ist der ewige Feind . . ., es ist falsch und immer unverschämt, alle Nichtengländer haßt es und meint, alle müßten es dulden . . ."

Fern von mir die englische Gemeinheit, den Gelben gegen den Weißen aufzurufen. Deshalb will ich mich darauf beschränken, Ihnen die Quelle zu nennen, wo Sie erfahren können, wie Eure guten Freunde, die Japaner, über Euch denken. In seinem berühmten Japanbuch berichtet der Franzose Claude Farrère ausführlich über seine nach Abschluß des englisch-japanischen Bündnisses gemachten Erfahrungen in dieser Hinsicht. Wenn wir ihm nur die Hälfte von dem glauben, was er erzählt, dann dürfen wir gewiß sein, daß die gelben Teufel selbst an Euch unsere Wackeren in Kiautschau rächen werden, die sie, von Euch angestiftet, so schmählich überfallen haben.

So, damit wäre ich fertig, oder richtiger, sind wir miteinander fertig. Gewiß, wenn wir, was der Himmel uns doch gewähren wird, Euch erst richtig untergekriegt haben, zu unserem und Europas Heil, werden wir schon wieder mit Euch Geschäfte machen. Mein Gott, im geschäftlichen Leben kann man sich nicht allzu wählerisch zeigen. Aber freundschaftlichen Verkehr — mit nichten, mein Herr. Eine deutsche Hand drückt nur saubere Hände. Und so viel Seife, als nötig ist, damit es die Euren in absehbarer Zeit werden, gibt's ja gar nicht.

Auf Nimmerwiedersehen

Spectator.

Der Krieg weist uns Frauen neue Ziele.

Von

Dr. phil. Helene Stöcker.

Ob es schon möglich ist, sich den Einfluß klar zu machen, den der große Krieg, in dessen Mitte wir stehen, auf die Frauenbewegung ausüben wird, mag dahingestellt bleiben. Mir scheint es fast, als sei die Zeit dafür noch nicht gekommen. Vielleicht aber läßt sich heute, auch ehe das große Ringen, das fast alle Erdteile in Mitleidenschaft zieht, ein Ende erreicht hat, eine andere Frage erörtern: Wie können die Frauen, die bewußt und solidarisch bisher für die Verbesserung des Frauenschicksals gewirkt haben, in dieser schweren Zeit dem Lande, dem sie angehören, dienen?

Es ist meiner Ueberzeugung nach keineswegs nötig, den Krieg als eine Naturnotwendigkeit hinzunehmen, an der alten Auffassung zu hängen, daß das Völkerleben ohne Krieg nicht denkbar sei, um die Fähigkeit zu gewinnen, auch in dieser Zeit seine Pflicht zu tun. Es ist das Kennzeichen reifer, entwickelter Menschen, ihrer Stärke und Würde, wenn sie verstehen, auch aus dem Schwersten, Vernichtendsten — wie es dieser Weltkrieg gewiß für uns ist —, noch etwas Erhebendes, Positives aufzubauen. Auch wir, die wir auf dem Boden einer anderen Anschauung stehen, die wir an ein ewiges Werden glauben, werden uns mit der harten Tatsache nicht nur abfinden, sondern auch aus ihr lernen, neue höhere Kraft zur fruchtbaren Weiterarbeit gewinnen wollen, gewinnen müssen. Wir sind

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vielleicht in vielem jetzt in dieser Zeit des Konfliktes zum Schweigen, aber darum nicht zur Tatenlosigkeit verurteilt.

Die Not, die der Krieg allenthalben hervorgerufen hat, fordert gebieterisch tatkräftige Hilfe, und es ist in allem Furchtbaren, Erschütternden, das jetzt die Welt erfüllt, immerhin ein bescheidener Trost, zu sehen, daß auch die Frauen in einem wesentlichen Teil den neuen und schweren Aufgaben, vor die der Krieg sie stellt, sich gewachsen zeigen. Wohl wissen die Leiterinnen der Auskunftsstellen und Arbeitsvermittlungen zu berichten, wie in den Frauen auch der jetzt bedürftigen Stände trotz ihrer großen Notlage noch manche Torheit, Indolenz, Dummheit, Wankelmütigkeit und Disziplinlosigkeit sich zeigt. Wie viele von ihnen lieber noch der völligen Arbeitslosigkeit anheimfallen mit allen ihren Gefahren, als sich einsichtig den veränderten Verhältnissen zu beugen und irgendwelche Unbequemlichkeiten oder Opfer der bisherigen Freiheiten in Kauf zu nehmen. Das zeigt uns freilich nur, daß eben auch hier noch viel mehr, nicht nur für die intellektuelle, sondern auch für die sittliche Erziehung der Frauen zu geschehen hat, wie es ja die Frauenbewegung seit Jahren erstrebt. Dasselbe gilt für einen Teil der Frauen der sogenannten gebildeten Stände, die vielleicht in der ersten Begeisterung sich zur freiwilligen Arbeit meldeten, und von denen begreiflicherweise nur ein Teil, ungeschult, zu beruflich ernster Arbeit, wie diese Frauen alle bis dahin waren, den neuen Pflichten dauernd mit Aufopferung und Fähigkeit nachzukommen imstande ist. Daß aber die Frauen in ihrer organisierten Vertretung auf dem Platze waren, um an ihrem Teil vom Ausbruch des Krieges an mitzuarbeiten, was den Daheimgebliebenen zu arbeiten obliegt, das darf erfreulicherweise trotz der eben gerügten Mängel der Frauen ruhig anerkannt werden. Alle — ich glaube, man kann sagen restlos alle — irgendwie dem Wohle und dem Interesse der Frau dienenden Organisationen, sowohl die bürgerlichen wie die sozialdemokratischen, sowohl die konfessionellen wie die auf freiheitlicher Weltanschauung beruhenden Organisationen — sie alle haben ihre Kraft in den Dienst des Ganzen gestellt und sind bemüht, ihre Pflicht als reife, verantwortlichkeitsbewußte Glieder ihres Volkes zu erfüllen. In den Unterstützungskommissionen der Städte sitzen heute überall Frauen gleichberechtigt neben den Männern, die in aufopfernder, ehrenamtlicher Arbeit den Interessen der Allgemeinheit dienen.

Eine Erkenntnis ist uns aber vielleicht gerade durch den Krieg aufs neue aufgegangen, die auch schon früher in den Kreisen der Frauenbewegung viel erörtert wurde: die Notwendigkeit der Dienstpflicht der Frau. Ich gehöre nicht zu jenen, die die Frau kriegstüchtig machen wollen in jenem Sinne, daß sie mit teilnehmen an dem blutigen Kampf. Wir wissen aber heute gerade aus den Erfahrungen dieser Monate, daß auch denen, die nicht im Felde stehen, große und notwendige Aufgaben obliegen. Von der Art der Erfüllung dieser Aufgaben wird es mitbestimmt, wie lange ein Volk sich widerstandsfähig erhalten, wie es zum Sieg geführt werden kann. Für diese Aufgaben im Innern des Landes, an denen jetzt manche Frauen mit allerbestem Willen, aber vielleicht mit unzulänglicher Erfahrung mitwirken — für sie gilt es, die Frauen noch in ganz anderem Maße als bisher tüchtig zu machen. Dieses Dienstjahr der Frau, das bisher schon immer aus den Kreisen der Frauenbewegung verlangt wurde, wird hoffentlich durch die Erfahrung dieses Krieges aus einer bloßen Forderung zu einer Tatsache werden. Eine Ausbildung in allem, was soziale Hilfeleistung angeht, Kranken- und Säuglingsfürsorge, ein tieferes Verständnis für die sozialen und ökonomischen Zusammenhänge, das auch der Hausfrau und Mutter zugute kommt. Das ergibt sich als eine dringende Notwendigkeit, nicht etwa im eigensüchtigen Interesse der Frau, sondern sehr viel mehr noch im Interesse ihres Volkes. Wenn also der Krieg naturnotwendig zunächst alle Partei- und Geschlechtskämpfe lahmlegt, so gibt er doch den verantwortlich für ihr Geschlecht fühlenden Frauen Gelegenheit wie zu fruchtbarer Leistung so zur Selbstbesinnung darüber, wo wir eigentlich stehen und was über die tätige Hilfsarbeit gegenüber der Not des Tages hinaus die höchste Pflicht unseres Lebens bleibt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir können nicht, wie der Mann, das Opfer unseres Lebens in dem Ringen da draußen bringen. Unser physisches Leben setzen wir an einer anderen Stelle ein, die nicht minder bedeutungsvoll für das Gedeihen und Aufblühen eines Staates ist: bei der Mutterschaft. Und man kann annehmen, daß alles, was geeignet ist, eine gesunde Mutterschaft zu ermöglichen und zu schützen, durch den Krieg und nach dem Kriege eine stärkere, überzeugte Förderung erfahren wird. Aber die Mutterschaft der Frau ist nicht zu Ende mit der Funktion der Geburt und der Säuglingspflege. Aus dieser physiologischen Funktion soll der Geist der Mütterlichkeit herauswachsen, der nicht nur das Wohl der eigenen Kinder, sondern das Wohl aller Kinder erstrebt, der diesen Geist der Mütterlichkeit auf die Fürsorge der Menschen füreinander auszudehnen bestrebt ist. Neben unserer äußeren Zivilisation, ausgedrückt in all den Wundern unserer Technik, dem Zauber unserer Erfindungen, mit denen die Männer jetzt unter dem Wasser und aus der Luft wie auf der Erde in allen nur denkbaren Formen einander zu vernichten gelernt haben, steht eine ethische Zivilisation, die noch so entwicklungsbedürftig ist in der Möglichkeit, einander Gutes zu tun und zu fördern. Ist es nicht deshalb, weil der eine Teil der Menschheit, die Frau, dem bei der Arbeitsteilung der Geschlechter gewissermaßen die Aufgabe der ethischen Zivilisierung zufiel, selbst noch nicht in seiner Mehrheit zu seiner vollen Entwicklung gekommen ist?

Wir Frauen, die wir diesen Krieg erleben, die wir ihn überleben dürfen, nehmen aus ihm eine große Aufgabe mit. Wir müssen der Weltanschauung ihr Recht erkämpfen, für ihre Verwirklichung Sorge tragen, die neben die Wunder äußeren Zivilisation die Herrlichkeiten einer wirklichen Kultur des Menschen setzt. Und gerade weil wir so dankbar und bewundernd vor all denen stehen, die ihr Leben daran wagen, um die Gemeinschaft, der sie angehören, zu schützen und zu verteidigen, — ich glaube, wir danken ihnen am besten, wenn wir uns geloben, mit allen Kräften dafür zu sorgen, daß so furchtbare Opfer in Zukunft unnötig und unmöglich werden. Daß die Kinder, deren Väter jetzt in diesem großen Kampfe fallen, ihren Kindern nicht wieder dasselbe furchtbare Erbe hinterlassen müssen. Das ist das neue hohe Ziel der Frauenbewegung.

Der verbotene „Preußengeist".

Von

Julius Bab.

Dem „Kleinen Theater" zu Berlin ist unlängst die Aufführung eines Dramas „Preußengeist" von Paul Ernst verboten worden. Paul Ernst ist von allen heute lebenden Dichtern wohl am ehesten als ein im vornehmen Sinne des Wortes „konservativer" Geist anzusprechen; dies Drama, das, wenn nicht entworfen, so doch ausgeführt ist unter dem Einfluß der gegenwärtigen deutschen Schicksalsstunde, ist überdies geradezu ein patriotisches Tendenzstück. Und dennoch verboten? Verboten eine edle, den vaterländischen Trieb vergeistigende Dichtung zur selben Zeit, wo die bloßen Aktualitäten der Vaterlandsgeschichte auf zwanzig Bühnen zu Koupletversen ausgewalzt werden dürfen! Weshalb verboten? Weil des Dichters Stoff zwei Hohenzollernfürsten auf die Bühne bringt, ihren weltgeschichtlichen Konflikt verklärend.

Es ist König Friedrich Wilhelms I. Konflikt mit dem Sohn, dem Kronprinzen Friedrich, der den Inhalt bildet. Diese furchtbare Krise, in der — bis an die Stufen des Schafotts geführt — der spätere „große Friedrich" erwuchs, hat Paul Ernst ganz in seinem strengen, fast mathematischen Stil dargestellt. Ohne realistische Ausmalung, ohne lyrische Zutaten, ja, selbst ohne psychologische Uebergänge wird die Idee schroff und groß herausgearbeitet: auf der einen Seite der Prinz, eine weiche, unklar schwärmerische Natur, der einem Drang sich „auszuleben" folgen will — auf der anderen Seite der König, der seinen Erben zum Diener der großen Pflicht, hart, zielklar und treu, erziehen will. In der Mitte steht der Leut-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nant Katte, der hier ganz als pflichttreuer Soldat und aufopfernder Freund gezeichnet wird; er will — gegen sein Urteil, nur um den Unerfahrenen nicht allein in der Welt zu lassen — fahnenflüchtig dem Prinzen folgen, und er geht, da die Flucht entdeckt ist, willig in den Tod, um dem Prinzen durch Beispiel und Mahnung neuen Sinn einzuflößen.

Alles trägt sich in drei kurzen Akten ohne alle äußere Wahrscheinlichkeit zu: der König kündet dem Prinzen den Plan an, ihn entgegen seiner Neigung zu verheiraten — und schon beschließt Friedrich mit Katte die Flucht; die Flüchtlinge werden verhaftet eingebracht — und schon geht der König das Gericht bestellen, und gleich darauf kommen die Richter mit ihrem Spruch; Katte wird vor des Kronprinzen Fenster hingerichtet — und gleich erhebt sich der Ohnmächtige, um dem hinzutretenden Vater seinen geänderten Sinn zu offenbaren. All dies — mehr Idee als Leben, mehr Abstraktion als Wirklichkeit — könnte erkälten, wenn nicht in einzelnen Wendungen — szenischen sowohl als sprachlichen, immer wieder die Kraft des stark fühlenden Dichters durchschlüge: wenn der König aus dem Bibelbuch die Geschichte von Abrahams Sohnesopfer liest, und an der Frage, ob Abraham wirklich den Sohn getötet hätte, die eigene Wahrhaftigkeit prüft — wenn er dem Katte, der nichts als einen ehrlichen Soldatentod will, den eigenen Degen umschnallt — wenn der Prinz allein Kattes Gang zum Tode schrittweis mit seiner Phantasie begleitet: in all diesen Momenten gewinnt die Idee Leib genug, um uns mit dichterischem Feuer zu erwärmen.

In dieser strengen, höchst geistigen Form wirkt es nun etwas befremdend, gewisse aktuell gesetzte Reden zu finden: eine Polemik gegen den englischen Geist, eine Prophezeiung auf den Krieg gegen Ost und West, eine Schlußrede des Königs, die die Welt der Pflicht und Wahrheit durch Deutschlands Sieg verkündet. Diese Dinge, die doch noch stärker als die ganze außerpsychologische Konstruktion aus dem Charakter der geschichtlichen Personen und ihrer Welt fallen, sind wohl schon deshalb ästhetisch fehlerhaft, weil sie ethisch überflüssig sind: das große Preußenthema vom Triumph der arbeitenden Pflicht über genießende Phantasterei ist in der harten dramatischen Form so klar gestaltet, daß sich sein bedeutender Bezug auf die gegenwärtige Situation von allein ergibt — die Hinweise dieser Gelegenheitsverse können den dichterisch-moralischen Effekt für feinere Gemüter höchstens abschwächen.

Aber was hier ästhetischer Einwand ist mit seiner patriotisch-volkserzieherischen Ueberdeutlichkeit, das kann für die Behörde doch höchstens eine positive Eigenschaft sein! Man verbietet Stücke, weil sie eine moralisch oder politisch schädliche Wirkung haben könnten. Es ist jetzt weder Zeit noch Anlaß, um dies Prinzip zu streiten. Nein, auch kein Anlaß — denn ganz bestimmt wünschen unsere Behörden, dem Publikum keine andere Gesinnung als die, zu deren Förderung Ernst höchst ersichtlich dies Stück schrieb. Nun gibt es freilich eine Vorsichtsbestimmung, daß Hohenzollern nur mit ausdrücklicher Bewilligung des Kaisers die Bühne betreten dürfen. Und es ist zweifellos richtig, daß man den Kaiser jetzt im Feld nicht mit der Lektüre eines Dramas befassen kann. Aber soll man deshalb, den Buchstaben den Geist des Gesetzes töten lassen? Sicher ist, daß der Kaiser gegen den Preußengeist dieses Stückes nicht das mindeste einzuwenden hätte. Sicher ist, daß derselbe König Friedrich Wilhelm I. eben jetzt in sehr viel weniger würdiger Form in einem veralteten — aber nun schon konzessionierten — Lustspiel des toten Gutzkow auftreten darf. Sicher ist, daß ein Stück vom geistigen und künstlerischen Belang dieses Paul Ernstschen Dramas ein höchst heilsames Gegengewicht gegen die schale Sensationsware der meisten Kriegstheater wäre. Also alle künstlerischen wie moralpolitischen Umstände mahnen zur Aufführung, nichts hindert, als ein Paragraph — sollte es nicht hundert Wege geben, um dem Sinn des Gesetzes zum Triumph über seine zurzeit unpraktikable Form zu helfen? Unsere Kriegsnotlage hat doch sonst stärkere Abweichungen vom Herkommen segensreich erzwungen!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Marokko — der Pfahl im Fleische Frankreichs.

Von

Dr. J. von Bülow.

Wenn sich einer verrechnet hat, dann ist es Frankreich. In seinem törichten Glauben an die Uneigennützigkeit Englands, in seiner durch eine gekaufte Presse gewissenlos geförderten Finanzierung des Russenreiches sieht es sich betrogen. Nun beginnt auch sein afrikanisches Weltreich zu wanken.

Mit großem Stolze rühmte sich Frankreich seines Erfolges über die deutsche Diplomatie, die ihm Marokko überlassen mußte. Es hörte nicht auf die warnende Stimme des, wie es scheint, einzig klarsehenden und vernünftig denkenden Politikers Jaurès; es hielt die Weissagungen der deutschen Presse über ihm drohende Schwierigkeiten in Marokko für den Ausdruck unseres Bedauerns, daß wir ihm das Land lassen müßten. Jetzt aber muß es bekennen, daß wir ihm freundschaftlich abrieten.

Was eigentlich in Marokko augenblicklich vorgeht, wissen wir allerdings nicht genau. Nur spärlich sickern einige Nachrichten durch die neutrale Presse Italiens und Spaniens. Denn die dortigen Telegraphenagenturen stehen in französischem Solde. Aber wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, und der wie ich Marokko und die nordafrikanischen Verhältnisse aus eigener Anschauung kennt, der kann sich trotz alledem aus den wenigen Anhaltspunkten ein klares Bild davon machen, wie es im Reiche der untergehenden Sonne jetzt aussehen wird.

Von Tatsachen wissen wir, daß Frankreich auf einmal Hals über Kopf alle Deutschen aus Marokko hinausbefördert hat. Das beweist jedenfalls, daß dort Dinge vor sich gehen, die Frankreich verheimlichen möchte. Wohl auch die Furcht, durch unsere deutschen Landsleute könnten die Marokkaner die Wahrheit über den Krieg und die Mißerfolge ihrer Unterdrücker erfahren und den Augenblick für gekommen erachten, von Marokko das französische Joch abzuschütteln.

Daß die Marokkaner deutschfreundlich sind, wissen wir auch. Die unbestimmten Nachrichten von Aufständen können wir also als richtig hinnehmen und glauben, daß sie den Franzosen recht bedenklich erscheinen. Sonst hätten sie wohl kaum den tüchtigen General Liautey, den bisherigen Residenten in Marokko, vom Kriegsschauplatz weg dorthin zurückgesandt. Der Schluß ist also keineswegs gewagt, daß Marokko die gute Gelegenheit des französischen Niedergangs benutzt hat, um sich gegen die Fremdherrschaft zu erheben. Die Jahreszeit begünstigt einen solchen Kampf: die große Hitze ist vorbei, die zweite Ernte ist noch nicht da, und wenn auch die Wege zeitweise durch die Gewitter des September und Oktober grundlos werden und die Flüsse anschwellen, so bedeutet das für europäische Truppen allerdings ein großes, für die Marokkaner aber nur ein unbedeutendes Hindernis. Die Krankheiten, die ein europäisches Heer in Marokko stets zu fürchten hat, werden durch die Feuchtigkeit gesteigert. Der unbedingt erforderliche Nachschub aus der Heimat wird jetzt den Franzosen, die ihre tüchtigsten Soldaten im Felde gegen Deutschland brauchen, unmöglich sein. In der Hauptsache werden sie doch nur über die Fremdenlegion und die Senegalesen verfügen können.

Die algerischen Krieger, die Frankreich seinerzeit bei der Unterwerfung Marokkos herangezogen hatte, haben sich damals zwar gegen ihre Stammesbrüder nicht schlecht bewährt, aber sie kämpften für ein starkes, großes Frankreich; sie kannten seine harte Hand aus ihrer Heimat, und sie sahen keine Hoffnung auf Befreiung. Ob sie heute noch mit gleichem guten Willen gegen andere Mohammedaner kämpfen werden, darf bezweifelt werden.

Jedenfalls braucht Frankreich, um Marokko wirklich zu bändigen und ganz zu erobern — denn noch gehört ihm nur ein kleiner Teil davon —, ein Heer von wenigstens 100 000 Mann. Wo es die hernehmen soll, ohne sich an seiner Kampffront gegen Deutschland zu schwächen, kann es selbst nicht wissen. Es müßte denn, wie England die Japaner nach Indien, irgendeine andere Macht herbeirufen. Es wird aber kein europäisches Land geben, das töricht

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

genug wäre, ihm die Kohlen aus dem Feuer zu holen — abgesehen davon, daß nur Spanien oder Portugal in Frage kämen. Nun, Spanien hat an seinen marokkanischen Mißerfolgen genug, und Portugal — — —

Somit steht Frankreich in Marokko vor dem Ende. Es wird das Land nicht halten können und in kürzester Zeit auf die wenigen Küstenstädte zurückgedrängt werden, die es befestigen konnte. Wenn erst einmal der neue Prätendent, der Roghi, über den Scheinsultan den Erfolg davongetragen hat, der ihm diesmal nicht ausbleiben wird, dann wird sich auch die Gärung aus Marokko auf die andern afrikanischen Besitzungen Frankreichs ausdehnen, in denen die panislamitische Propaganda seit Jahren erfolgreich vorgearbeitet hat.

Frankreich hätte sich durch eine geschicktere Politik und vor allem auf Grund der Erfahrungen, die es mit den Mohammedanern in Nordafrika sammeln konnte, leicht zu dem tatsächlichen Beschützer des Islam machen können. Nun hat es durch sein Zusammengehen mit dessen größten Feinden, England und Rußland, sich diese Rolle für alle Zeiten verscherzt. Die Hoffnung, daß die schwarzen Soldaten Afrikas ihm ein wirksamer Bundesgenosse gegen Deutschland sein würden, erweist sich täglich mehr als eitel. Der einzige Nutzen, den Frankreich von der Ueberführung afrikanischer Truppen nach Europa hat, ist die Entfernung eines unsicheren, dabei militärisch geschulten einheimischen Elements aus seinen Kolonien.

Wenn wir hören, daß gegen uns auch Marokkaner kämpfen, so ist das wohl eine Verwechslung mit Algeriern, denn tatsächlich dürfte Frankreich in Marokko noch keine einheimische Truppe zusammengebracht haben. Sollte das doch der Fall sein, so kann es sich nur um gänzlich verkommenes Gesindel handeln, das, wie das Heer des ehemaligen Sultans von Marokko, eine minderwertige Söldnertruppe bildet. Und das sind Geister, über deren Loswerden sich Frankreich noch manches Mal den Kopf zerbrechen wird.

Wenn jetzt im Anschluß an den verlorenen Krieg Frankreichs Kolonialmacht zusammenbricht, dann wird es seine Torheit hundertfach verfluchen. Aber auch die gesamte Kulturwelt wird darunter zu leiden haben, denn die mühsam in jahrzehntelanger Arbeit geschaffene Leistung im afrikanischen Norden wird in wenigen Wochen vernichtet und nicht so bald wieder herzustellen sein.

Die Kunst des Gebens.*)

Von

A. Jagna.

Viel geschieht in diesen Tagen im Kampf gegen die Not, die der Krieg heraufbeschworen hat. Viel ehrliches Bemühen ist dabei und guter Wille; es wäre schön, könnte man sagen, daß Takt und Einsicht in gleichem Maße vorhanden sind. Es handelt sich ja diesmal nicht nur um jene Unglücklichen, die auch in gewöhnlicher Zeit der Hilfe der materiell sicher Gestellten nicht entraten können — es sind die andern, die nicht gewöhnt sind, Almosen zu erbitten und — anzunehmen. Zuerst die Allgemeinheit! sagen die Glücklichen, die das hohe Amt haben, zu helfen und zu retten. Nein, wirklich? Und eine Pflicht, für den Kreis in erster Linie einzutreten, der ihnen angegliedert durch Verwandtschaft, durch Freundschaft, durch gemeinsames Arbeiten, eine solche Pflicht bestände nicht?

Sollte es nicht doch auch von großem Wert sein, die Leistung der einzelnen zu erhalten und diesen damit die Gelegenheit zu geben, ihrerseits sich ihrem Kreis helfend zu widmen, ihnen das entsetzliche Gefühl zu ersparen, von milden Gaben zu leben — denn was sind die Mittagstische anders, schamhaft sind ja auch die Scheiben der Lokale aus mattem Glas — — Riesensummen der Allgemeinheit geopfert, und der einzelne? Aus Einzelmenschen wird die Allgemeinheit gebildet, nicht umgekehrt. Wenn ich heute eine Mark unter hundert Menschen verteile, gebe ich diesen Hundert gar nichts.

*) Der folgende bemerkenswerte Aufsatz wurde durch unsere Ausführungen „Mehr Takt, meine Damen“ in Nr. 41 der „Gegenwart“ angeregt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erhalten zwei Menschen je 50 Pfennige, können sie nach eigenem Ermessen sich eine wenn auch nur kleine Erquickung verschaffen. Ich kenne in Berlin eine Dame, die seit Jahren 48 000 M. jährlich ausgibt, um Tausenden von Schulkindern morgens für sechs Pfennige Milch verabreichen zu lassen. Steht das, was dem Einzelkind damit geholfen wird, im Verhältnis zu dieser Summe? Meiner Meinung nach — nein!

Befremdend zum mindesten ist auch das Verhalten jener Mäzene, die vermögende Kunstfreunde bitten, nach wie vor Kunstwerke anzukaufen, an alten Aufträgen festzuhalten und neue zu erteilen — um im Augenblick aber, wo sie von Künstlern (die sie, die Mäzene, kennen und schätzen) beim Wort genommen werden, diese an die Kriegshilfskassen zu verweisen, an der sie beteiligt seien. Es ist wie ein Loskaufen von der Verpflichtung des persönlichen Mitgefühls, des persönlichen Interesses.

Anstatt zu versuchen, die Leistungen, die gefährdet sind, zu stützen, z. B. auch dadurch, daß man ihre Verpflichtungen übernimmt, teilweis wenigstens (dieser Versuch wird ja schon hie und da gemacht), bittet man, leere Wohnungen, Ateliers anzuweisen, Möbel zu schenken, und „wären sie noch so schlecht"! Dies die Hilfe für die Träger der Kultur, die Arbeiter im Reich des Geistes und der Schönheit! Wirklich, gibt es kein anderes Mittel? Und wie die Finanz den Krieg selbst durch Zeichnung der Kriegsanleihen selbstverständlich unterstützt und immer weitere Hilfe in Aussicht stellt, hat sie die Verpflichtung, den wirtschaftlichen Opfern des Krieges beizustehen mit durchgreifenden Maßnahmen, sie hat die Verpflichtung, weil sie mit Ausnahme der Militärlieferanten die einzige ist, die nach dem Frieden durch den Krieg verdient!

Man sollte nicht glauben, daß Menschen — in deren Haus der jetzt schwer um seine Existenz Ringende ein gern gesehener Gast war, ein Freund, ein Geber schönster, fruchtbringender Stunden — den traurigen Mut haben, dem Freunde Karten à 30 Pfennige für den einen oder anderen Mittagstisch als einzige Hilfe zu bieten. Richten sie denn nicht so eine Schranke auf zwischen sich und dem Freund für immer — gerade jetzt, in einer Zeit, da Zartgefühl und Liebe die Menschen erst recht verbinden soll! Aus Zartgefühl unterbleiben auch weitere Einladungen, es könnte dem jetzt zum Notleidenden gestempelten „peinlich" sein! Und was den „gebildeten Mittagstisch" im Gegensatz zu den Volksküchen „auszeichnet", sind die hoch-not-peinlichen Recherchen. Ich habe ein kleines vertriebenes, mir anvertrautes Menschenkind in eine dieser Hallen geführt, nur einmal, um es dann als Gast an meinen Tisch zu nehmen, und zweimal wurde in der folgenden Woche recherchiert, ob das junge Mädchen auch wirklich so bedürftig sei — so bedürftig, um ein Essen für 30 Pfennig als „Wohltat" (das Wort des Recherchеurs) zu empfangen. Ich erwiderte, es läge kein Grund zu Erkundigungen vor, denn ich hätte das junge Mädchen bei mir. Wo keine Referenz angegeben wird, werden die Recherchen auch eventuell beim Portier des Hauses gemacht!! Bei dem Riesenverbrauch in diesen Lokalen kann übrigens von Wohltat gar nicht die Rede sein, denn die gereichten Speisen sind mit den geforderten 30 Pfennig durchaus bezahlt. Aschinger gibt derartige Gerichte auch zu gewöhnlichen Zeiten mit 30 Pfennige ab. Aber wäre es selbst ein Opfer der Begüterten, wie „zartfühlend" ist doch der stete Hinweis auf die Wohltätigkeit!

Theater — Schuld und Sühne.

Von

Peter Guenther.

Das Schuldbuch der Berliner Theater ist an jeder Litfaßsäule öffentlich angeschlagen. Am 18. Oktober 1914 zum Beispiel sah eine Berliner Litfaßsäule im Kastanienwäldchen — zwischen Zeughaus und Universität! — folgendermaßen aus:

Theater an der Weidendammer Brücke:	Anfang gut — alles gut.
Gebrüder Herrnfeld-Theater:	Ende gut — alles gut.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Theater Folies Caprice (NB.: Diese Firma ist **groß gedruckt**, aber schamhaft durchstrichen; darunter steht „Possen-Theater"):	Landwehrleute.
Walhallatheater:	Berlin im Felde.
Theater am Nollendorfplatz:	Immer feste druff!
Rose-Theater:	Die Waffen her!
Residenztheater:	Krümel vor Paris.
Casinotheater:	Mein Leben dem Vaterland!
Charlottenburger Theater:	Königin Luise.
Luisentheater:	Der heilige Krieg.
Friedr. Wilhelmstädt. Theater:	Unsere Feldgrauen.
Künstlertheater:	Gewonnene Herzen.
Urania:	Die Weichsel u. die masurischen Seen.
Kaiserpanorama:	Belgien.
Thaliatheater:	Kam'rad Männe.
Treptower Sternwarte — Lichtspiele:	Krieg und Frieden.
Deutsches Opernhaus:	Der Ueberfall.
Apollotheater:	Die Barbaren.
Kinowoche:	Kriegsaufnahmen.
Mozartsaal:	Durch Pulverdampf und Kugelregen.
Vaterländische Vortragsabende (drei Stück!).	
Palasttheater:	1914.

Einsam dazwischen schwammen eine Wagneroper, Schillers „Wallenstein" und Ibsens „Gespenster" unterganggeweiht in diesem Meer häßlich wiederkäuenden Stumpfsinns. **Drei** Kunstwerke zwischen 21 Marktschreiereien!

Ich finde nicht, daß ein Theaterpublikum eine große Zeit kläglicher verarbeiten kann, als es geschieht durch diese Produkte, die dem Tag nachlaufen, statt ihm einen großen Sinn zuzuführen. Ich finde, daß es fast das Gegenteil eines echten, nicht in der Phrase, sondern im lebendigen Gefühl sitzenden Patriotismus ist, Freude zu empfinden an diesen Machwerken, die die große Wirklichkeit von vorgestern völlig unverarbeitet, aber mit Theaterrührung, Clownerien und Unanständigkeiten aller Art vermengt, zur Schau stellen. Und man weiß nicht, ob man die Phantasielosigkeiten bestaunen, oder die Geschmacklosigkeit anklagen soll, von Leuten, die es ergötzt, wenn eine Soubrette, die Landwehrmütze schief auf den Locken, mit neckisch geworfenem Kopf und herausgestrecktem Wogebusen Verse von Dumdumgeschossen singt — während die Massengräber und Lazarette sich ohne Ende füllen.

Aber ist wirklich das Berliner Publikum für diesen Tiefstand des Repertoirs verantwortlich? Verlangt es etwa diese Geschmacklosigkeiten? Oder haben wir hier nur einen der nicht ganz seltenen Fälle, in denen die Theaterunternehmer glauben, zum Volk herabsteigen zu müssen, während sie in Wahrheit seine besseren Instinkte zu ihrer eigenen Geschmacklosigkeit erniedrigen. Für diese Annahme scheint die Tatsache zu sprechen, daß die wenigen Theater in Berlin — die Königliche Oper, das Deutsche Theater —, die ihr altes künstlerisches Repertoir durchhalten, viel besser besucht sind, als all diese peinlichen Aktualitäten! Für diese Tatsache aber spricht vor allem, daß die **Berliner Volksbühnen** neulich ihre Spielzeit mit einer Aufführung „Minna von Barnhelm" wieder eröffnen konnten.

Die Bedeutung dieses Theaterabends war nicht in dieser mittelguten Aufführung an sich beschlossen —, die immerhin die Freude an der edlen Menschlichkeit, dem herzhaftguten Witz dieses ältesten Lebewesens der deutschen Theaterliteratur erneuerte. Bedeutsam aber ist die Tatsache des Weiterlebens der Berliner Volksbühnen, die sich darin ausspricht. Sind doch die Berliner Volksbühnen (die „Freie Volksbühne" und die größere, aus ihr einst sezessionierte „Neue freie Volksbühne" bilden jetzt wieder einen Verband) eine höchst merkwürdige Kulturschöpfung: Der in Europa erste Fall eines neuzeitlichen Theaters, das von unten aufgebaut, vom Publikum, vom Volk geschaffen ist. Ursprünglich ein Verein, der für seine Mitglieder einige, später fast alle Nachmittagsvorstellungen der Berliner Bühnen pachtete, kam die Volksbühne bald dazu, auch mit eigenem Ensemble eigene Aufführungen zu veranstalten. Die Neue freie Volksbühne hatte seit Jahren ein eigenes Bühnenhaus gemietet, in dem allabendlich gespielt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wurde. Sodann aber ward (mit Pfennigbeiträgen der Mitglieder!) ein Baufonds von nahezu einer Million zusammengebracht und (mit Hilfe einer städtischen Hypothek) der Bau des größten Berliner Schauspielhauses durch den Architekten Oskar Kaufmann am Bülowplatz für die Volksbühne begonnen. Eine noch wachsende Mitgliederzahl von mehr als 70 000 schien dem ersten wahrhaften Volkstheater eine glänzende Zukunft zu sichern. — Da kam der Krieg — und für viele stand es fest, daß die Volksbühnenbewegung mit soviel anderem zarten Kulturgut sofort auf der Walstatt bleiben müsse! Aber siehe da: trotz allem Abbruch, den naturgemäß der Ruf zu den Fahnen und die wirtschaftliche Sorge dem Mitgliederstande tat — es blieb ein mehr als stattlicher Rest von vielen Tausenden treu; neue Mitglieder fanden sich, die vielleicht gerade in der Zeit der Not hier tröstende Erbauung suchten; die Baufondsteilhaber harrten aus, die Leitung behielt Besinnung und Mut — und mitten im Kriege leben die Volksbühnen rüstig weiter! — Ihr großes Haus wird zu Ende gebaut, und, da der Termin der Fertigstellung sich natürlich durch den Krieg verzögert, hat man einstweilen Montis Operettentheater am Schiffbauerdamm gepachtet; und dort hat das von Emil Lessing, dem langjährigen Regisseur Brahms und erwählten Direktor der Volksbühne, zusammengebrachte Ensemble nun seine Tätigkeit mit Lessings altem Soldatenlustspiel für dieses Kriegsjahr eröffnet.

Ist es nicht ein schönes und stolzes Zeichen für unser „Barbaren"-Volk, daß mitten im Kriege ein Unternehmen, das ganz auf die Kunstliebe und den kulturellen Opfersinn der „kleinen", unbemittelten Leute gestellt ist, weiterleben und segensreich wirken kann?!

Und hat ein Volk, eine Großstadtbevölkerung, ein Publikum, das viele tausend Menschen von solcher Gesinnung besitzt, das unter diesen drückendsten Umständen sich eine so reine Lust zu wirklicher Kunst bewahrt hat, hat das nötig, an einem Abend zwanzigmal mit entwürdigenden Inszenierungen der Tagesereignisse traktiert zu werden?! Es scheint mir außer Zweifel, daß hier wieder einmal nicht die Unternehmer die schlechten Publikumsinstinkte befriedigen, sondern erst schaffen, daß sie die Schuld haben, die zu sühnen sich Menschen beeilen sollten, die die wahrhaft große Mission der Kunst, und nicht zum wenigsten der Bühnenkunst, in diesen Tagen begriffen haben.

Der junge Engländer.*)

Von

Wilhelm Hauff.

Im südlichen Teil von Deutschland liegt das Städtchen Grünwiesel, wo ich geboren und erzogen bin. Es ist ein Städtchen, wie sie alle sind. In der Mitte ein kleiner Marktplatz mit einem Brunnen, an der Seite ein kleines, altes Rathaus, umher auf dem Markt die Häuser des Friedensrichters und der angesehensten Kaufleute, und in ein paar engen Straßen wohnen die übrigen Menschen. Alles kennt sich, jedermann weiß, wie es da und dort zugeht, und wenn der Oberpfarrer und der Bürgermeister, oder der Arzt ein Gericht mehr auf der Tafel hat, so weiß es schon am Mittagessen die ganze Stadt. Nachmittags kommen dann die Frauen zueinander in die Visite, wie man es nennt, besprechen sich bei starkem Kaffee und süßem Kuchen über diese große Begebenheit, und der Schluß ist, daß der Oberpfarrer wahrscheinlich in die Lotterie gesetzt und unchristlich viel gewonnen habe, daß der Bürgermeister sich „schmieren" lasse, oder daß der Doktor vom Apotheker einige Goldstücke bekommen habe, um recht teure Rezepte zu verschreiben. Ihr könnt euch denken, Herr, wie unangenehm es für eine so wohleingerichtete Stadt wie Grünwiesel sein mußte, als ein Mann dorthin zog, von dem niemand wußte, woher er kam, was er wollte, von was er lebte. Der Bürgermeister hatte zwar seinen Paß untersucht und in einer Kaffeegesellschaft bei Doktors geäußert, der Paß sei zwar ganz richtig

*) Es ist in dieser Zeit, in der die Weltgeschichte uns Selbsterkenntnis lehrt, erfreulich zu sehen, daß auch zu unserer Großväter Zeit sich deutsche Männer fanden, die Anglomanie mitsamt den englischen Manieren lächerlich machten. Aus diesem Grunde und weil sie englische Unverschämtheit so gut charakterisiert, ziehen wir diese Satire aus der Vergessenheit, in die sie leider immer mehr versank. D. R.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

visiert von Berlin bis Grünwiesel, aber es stecke doch was dahinter. Denn der Mann sehe etwas verdächtig aus. Der Bürgermeister hatte das größte Ansehen in der Stadt, kein Wunder, daß von da an der Fremde als eine verdächtige Person angesehen wurde. Und sein Lebenswandel konnte meine Landsleute nicht von dieser Meinung abbringen. Der fremde Mann mietete sich für einige Goldstücke ein ganzes Haus, das bisher öde gestanden, ließ einen ganzen Wagen voll sonderbarer Gerätschaften, als Oefen, Kunstherde, große Tiegel und dergleichen hineinschaffen und lebte von da an ganz für sich allein. Ja, er kochte sich sogar selbst, und es kam keine menschliche Seele in sein Haus als ein alter Mann aus Grünwiesel, der ihm seine Einkäufe in Brot, Fleisch und Gemüse besorgen mußte. Doch auch dieser durfte nur in den Flur des Hauses kommen, und dort nahm der fremde Mann das Gekaufte in Empfang.

Ich war ein Knabe von zehn Jahren, als der Mann in meiner Vaterstadt einzog, und ich kann mir noch heute, als wäre es gestern geschehen, die Unruhe denken, die dieser Mann im Städtchen verursachte. Er kam Nachmittags nicht, wie andere Männer, auf die Kegelbahn, er kam Abends nicht ins Wirtshaus, um, wie die übrigen, bei einer Pfeife Tabak über die Zeitung zu sprechen. Umsonst lud ihn nach der Reihe der Bürgermeister, der Friedensrichter, der Doktor und der Oberpfarrer zum Essen oder Kaffee ein, er ließ sich immer entschuldigen. Daher hielten ihn einige für verrückt, andere für einen Juden, eine dritte Partei behauptete steif und fest, er sei ein Zauberer oder Hexenmeister. Ich wurde achtzehn, zwanzig Jahre alt, und noch immer hieß der Mann in der Stadt der fremde Herr.

Es begab sich aber eines Tages, daß Leute mit fremden Tieren in die Stadt kamen. Es ist dies hergelaufenes Gesindel, das ein Kamel hat, welches sich verbeugen kann, einen Bären, der tanzt, einige Hunde und Affen, die in menschlichen Kleidern komisch genug aussehen und allerlei Künste machen. Diese Leute durchziehen gewöhnlich die Stadt, halten an den Kreuzstraßen und Plätzen, machen mit einer kleinen Trommel und einer Pfeife eine übeltönende Musik, lassen ihre Truppe tanzen und springen und sammeln dann in den Häusern Geld ein. Die Truppe aber, die sich diesmal in Grünwiesel sehen ließ, zeichnete sich durch einen ungeheuren Orangutan aus, der beinahe Menschengröße hatte, auf zwei Beinen ging und allerlei artige Künste zu machen verstand. Diese Hunds- und Affenkomödie kam auch vor das Haus des fremden Herrn. Er erschien, als die Trommel und Pfeife ertönte, von Anfang ganz unwillig hinter den dunkeln, vom Alter angelaufenen Fenstern. Bald aber wurde er freundlicher, schaute zu jedermanns Verwundern zum Fenster heraus und lachte herzlich über die Künste des Orangutans. Ja, er gab für den Spaß ein so großes Silberstück, daß die ganze Stadt davon sprach.

Am andern Morgen zog die Tierbande weiter. Das Kamel mußte viele Körbe tragen, in welchen die Hunde und Affen ganz bequem saßen, die Tiertreiber aber und der große Affe gingen hinter dem Kamel. Kaum aber waren sie einige Stunden zum Tore hinaus, so schickte der fremde Herr auf die Post, verlangte zu großer Verwunderung des Postmeisters einen Wagen und Extrapost und fuhr zu demselben Tor hinaus, den Weg hin, den die Tiere genommen hatten. Das ganze Städtchen ärgerte sich, daß man nicht erfahren konnte, wohin er gereist sei. Es war schon Nacht, als der fremde Herr wieder im Wagen vor dem Tor ankam. Es saß aber noch eine Person im Wagen, die den Hut tief ins Gesicht gedrückt und um Mund und Ohren ein seidenes Tuch gebunden hatte. Der Torschreiber hielt es für seine Pflicht, den andern Fremden anzureden und um seinen Paß zu bitten; er antwortete aber sehr grob, indem er in einer ganz unverständlichen Sprache brummte.

„Es ist mein Neffe", sagte der fremde Mann freundlich zum Torschreiber, indem er ihm einige Silbermünzen in die Hand drückte; „es ist mein Neffe und versteht bis dato noch wenig Deutsch. Er hat soeben in seiner Mundart ein wenig geflucht, daß wir hier aufgehalten werden."

„Ei, wenn es dero Neffe ist," antwortete der Torschreiber, „so kann er wohl ohne Paß

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hereinkommen. Er wird wohl ohne Zweifel bei Ihnen wohnen?"

„Allerdings," sagte der Fremde, „und hält sich wahrscheinlich längere Zeit hier auf."

Der Torschreiber hatte keine weitere Einwendung mehr, und der fremde Herr und sein Neffe fuhren ins Städtchen. Der Bürgermeister und die ganze Stadt war übrigens nicht sehr zufrieden mit dem Torschreiber. Er hätte doch wenigstens einige Worte von der Sprache des Neffen sich merken sollen. Daraus hätte man dann leicht erfahren, was für ein Landeskind er und der Onkel wäre. Der Torschreiber versicherte aber, daß es weder Französisch noch Italienisch sei, wohl aber habe es so breit geklungen wie Englisch, und wenn er nicht irre, so habe der junge Herr gesagt: „God dam!" So half der Torschreiber sich selbst aus der Not und dem jungen Mann zu einem Namen. Denn man sprach jetzt nur von dem jungen Engländer im Städtchen.

Aber auch der junge Engländer wurde nicht sichtbar, weder auf der Kegelbahn noch im Bierkeller; wohl aber gab er den Leuten auf andere Weise viel zu schaffen. — Es begab sich nämlich oft, daß in dem sonst so stillen Hause des Fremden ein schreckliches Geschrei und ein Lärm ausging, daß die Leute haufenweise vor dem Hause stehen blieben und hinaufsahen. Man sah den jungen Engländer, angetan mit einem roten Frack und grünen Beinkleidern, mit struppigem Haar und schrecklicher Miene, unglaublich schnell an den Fenstern hin und her, durch alle Zimmer laufen; der alte Fremde lief ihm in einem roten Schlafrock, eine Hetzpeitsche in der Hand, nach, verfehlte ihn oft, aber einige Male kam es doch der Menge auf der Straße vor, als müsse er den Jungen erreicht haben; denn man hörte klägliche Angsttöne und klatschende Peitschenhiebe. An dieser grausamen Behandlung des fremden jungen Mannes nahmen die Frauen des Städtchens so lebhaften Anteil, daß sie endlich den Bürgermeister bewogen, einen Schritt in der Sache zu tun. Er schrieb dem fremden Herrn ein Billett, worin er ihm die unglimpfliche Behandlung seines Neffen in ziemlich derben Ausdrücken vorwarf und ihm drohte, wenn noch ferner solche Szenen vorfielen, den jungen Mann unter seinen besonderen Schutz zu nehmen.

Wer war aber mehr erstaunt als der Bürgermeister, wie er den Fremden selbst, zum erstenmal seit zehn Jahren, bei sich eintreten sah! Der alte Herr entschuldigte sein Verfahren mit dem besonderen Auftrage der Eltern des Jünglings, die ihm solchen zu erziehen gegeben; er sei sonst ein kluger, anstelliger Junge, äußerte er, aber die Sprachen erlerne er sehr schwer; er wünsche so sehnlich, seinem Neffen das Deutsche recht geläufig beizubringen, um sich nachher die Freiheit zu nehmen, ihn in die Gesellschaften von Grünwiesel einzuführen, und dennoch gehe demselben diese Sprache so schwer ein, daß man oft nichts Besseres tun könne, als ihn gehörig durchzupeitschen. Der Bürgermeister fand sich durch diese Mitteilung völlig befriedigt, riet dem Alten zur Mäßigung und erzählte abends im Bierkeller, daß er selten einen so unterrichteten, artigen Mann gefunden als den Fremden. „Es ist nur schade," setzte er hinzu, „daß er so wenig in Gesellschaft kommt; doch ich denke, wenn der Neffe nur erst ein wenig Deutsch spricht, besucht er meine Cercles öfter."

Durch diesen einzigen Vorfall war die Meinung des Städtchens völlig umgeändert. Man hielt den Fremden für einen artigen Mann, sehnte sich nach seiner näheren Bekanntschaft und fand es ganz in der Ordnung, wenn hie und da in dem öden Hause ein gräßliches Geschrei aufging. „Er gibt dem Neffen Unterricht in der deutschen Sprache", sagten die Grünwieseler und blieben nicht mehr stehen. Nach einem Vierteljahr ungefähr schien der Unterricht im Deutschen beendigt; denn der Alte ging jetzt um eine Stufe weiter vor. Es lebte ein alter gebrechlicher Franzose in der Stadt, der den jungen Leuten Unterricht im Tanzen gab; diesen ließ der Fremde zu sich rufen und sagte ihm, daß er seinen Neffen im Tanzen unterrichten lassen wolle. Er gab ihm zu verstehen, daß derselbe zwar sehr gelehrig, aber, was das Tanzen betreffe, etwas eigensinnig sei; er habe nämlich früher bei einem andern Meister Tanzen gelernt, und zwar nach so sonderbaren Touren, daß er sich nicht

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

füglich in der Gesellschaft produzieren könne; der Neffe halte sich aber eben deswegen für einen großen Tänzer, obgleich sein Tanz nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit Walzer oder Galopp, nicht einmal Aehnlichkeit mit Ecossaise oder Française habe. Er versprach übrigens einen Taler für die Stunde, und der Tanzmeister war mit Vergnügen bereit, den Unterricht des eigensinnigen Zöglings zu unternehmen.

Es gab, wie der Franzose unter der Hand versicherte, auf der Welt nichts so Sonderbares als diese Tanzstunden. Der Neffe, ein ziemlich großer, schlanker junger Mann, der nur etwas sehr kurze Beine hatte, erschien in einem roten Frack, schön frisiert, in grünen, weiten Beinkleidern und glacierten Handschuhen. Er sprach wenig und mit fremdem Akzent, war am Anfang ziemlich artig und anstellig; dann verfiel er aber oft plötzlich in fratzenhafte Sprünge, tanzte die kühnsten Touren, wobei er Entrechats machte, daß dem Tanzmeister Hören und Sehen verging; wollte er ihn zurechtweisen, so zog er die zierlichen Tanzschuhe von den Füßen, warf sie dem Franzosen an den Kopf und setzte nun auf allen vieren im Zimmer umher. Bei diesem Lärm fuhr dann der alte Herr plötzlich in einem weiten, roten Schlafrock, eine Mütze von Goldpapier auf dem Kopf, aus seinem Zimmer heraus und ließ die Hetzpeitsche ziemlich unsanft auf den Rücken des Neffen niederfallen. Der Neffe fing dann schrecklich zu heulen an, sprang auf Tische und hohe Kommoden, ja selbst an den Kreuzstöcken der Fenster hinauf und sprach eine fremde, seltsame Sprache. Der Alte im roten Schlafrock aber ließ sich nicht irre machen, faßte ihn am Bein, riß ihn herab, bläute ihn durch und zog ihm mittels einer Schnalle die Halsbinde fester an, worauf er immer wieder artig und manierlich wurde und die Tanzstunde ohne Störung weiter ging.

Als aber der Tanzmeister seinen Zögling so weit gebracht hatte, daß man Musik zu der Stunde nehmen konnte, da war der Neffe wie umgewandelt. Ein Stadtmusikant wurde gemietet, der im Saal des öden Hauses auf einen Tisch sich setzen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Noch einiges über „Alkoholfreie Unkultur".

Was das Publikum sagt.

Zu dem in Nr. 42 der „Gegenwart" erschienenen Aufsatz „Alkoholfreie Unkultur" haben wir eine Fülle von Zuschriften erhalten. Alle — mit Ausnahme einiger anonymer Schmähkarten — bringen uns Zustimmung. Wir danken allen Einsendern und bitten sie um Entschuldigung, wenn wir aus Raummangel nur einige dieser Briefe, die uns zur Frage Neues zu bringen scheinen, hier veröffentlichen.

„Soeben habe ich Ihren ebenso überzeugenden wie verständigen Artikel „Alkoholfreie Unkultur" mit großer Befriedigung gelesen und bitte, mir per Nachnahme zehn Hefte zu senden, die ich im Interesse der vom Kronprinzen gewünschten Liebesgaben in meinem Bekanntenkreise verbreiten werde. Ich selbst nehme in der Alkoholfrage ganz den Standpunkt der von Herrn Paasche so verlästerten Mäßigkeitsapostel ein, was schon daraus ersichtlich ist, daß ich meinen Kindern bis zum sechzehnten Lebensjahre jeden Alkoholgenuß untersagt habe. Dabei bin ich ein Feind aller öden Prinzipienreiterei und in trauter Feierabendstunde einem guten Glas Wein oder Bier ebensowenig abgeneigt wie einer guten Zigarre. Ich habe zwei Verwandte, die sind Bekenner des „Blauen Kreuzes", was ich ihnen, solange sie nicht aufdringlich werden, nicht weiter übel nehme. Sind diese beiden bei mir zu Gast, dann bekommen sie ihr Zitronenwässerchen vorgesetzt, während ich ihnen schmunzelnd meinen Wein oder mein Bier vortrinke. Jeder soll nach seiner Fasson selig werden. Aber unsern

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in nächtlicher Winterkälte frierenden Soldaten, um der Sache der Abstinenz zum Siege zu verhelfen, nicht einmal ein Glas wärmenden Rotwein oder Rum zu gönnen, das ist ein Stück Roheit, für das den Abstinenten ordentlich eins auf die Finger gehört. Vielleicht legen sich die Wortführer dieses Unsinns persönlich mal ein paar Wochen in die Schützengräben und zeigen uns, wie man sich gegen die durchdringende Eiseskälte winterlicher Nachtnebel durch den Genuß von Limonade schützt. Ich möchte diese Ausführungen nicht schließen, ohne meiner Entrüstung darüber Ausdruck zu geben, daß die sonst verständige Zeitschrift „Kunstwart", die sich seit kurzer Zeit stolz „Kunstwart und Kulturwart" nennt, in diesen mehr als überflüssigen Streit eine ebenso neue wie peinliche Note bringt. Der „Kunstwart" druckt ebenso wie die „Gegenwart" das bekannte Telegramm des Kronprinzen an das „Deutsche Armeeblatt" ab. Im Anschluß hieran weist er auf eine Rede hin, die nach seinen Angaben der Kaiser mal irgendwann in Mürwik gehalten haben soll, um daran die peinlich durchsichtige Frage zu knüpfen, wie sich die jetzige Kundgebung des Kronprinzen mit der einstigen angeblichen Rede des Kaisers vertrüge (!). Gestatten Sie, daß ich an dieser Stelle an den Münchener „Kunstwart" die ergebene Frage richte, ob die Fürsorge des Kronprinzen, der sich doch gewiß nur durch reale Beobachtungen auf den Schlachtfeldern und durch den Rat der maßgebenden Militärärzte zu dem Hilferuf nach Liebesgaben in Gestalt von Rum- und Arrakspenden bestimmen ließ, von uns Daheimgebliebenen nicht besseren Dank verdient hat, als daß man eine im tiefsten Frieden und unter ganz anderen Umständen getane Aeußerung des kaiserlichen Vaters mitten in dieser Kriegszeit gegen ihn ausspielt? Dr. K.

*

Ihr Aufsatz „Alkoholfreie Unkultur" hat mich veranlaßt, die Liebesgabe an Zigarren, die ich mir für diese Woche vorgesetzt hatte, in eine „alkoholische Liebesgabe" umzuwandeln. Ich nehme an, diese Form der Zustimmung wird Ihnen gefallen.

O. von G., Oberst a. D.

*

Gewiß, man soll in diese heilige Zeit nichts Unheiliges tragen. Und jeder Streit ist unheilig. Aber es scheint mir Ehrenpflicht für uns Frauen, die Stimme dagegen zu erheben, daß Herr Paasche — noch dazu in solcher Weise — die an der Spitze des Roten Kreuzes stehenden Frauen angreift und heruntersetzt. Gerade wir Frauen wissen, was diese unter dem flammenden Zeichen des Erlösers stehende große Vereinigung nicht allein für unsere tapferen Verteidiger, sondern auch für die tut, die nur indirekt fürs Vaterland Herzblut vergießen. Tausend und abertausend deutsche Frauen sind dem Roten Kreuz und den in ihm wirkenden Frauen in herzinnigem Dank ergeben.

Und warum diese Schmähworte gegen die Frauen des Roten Kreuzes? Eines Trunkes wegen, der doch gespendet wird, um einem Totmatten, oft genug sogar einem Sterbenden Erquickung zu geben. Was Herr Paasche wohl sagen würde, wenn man ihm im Augenblick nahen physischen Zusammenbruchs statt stärkenden und rettenden Alkohols seinen Artikel vorsetzen würde? Ich denke an eine Stelle in einem Brief meines Mannes, den er nach der Schlacht bei Lagarde geschrieben hat. Sie lautet wörtlich:

„Ich durfte unsern lieben sterbenden Oberstabsarzt noch mit einem Schluck Kognak aus meiner Feldflasche erquicken. Er war so rührend dankbar dafür ...."

Mein Mann hat zu Hause nie einen Tropfen Alkohol getrunken, Herr Paasche! Trinken Sie ruhig weiter, was Sie zu trinken gewöhnt sind, aber gönnen Sie doch unseren Helden den Labetropfen, den bessere Einsicht ihnen zukommen läßt.

K. L., Hauptmannsgattin.

*

Das ist's: Am warmen Ofen ist leicht auf Alkohol verzichten! Aber tief bedauerlich ist, daß jetzt, wo überall im deutschen Vaterlande die Feindseligkeiten der Parteien eingestellt sind, gerade nur die Gruppe der fanatischen Abstinenten, meist selbst Menschen, die früher zuviel Alkohol genossen haben, oder deren besonderer körperlicher Zustand den Genuß alkoholischer Getränke verbietet, in ihrer

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gehässigen, verdächtigenden Weise, dem Symptom neidischer, hysterischer Menschen, weiterhetzt. Diese Leute sollen in dieser ernsten Zeit dem gesunden deutschen Volk mit ihren lächerlichen Erziehungsversuchen wahrhaftig vom Leibe bleiben! Stubenhocker und Duckmäuser schlagen nicht unsere Schlachten, und dem Manne, der sein Glas Bier, Schnaps oder Wein gewöhnt ist, dies zu entziehen, bringt Erbitterung. Unsere braven Truppen, die ihr Bestes, ihr Leben, in die Schanze stellen, wollen nicht von Aposteln am grünen Tisch in ihren Lebensgewohnheiten bevormundet werden! Ein jeder gesunde Mann, der die Natur liebt als Wanderer, als Jäger, der eben im Besitz seiner vollen Kraft ist, und nur solche Leute können wir vor dem Feinde brauchen, weiß auch mit Mäßigkeit einen Maßkrug, ein Glas Wein, ein Schnäpschen zu schätzen. Schlagsahne-Schlecker, Milch- und Kaffee-Patrioten wird man wohl in der Mehrzahl haben zu Hause lassen müssen. Unsere frischen, frohen, tapferen jungen Leute aber, die täglich ihr Alles fürs Vaterland aufs Spiel setzen, sollen sich nur nach gelungener Tat mit heiterem, köstlichem Genusse an der edelsten Gabe der Natur, dem Wein, erfreuen. Und nun gar unsere braven Landwehrleute! Ihnen, die im Sturm und Regen, tagaus, tagein mutig im Felde stehen und sehnsüchtig ihres Weibes und ihrer Kinder gedenken, sie, die gewohnt sind, bei flauem Gefühl durch ein harmloses Gläschen sich Mut, Wärme, neue Hoffnung zu holen, auch ihnen will ein nüchterner Pedant, der sich selbst fein säuberlich zu Hause in Pelz und Watte packt, durch lächerliche, ein gelehrtes Mäntelchen umhängende und doch so ungelehrte, leicht zu widerlegende Gründe, Erziehungsmaßregeln geben! Dem gegenüber ein frischer junger Mann, unser Kronprinz. Wie anders wirkt dies Zeichen auf uns ein! Er bittet um Rum und Arrak für seine Soldaten im Felde, denn er kennt die Seele und den Körper seiner Soldaten, er selbst ein echter, rechter deutscher Soldat!

Jedermann fand das Verbot von alkoholischen Getränken auf den Bahnhöfen bei der Mobilmachung und beim Aufmarsch richtig und angebracht, völlig anders aber liegen jetzt die Verhältnisse. Darum hinweg mit den kränkelnden, alles kritisierenden Heuchlern und Volksbeglückern! Unser Volk ist so trefflicher in seinem Gefühl für das, was recht, was schlecht ist, daß es diese Katheder brüder ebensowenig versteht, wie der gesunde Kern unseres Volkes jemals die an sich gutgemeinten Mühen gewisser weiblicher und männlicher Friedensapostel (feminin und weltfremd war auch diese Richtung) verstanden hat. P. K.

*

Sehr geehrter Herr Kollege! Sie haben sich im Interesse der guten Sache der dankenswerten Aufgabe unterzogen, das jeder Vernunft, Einsicht und auch Menschlichkeit und Herzensgüte spottende Treiben der unbedingten Enthaltsamkeitler an den Pranger zu stellen. Wie wenig übrigens dieses sinnlose Geschrei Widerhall im Volke findet, beweist der über alles Erwarten große Erfolg der Sammlung, die wir auf Veranlassung des Kronprinzen eingeleitet haben. Bis zum 10. Oktober konnten wir 50 000 Flaschen Rum und Arrak und 20 000 Liter in Fässern den West- und Ostarmeen zusenden; seitdem sind weitere 40 000 Flaschen teils versandt, teils zur Versendung bereit. Und wie viele Spender haben ihre Gaben ohne unsere Vermittlung den Truppen zukommen lassen. Tausende von Flaschen sind uns einzeln zugegangen. Unter den Geldspenden sind viele unter einer Mark. Sie sehen, wie recht Sie hatten, wenn Sie der Ueberzeugung Ausdruck gaben, daß diese aus England eingeführte Manie der bis zur Herzlosigkeit konsequenten Enthaltsamkeit unserm in jeder Beziehung nüchternen Volk wesensfremd geblieben ist.

Mit kollegialem Gruß

Theodor Freiherr von Broich,
Chefredakteur des „Deutschen Armeeblatts“, offizielles Organ des Vereins inaktiver Offiziere der deutschen Armee und Marine.

Herausgeber: F. P. Fischer und Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburgerstr. 53. — Redaktion: Charlottenburg, Mommsenstr. 55. — Verlag: Die Gegenwart G. m. b. H., Charlottenburg, Kuesebeckstr. 35. — Verantwortlich für die Inserate: Hugo Gerlach, Charlottenburg. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gegenwart

Nr. 44. Berlin, den 31. Oktober 1914 43 Jahrgang Band 86.

Barbarenpresse.

Wenn es tatsächlich wahr wäre, daß die Presse der Ausfluß und Ausdruck der öffentlichen Meinung ist — eine anmaßliche Behauptung, mit der vornehmlich die französische Presse seit jeher Mißbrauch treibt, — so müßte uns die öffentliche Meinung Frankreichs über die Maßen Verachtung und Abscheu einflößen. Ja, mehr noch: verächtliches Mitleid. Denn so gering auch die moralischen und kulturellen Werte der französischen Tageszeitungen in Friedenszeiten eingeschätzt werden konnten: seit Kriegsausbruch haben sie inhaltlich und im Ausdruck einen Tiefstand erreicht, den selbst der in französische Presseverhältnisse Eingeweihte vordem für unmöglich gehalten hätte.

Es ist selbstverständlich, daß der Krieg und die Kriegsereignisse den Horizont einer Zeitung in engere, in engste Grenzen gezwängt haben. Der Zeitungsmacher — ich meine den, der den Inhalt des täglichen Blattes bestimmt — kann allen außerhalb des Krieges liegenden Ereignissen und Fragen selbst nur beschränktes Interesse abgewinnen und für sie auch nur beschränktes Interesse bei seinen Lesern voraussetzen. Das zeigen nicht allein die Zeitungen der kriegführenden, sondern auch die der neutralen Länder. Nichtsdestoweniger besteht die kulturelle Mission der Presse auch in Kriegszeiten fort, und die Aufgabe, mehr zu sein, als ein mehr oder minder kritischer Aufzeichner von Ereignissen. Ja, gerade jetzt, wo auf der Seele des Lesers der Alb des Tagesgeschehens lastet, wo er, gefangen genommen von einem Gedanken, erstarrt in einem Interesse, das erhöhte Bedürfnis hat, abgelenkt, angeregt, auf andere Gedankenwege geführt zu werden, muß die Zeitung den auch auf ihr lastenden Bann überwinden, auf Augenblicke wenigstens den Tagesgedanken vergessen und vergessen machen. Daß dies nicht nur nötig, sondern auch möglich ist, beweist vor allen anderen die deutsche Tagespresse, während die französischen Blätter, wie hypnotisiert durch den einen Gedanken, in ihren durchschnittlich auf ein Achtel verringerten Spalten nur Kriegsberichterstattung bringen.

Und wie sieht diese aus! Daß außer den mit der Wahrheit auf gespanntem Fuß stehenden offiziellen Meldungen von den Kriegsschauplätzen sich Lügenmeldung an Lügenmeldung reiht: endlose, von den Agenturen erfundene Siegesberichte in Nisch und Cetinje, aus den Fingern gesogene Nachrichten über Teuerung und Hungersnot in deutschen Städten, über Zwiespalt und Entmutigung im feindlichen Lager mag damit erklärt und meinetwegen auch entschuldigt werden, daß der Zusammenbruch der Stimmung solange wie möglich hinausgeschoben werden soll, und daß die Lüge um so faustdicker werden muß, je mehr die Wahrheit durchsickert. Viel schlimmer und charakteristischer für die moralische Minderwertigkeit der Presse sind schon die handgreiflichen Lügen und Verleumdungen über feindliche Ausschreitungen und Grausamkeiten. Sie tragen den Stempel der Unwahrheit so offensichtlich, wenden sich so aufdringlich an die niedrigsten Instinkte des Lesers, daß der damit verfolgte Zweck das Mittel nicht mehr entschuldigen kann.

Noch kläglicher und trostloser als alles dies ist aber das offenbare Versagen der französischen Presse in ihrer in dieser grausamen Zeit so wichtigen Aufgabe der sozialen Fürsorge und Hilfstätigkeit. Neben all den monotonen und hilflosen militärischen Kommentaren, den öden

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lügenmeldungen, maulheldenhaften Prahlereien und geschmacklos-sentimentalen Episodenberichten nur ausnahmsweise hier und da in einem Eckchen ein Sammlungsaufruf. In keinem Blatt ein Aufsatz oder eine Anregung zu irgendeiner Hilfstätigkeit, nirgends ein Wort über Kriegsfürsorge, nie ein höherer, allgemein-menschlicher Standpunkt. Der Begriff Liebesgabe ist der französischen Presse ebenso fremd wie das Interesse an Verwundetenpflege, an Hilfe für Hinterbliebene gefallener Soldaten, an Beistand für Arbeitslose. Der Grund hierfür? Vor allem wohl der krasse Geschäftsstandpunkt, der in dieser Zeit der Papierteuerung für solch „unnützes Zeug" keinen Raum hergibt, dann aber der jedem Kenner der Verhältnisse längst bekannte Mangel innerer Zusammengehörigkeit zwischen Presse und Publikum.

Tiefer aber noch als der Inhalt ist die Form und der Ausdruck der französischen Zeitungen in dieser Kriegszeit einzuschätzen. Der französische Durchschnittsjournalist konnte nie als besonders taktvoll und vornehm gelten. Immerhin aber gab es eine Reihe von Leuten, die, wie den Stil auch den Ton pflegten, und selbst in sachlich keineswegs einwandfreien Kämpfen wenigstens die Form wahrten. Die Kriegsflut hat diesen Kulturlack mit einem Ruck weggewaschen. Der brutalste, ordinärste, roheste Ton ist Alleinherrscher. Ein Ton, so unflätig, so jedes Anstandsgefühls und eigener Selbstachtung bar, daß man denken möchte, während des Krieges führten Kanalräumer das Zeitungsgeschäft. Und doch sind diese Unratschreiber zum Teil wenigstens Leute, denen man bisher Manieren und Lebensart hätte zutrauen mögen. Einzelne von ihnen, wie Maurice Barrès und Alfred Capus, tragen europäische Namen. So peinlich es ist, auch der Name eines Toten muß bei der Erwähnung dieser Schande französischen Schrifttums genannt werden: der des vor einigen Wochen gestorbenen Akademikers Albert de Mun, der nach so vielen feinsinnigen Arbeiten seit Kriegsausbruch sich mit Barrès in der Aufgabe teilte, im „Echo de Paris" in pöbelhaftem Ton inhaltslose Phrasen zu dreschen. Er war der geschmacklose Erfinder der Bezeichnung „Bestie" für Deutschland, die andere aufgriffen und dahin verallgemeinerten, daß sie von den Gegnern ihrer eigenen Soldaten nur mehr als „Bestien" sprachen und sprechen.

Ein anderer — es ist nützlich und angebracht, sich die Leute für die Zukunft zu merken, deshalb sei auch er genannt —, der unter dem Pseudonym Franc-Nohain bekannte Feuilletonist Maurice Legrand hat es zustande gebracht, alltäglich Roheiten über deutsche Verwundete und Kriegsgefangene zu verzapfen, die glauben machen, daß der seit Jahren in literarischer Ziselierarbeit Gewandte erst jetzt seine eigentliche Seele — die eines Henkerknechts — entdeckt hat. Nur einen von den wenigen überhaupt wiedergebbaren wahnwitzigen Ausbrüchen: Unter dem poetischen Titel „Auf grünender Wiese" leistet er sich eine „Plauderei" über die im Boulogner Wäldchen angesammelten Viehherden. Unter anderen Gedanken flößt ihr Anblick ihm auch die Erwägung ein, daß die zu ihrer Bewachung und Wartung bestellten Landsturmleute nichts von Viehpflege zu verstehen scheinen. „Die armen Tiere — sagt er da — sehen in der Mehrzahl krank aus. Man müßte rechtzeitig eingreifen, um Epidemien vorzubeugen. Man kann doch diese armen Ochsen und Schafe nicht einfach verkommen lassen. Es sind doch keine deutschen Gefangenen..."

Wenn solche Dinge von Leuten geschrieben werden, die Geist und Ausdrucksfähigkeit genug besäßen, um ihren feindlichen Gefühlen vornehme Töne zu leihen, so kann man sich leicht denken, was tagtäglich das gemeine Federvieh dem geduldigen Papier zumutet. Hier wetteifert geistlose Roheit mit Hintertreppenphantasie, blutrünstiger Sadismus mit dümmster Unwissenheit. Der Zeilenschinder, der einen Besuch bei verwundeten Turkos schildert und sich mit tölpischem Grinsen an der Blutgier dieser Wilden ergötzt, die ihm in ihrem Arabisch-Französisch von abgeschnittenen Feindesköpfen erzählen, schließt seinen Bericht mit der gleichen stereotypen Phrase, die er seit Jahr und Tag für seine „Interviews" mit reklamesüchtigen Komödianten und englischen oder russischen Staatsmännern vorrätig hat:

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„mit diesen Worten nahm unser liebenswürdiger Gesprächspartner von uns Abschied". Er hat sich eben die Blutrünstigkeit nicht anders aus der Feder geschunden, wie sein einstiges dummes Geschwätz über Theaterpolitik und politische Kulissenreißerei. Der Tintenkuli, der heute Schlachtfeldepisoden fabriziert, wie vordem Eisenbahnkatastrophen und Denkmalsenthüllungen, arbeitet nach wie vor mit dem gleichen Mangel an Wissen und Bildung. Daher passiert es ihm selbstverständlich, Dinge zu erzählen, die besser verschwiegen blieben. So wetteiferten z. B. wochenlang französische Blätter in Erzählungen über überraschte und durch List abgefangene deutsche Sanitätsabteilungen. Hatte heute das „Journal" eine solche Abteilung durch wenige Soldaten gefangen nehmen lassen, so lieferte morgen der „Matin" eine große Schilderung, wie ein einziger Polizeikommissar in Zivil ein ganzes feindliches Lazarett mit zahlreichen Militärärzten und hunderten von Sanitätern überwältigte. Die Völkerrechtswidrigkeit solcher „Heldentaten" merkten der eine und andere nicht. Was soll auch ein französischer Journalist von Völkerrecht wissen. Er ist froh, wenn er halbwegs richtig schreiben kann.

Es ist mißlich, auch in solchen Zeiten mißlich, dort zu kritisieren, wo abfällige Kritik als Absicht, sich eine Folie zu schaffen, gedeutet werden könnte. Und trotzdem muß es gesagt sein: wie ganz anders sieht auch diesmal unsere Presse aus. Darauf muß man hinweisen, weil ja doch ein Volk für seine Presse mitverantwortlich ist, jedes Land die Presse hat, die es verdient.

Und uns nennen sie ja, wie allbekannt, die Barbaren! Spectator.

Unzeitgemäßes.

Schnitzlers „Junger Medardus".

Von

Julius Bab.

Der junge Medardus" ist das umfangreichste, das äußerlich anspruchsvollste Gedicht des Wiener Poeten Arthur Schnitzler. Eine dramatische Historie in fünf Akten und einem Vorspiel. Und zwar in fünf Akten, von denen jeder wieder in eine Reihe verschiedener, sehr umfangreicher Szenen gespalten ist. Dies Riesenwerk ist etwa ein halbes Jahrzehnt alt und wurde vor einiger Zeit zum erstenmal vom Wiener Burgtheater gespielt, als eine Art Heerschau der immer noch überaus üppigen Kräfte dieses Instituts. Jetzt hat sich eine Berliner Direktion, der überhaupt wagemutige Barnowsky im „Lessingtheater", gleichfalls an das Werk gemacht, und in vier und einer halben Stunde sind seine zahllosen Gestalten an uns vorübergezogen. Wenn man von dem, was man erlebt hat, ehrlichen Bericht erstatten soll, so muß man zunächst eingestehen, daß man sich, vielleicht abgesehen vom letzten Bild und einzelnen zerstreuten Momenten in den 13 voraufgegangenen Bildern, schmählich gelangweilt hat. Man stand unter dem Eindruck einer groben, unklaren und dabei doch durchaus trivialen Theaterei, und wenn das Stück vom ersten Besten wäre, so würde sich kein weiteres Wort verlohnen. Weil es aber immerhin von Arthur Schnitzler ist, dem wir so manches zarte und tiefe dichterische Erlebnis schulden, so muß man, das Buch in der Hand, seinen Eindruck nachprüfen. Und da kommt man denn freilich zu keinem bejahenden, aber doch zu einem wesentlich milderen Urteil.

Freilich wenn eine keineswegs sorglose und durchaus nicht schlechte Aufführung, wie die am Lessingtheater es war, einer Dichtung Entscheidendes schuldig bleiben muß, so folgt daraus sofort, daß sie nicht für die Bühne geboren ist, daß es sich um eine Zwitterform handelt, die immer ernste Schwächen an sich trägt. In der Tat ist die Schwäche des „jungen Medardus" schon am Aeußerlichsten, an seinem theatralisch unmöglichen Umfang abzulesen: drei große Szenen mußten völlig fortbleiben, von mehreren anderen fehlte nahezu die Hälfte, in allen fehlten erhebliche Dialogstücke — und trotzdem wurde die äußerste mögliche Ausdehnung eines Theaterabends erreicht. Unvermeidlich litt aber einerseits durch diese Auslassung schon das rein handlungsmäßige Verständnis für das Stück — und andererseits blieben jene vielen Nebensachen fort, jene

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nebensachen, die bei Schnitzler, wie bekannt, immer das Beste, Eigenste, Feinste und also eigentlich die Hauptsachen sind. Damit hat man aber die Problematik dieser dramatischen Historie schon im Kern erfaßt.

Ein Drama ist der Kampf *handelnder* Menschen, und die Geschichte ist, soweit sie *künstlerisch* faßbar ist, das Auswirken großer, viel umfassender *Persönlichkeiten*. Wer nun in seinem wienerisch weichen, vergrübelten Temperament im Grunde weder an den Handelnden noch an den geschichtlichen Helden glaubt, wem die Welt im Grunde ein melancholisch-rätselhaftes Konglomerat dunkler Getriebenheiten ist, wie soll der ein geschichtliches Drama schreiben?! Er kann höchstens einen melancholisch-ironischen, geschichtlichen Roman schreiben: er kann darstellen wollen, wie die vielen kleinen, unklaren Geister, im Wahn einer großen geschichtlichen Situation angespannt, sich verwirren. In der Tat hat Schnitzler, im Grunde genommen, diesen Roman schreiben wollen. Das Wiener Bürgertum von 1809 wollte er darstellen, wie es im Kampf gegen Napoleon im heldischen Patriotismus aufflackert und zwischen Eckmühl und Aspern, zwischen Aspern und Wagram in seine Bequemlichkeiten, Feigheiten, Eitelkeiten wieder versinkt.

Es ist nun charakteristisch für die mangelnde Einheit, die innere Formlosigkeit des Werkes, daß die Szene, in der Schnitzler seine Absicht am besten gelingt, die große Volksszene auf der Wiener Bastei, beim Herannahen der Franzosen, die Szene, die das Wiener Bürgervolk in all seiner Sensationsgier, seinem schwächlichen Phrasentum, seinem spießbürgerlichen Egoismus zeigt — daß diese Szene bei der Aufführung einfach wegbleiben konnte. Denn in der Tat tritt in dieser Szene der zu Unrecht so genannte Held des Stückes, Medardus, fast ganz zurück. Ein Drama kann aber nicht auf Milieustudien gestellt werden, wie allenfalls ein Roman, und so mußte die Bühne von dem episch breit gesponnenen Werk gerade die feinsten, witzigsten Partien opfern, um den Schein einer dramatischen Handlung zusammenstellen zu können. Nur den Schein — denn auch der junge Medardus ist zum Träger einer eigentlichen dramatischen Handlung ganz untauglich. Er repräsentiert die jüngere Generation jenes Wiener Spießbürgertums, er ist liebenswürdig und phantastisch, wo jene nur fett und gemein sind, aber in seiner mehr ästhetischen Art lebt doch der gleiche Mangel an Energie, an Sammlung, an Hingabe, die gleiche bequeme, nachgiebige Sinnlichkeit. So gibt er uns das Schauspiel eines endlosen Wollens und wieder Versagens, eines beständigen pathetischen Selbstbetrugs. Ein Hjalmar Ekdal des Empire. Aesthetisch interessant wäre er nur als Mittelpunkt einer Komödie zu machen — als beabsichtigter Dramenheld wirkt er lächerlich im unbeabsichtigten Sinne. Er will fürs Vaterland streiten, aber statt ins Feld zu ziehen, bleibt er, um die Schwester, die sich eben wegen hoffnungsloser Liebe mit dem jungen Prinzen Valois ertränkt hat, an der hochmütigen Familie jener französischen Thronprätendenten zu rächen. Aber statt zu rächen, gerät Medardus in eine Liebschaft mit der hochmütigen Prinzessin von Valois. Und als er schließlich in einer verzweifelten Aufwallung sich mit dem Mordstahl gegen Napoleon bewaffnet, ersticht er nicht den Kaiser, sondern höchst privatim die Geliebte, die er für des Kaisers Mätresse hält. Und nach diesem dreimaligen Versagen schafft er sich einen einigermaßen imposanten Abgang, indem er die Begnadigung des Kaisers (die er erhält, weil sich herausstellt, daß die von ihm ermordete Valois gekommen war, um den Kaiser zu ermorden) ausschlägt und seinen Tod durch das trotzige Bekenntnis, daß er Napoleon ermorden wollte und auch in Zukunft ermorden wolle, erzwingt.

Obwohl diese raffinierte Art von Selbstmord wesentlich mehr nach Verzweiflung als nach Heldentum schmeckt, hat doch dieser letzte Zusammenstoß des ohnmächtigen Jünglings mit dem eisernen Manne, dessen Geist sich in der Sprache seines Generals bedeutsam abmalt, etwas erschütterndes. Aber ehe wir zu dieser Szene kommen, sind wir bis zum grimmigen Aerger ermüdet durch die immer wiederholten Beweise der Unzuverlässigkeit und Untüchtigkeit eines jungen Menschen, dem durch einen so langen Abend zu folgen wir gar keinen Zwang verspüren. Und noch mehr hat uns

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die völlig romanhafte Geschichte der Familie Valois verstimmt. Der blinde Greis und die hochmütige Tochter vom Salometyp mit ihrem ohnmächtigen Anspruch an die Krone von Frankreich, könnten in einem Epos vielleicht eine Stimmungsparallele zu der mehr nüchternen Ohnmacht des Wiener Bürgertums abgeben. Dramatisch verderben sie nur vollends das Konzept, indem ihre Zusammenstöße mit dem jungen Medardus und dessen Schicksale sich mit grober Zufälligkeit vorwärts bewegen, während alles dichterische (und dabei immer noch nicht dramatische) Interesse doch nur davon abstammen könnte, daß all sein Tun oder vielmehr Nichttun aus seinem Charakter stammt. Wenn der Dichter den armen Kerl aber beständig an eine Fülle gröbster, niederschmetternder Zufälle ausliefert, so wird nicht einmal diese Schwäche glaubhaft erwiesen.

Wir haben hier ein ähnliches Versagen Schnitzlers wie damals, als er in „Professor Bernhardi" Anlauf nahm, ein liberales Tendenzdrama zu schreiben und plötzlich resigniert und unentschlossen den Weg zu einer satirischen Komödie betrat. Damals war die Absicht geringer, die Anzahl der liebenswürdigen Details auf dem kleinen Raum übersichtlicher, und das Versagen deshalb weniger offenkundig als diesmal. Im „Medardus" ist die Absicht zweifellos größer und edler, die Zahl der gelungenen satirischen und melancholischen Menschlichkeiten auch zweifellos größer und belangvoller — aber bei der Größe des gewählten Formats wirkt die Unfähigkeit mit skeptisch sinnlichem Temperament eine heroisch monumentale Form zu füllen, doch peinlicher und eindringlicher. Was bei Barnowsky von Schnitzlers großem szenischen Roman sichtbar wurde, war ein lautes, leeres, in seiner Absicht ganz unverständliches Theaterstück. — Daß diese Arbeit aber so dunkel blieb, war vielleicht ein Glück — ein Glück für die augenblickliche Theatersituation! Denn es ist doch wahrhaftig eine rechte flache Theaterdirektorenidee, zu glauben, daß ein Stück „zeitgemäß" sei, nur weil es in Kriegszeiten spielt, und von Ausmarsch, Schlachten und Einquartierung die Rede ist. In Wahrheit stellt das Stück ja gerade in seinen künstlerisch gelungenen Partien dar, wie ein Volk gegenüber einer großen geschichtlichen Anforderung in kläglicher Weise versagt. Das ist ein menschlich und künstlerisch gewiß nicht unberechtigtes und uninteressantes Thema, aber doch wahrhaftig keines, daß man in diesem Augenblick uns Deutschen oder unseren österreichischen Verbündeten vor Augen stellen sollte!

Die Naturwissenschaft im Dienste des Krieges.

Von

Prof. Dr. Marcuse.

Fast alle Zweige der Naturwissenschaften wirken friedlich miteinander, um der Kriegswissenschaft zu dienen und ihre Waffen zu schärfen. Technik, Physik, Chemie, Meteorologie, Astronomie, Geographie und Luftschiffahrt bilden das geistige Rüstzeug der Kriegsführung.

An erster Stelle steht die Technik, die in der Waffenlehre, der Ingenieurkunst und dem gesamten Verkehrswesen Triumphe feiert. Die Herstellung von Gewehren und kleineren wie größeren Geschützen, die nach Möglichkeit als Präzisionsapparate arbeiten sollen, stellt hohe Anforderungen an die Technik. Die in der Ballistik durchgeführte genaue Berechnung der Geschoßbahnen und die Ferneinstellung großer Geschütze, wie z. B. der bekannten 42-Zentimeter-Mörser, auf weite, direkt nicht sichtbare und nur aus der Karte zu entnehmende Ziele setzt eine vielseitige Entwicklung und Verfeinerung der angewandten Technik voraus. Durch Auflassen von Drachenballons, aus deren Korb die zu beschießenden Fernziele sichtbar sind, erfährt der artilleristische Angriff wesentliche Unterstützung, da von oben etwa notwendige Verbesserungen in der Ferneinstellung der Geschütze gegeben werden können. Untersuchungen über zweckmäßigste Formen und Größen aller Geschosse konnten neuerdings dadurch besonders vervollkommt werden, daß von fliegenden Geschossen bis zu 100 000 photographische Aufnahmen in einer Sekunde sich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

herstellen ließen. Die militärische Ingenieurkunst arbeitet besonders im Bau von Festungen, Brücken und Bahnen, bei denen die modernsten technischen Fortschritte Anwendung finden. Das militärische Verkehrswesen regelt die Bahntransporte, Autofahrten und Räderverwendungen, ohne die eine moderne Kriegsführung in ihrem ganzen Umfange überhaupt nicht möglich ist.

Das Verkehrswesen führt uns unmittelbar zur Anwendung der Physik in der Kriegsführung, da der gesamte überaus wichtige unpersönliche Nachrichtendienst im Felde auf physikalischen Grundlagen beruht. Im besonderen handelt es sich hierbei um die Ausnutzung der in der Elektrizität gegebenen Kräfte für telegraphische und telephonische Zwecke zur schnellen Uebermittlung und Aufnahme von strategisch wichtigen Nachrichten im Felde. Sehr bedeutsam ist dabei die drahtlose Telegraphie geworden, die durch Entsendung und Aufnahme hochgespannter Wellen die Luft als Leitungsquelle benutzt. Mit Erfolg verwendet man im Felde auch fahrbare Funkenstationen zur Uebermittlung von Befehlen und Nachrichten auf drahtlos-telegraphischem Wege. Außerdem lassen sich nicht nur von den hohen drahtlosen Funkenstationen, wie z. B. Nauen und Norddeich, Nachrichten verbreiten, sondern neuerdings hat man sogar Einrichtungen schaffen können, um mittels beweglicher, an Drachenapparaten emporgelassener Funkenstationen Nachrichten zwischen Deutschland und seinen Kolonien auszutauschen. Neben der Elektrizität findet von den physikalischen Wissenschaften auch der Magnetismus Anwendung in der Kriegswissenschaft. In erster Linie handelt es sich dabei um die Ausnutzung der erdmagnetischen Richtkräfte unseres Planeten, die beim Kompaß und bei anderen magnetischen Instrumenten (Inklinatorium) verwendet werden. Im Kompaß besitzen wir eine horizontal schwingende wegweisende Nadel, deren eine Spitze nach Norden zeigt. Nicht nur zum Steuern von See- und Luftschiffen, sondern häufig auch zur Richtungsangabe bei Landmärschen ist der Kompaß unentbehrlich. Leider zeigt aber dieses von den alten Chinesen erfundene, von den Arabern in die Schiffahrt eingeführte sinnreiche Instrument nicht geographisch, sondern nur magnetisch Nord. Die geographischen Erdpole fallen nämlich nicht mit den betreffenden magnetischen Polen unseres Planeten zusammen, vielmehr liegen sie bis zu 1500 Kilometer auseinander. Man nennt den Unterschied zwischen diesen beiden Richtungen, deren eine von der Magnetnadel gegeben wird, deren andere, nach der gefahren oder marschiert werden muß, von den Gestirnen angezeigt wird, die Mißweisung des Kompasses. Diese Mißweisung muß astronomisch bestimmt und stets an die Kompaßablesungen angebracht werden, um z. B. ein Seeschiff oder ein Luftschiff geographisch zu steuern. Die Mißweisung beträgt in Mitteldeutschland etwa neu Grad West, d. h. das Nordende der Magnetnadel zeigt um neun Grad nach Westen gegen die astronomisch-geographische Nordrichtung, an unserer Westgrenze gegen Frankreich beträgt die Abweichung über dreizehn Grad und an unserer Ostgrenze nach Rußland etwa drei Grad West. Außer dem Kompaß hat man aber, besonders zur Navigierung von Luftschiffen in neuerer Zeit auch noch andere, auf den Wirkungen des Erdmagnetismus beruhende Apparate, die sogar im Nebel nicht nur die Richtung, sondern auch den Betrag der Fortbewegung anzuzeigen vermögen.

Wir kommen nunmehr zur Chemie, die in doppelter Hinsicht der Kriegsführung nützt. Einmal liefert sie die zerstörenden Sprengstoffe für Geschosse und Bomben, zweitens sorgt sie für die Herstellung der besten und leichtesten Gase zur Füllung der Luftfahrzeuge leichter als Luft, also der Ballonkörper. Als zweckmäßigstes Füllgas dient noch immer das etwa dreizehnmal weniger als Luft wiegende Wasserstoffgas, dem leider eine große Entzündlichkeit anhaftet. Dieses Wasserstoffgas, das sich in den obersten Schichten unserer Atmosphäre, also in Höhen von über 200 Kilometer in großen Mengen rein aber technisch nicht verwertbar vorfindet, gewinnt die Chemie entweder elektrolytisch durch Zersetzen von Wasser mittels des elektrischen Stromes oder durch rein chemische Prozesse, z. B. mittels Zink und Schwefelsäure nebst nachheriger Reinigung. Je reiner

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Wasserstoffgas erhalten werden kann, um so leichter ist es und um so größer wird der nutzbare Auftrieb eines damit gefüllten Ballons oder Luftschiffes.

Erhebliche Dienste vermag die Meteorologie oder Wetterkunde der Kriegsführung zu leisten. In der 1892 vom Großen Generalstabe herausgegebenen militärischen Korrespondenz Moltkes finden sich folgende auf Wetterkunde bezügliche Stellen: „Mit lebhaftester Aufmerksamkeit verfolgte Moltke 1864 in Berlin die kriegerischen Ereignisse zu Wasser und zu Lande, ängstlich sieht er täglich nach Wind und Wetter, und mit Spannung verfolgt er die Schwankungen der Quecksilbersäule." — „Heute nacht", schreibt Moltke an Blumenthal, „haben wir ziemlich starken Frost gehabt, was dem Transport der Geschütze günstig sein wird. Das Barometer steht ungewöhnlich hoch." —

In dem klassischen Werke des Generalfeldmarschalls von der Goltz findet sich folgende Stelle: „Noch ist niemand auf den Einfall gekommen, eine Strategie oder Taktik für die verschiedenen Jahreszeiten zu schreiben, und doch ist deren Bedeutung gewiß ebenso groß wie der oft so langatmig behandelte Einfluß des Geländes."

Ein richtiges Verständnis der Wettervorgänge und -einflüsse sowie der bevorstehenden Wettergestaltung kann wesentlich zum Gelingen größerer militärischer Unternehmungen beitragen. Aus der Kriegsgeschichte lassen sich zahlreiche Beispiele dafür herleiten, daß Wettervorgänge auf den Ausgang der Schlacht erheblich eingewirkt haben. Ganz besonders wichtig ist die Wetterkunde im Seekrieg, wo die rechtzeitige Vorhersage von Nebel oder Sturm von der allergrößten Bedeutung für die Schiffsbewegungen, sogar von ausschlaggebender Wichtigkeit für die Verwendung der Unterseeboote werden kann. In neuester Zeit tritt die Meteorologie noch viel mehr in den Vordergrund des militärischen Interesses, da die erfolgreiche Benutzung der Luftwaffen, insbesondere der Luftschiffe und Flugzeuge, nicht unerheblich von der Vorausbestimmung des Wetters abhängt. Im Frieden wird der gesamte Wetterdienst von den großen zentralen Wetterwarten, wie Hamburg, Berlin, Lindenberg u. a., mit einem weitausgedehnten europäischen Netz von Wetterstationen besorgt. Aber im Kriege, ganz besonders im gegenwärtigen, der den schnellen Nachrichtendienst mit Uebermittlung der Berichte von Wetterstationen fast in ganz Europa unterbunden hat, mußte man sich auf andere Weise helfen. Deshalb hat die Heeresverwaltung sogenannte fahrbare militärische Wetterstationen eingerichtet, die das Heer begleiten und für zuverlässige Wetternachrichten an Ort und Stelle sorgen.

Die Meteorologie, die es mit der Lehre vom Wetter und mit den Bewegungen in der Erdatmosphäre zu tun hat, führt uns zu derjenigen Wissenschaft, die von den Gestirnen im Weltenraume handelt und deren ewige Bewegungen im Universum beschreibt. Die Astronomie oder Himmelskunde, die mit einer reizvollen Träumerei der Weltabgeschlossenheit die eindrucksvolle Genauigkeit der Naturwissenschaft vereint, hat zugleich eine große praktische Bedeutung für alle Orts-, Zeit- und Richtungsbestimmungen im Bereiche unserer Erde. Mit Recht sagt daher Goethe im West-Oestlichen Divan: „Er hat euch die Gestirne gesetzt als Leiter zu Lande und zur See", ein Ausspruch, dem man heute noch hinzufügen muß: auch als Leiter im Ozean der Luft. Die nur scheinbar weltfremde Astronomie ist für alle Orts- und Richtungsbestimmungen im Bereiche der festen, flüssigen und luftförmigen Hülle der Erde tatsächlich entscheidend. Die gesamte Ortsbestimmung auf der Erde bei Land-, See- und Luftreisen, der öffentliche Zeitdienst, ohne den ein geregeltes Verkehrsleben unmöglich wäre, und schließlich das Kalenderwesen oder die Zeitrechnung liegen gänzlich in Händen der astronomischen Wissenschaft. Ein Kriegsschiff, fern von der Küste auf offenem Meere, oder ein Luftschiff bei unsichtiger Erdoberfläche müssen astronomisch nach den Gestirnen navigiert werden, wenn sie richtig ans Ziel kommen und ihre strategisch wichtigen Aufgaben erfüllen sollen. Aber auch bei der Küstenschiffahrt spielt die astronomische Wissenschaft insofern eine bedeutsame Rolle, als die rhythmischen Wasserbewegungen der Ebbe und Flut im wesentlichen auf astronomischen Ursachen beruhen. An-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ziehungskräfte des Mondes und der Sonne verursachen das Steigen und Fallen des Meerwassers, von dem die Wassertiefe in den Hafenorten abhängt und durch deren genaue astronomische Vorausberechnung überhaupt erst die Ein- und Ausfahrt großer Seeschiffe gesichert wird.

Die soeben kurz erwähnten Meeresgezeiten führen uns sofort zur Erdkunde oder Geographie, deren Bedeutung für die Kriegswissenschaft auf einer möglichst genauen Erforschung des Geländes beruht. Die mit der mathematischen Geographie und Erdvermessung oder Geodäsie eng zusammenhängende Landesaufnahme liefert die für jede Kriegführung unentbehrlichen Karten. Man unterscheidet dabei zwischen allgemeinen Uebersichtskarten, zumeist im Maßstabe von 1 : 1 Million, und Spezial- oder Generalstabskarten in großem Maßstabe, zumeist von 1 : 80 000.

Schließlich verdient noch ganz besonders das neueste Gebiet der wissenschaftlichen Technik, die Luftschiffahrt, in ihrer Einwirkung auf die Kriegführung Erwähnung. Abgesehen von ihrer großen wissenschaftlichen und sportlichen Bedeutung kommt der Luftfahrt mit ihren vier Arten von Luftfahrzeugen (Freiballon, Fesselballon, Lenkluftschiff und Flugzeug) ein erheblicher militärischer Wert zu. Das idealste, wenn auch unbeholfenste aëronautische Transportmittel, der Freiballon, kann dazu dienen, um aus einer belagerten Festung Personen und Nachrichten in die weitere Umgebung zu bringen, wie dies in besonders ausgiebiger Weise 1871 von Paris geschah. Der Fesselballon in seiner neueren Drachenform, von der Feld-Luftschiffertruppe bedient, wird mit großem Erfolg aus Höhen von etwa 800 bis 1000 Meter zur Unterstützung des artilleristischen Angriffs verwendet, da der militärische Beobachter von oben die Wirkung der Geschütze besser erkennen und durch Signale verbessern kann. Das Luftschiff, besonders in seiner starren Form, mit Geschwindigkeiten von rund 90 Kilometer in der Stunde, dient in hervorragender Weise sowohl zur Erkundung feindlicher Stellungen und Aufmärsche, als auch zur Waffenwirkung durch zielsicheren Abwurf schwerer Bomben. Das schnellste aëronautische Transportmittel endlich, das schon bis 200 Kilometer in der Stunde vorwärts kommende Flugzeug, stellt in erster Linie ein glänzendes Mittel zur Aufklärung dar, dient ferner durch Signalgeben von oben zur genaueren Einstellung der Artillerie auf feindliche Positionen und vermag endlich auch mit kleineren Bomben eine, wenn auch beschränktere, Waffenwirkung auszuüben.

Hiermit sollen diese nur kurzen Betrachtungen über die Bedeutung der Naturwissenschaften für die Kriegführung abgeschlossen werden, die einen Ausblick in die machtvolle Verbindung von Wissenschaft und Technik mit militärischen Einrichtungen vor Augen geführt haben dürften.

Rußlands 42 cm-Bluff.

Von

Dr. Ernst Gaebeler.

Nervus rerum ist das Geld. Diese Binsenwahrheit hat doppelte Geltung zu Kriegszeiten. Fast noch wichtiger als die militärische Rüstung ist die finanzielle Mobilmachung, durch die erst die Verwendbarkeit und Schlagkraft der Truppenkörper gesichert wird. Da kommt es durchaus nicht nur auf die Kapitalkraft eines Landes an, ausschlaggebend ist vielmehr, ob und wie die vorhandenen Mittel im geeigneten Augenblick für die Heeresverwaltung flüssig gemacht werden.

Wie bei der militärischen Mobilmachung, so hat auch hier die deutsche Organisation vor unseren verbündeten Gegnern einen bedeutenden Vorsprung zu verzeichnen. Die Kosten der Mobilisierung und die Ausgaben der ersten Kriegswochen wurden durch im Voraus bereit gehaltene Mittel gedeckt. So konnte die Regierung mit den großen Finanzoperationen warten, bis sich die erste Nervosität, die unausbleibliche Begleiterscheinung eines jeden Kriegsbeginns, gelegt hatte. Die große Kriegsanleihe ergab denn auch, wie selbst unsere Gegner zugestehen müssen, einen gewaltigen Erfolg, der um so bedeutender ist, da eine Spekulation

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

— wenigstens im großen Umfange — bei dem Stillstand der Börse und der allgemeinen finanziellen Flaute unmöglich war.

In England hat man bisher noch keine Kriegsanleihe ausgegeben. Offenbar sollte damit gewartet werden, bis durch militärische Erfolge sich die Stimmung beruhigt habe. Inzwischen hat man sich durch die Ausgabe von Schatzscheinen mit sechsmonatlicher Umlaufszeit geholfen, von denen eben die fünfte Serie in Höhe von 15 Millionen Pfund Sterling aufgelegt ist. Diese an sich sehr einfache Kreditoperation ist aber ein sehr bedenklicher Notbehelf. Bei ihrer kurzen Umlaufzeit droht stets die Gefahr, daß Einlösung geheischt wird, während immer noch neue Kredite benötigt werden. So hat die ganze Manipulation des englischen Finanzministers eine verzweifelte Aehnlichkeit mit dem Kampfe von weiland Herkules und Dame Hydra. Zudem dürfte, nachdem sich die britische Regierung bereits anderthalb Milliarden Mark auf diesem Wege beschafft hat, die Grenze der Aufnahmefähigkeit des englischen Marktes für Treasurybonds so ziemlich erreicht sein. Allgemein verlangt man deshalb auch in Londoner Finanzkreisen die Ausgabe einer regelrechten Kriegsanleihe, wozu die Börse anfangs November, wenigstens auf einige Tage, wieder eröffnet werden soll. Ob die Situation dann dafür günstiger sein wird, als zu Kriegsbeginn, das erscheint allerdings nach den bisherigen Ereignissen auf den Schlachtfeldern recht zweifelhaft.

In Frankreich liegen die Verhältnisse noch ungünstiger. Die Juli-Anleihe von 805 Millionen Francs war bei dem Ausbruch des Krieges noch nicht einmal völlig unter Dach gebracht. Für den ersten Augenblick suchte man sich einfach durch eine vermehrte Ausgabe von Banknoten zu helfen. Ein solcher Ausweg ist aber natürlich nur im allerbeschränktesten Maße gangbar. Geradezu verzweifelt wurde deshalb die Lage, als plötzlich mitten in der Krise die Bank von Frankreich die Veröffentlichung ihrer Bilanzen einstellte, und ihre Noten infolgedessen gänzlich entwertet zu werden drohten. Die Regierung schritt nun notgedrungen zur Ausgabe eines völlig neuen Typs von Schatzanweisungen „Für die nationale Verteidigung". Den Inhabern dieser Scheine, die drei-, sechs- und zwölfmonatliche Umlaufszeit haben, steht ein Vorzugsrecht bei der Zeichnung der bevorstehenden Kriegsanleihe zu. Die Unterbringung der Bonds gestaltet sich jedoch außerordentlich schwierig. Von den 940 Millionen Francs, zu deren Ausgabe der Finanzminister durch Dekret vom 2. September ermächtigt ist, war bis zum Ende des Monats kaum die Hälfte gezeichnet. Schuld daran soll, wie die Franzosen behaupten, in erster Linie das Moratorium sein, durch das das Geld in den Banken zurückgehalten wird.

Nach solchem Mißerfolg sind die Aussichten für die eigentliche Kriegsanleihe natürlich recht trüb.

In Rußland ist die Lage noch komplizierter. Ist doch schon an sich die ganze russische Finanzpolitik, die auf den Einnahmen aus dem Alkoholverkaufmonopol beruhte, durch das strikte Verbot des Branntweinausschankes ins Wanken geraten. Für fast die Hälfte der bisherigen Staatseinnahmen muß durch eine Reihe von direkten und indirekten Steuern Ersatz gefunden werden. Daß eine solche Umwälzung in einem Lande mit vorwiegend ungebildeter Bevölkerung, wo der Steuereinnehmer bisher ein seltener Gast war und der Bauer vielmehr seine Abgaben mit jedem Gläschen, das er trank, buchstäblich „mit Vergnügen" zahlte, nicht ohne schwere Störungen abgehen kann, ist ohne weiteres klar.

Immerhin war auch in Rußland die Mobilmachung finanziell genügend vorbereitet. Die Ausgaben der ersten Wochen sind, wie in Deutschland, aus vorher gemachten Ersparungen bestritten worden. Zu gleicher Zeit wurde nach französischem Vorbild, aber in beschränkterem Maße und ohne die bedenklichen Begleiterscheinungen, Papiergeld ausgegeben. Auch wurden schon frühzeitig für 300 Millionen Rubel vierprozentige Kassenscheine aufgelegt, deren Unterbringung keine Schwierigkeit gemacht hat.

Die eigentliche Kriegsanleihe, zu deren Ausgabe man jetzt schreitet, setzt sich aus einer Reihe von Einzelanleihen zusammen, die insgesamt 2½ Milliarden Rubel (rund 5,4 Milliarden Mark) betragen sollen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Für dauernde Kapitalanlage ist eine fünfprozentige Anleihe von einer Milliarde bestimmt, die zum Kurse von 90 Prozent in zwei Ausgaben aufgelegt wird, so daß also die Zeichner in Wirklichkeit eine Rente von 5,56 Prozent erhalten. Dieser Rente wird für alle Zukunft völlige Steuerfreiheit zugesichert. Eine Konvertierung der Anleihe ist in den nächsten 15 Jahren durch Gesetz ausgeschlossen.

Ferner ist eine kurzfristige sechsprozentige Anleihe ebenfalls in Höhe von einer Milliarde Rubel in Aussicht genommen. Sie soll in fünf verschiedenen Abschnitten von je 200 Millionen ausgegeben werden, die je nach ihrer Umlaufszeit von ein bis fünf Jahren zu pari, 99, 98, 97, 96 Prozent aufgelegt werden. Die Renten hieraus sind von der Couponsteuer, aber nicht von der Einkommen- und Erbsteuer befreit.

Die übrigen 500 Millionen sollen durch Lose von 10 und 50 Rubeln aufgebracht werden, wobei man hofft, die kleinen Sparer durch die Höhe der Gewinne (Hauptgewinn von 200 000 Rubel) anzulocken.

Wenn man's so liest, möcht's leidlich scheinen. Und es ist auch sehr wohl möglich, daß die Anleihen völlig gezeichnet werden, zumal das Moratorium zu diesem Zweck suspendiert wird. Da aber die Gelder für die Anleihe, besonders für die letzten 500 Millionen, zu einem sehr großen Teile den — in Rußland staatlichen — Sparkassen entnommen werden, und die Regierung also Mittel, die sie in der einen Tasche zu einem billigen Prozentsatz hatte, zu einem teuren in die andere Tasche überführt, so bedeutet die ganze Finanzoperation in sehr hohem Maße nur einen kostspieligen Bluff, um das eigene Volk und die Welt zu täuschen.

Kriegsgedichte.

Im Verlage Morawe und Scheffelt erscheint das erste Heft eines Werkes: 1914. Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht. Diese erste Folge führt den Titel „Aufbruch und Anfang", und ein Vorwort des Herausgebers, Julius Bab, erläutert den Sinn des Unternehmens wie folgt:

Die große Schicksalsstunde des deutschen Volkes fand und findet in tausend und tausend dichterisch erregten Gemütern poetischen Widerhall. Wer die Kunst, diese ernsteste Klärungs-, Befreiungs-, Erhebungsarbeit aus dem Ganzen lebender Menschen nie mit dem gewissenlosen Spiel eitler Individuen verwechselt hat, dem wird das Schauspiel ebenso schön wie selbstverständlich scheinen; was wäre ein deutscher Dichter, den nicht die Stunde singend erheben machte, da sein deutsches Sein in die furchtbarste Frage gestellt wird? Ein anderes freilich ist es noch, den Antrieb einer großen Stunde rein fühlen und die Kraft besitzen, die diesem Gefühl das wirklich deckende Wort gibt. Nicht viele von den zahllosen Dichtern dieser Stunde vermochten den allgemeinen Gehalt der Zeit so mit menschlicher Eigenart zu durchdringen, daß das Besondere, Konkrete, Sinnlich-Lebendige einer künstlerischen Form zutage trat. Die meisten mußten sich mit Variationen altüberkommener poetischer Formen begnügen und konnten deshalb auch nicht das Neue sagen, das zu hören es uns drängte. Aber es kommt auf die wenigen an! — Die habe ich aus der großen Masse zu sammeln versucht, deren Wort dem schweifenden Gefühl die feste, beglückend neue und selbstverständliche Form zu geben vermag, deren menschliche Eigenart und Stärke dem Sinn aller nicht nur ein Echo, sondern eine Bereicherung, Führung, Mehrung gewährt. Auf diese Weise entsteht nicht etwa eine lückenlose Verschronik der Ereignisse — aber der innerste Lebenskern des handelnden Volkes wird sichtbar.

Die kleine Zahl dieser Gedichte wird einmal — mehr als alle Weißbücher und Zeitungen! — vor den Völkern zeugen für das, was die Deutschen empfanden und wollten in der Stunde, da eine Welt gegen sie aufbäumte. Diese Gedichte aber werden schon heute im Erleben des großen Kampfes vielen eine Quelle innerer Kräftigung und Klärung sein können. Deshalb wurde ihre völlige Sammlung und Ausgabe nicht verschoben bis ans Ende all der großen Dinge; sondern schon jetzt, wo die einzig-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

artige Zeit des Aufbruchs beendet, ein bestimmter Stimmungskreis geschlossen ist, mag das erste Heft hinausgehen. Die andern werden in Abständen folgen, die der Ereignisse nicht vorherzuwissender Gang bestimmen muß.

Daß ich neben der eigentlichen Kunst-Dichtung wenigstens eine kleine Zahl im Volk entstandener handfest rüstiger Stücke aufnehmen konnte, war mir eine besondere Freude; diese ruppigen aber vollebendigen Verse treffen wahre Massenlaune sehr viel besser als die große Zahl der um rechte Vulgarität bemühten Literaten. Sie gestalten ihre Sänger leibhaft vor uns und sind deshalb Kunst, wo jener Mühe nur Spiel bleibt. — Daß ich schließlich zu den reichsdeutschen Dokumenten eine Anzahl in Oesterreich-Ungarn entstandener deutscher Verse gesellt habe — das braucht heute viel weniger als sonst ein Wort der Rechtfertigung.

Einige Proben aus dieser ersten Sammlung mögen hier folgen:

Führer.

An den Grenzen im Westen und Osten,
An beiden Meeren, entlang den Strand,
Erdharte Wolken lagern, Land überm Land,
Himmlische Mannschaft steht in Lüften auf Posten.

Luther, der Landsknecht Gottes, mit reisiger Bibel bewehrt,
Bach, vorbetend preisende Orgelgesänge,
Kant, gewappnet mit Pflicht, gewappnet mit Strenge,
Schiller, die mächtige Rede schwingend als malmendes Schwert,

Beethoven, von kämpfenden Erzmusiken umdröhnt,
Goethe, kaiserlich ragend, von Tagewerkssonne gekrönt,
Bismarck, großhäuptig, geharnischt, pallaschbereit,
Des ewigen Bundes Kanzler in Ewigkeit,

Seht sie gedrängt verdämmern in Ferneschein,
Dürer und Arndt und Hebbel, Peter Vischer und Kleist und Stein.

Rings über Deutschland stehn sie auf hoher Wacht,
Generalstab der Geister, mitwaltend über der Schlacht.

Ernst Lissauer.

*

Ein Brief.

Mien Seewehrmann Stoll!
Hier is allens woll
Uns Kinner und Froons,
Wi suend hier, obschons
De Krieg hart in Gang,
Keen Happen nich bang!
Uns Landheer un Landwehr
Uns Seeheer un Seewehr,
Uns Gott un uns Flott,
Uns Blee un uns Issen
De wuellt jem woll wiesen,
Dat Duetschland noch stark is.
Wiest jem, wat 'n Hark is!
Haut ji man nu bloot
John Bull op 'n Hoot!
Sett den in de Neddeln
Un nehmt em so mit,
Dat he dat vergitt,
Uns Duetschen to keddeln.
Uns Fronslued, de soeten,
Un Kinner lat groeten,
Un Grueß ook von mi
An dien Maaten un di.

Julius Wiehmann.

*

Oesterreichisches Reiterlied.

„Drüben am Wiesenrand
Hocken zwei Dohlen —
Fall ich am Donaustrand?
Sterb' ich in Polen?
Was liegt daran?
Eh' sie meine Seele holen,
Kämpf' ich als Reitersmann.

Drüben am Ackerrain
Schreien zwei Raben —
Werd' ich der erste sein,
Den sie begraben?
Was ist dabei?
Viel hunderttausend traben
In Oest'reichs Reiterei.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Drüben im Abendrot
Fliegen zwei Krähen —
Wann kommt der Schnitter Tod,
Um uns zu mähen?
Es ist nicht schad'!
Seh' ich nur unsere Fahnen wehen
Auf Belgerad!"

H. Zuckermann.

Der junge Engländer.

Von

Wilhelm Hauff.

(Fortsetzung.)

Der Tanzmeister stellte dann die Dame vor, indem ihm der alte Herr einen Frauenrock von Seide und einen ostindischen Schal anziehen ließ; der Neffe forderte ihn auf und fing nun an mit ihm zu tanzen und zu walzen; er aber war ein unermüdlicher, rasender Tänzer, er ließ den Meister nicht aus seinen langen Armen, ob er ächzte und schrie, er mußte tanzen, bis er ermattet umsank, oder bis dem Stadtmusikus der Arm lahm wurde an der Geige. Den Tanzmeister brachten diese Unterrichtsstunden beinahe unter den Boden, aber der Taler, den er jedesmal richtig ausgezahlt bekam, der gute Wein, den der Alte aufwartete, machten, daß er immer wiederkam, wenn er auch den Tag zuvor sich fest vorgenommen hatte, nicht mehr in das öde Haus zu gehen.

Die Leute in Grünwiesel sahen aber die Sache ganz anders an als der Franzose. Sie fanden, daß der junge Mann viel Anlagen zum Gesellschaftlichen habe, und die Frauenzimmer im Städtchen freuten sich, bei dem großen Mangel an Herren, einen so flinken Tänzer für den nächsten Winter zu bekommen.

Eines Morgens berichteten die Mägde, die vom Markte heimkehrten, ihren Herrschaften ein wunderbares Ereignis. Vor dem öden Hause sei ein prächtiger Glaswagen gestanden, mit schönen Pferden bespannt, und ein Bedienter in reicher Livree haben den Schlag gehalten. Da sei die Türe des öden Hauses aufgegangen, und zwei schön gekleidete Herren herausgetreten, wovon der eine der alte Fremde und der andere wahrscheinlich der junge Herr gewesen, der so schwer Deutsch gelernt und so rasend tanze. Die beiden seien in den Wagen gestiegen, der Bediente hinten aufs Brett gesprungen, und der Wagen, man stelle sich vor! sei geradezu auf Bürgermeisters Haus zugefahren.

Als die Frauen solches von ihren Mägden erzählen hörten, rissen sie eilends die Küchenschürzen und die etwas unsauberen Hauben ab und versetzten sich in Staat. „Es ist nichts gewisser," sagten sie zu ihrer Familie, indem alles umherrannte, um das Besuchszimmer, das zugleich zu sonstigem Gebrauch diente, aufzuräumen; „es ist nichts gewisser, als daß der Fremde jetzt seinen Neffen in die Welt einführt. Der alte Narr war seit zehn Jahren nicht so artig, einen Fuß in unser Haus zu setzen, aber es sei ihm wegen des Neffen verziehen, der ein charmanter Mensch sein soll." So sprachen sie und ermahnten ihre Söhne und Töchter recht manierlich auszusehen, wenn die Fremden kämen, sich gerade zu halten und sich auch einer bessern Aussprache zu bedienen als gewöhnlich. Und die klugen Frauen im Städtchen hatten nicht unrecht geraten; denn nach der Reihe fuhr der alte Herr mit seinem Neffen umher, sich und ihn in die Gewogenheit der Familien zu empfehlen.

Man war überall ganz erfüllt von den beiden Fremden und bedauerte, nicht schon früher diese angenehme Bekanntschaft gemacht zu haben. Der alte Herr zeigte sich als einen würdigen, sehr vernünftigen Mann, der zwar bei allem, was er sagte, ein wenig lächelte, so daß man nicht gewiß war, ob es im Ernst sei oder nicht, aber er sprach über das Wetter, über die Gegend, über das Sommervergnügen auf dem Keller am Berge so klug und durchdacht, daß jedermann davon bezaubert war. Aber der Neffe! Er bezauberte alles, er gewann alle Herzen für sich. Man konnte zwar, was sein Aeußeres betraf, sein Gesicht nicht schön nennen; der untere Teil, besonders die Kinnlade, stand allzusehr hervor, und der Teint war sehr bräunlich, auch machte er zuweilen allerlei sonderbare Grimassen, drückte die Augen zu und fletschte mit den Zähnen, aber

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dennoch fand man den Schnitt seiner Züge ungemein interessant. Es konnte nichts Beweglicheres, Gewandteres geben als seine Gestalt. Die Kleider hingen ihm zwar etwas sonderbar am Leib, aber es stand ihm alles trefflich; er fuhr mit großer Lebendigkeit im Zimmer umher, warf sich hier in ein Sofa, dort in einen Lehnstuhl und streckte die Beine von sich; aber was man bei einem andern jungen Mann höchst gemein und unschicklich gefunden hätte, galt bei dem Neffen für Genialität. „Er ist ein Engländer," sagte man, „so sind sie alle; ein Engländer kann sich aufs Kanapee legen und einschlafen, während zehn Damen keinen Platz haben und umherstehen müssen; einem Engländer kann man so etwas nicht übelnehmen." Gegen den alten Herrn, seinen Oheim, war er sehr fügsam; denn wenn er anfing, im Zimmer umherzuhüpfen oder, wie er gerne tat, die Füße auf den Sessel hinaufzuziehen, so reichte ein ernsthafter Blick hin, ihn zur Ordnung zu bringen. Und wie konnte man ihm so etwas übelnehmen, als vollends der Onkel in jedem Haus zu der Dame sagte: „Mein Neffe ist noch ein wenig roh und ungebildet, aber ich verspreche mir viel von der Gesellschaft, die wird ihn gehörig formen und bilden, und ich empfehle ihn namentlich Ihnen aufs angelegenste."

So war der Neffe also in die Welt eingeführt, und ganz Grünwiesel sprach an diesem und den folgenden Tagen von nichts anderem, als von diesem Ereignis. Der alte Herr blieb aber dabei nicht stehen; er schien seine Denk- und Lebensart gänzlich geändert zu haben. Nachmittags ging er mit dem Neffen hinaus in den Felsenkeller am Berg, wo die vornehmeren Herren von Grünwiesel Bier tranken und sich am Kegelschieben ergötzten. Der Neffe zeigte sich dort als ein flinker Meister im Spiel; denn er warf nie unter fünf oder sechs; hie und da schien zwar ein sonderbarer Geist über ihn zu kommen; es konnte ihm einfallen, daß er pfeilschnell mit der Kugel hinaus und unter die Kegel hineinfuhr und dort allerhand tollen Rumor anrichtete, oder wenn er den Kranz oder den König geworfen, stand er plötzlich auf seinem schön frisierten Haar und streckte die Beine in die Höhe, oder wenn ein Wagen vorbeifuhr, saß er, ehe man sich dessen versah, oben auf dem Kutscherhimmel und machte Grimassen herab, fuhr ein Stückchen weit mit und kam dann wieder zur Gesellschaft gesprungen.

Der alte Herr pflegte dann bei solchen Szenen den Bürgermeister und die anderen Männer sehr um Entschuldigung zu bitten wegen der Ungezogenheit seines Neffen; sie aber lachten, schrieben es seiner Jugend zu, behaupteten, in diesem Alter selbst so leichtfüßig gewesen zu sein und liebten den jungen Springinsfeld, wie sie ihn nannten, ungemein.

Es gab aber auch Zeiten, wo sie sich nicht wenig über ihn ärgerten, und dennoch nichts zu sagen wagten, weil der junge Engländer allgemein als ein Muster von Bildung und Verstand galt. Der alte Herr pflegte nämlich mit seinem Neffen auch Abends in den goldenen Hirsch, das Wirtshaus des Städtchens zu kommen. Obgleich der Neffe noch ein ganz junger Mensch war, tat er doch schon ganz wie ein Alter, setzte sich hinter sein Glas, tat eine ungeheure Brille auf, zog eine gewaltige Pfeife heraus, zündete sie an und dampfte unter allen am ärgsten. Wurde nun über die Zeitungen, über Krieg und Frieden gesprochen, gab der Doktor die Meinung, der Bürgermeister jene, waren die anderen Herren ganz erstaunt über so tiefe politische Kenntnisse, so konnte es dem Neffen plötzlich einfallen, ganz anderer Meinung zu sein; er schlug dann mit der Hand, von welcher er nie die Handschuhe ablegte, auf den Tisch, und gab dem Bürgermeister und dem Doktor nicht undeutlich zu verstehen, daß sie von diesem allem nichts genau wüßten, daß er diese Sachen ganz anders gehört habe und tiefere Einsicht besitze. Er gab dann in einem sonderbar gebrochenen Deutsch seine Meinung preis, die alle, zum großen Aergernis des Bürgermeisters, ganz trefflich fanden; denn er mußte als Engländer natürlich alles besser wissen.

Setzten sich dann der Bürgermeister und der Doktor in ihrem Zorn, den sie nicht laut werden lassen durften, zu einer Partie Schach, so rückte der Neffe hinzu, schaute dem Bürgermeister mit seiner großen Brille über die Schulter herein und tadelte diesen oder jenen Zug,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sagte dem Doktor so und so müsse er ziehen, so daß beide Männer heimlich ganz grimmig wurden. Bot ihm dann der Bürgermeister ärgerlich eine Partie an, um ihn gehörig matt zu machen, denn er hielt sich für einen zweiten Philidor, so schnallte der alte Herr dem Neffen die Halsbinde fester zu, worauf dieser ganz artig und manierlich wurde und den Bürgermeister matt machte.

Man hatte bisher in Grünwiesel beinahe jeden Abend Karte gespielt, die Partie um einen halben Kreuzer; das fand nun der Neffe erbärmlich, setzte Kronentaler und Dukaten, behauptete, kein einziger spiele so fein wie er, söhnte aber die beleidigten Herren gewöhnlich dadurch wieder aus, daß er ungeheure Summen an sie verlor. Sie machten sich auch gar kein Gewissen daraus, ihm recht viel Geld abzunehmen; denn „er ist ja ein Engländer, also von Hause aus reich," sagten sie und schoben die Dukaten in die Tasche.

So kam der Neffe des fremden Herrn in kurzer Zeit bei Stadt und Umgegend in ungemeines Ansehen. Man konnte sich seit Menschengedenken nicht erinnern, einen jungen Mann dieser Art in Grünwiesel gesehen zu haben, und es war die sonderbarste Erscheinung, die man je bemerkt. Man konnte nicht sagen, daß der Neffe irgend etwas gelernt hätte, als etwa tanzen. Latein und Griechisch waren ihm, wie man zu sagen pflegt, böhmische Dörfer. Bei einem Gesellschaftsspiel in Bürgermeisters Hause sollte er etwas schreiben, und es fand sich, daß er nicht einmal seinen Namen schreiben konnte; in der Geographie machte er die auffallendsten Schnitzer; denn es kam ihm nicht darauf an, eine deutsche Stadt nach Frankreich oder eine dänische nach Polen zu versetzen, er hatte nichts gelesen, nichts studiert, und der Oberpfarrer schüttelte oft bedenklich den Kopf über die rohe Unwissenheit des jungen Mannes; aber dennoch fand man alles trefflich, was er tat oder sagte; denn er war so unverschämt, immer recht haben zu wollen, und das Ende jeder seiner Reden war: „Ich bin ein Engländer, ich verstehe das besser!"

(Fortsetzung folgt.)

Randbemerkungen.

Englische Sühneknaben.

Ich will das Vorgefallene übersehen, denn die Art der deutschen Kriegsführung ist dazu angetan, die Menschen zu reizen und zu erregen." Mit diesen scheinheiligen Worten kündete der englische Polizeirichter Straffreiheit allen jenen Londoner Vandalen, die sich nach Brüsseler und Antwerpener Muster auf das Privateigentum zufällig in Feindesland eingesessener Deutscher und Oesterreicher wie wild gewordene Tiere gestürzt hatten.

Ein schamloser Völkerrechtsbruch, der freilich gerade bei dem Volk nicht überraschen kann, dessen Regierung sich über jedes Völkerrecht glatt hinwegsetzend, durch die Beschlagnahme privater Bankguthaben und anderen Privateigentums dem noch zaghaften Pöbel selbst das Stehlen lehrte. Wir wären nicht das sittlich empfindende Volk, als das wir von den nur den Geschäftsprofit anbetenden Briten schon immer belächelt wurden, wenn wir diese freche Beleidigung des primitivsten Rechtsempfindens nicht womöglich noch peinlicher empfänden, als den Verlust an redlich erworbenem Gut. Aber ich frage mich, ob in diesem Fall, da offizielle Rechtssprechung mit so herausfordernder Offenheit den Diebstahl deckt, an Stelle von wirkungslosen Protesten nicht besser faktische Gegenmaßregeln am Platze wären. Gewiß, es entspräche deutscher Wesensart besser, wie wir das bis zu diesem Tage gepflogen, niemanden mit so peinlicher Sorgsamkeit vor jeder Unbill zu schützen, wie den feindlichen Staatsbürger, der im Vertrauen auf deutsche Gesittung einst seine Zelte in unserem Lande aufgeschlagen. Aber Engländer haben die Londoner Vandalentaten begangen, und Engländer müssen sie sühnen. Ich schlage deshalb vor, daß wir den Londoner Polizeirichter ob Mißbrauchs der Amtsgewalt für die Aburteilung derartiger Pöbeltaten absetzen und in einem ebenso neuen wie sicherlich überzeugenden Austauschverfahren den in Deutschland ansässigen Engländern die von den Londoner Volksgenossen verwirkte Strafe aufbrummen. Eine Methode, die nicht ganz Rechtens wäre?

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber „Recht oder Unrecht, mein Vaterland!", ist ja das Lieblingssprichwort aller echten Engländer. Es werden also die bei uns befindlichen Engländer, soweit sie wirklich gute Patrioten sind, für nichts ein so verständnisinniges Begreifen haben wie für dies „Unrecht" und es als einen schönen Sieg englischer Gesittung empfinden, wenn wir sie solchermaßen mit der vertretungsweisen Regelung der vom Londoner Polizeirichter unterschlagenen Rechtssühne freundlichst betrauten.

Die Kunst im Kriege*).

Man ist wirklich versucht, aus der Ueberschrift ein Wortspiel zu machen und zu fragen, mit wem denn die Kunst im Kriege liegt, darauf dann aber die Antwort zu geben, daß sie es mit sich selbst sei. Derartiges an Mißgewächsen, wie jetzt in diesen Kriegstagen, ist in der deutschen Kunst noch nie erzeugt worden. Da gibt ein Berliner Kunstverlag mit sehr gutem Willen und in Ausführung einer recht vernünftigen Idee Kunstblätter, Kriegsflugblätter und dergleichen heraus und spannt dazu einige Künstler ins Joch, denn daß sie in seinem Auftrage den Pegasus gesattelt hätten, kann man wirklich nicht sagen. In einer ganz unglaublich ungeeigneten Manier, die dem Zufall alles und dem Können möglichst wenig überläßt, werden große Blätter mit Kohlestrichen gefüllt, und es dem Beschauer anheimgestellt, das als Kunst zu empfinden. Es mag darüber gestritten werden können, ob solche Technik nicht letzten Endes in der Hand eines wirklichen Meisters auch Schönheit an sich erzeugen kann. Hier ist es nicht der Fall, also bleibt die Frage offen, ob die Erzeuger keine Meister sind oder die Technik nicht meistern. In keinem Fall darf man es hingehen lassen, daß der Patriotismus zur Entschuldigung für jedes Gesudel wird, wie er es leider auch für jedes Geschreibsel zu werden scheint. Den Gedichten, die die Zeitungsspalten füllen, die Schauspiele, die über die Bretter der Kriegszeit gehen, sind diese Flugblätter würdig an die Seite zu stellen.

Einer hat versucht, das Kaiserwort „Es gibt keine Parteien mehr" auch auf die Kunst zu übertragen. Dagegen muß entschieden Widerspruch erhoben werden. Wenn es auch keine Parteien im alten Sinne in der Kunst mehr geben sollte, wo sich die Künstler aus Brotneid und nicht aus künstlerischen Erwägungen befehdeten, Geschmacksparteien wird es immer geben und geben müssen, sonst hätte der Kaiser proklamieren müssen „Es gibt keinen Geschmack mehr". Und er hätte angesichts dieser schwächlichen, senilen Bleistiftbegeisterung wahrlich recht gehabt.

Es gehört eben wohl zum Kunstschaffen in dieser Zeit eigenes Sehen und eigenes Fühlen. Beweis dessen, daß das einzige Blatt, das einen echten Zug hat, aus der Kohle eines Kriegsteilnehmers stammt. Der aber sudelt nicht und hat augenscheinlich nicht das leiseste Talent dazu.

Wüßten wir nicht, daß Liebermann zeichnen kann, nach diesen Erzeugnissen müßten wirs bezweifeln. Solche Abirrungen von den einfachsten Regeln der Statik und Anatomie begeht heut kein Primaner mehr.

Gerade wenn man Liebermann verehrt, wird man sich dagegen erheben, daß er zu solchem vaterländischen und wohltätigen Zweck seinen Stift verschleudert. Wir begreifen, daß ihn die ganze Hohlheit der Kunst an sich in dieser Zeit, wo es nur auf die Tat ankommt, packt und ihm den Stift aus der Hand windet. Dann soll er das aber erkennen und den Pinsel hinlegen, damit die Jüngeren, die draußen sein dürfen, zu Worte kommen.

Es wirkt beschämend in seinem Sinne, wenn er seinen Reiter am Meere plötzlich zum Ulanen werden läßt, den Akt militärisch einkleidet und so eingesteht, daß er höchstens sich selbst kopieren kann.

Die alte Kunst muß ruhen, vielleicht ist sie tot, ein Recht hätte nur eine aus dem Tage geborene, aus jenen Herzen kommende, in die der Griffel der Zeit hineinschreibt, von jenen, die den Tod draußen auf dem Schlachtfelde sahen. Wir anderen, die wir zu Hause bleiben

*) Zu dem Aufsatz Theater — Schuld und Sühne von Peter Günther in Nr. 43 der „Gegenwart" haben wir folgende recht bemerkenswerten Ausführungen eines Lesers erhalten.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mußten, müssen uns damit abfinden, daß wir daneben stehen bleiben. Wie wir nicht mehr fürs Vaterland ringen dürfen, dürfen wir auch die neue Kunst nicht schaffen, am wenigsten aber stören. Dr. J. J.

Weltkrieg und Weltpostverkehr.

Die Post ist, wie ein berühmter Schriftsteller des 18. Jahrhunderts sagte, das Band für alle Geschäfte, alle Handelsunternehmungen; die Abwesenden werden durch sie zu Anwesenden; sie ist der Trost des Lebens. Der gegenwärtige Weltkrieg läßt uns erst deutlicher empfinden, was wir verloren haben, wenn der innere Verkehr erschwert und der auswärtige Briefaustausch mit dem größeren Teil der Erdkugel so gut wie ganz versagt. Die wunderbare völkerrechtliche Einrichtung des Weltpostvereins, die 140 Länder unter ein gleiches Weltgesetz gebracht hat, ist lahmgelegt. „Seine Handelsflotten — und Kriegsschiffe — streckt der Brite gierig wie Polypenarme aus" — um unseren Weltpostverkehr und zugleich unseren Welthandel möglichst zu vernichten. Die Post ist ja die Pfadfinderin des Handels und setzt den Güterverkehr erst in Bewegung. Ganz unsicher ist die Briefpost über den Atlantischen Ozean geworden, fast unmöglich die nach Asien, Afrika und Australien. Stark beschränkt und sehr verlangsamt sind die Postverkehrbeziehungen nach den wenigen nicht feindlichen angrenzenden und benachbarten Ländern Europas. Wer Guthaben oder Kapitalien und fällige Renten aus feindlichen Gebieten beziehen möchte, ist vollends verloren. England hat ja überhaupt ein Zahlungsverbot erlassen, das wir neulich erwidert haben.

Zu den jetzt kriegführenden Staaten gehören gerade solche, bei denen die Post zugleich eine bedeutende Einnahmequelle des Reichshaushaltes darstellt. Nach der Berner Weltpoststatistik betrug der Ueberschuß des Postwesens im Jahre 1912 in England 151 Millionen Franken, in Rußland 100, in Frankreich 38, in Japan 48 Millionen. Auch in Belgien waren es 19 Millionen. Der Postüberschuß Deutschlands stellte sich auf 148 Millionen. Oesterreich wirtschaftet im Augenblick mit einem kleinen Fehlbetrage von einer Drittel Million Franken. Doch Ungarn hat dafür einen Ueberschuß von 14 und Bosnien-Herzegowina einen von einer Million Franken. Zweifellos wird die Kriegszeit, in der Feldpostbriefe umsonst befördert werden, der innere Verkehr aber durch Zensur und Eisenbahnhindernisse stark verlangsamt und der auswärtige so sehr gestört und verringert ist, bedeutende Einnahmeausfälle zeitigen. Ein paar Zahlen werden das veranschaulichen. Deutschland verschickte an die jetzt gegnerischen Länder in Europa allein etwa 100 Millionen Briefpostsendungen, deren Wegfall im Jahre schon einen Einnahmeverlust von 15 bis 20 Millionen Mark herbeiführen könnte. Seine Handelsausfuhr nach diesen Staaten im Jahre 1913 betrug 3780 Millionen, die Einfuhr von da 3285 Millionen Mark. Das ist etwa ein Drittel des gesamten deutschen Auslandhandels und bedeutet vielleicht auch ein Drittel der gesamten Zolleinnahme (712 Millionen Mark).

England schickte nach Deutschland und Oesterreich 35 Millionen Briefpostsendungen; seine Handelsausfuhr dahin betrug 925 Millionen Mark, die Einfuhr von da aber 1800 Millionen Mark. Sein unsinniges Zahlungsverbot erschien ihm hier vorteilhaft, da die Einfuhrschulden doppelt so groß sind wie die Ausfuhrguthaben. Aber seine Kolonien werden dafür vielleicht schwer büßen müssen. Indien z. B. schickte uns für 542 Millionen Mark Waren, bekam aber von uns nur den Wert von 150 Millionen.

Deutschland und Oesterreich-Ungarn mit ihrer geordneten Landwirtschaft werden somit als mehr oder weniger „geschlossene Handelsstaaten" die englische Welthandelssperre vermutlich viel besser aushalten, als Großbritannien die so oft gestörte Schiffahrt ertragen wird.

Arved Jürgensohn.

Herausgeber: F. P. Fischer und Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburgerstr. 53. — Redaktion: Charlottenburg, Mommsenstr. 55. — Verlag: Die Gegenwart G. m. b. H., Charlottenburg, Knesebeckstr. 35. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Charlottenburg. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gegenwart

Nr. 45 Berlin, den 7. November 1914 43. Jahrgang Band 86.

Türke, wehre dich!

Das ist der siebente Krieg, den die Türkei gegen Rußland führt.

Den ersten beschloß der Frieden von Kutschuk-Kainardschê; und mit diesem Frieden trat vor einhundertundvierzig Jahren die Orientalische Frage ins Leben.

Die „Orientalische Frage" ist die knappe Formel geworden für das Mißverhältnis, das sich aus der Schwächung der Türkei durch Rußland ergab.

Rußland ist auf dem Wege nach Konstantinopel — dem traditionellen Ziele der russischen Politik seit Peter dem Großen und seiner Frau, der ersten Katharina — seither zielbewußt fortgeschritten. Es hat erst mit Hilfe Frankreichs, dann mit Hilfe Englands gehofft, dieses Ziel zu erreichen.

Nach dem Tilsiter Frieden verhandelten Napoleon und Alexander von Rußland lange und zähe über die Verteilung der Beute. Thibaudeau, der den Franzosenkaiser wie einen Halbgott verehrte, schrieb damals: „Die Kaiser von Rußland und Frankreich unterhandelten, jede diplomatische Form rückhaltlos beiseite setzend, mit einander wie Räuberhauptmänner über die Verteilung der Beute."

Alexander I. gedachte, den Plan zu verwirklichen, den Potemkin der Kaiserin Katharina II. vorgeschlagen hatte: für ihren Enkel Konstantin ein neues byzantinisches Reich herzustellen.

Nach dem Frieden von Bukarest 1812, ehe noch die Ratifikationen ausgetauscht waren, rüstete sich der russische General Tschitschagow zu dem Eroberungszuge nach Konstantinopel. Er erzählt in seinen „Mémoires sur la Campagne de la Russie en 1812", daß der Zar ihm blutenden Herzens geraten habe, davon abzustehen; „die Oesterreicher," schrieb ihm Alexander, „sobald sie die Grundvesten des türkischen Reiches bedroht sehen, werden mit aller Macht heranrücken, in die Donaufürstentümer einrücken und Ihnen in den Rücken fallen."

Einige Wochen später schrieb ihm der Zar: „Die Geschichte mit Konstantinopel kann später wieder auf die Bahn gebracht werden; gehen unsere Sachen gegen Napoleon gut, so können wir Ihren Plan gegen die Türken sofort wieder aufnehmen."

Am 9. Januar 1853 hatte Zar Nikolaus I. ein seither berühmt gewordenes Gespräch mit dem englischen Gesandten Sir Hamilton Seymour. „Der Sultan," sagte der Zar bildlich, „ist ein zum Sterben kranker Mann. Wenn wir uns (über den Fall des Ablebens) einigen, ich und England, so liegt mir wenig daran, was die Uebrigen alle tun und denken." Und in einem weiteren Gespräch: „Sie fragen mich, ob ich mich in Konstantinopel festsetzen will. Darauf antworte ich Ihnen: als Eigentümer festsetzen will ich mich nicht; aber ich sage nicht, daß ich es nicht als Depositär haben will."

Der Zar war, als er dies sagte, bewußt unaufrichtig. Rußland strebt nicht nach der zeitweiligen Verwaltung, sondern nach dem festen Besitz Konstantinopels. Gerade Nikolaus verfolgte dieses Ziel mit scharfem Bewußtsein. Er hat den Krimkrieg zu diesem Zweck provoziert. Graf Münster schrieb später (in seinen „Politischen Skizzen 1815 bis 1867): „Daß die Furcht vor Rußlands Weltherrschaft zur Zeit des Kaisers Nikolaus existierte, daß man damals überzeugt war, Rußland werde

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich der Türkei und namentlich Konstantinopels bemächtigen, wissen wir sehr wohl." Wenn die Pläne Nikolaus' mißlangen, so war es wahrlich nicht seine Schuld. Er ist an diesem Mißerfolg gestorben.

Auch Alexander II. hat den türkischen Krieg 1877—78 vergeblich geführt. Seine Truppen standen schon in San Stefano, einige Kilometer vor Stambul. Da fiel England dem Zaren in den Arm, den er schon nach Konstantinopel ausgestreckt hatte. Und auf dem Berliner Kongreß schob Bismarck dem Gelüst Rußlands einen Riegel vor, mit Hilfe Oesterreichs. Und in Petersburg wurde das Schlagwort geprägt, daß Konstantinopel auf dem Wege über Berlin und Wien erobert werden müsse.

In den letzten Balkankriegen glaubte Rußland in Bulgarien das Werkzeug zur Eroberung Konstantinopels gefunden zu haben. Bulgarien, das schon bei Tschataldscha und Bulair stand, wollte man bis an die Stadtmauer Stambuls kommen lassen; das orthodoxe Kreuz sollte aber der Zar auf die Hagia Sophia pflanzen. Es war auch damals nichts.

Jetzt glaubt das Moskowitertum die Zeit reif. Deutschland und Oesterreich zu Boden werfen und mit stillschweigender Duldung des früheren englischen Feindes auf das lang ersehnte Ziel lossteuern: der Augenblick scheint günstig. Aber die Türkei, der „zum Sterben kranke Mann", den man in Petersburg nach den letzten Aderlässen für gänzlich erschöpft hält, ist nicht gesonnen, zu warten, bis der weiße Bär zum tötlichen Schlage ausholt. Mit einer Kühnheit, die neues, junges Blut verrät, hat sie den russischen Erbfeind in seinen eigenen Gewässern, an seinen eigenen Küsten angegriffen. Und in Petersburg reißt man verblüfft die Augen auf und ruft indigniert: „Ja, dürfen sie denn das?"

Noch ist es mit „Zarigrad" nichts, mit dem russifizierten Stambul. Auch noch nichts mit dem russischen Groß-Armenien, mit dem Rußland sein südöstliches Gebiet abrunden möchte. Der kranke Mann ist flinker gewesen.

* * *

Helle Empörung auch in England. Wie, dieses zerstückte, verstümmelte türkische Reich, dieser halb lebende, halb tote Torso, den die britische Diplomatie am Goldenen Horn ganz in ihrer Gewalt wähnte, — diese eben noch so englandfreundlichen Jungtürken haben einen andern Willen als den Englands! Noch mehr: sie führen Krieg gegen den Bundesgenossen Englands! Mucken auf, wenn England Aegypten als britisches Gut behandelt, und wenn englische Kriegsschiffe sich vor den Dardanellen-Eingang legen! So war das mit dem überragenden englischen Einfluß am Bosporus doch nur Schaum und Schein gewesen, und die von dem Botschafter Mallet gesponnenen Intrigen weggeworfene Mühe! So wäre denn Marschall von Biberstein doch der weiterblickende und zielbewußtere Diplomat gewesen, der dem deutschen Einfluß in der Türkei ein festeres Fundament gelegt hat, als die superklugen Briten mit ihrer unterirdischen Politik der „listigen Spugnisse", wie Luther dieses System der kleinen Kniffe nannte! Also Deutschland obenauf. — Ja, dürfen sie denn das?

Und man hatte sich's in London, in Petersburg, in Paris doch so schön zurechtgelegt: Rußland Armenien und Kurdistan (Konstantinopel? Behüte! Diese Rechnung wäre später erörtert worden), England außer dem gestohlenen Aegypten noch Arabien und ein Stück Mesopotamien (einschließlich der Bagdadbahn), Frankreich Syrien und Palästina. Um den Rest konnte an einem geeigneten Zeitpunkt noch gewürfelt werden. Der Balkan in englisch-russische Interessensphären eingeteilt. Das widerborstige Bulgarien eine russische Satrapie. Für Serbien hätte man die, einem „Groß-Serbien" entsprechenden Stücke aus dem Leibe der österreichisch-ungarischen Monarchie herausgeschnitten. Griechenland durfte sich noch weiter östlich an der Aegäis ausdehnen und erhielte selbstverständlich den ganzen Archipel. Den Italienern wirft man den Trentino hin (und knöpft ihnen Albanien ab oder doch den Süden als Prämie für Griechenland), das von den Nationalisten Italiens mit verlangenden Augen angesehen wird. Die ganze

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Landkarte Europas wird von Grund auf neu entworfen, dazu wichtige Veränderungen in Asien und Afrika. Denn Japan will auch nicht leer ausgehen, und Deutsch-Südwest ist eine passende Ergänzung zur Südafrikanischen Union. Großzügig sind die Herren, das muß der Neid zugeben.

Und sich nun sagen zu müssen, daß dieser weltenstürzende Revisionsplan auf das schwerste bedroht ist! Erst durch die deutschen Siege, jetzt durch das mächtige Emporrecken der verjüngten Türkei! Deutschland, Oesterreich — das sind am Ende Großmächte, Militärstaaten. Daß die sich wehren würden, war vorauszusehen. Aber daß die Türkei, die seit 1911 zwei lange, blutige, erschöpfende Kriege geführt, die (so glaubte man) keine Soldaten, keine Schiffe, kein Geld mehr hat —, daß diese „Großohnmacht" sich wehren, ja, daß sie kräftige Offensivstöße führen würde —, das war eine üble Ueberraschung. Und andere können folgen. Auch wenn man die Gefahr einer all-islamischen Erhebung vorläufig aus der Berechnung läßt, ebenso den „mohamedanischen Dreibund" (Türkei, Persien, Afghanistan).

Damaskus, die Hedschasbahn, die Sinaihalbinsel: drei wichtige Konzentrationsflächen für den Angriff auf Aegypten, auf den Suezkanal, der Englands Hauptschlagader ist. Kambyses, Alexander der Große und die arabischen Eroberer sind über Sinai in Aegypten eingedrungen. Haben die Türken sich erst am Suezkanal stark gemacht, so müssen die Engländer ihre besten Truppen aus Calais und Boulogne wegnehmen und nach Aegypten werfen. Und dann die Buren! Der englische Besitz in Afrika wird im Norden und Süden bedroht sein; dazu der Seeweg nach Indien.

Das sind noch lange nicht alle Möglichkeiten, die sich aus dem Erwachen des Halbmondes ergeben.

Der Türke wartet nicht, bis das Schicksal, das der Dreiverband ihm zugedacht hat, sich erfüllt hat.

Der Türke wehrt sich. Glückauf!

Spectator.

„Kriegs-Kunst."

Von

Dozent Dr. Fritz Stein.

I. Wissen und Schaffen.

„Der denkende Künstler ist noch einmal so viel wert" — dieses Lessingsche Wort, ein rechtes Kernwort aus dem Reiche der Aufklärung, sollen sie stehen lassen! Die romantische Bewegung des 19. Jahrhunderts hat mit ihrem gefährlichen Kultus des Instinktiven beinah dazu geführt, alles bewußte Ergreifen der Welt in Verruf zu bringen und nur ein blindes, möglichst ungeklärtes Gefühl „echt" und ehrlich zu nennen. In Wahrheit kann alles Echte und Starke nur echter und stärker werden, wenn der Gedanke es anpackt und hart hämmert — und was das Licht des Bewußtseins nicht verträgt, das ist auch nicht zu leben wert! So gilt dies Lessingwort nicht nur für die Kunst, sondern für jeden Lebenskreis. Man sollte kein großes Erlebnis haben, über das man sich nicht nachzudenken getraut; man sollte nicht wähnen irgendeiner Sache Würde und Wert zu nehmen, indem man ihr im Reich der Begriffe eine Stelle sucht. Vielmehr sei man gewiß, daß es bei jedem Gegenstand tiefer und besser Besitz ergreifen heißt, wenn wir auch über ihn denken. So ist's auch mit dem „Krieg", der jetzt das ungeheure Erlebnis aller ist. Es heißt durchaus nicht dem Gefühl, das uns mit diesem Wort verbindet, etwas von seiner Schrecklichkeit und Größe nehmen, wenn man das Wort im Reich der Begriffe auf den rechten Platz zu stellen sucht.

Wenn wir nun einmal versuchen, von dem großen Passivum „Krieg" (über dessen politische und sittliche Natur ja schon sehr viel gesprochen und auch einiges gedacht worden ist), die Blicke auf das Aktivum Krieg zu lenken, den Krieg als eine Tätigkeit, eine Leistung, einen Schaffensakt zu betrachten — so stellt sich nach der Frage, ob wir diese Dinge bedenken sollen, die andere, ob wir es können. Wir — das heißt in diesem Falle die Nichtkombattanten, die Zuhausegebliebenen. Sehen sie, wissen sie, er-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fahren sie überhaupt genug vom aktiven Krieg, von der kriegerischen „Aktion", von der „Kriegführung", um darüber irgendwie ernsthafte Gedanken haben zu können? Die wir nicht in Schützengräben frieren, nicht im Granatfeuer hundertmal die Stunde unser Leben wagen, nicht Hunger und Durst, Schmutz und Grauen bestehen — was wissen denn wir vom Kriege? Gewiß, von all diesen ganz unbeschreiblichen Dingen, deren Wesen kein Bericht einfängt und die blutig durchzuleben des Krieges erschütterndes Verdienst ist, — von all diesen Einzelheiten, die, in milliardenfacher Wiederholung zusammengereiht, das Ganze des Krieges bilden, von ihnen wissen wir nicht viel mehr als nichts. Aber von dem Ganzen, zu dem sich diese Dinge ordnen, wissen wir gänzlich verdienstlosen Zuschauer doch immerhin etwas mehr als der Soldat im Schützengraben! Das klingt paradox und ist doch ganz natürlich: nur Distanz gibt Uebersicht; ob ein Bild auf der Bühne gut aussieht, wie es überhaupt aussieht, das weiß doch keiner der Schauspieler, die es selbst stellen, — das kann nur ein Zuschauer wissen — und der gebildetste, der zu Urteil und Anordnung berufene Zuschauer: der Regisseur. Aus diesem harmlosen Vergleichsobjekt nun in die große harte Sache zurückzukommen: so ein idealer, ein urteilender und entscheidend handelnder Zuschauer, so ein Distanz und Aktivität schöpferisch verbindender Regisseur ist der Feldherr. Der oberste Truppenführer ist der im höchsten Grade Wissende dieses Kriegsgeschehens — — unter ihm aber nimmt die Distanz, die noch Ueberblick gewährt, sehr schnell ab innerhalb des Heeres, das ein Werkzeug, immer willenloseres Werkzeug seines sehenden Willens wird. Es sind schon Obersten verwundet aus der Schlacht heimgekommen, die bekannten, erst hier von der Stelle des gewöhnlichen Zeitungslesers aus ungefähr den Sinn ihrer eigenen Taten verstanden, die Stelle, an der sie mit ihrem Regiment im Ganzen gewirkt hatten, begriffen zu haben. Und nun vollends der Soldat! Der Solbat, der etwa vor Grajewo im Schützengraben liegt: er weiß nicht, ob seine Tätigkeit einen echten Angriff vorbereitet oder einen Rückzug deckt; er weiß kaum, wo in der Geographie er ist; er weiß noch viel weniger, was für eine Rolle der Heeresteil, zu dem er zählt, zurzeit im Ganzen der Kriegsführung spielt. Wir aber in unserer müßigen Distanz können zum Beispiel wissen, daß dieser Soldat mit all seinen Gefährten an der ostpreußischen Grenze zurzeit eine rein defensive Aufgabe hat, weil die Hauptangriffskräfte unserer Ostarmee zur Entlastung der gefährdeten Oesterreicher nach Südpolen verschoben worden sind. Natürlich erfahren wir müßige Zuschauer solche Dinge viel später, viel unvollständiger, viel unsicherer als die Offiziere des Stabes, die an der schaffenden Zuschauerschaft teilhaben, oder gar der Feldherr selbst, in dem höchste Aktivität und klarste Zuschauerschaft sich abwechseln und zu höherer Einheit verschmelzen. Wir erfahren nur, was uns diese eigentlich Wissenden zukommen lassen wollen. Aber etwas — und jedenfalls mehr als der als Teilchen in der großen Maschine arbeitende Krieger — wissen wir doch vom großen Gang der Kriegsführung; und deshalb scheint es, hätten wir sogar die Pflicht, diesem Wissen eine etwas klarere Grundlage zu geben und zu fragen, wo im großen Bereiche menschlicher Fähigkeiten und Handlungsweisen ist denn das Kriegführen, der „Krieg" als Gesamtleistung, als einheitliche Feldherrntat zu Hause?

In aller Munde ist ja nun das Wort „Kriegs-Kunst". Mephisto sagt „Gewöhnlich denkt der Mensch, wenn er nur Worte hört, es müsse sich dabei auch etwas denken lassen" — und die Bosheit pflegt diesem Satz noch eine andere Fauststelle verdeutlichend anzufügen „Doch irrt der Mensch, so lang er lebt". In der Tat, kaum einer von Tausenden, die dies Wort „Kriegskunst" hören, wird sich etwas dabei gedacht haben; es scheint auch durchaus nicht leicht zwischen den Begriffen, die uns so verschiedene Worte wie Krieg und Kunst vermitteln, einen vernünftigen Zusammenhang zu finden. In was für einem Sinn dürfen wir das große Schlag-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wort der Zerstörung, der tötenden Feindschaft mit dem tiefsten Friedenswort, dem Losungswort belebender Liebeskraft verbinden? Vielleicht ist die Beantwortung dieser scheinbar rein sprachlichen Frage kein übler Weg, zu einem Verständnis dessen zu kommen, was Kriegsführung ist.

Nun kann heute wohl niemand von diesen Dingen sprechen, ohne zuerst den Geist des Mannes anzurufen, der für alle deutsche, und wohl nicht bloß deutsche, Militärwissenschaft der große Klassiker ist, der so Ausgangspunkt für alles Denken vom Kriege geworden ist, wie etwa Kant, Newton, Darwin es für Erkenntnislehre, Physik, Biologie geworden sind: Karl von Clausewitz, der Soldatenschüler Scharnhorsts, der Philosophenschüler Kants, Prinzenerzieher und Direktor der Kriegsakademie in Preußen, vor seinem Tode (1831) Generalstabschef Gneisenaus in Polen, nach seinem Tode der erste Autor der ganzen Kriegsliteratur durch das von seiner Witwe herausgegebene Nachlaßwerk „Vom Kriege".

Dies ist ein Buch, das auch der entschlossenste Antimilitarist nicht ohne Bewunderung, ja ohne Begeisterung, lesen könnte — weil es einfach ein Wunder an reinlicher, tiefer und klarer Geistesarbeit ist, weil sich eine Gewissenhaftigkeit und Kraft des Denkens zeigt, die, auf welchen Stoff immer angewendet, den höchsten Preis verdient! Clausewitz hat die höchsten Tugenden eines Schriftstellers: er ist sachlich aber nie trocken, großzügig aber nie phantastisch, begrifflich aber nie pedantisch, psychologisch aber nie vage. Und diese ganze Kraft eines Kopfes, der in Kants Schule den Begriff als das unentbehrliche Gerüst der Welt erkannt hat, der aber als Mann der politischen Praxis weiß, daß alle Wirklichkeit nur ein Sichbewegen zwischen den ideellen Vorstellungen ist, diese ganze Kraft ist nun darauf gerichtet, die Grenzen und Möglichkeiten klar zu stellen, die einer Theorie des Krieges gegeben sind! Clausewitz' höchste Sorge ist, man möchte irgendwelche seiner Leitgedanken für unumstößliche Gesetze nehmen, in denen dann das nie errechenbare, stets andre Leben mit seinen praktischen Anforderungen erstickte. Immer wieder betont er, daß alle Gedanken, die man über Kriegsführung gewinnen könne und müsse, nicht feste Regeln, sondern nur richtunggebende Feststellungen („Regulative" wie Kant es nennt) seien. Und so wird fast sein Hauptsatz, daß man nicht von „Kriegswissenschaft" sprechen dürfe, daß Kriegsführung niemals bloße Anwendung richtiger Erkenntnisse sein könne. Die Leistung des Feldherrn ist ein freies, niemals in Regeln zu erschöpfendes Arbeiten nach Künstlerart, und so ist eine Betrachtung der Tätigkeit des Feldherrn, eine Theorie der Kriegsführung eher als eine exakte Wissenschaft, eine Kunstlehre zu nennen.

> „Wo Schaffen und Hervorbringen der Zweck ist, da ist das Gebiet der Kunst; die Wissenschaft herrscht, wo Erforschen und Wissen das Ziel ist. Nach alledem ergibt sich von selbst, daß es passender ist, Kriegskunst als Kriegswissenschaft zu sagen."

So heißt es im dritten Kapitel des zweiten Buches von Clausewitzens Werk, in dem Kapitel, das die Ueberschrift „Kriegskunst oder Kriegswissenschaft" führt. Aber noch im selben Kapitel geht Clausewitz weiter und tut dar, daß man im Grunde den Krieg so wenig eine Kunst wie eine Wissenschaftsübung nennen dürfe: „Der Krieg gehört nicht in das Gebiet der Künste und Wissenschaften, sondern in das Gebiet des gesellschaftlichen Lebens. Er ist ein Konflikt großer Interessen, der sich blutig löst, und nur darin ist er von anderen unterschieden. Besser als mit irgendeiner Kunst ließe er sich mit dem Handel vergleichen, der auch ein Konflikt menschlicher Interessen und Tätigkeiten ist, und viel näher steht ihm die Politik, die ihrerseits wieder als eine Art von Handel in größerem Maßstabe angesehen werden kann. Außerdem ist sie der Schoß, in dem der Krieg sich entwickelt; in ihr liegen die Lineamente desselben schon verborgen angedeutet, wie die Eigenschaften der lebenden Geschöpfe in ihren Keimen."

Mit diesen letzten Worten rührt ja Clausewitz an seinen berühmten Leitgedanken, daß der Krieg „eine bloße Fortsetzung der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Politik mit andern Mitteln" sei. So wäre der richtige Platz für die Einstellung der Kriegsleistung gefunden, wenn nicht die Sprache wie etwa von Heilkunst, so auch von Staats-Kunst zu reden pflegte. Dem Wort und der Vorstellung Kriegs-Kunst ist Clausewitz also trotz dieser entscheidenden Abwehr nicht so ganz entgangen. Er hat es mit der Ablehnung des Wortes Kriegskunst dann auch selber nicht streng genommen, und das Wort hat sich bis auf diesen Tag siegreich behauptet. Gleichwohl liegen auch hier wieder bei Clausewitz in den oben zitierten Sätzen eigentlich alle Ergebnisse eingeschlossen, zu denen man gelangen kann, wenn man durch eine nähere Vergleichung mit der Vorstellungswelt „Kunst" in das Wesen der Gesamtleistung „Krieg" einzudringen sucht.

(Ein weiterer Aufsatz folgt.)

Das klingende Deutschland.

Von

Heinrich Ilgenstein.

Die Gesellschaft der Flaumacher, die es ja in jedem Volke gibt, läßt wenigstens in Deutschland vergeblich ihre täglich fälligen Unkenrufe ertönen. Wir sind nüchtern genug, um zu erkennen, daß es in diesem gigantischen Kriege, den uns der Futterneid des britischen Krämervolkes aufgezwungen, noch immer Unerhörteres zu leisten gibt. Aber wir sind heute, nachdem das erste Vierteljahr des Weltbrandes verstrichen, zuversichtlicher denn je.

Wenn es noch eines Beweises dafür bedürfte, so ist es die Tatsache, daß gerade jetzt wieder allgemein ein bemerkenswertes Wiederaufleben des deutschen Wirtschaftslebens beobachtet wird. England träumte davon, in kurzer Zeitspanne, das Stillstehen der ganzen deutschen Wirtschaftsmaschine erzwingen zu können. Aber es ist anders gekommen. Die deutsche Wirtschaftsmaschine hat größtenteils stillgestanden. Aber nur für die ersten Wochen des unserem friedlichen Volke so unerwartet gekommenen Kriegsbeginns. Aber das war nur ein Aufhorchen. Aber nun ist das Selbstbesinnen gekommen. Lächelnd geht der deutsche Gewerbefleiß, während eine geschickte Heeresleitung den Dreifrontenkrieg jenseits der Landesgrenzen hält, seiner Arbeit nach, und zeigt der neiderfüllten Umwelt, wie ein gesundes Volk den militärischen Kampf um Sein oder Nichtsein kämpfen und doch gleichzeitig jedem Tag und jeder Stunde alle nur möglichen Wirtschaftswerte abtrotzen kann.

Wir können stolz darauf sein, wie wir, nun seit drei Monaten im ganzen Lande fast wie in einer Festung eingekreist, Hunger und Arbeitslosigkeit, wie sie die Vetternliebe des Britenvolkes täglich auf uns herabbetet, durch weise Maßnahmen und tausendfache Betätigung eines einzig dastehenden Zusammengehörigkeitsgefühls in allen Volks- und Gesellschaftsschichten zu bannen verstehen. „Es gibt keine Parteien mehr." Auch in der Fürsorge für alle diejenigen Berufe, die durch den Krieg notwendigerweise ihr Betätigungsfeld verloren, hat man dies Wort zur Richtschnur genommen. Verfiel die soziale Gesetzgebung im Frieden schon lange in den Fehler, allzu einseitig nur der Handarbeiter zu gedenken, so haben uns die ersten Wochen dieses Kriegsbeginns schnell die Augen darüber geöffnet, daß der gebildete verschämte Arme und die Angehörigen der freien geistigen Berufe jetzt nicht minder auf unsere Fürsorge Anspruch haben, wie der Maurer, der vergeblich nach Neubauten ausschaut, oder wie die Schneider und Handschuhmacher, die bis gestern von dem Luxus des Friedens lebten. Die Fabriken fangen wieder zu hämmern an, als wollten sie zwischen Morgen- und Abendzeitung den Daheimgebliebenen ein Stück Friedensmelodie vorspielen, und immer neue Hochöfen, die der erste Schreck und der alles beiseite schiebende Apparat der Mobilmachung gelöscht, sprühen ihre Feuergarben in die Luft, als wollten sie dem Schein der Kriegsfackel noch im Schreckensjahr 1914 den Rang ablaufen. Vieles, wie die verhätschelten Erzeugnisse französischer und englischer Modetorheit, ist hoffentlich für alle Zeiten dahin. Anderes, was zur Friedenszeit froher Lebens-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schmuck war, im eisernen Kriegsjahr aber zu unerlaubtem Luxus wird, muß im Kasten der Kaufleute liegen bleiben und besserer Tage harren. Doch wir wären nicht Deutsche, wenn wir unter dem Unentbehrlichen nur leiblich Gut verständen. Auch hier hat nur der erste Schrecken lähmend gewirkt, und die Schwarzseher, die gleich ein Riesenelend all unserer deutschen Dichter und Musikanten weissagen zu müssen glaubten, haben deutsche Art unterschätzt. Nur das Allzuleichte wird vom Geschmackvollen als etwas, das nicht in die Andacht unseres eisernen Erlebens paßt, immer einmütiger abgelehnt. Aber immer mehr Violin- und Cellokästen springen auf, von denen es in Alldeutschland eine solche Unmasse gibt, und spenden, während Russen, Briten und Franzosen sich an unseren Grenzen die Köpfe blutig stoßen, dem daheimgebliebenen Deutschen eine still heitere Erhebung, die dieser ebenso gern in bar bezahlt wie sein nun mit Kartoffelmehl untermischtes Kriegsbrot, weil ihm auch jetzt noch die Musik mindestens ebenso notwendig dünkt wie das Brot.

Deutsche Baukunst nach Belgien und Frankreich!

Von

Dr. J. von Bülow.

Auf einmal kommen durch diesen Krieg neue ungeahnteste Möglichkeiten. Im Osten ist eine blühende Provinz durch den Feind zerstört worden, im Westen haben wir die Hand auf fremdes Land gelegt, und unter dem Wagen des Kriegsgottes sind auch dort Städte und Dörfer zusammengesunken.

Sie müssen wiedererstehen. In Preußen ist es selbstverständlich, daß dort unsere deutsche Baukunst zu Worte kommt, daß dort die klugen Erfahrungen unserer Friedensjahre dazu beitragen werden, nicht nur neues, sondern auch schönes Leben aus den Ruinen erblühen zu lassen. Man wird nicht wahllos jedem Maurermeister die Kelle in der Hand lassen und nicht erlauben, daß zwar brauchbare, aber dem Auge nicht gefällige Häuser entstehen. Ohne Schwierigkeiten wird man für die Städte neue Pläne schaffen, die Licht und Luft und Gesundheit in die Straßen bringen.

Unserer deutschen Baukunst kann das mit vollem Vertrauen überlassen werden; schon hat sie sich gerührt, und es hieße offene Türen einrennen, wenn wir hierüber noch ein Wort verlieren würden.

Anders liegen die Verhältnisse in den westlichen Ländern. Dort wird wohl unsere Zivilverwaltung für den Wiederaufbau der Städte und Dörfer sorgen müssen, und da besteht eine Gefahr, vor der nicht eindringlich genug gewarnt werden kann.

Die französische und in ihrer Gefolgschaft die belgische Baukunst ist nicht nur nach unserer, sondern auch nach einheimischer Ansicht vollkommen unzulänglich. Alle Versuche, sich von dem hergebrachten Stil zu lösen und etwas Eigenes, der heutigen Zeit Entsprechendes zu schaffen, sind kläglich gescheitert. Was an moderner Baukunst geleistet wird, erreicht noch nicht einmal die Verirrungen unseres sogenannten Jugendstils, dem sie verzweifelt ähnlich sieht.

Es sind krampfhafte Versuche, originell zu sein ohne innere Notwendigkeit und ohne das Verständnis für die einfache Schönheit, die im Notwendigen liegt. Der Weißwurststil ist dort in vollster Blüte.

Wenn unsere Zivilverwaltung den Aufbau anregen wird, so stößt sie auf die größten Schwierigkeiten. In keinem Fall dürfte sie den heutigen Baumeistern dort freie Hand lassen. Es würde dabei ein Chaos entstehen von einer Häßlichkeit, wie es die modernen Viertel von Paris zeigen. Ließen sie zu, daß alte Städte wie Reims im Sinne der eitlen, geschmacklosen heutigen französischen Architekten wieder entstehen, so könnte man uns in diesem Falle mit Recht den Vorwurf der Barbarei machen. Zur Lösung der Frage gibt es nur zwei Wege, die aber beide nicht absolut befriedigen können. Der eine wäre, für den Aufbau sich ganz an das auf Grund von Photographien ja feststellbare Stadtbild vor der Zerstörung zu halten. Hierbei wird, wenn man etwa schon vorhandene Auswüchse moderner

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bauweise klug ausschaltet, ein für das Auge erträgliches Bild entstehen. Der Reiz, der in der Patina des Alters liegt, fällt allerdings bei solcher Wiederherstellung fort, und vielleicht würden sich daraus unliebsame Ueberraschungen ergeben. Jedenfalls könnte hierbei nur die Außenseite kopiert werden, denn darauf ist unbedingt zu achten, daß die allen gesundheitlichen und heutigen Anforderungen hohnsprechenden Grundrisse der alten französischen Klein-Bürgerhäuser nicht wiederholt werden. Der Vorteil müßte dem Lande aus deutscher Besetzung entstehen, daß mit alten Sünden so weit als möglich aufgeräumt wird.

Wie weit es möglich sein wird, unter dem unveränderten Aeußern ein erträgliches Innere zu schaffen, ohne daß eine Mißgeburt entsteht, müssen die Herren Baumeister entscheiden.

Die letzte Gefahr läßt sich vermeiden, wenn wir deutsche Künstler bei dem Aufbau der französischen und belgischen Ortschaften beschäftigen und ihnen dabei freie Hand lassen. Das Bedenken hiergegen ist nur, daß etwas der dortigen Bevölkerung Fremdes entsteht.

Der Einwand, der seinerzeit gegen das deutsche Kunstgewerbe in Paris erhoben wurde, war der, daß die Möbel zwar dem Auge gefällig, aber nur für die deutsche Eigenart passend wären. Man könne sich sehr gut eine stattliche deutsche Frau in einer solchen Wohnung vorstellen, nicht aber eine kleine zierliche Französin. Solche Erwägungen sind, wenn wir diese Gebietsteile durch unsere Verwaltung zu neuem Leben aufblühen lassen, stark zu berücksichtigen. Wir müssen, wie immer auch letzten Endes die Gebietsverteilung enden wird, dafür sorgen, daß die Erinnerung an die jetzige deutsche Herrschaft eine dankbare sei.

Vielleicht wird man gut tun, Künstler aus dem Rheinland und dem Süden Deutschlands zu bevorzugen, deren Verständnis für die Eigenart unserer westlichen Nachbarn stärker sein dürfte als das der norddeutschen. Es werden zahlreiche darunter sein, die die französische Baukunst der Blütezeit mit Erfolg und Verständnis studiert haben.

Wir dürfen trotz aller Vaterlandsliebe ruhig gestehen, daß die französische Baukunst einstmals hervorragend gewesen ist, und können, ohne daß wir für unpatriotisch gelten brauchen, von ihr das Gute lernen. Stehen doch die schönsten Zeugen deutscher Baukunst älterer Zeit ganz unter dem Einfluß des französischen Stils. Was wäre Potsdam, was die Wilhelmstraße ohne jenen Einschlag?

Wenn unsere deutschen Architekten, die in Frankreich und Belgien einmal mit dem Wiederaufbau betraut werden, sich von dem Gedanken frei machen, daß dort nun um jeden Preis auch das Aeußere des Landes deutsch werden müsse, dann werden sie unter sinngemäßer Anpassung an den Charakter der Gegend und des Volkes diesen eine wahre Wohltat erweisen. Eine Mischung aus den letztgefundenen Grundsätzen über zweckmäßigen Wohnbau und Städtebauplan mit dem leichtgefälligen des französischen Stils aus dem 17. und 18. Jahrhundert wird gewiß zu einem glücklichen Ergebnis führen. Wir haben ein Recht dazu, für die Verbreitung deutscher Kulturwerte mit aller Macht einzutreten, vor allem da, wo wir selbst, wenn auch gegen unsern Willen, Vorhandenes zerstören müßten. Wir werden unserer Kultur um so stärkere Bahnen eröffnen, je unauffälliger wir dies tun, aber wir müssen auch für die Verbreitung unserer Kultur in jeder Form eintreten, da dieser Krieg beweist, daß die der andern Völker nur ein hohler Firniß ist.

Des englischen Schatzkanzlers Lüge.

Von

H. F. Crohn.

Als vor einiger Zeit die Handelsstatistiken Englands für August und September veröffentlicht wurden und einen ganz enormen Sturz der Umsatzziffern offenbarte, erklärte der Schatzkanzler, Lloyd George seinen Landsleuten: diese Abnahme sei nur eine vorübergehende; der britische Handel werde sehr bald wieder sein Gleichgewicht finden; dann würde Englands Industrie, der lästigen deutschen Konkurrenz ledig, einen ungeahnten Aufschwung nehmen. Der Krieg sei eine Frage der ökonomischen Leistungsfähig-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keit, und England sei imstande, ihn zwanzig Jahre lang zu führen.

Daß dieser Redeausbruch in unserem Vaterlande Kleinmut hervorgerufen hat, glaube ich nicht, doch ist es zweckdienlich, zu untersuchen, ob die Zuversicht des englischen Finanzministers durch die Tatsachen berechtigt ist.

In der Tagespresse ist letzthin bereits mehrfach nachgewiesen worden, daß die britische Industrie sich für den Bezug von Rohmaterial, Erzen, Chemikalien sowie auch von Halbfabrikaten an Deutschland anlehnen muß, und ich habe jüngst noch nachgewiesen, daß auch der englische Exporthandel gewissermaßen in einem Abhängigkeitsverhältnis zu unserer Industrie steht. Nehmen wir nun aber den an sich nicht wahrscheinlichen Fall an, daß es England gelänge, durch Beschaffung neuer Bezugsquellen entweder im eigenen Lande oder im Auslande sich von Deutschland völlig zu emanzipieren. Nehmen wir ferner an, unsere tapferen Kreuzer in fernen Weltmeeren fielen endlich der feindlichen Hetzjagd zum Opfer, und damit wäre für die britische Schiffahrt wieder Sicherheit der Meerfahrt gewährleistet, England könne also die zerschnittenen Fäden des internationalen Handelsnetzes aufnehmen und in eigener Hand zusammenraffen: würden dann die goldenen Tage beginnen, die der englische Schatzkanzler seinen Landsleuten in Aussicht stellte?

Wie wir wissen, ist die Haupttätigkeit Englands auf den Außenhandel gerichtet. Für ihn arbeiten seine Industrien, für ihn betätigen sich seine Kaufleute. Zwei Momente aber sind die grundlegenden Vorbedingungen für einen gesunden Außenhandel: die finanzielle Sicherheit und die Kaufkraft des überseeischen Marktes. Wohl in keinem Erwerbszweig spielt die finanzielle Zuverlässigkeit des Käufers eine solche Rolle wie beim Exporthandel. Denn während z. B. der den Inlandmarkt versorgende Großhändler bei einem Zusammenbruch seines Kunden schnell an Ort und Stelle sein kann, um die nötigen Maßnahmen zur Sicherung seiner Forderung zu treffen, ist der Exporteur von seinem Kunden durch Tausende von Meilen getrennt und in seinen Transaktionen daher fast ausschließlich auf die Reputation des Käufers angewiesen und auf dessen allgemeine finanzielle Position.

Das ganze Erwerbsleben nun der Industrieerzeugnisse importierenden Ueberseeländer basiert auf der Ausfuhr ihrer Naturprodukte und Mineralien. Wird diese Ausfuhr plötzlich unterbunden, wie es durch den Krieg geschehen ist, so versiegen die Einnahmequellen. Die Regierungen einiger besonders kräftiger Staaten haben zwar Vorsorge getroffen, daß die nicht ausführbare Ernte im Lande gestapelt werde und die Produzenten darauf Vorschüsse erhalten. Das kann nun zwar einen Ruin verhindern, nicht aber der Tatsache abhelfen, daß durch Brachlegung von Handel und Wandel die Position der Handels-Firmen aufs stärkste erschüttert werde. Ein gewisser Ausgleich mag auch während des Krieges geschaffen werden, doch wird er nie von entscheidender Wirkung sein können. Man bedenke doch bloß, daß so wichtige Abnehmer für Ueberseeerzeugnisse wie Deutschland und Belgien — und hoffentlich bald auch nach vollem Siege unserer Waffen — Frankreich ausgeschaltet sind.

Der englische Exportkaufmann nun ist seit Jahren daran gewöhnt, jedes sich ihm bietende Geschäft zu allererst vom Standpunkt der — steten Schwankungen unterworfenen — finanziellen Position des Kunden zu erwägen. Er lehnt im Laufe des Jahres aus mangelndem Zutrauen bedeutend mehr Transaktionen ab, als er ausführt. Dieses tut er im verstärkten Maße schon in Zeiten allgemeiner wirtschaftlicher Depression, die bei der steten Wellenbewegung der Konjunkturen periodisch wiederkehrt und so z. B. auch Ende des vorigen Jahres einsetzte. Seit diesem Zeitpunkt war es gang und gäbe in der City von London, die überwiegende Mehrzahl der eingehenden Aufträge aus dem Osten und aus Südamerika abzulehnen, selbst wenn sie von gut bewährten Verbindungen herrührten. Desto mehr muß also die durch den Krieg bedingte allgemeine Verschiebung aller Verhältnisse und die daraus resultierende gänzliche Unmöglichkeit der Beurteilung der finanziellen Lage des Käufers die englische Exporttätigkeit lahmlegen.

Die zweite Vorbedingung für die Prosperi-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tät der britischen Nation ist eine gesunde Kaufkraft seitens der überseeischen Länder.

Aber auch diese wird durch den Krieg in einschneidendster Weise beeinträchtigt; denn erstens hängt natürlich die Kauffähigkeit eines Landes wie auch die des Individuums von seiner Erwerbsfähigkeit ab. Ist nun aber, wie in Vorstehendem ausgeführt, die Verkaufsmöglichkeit der Ernte unterbunden oder weitgehend eingeschränkt, so läßt die Kaufkraft des betroffenen Landes in gleichem Verhältnis nach. Dies ist also einer der Gründe, warum man die Beschäftigungslosigkeit der britischen Industrie direkt von der Handelspolitik des Herrn Edward Grey ableiten kann. Doch noch andere Ursachen werden mitsprechen, von denen eine ich am besten an einem Beispiel erläutern kann. Ich will annehmen, ein Unternehmer an einem überseeischen Platze plane die Errichtung eines Lagerhauses. Dazu würde er in normalen Zeiten das Material aus den Ländern beziehen, wo es am preiswertesten zu kaufen wäre, also die Eisenträger in Deutschland, den Zement in Belgien und die Röhren in England. Während des Krieges aber würde er infolge der Ausschaltung der deutschen und belgischen Industrie gezwungen sein, alle diese Materialien in England zu kaufen. Die britischen Werke sind nun nicht gerade zartfühlend. Mir ist bekannt, daß sie unter Ausnützung ihrer gegenwärtigen Monopolstellung zum Beispiel die Preise von Eisenröhren seit Kriegsbeginn um über 50 Prozent erhöht haben. Auch die Dampferfrachten sind in gleichem oder noch größerem Maße gestiegen. Der Unternehmer berechnet sich also die Kosten und findet, daß infolge der gesteigerten Materialpreise der Bau so teuer werden würde, daß er sich bei Rückkehr zu normalen Zeiten oder gegen ein bereits bestehendes Konkurrenzunternehmen nicht behaupten könne. Er verzichtet also auf den Bau, und die Folge davon ist, daß das englische Röhrenwerk des ihm in normalen Zeiten zufallenden Auftrages verlustig geht. Es ist dies eine Beispiel typisch für ungezählte, sich täglich wiederholende Vorfälle ähnlicher Art, die aber sämtlich von gleicher nachteiliger Folge für die englische Industrie sind.

Noch eines weiteren Umstandes muß Erwähnung getan werden. Die englische Industrie verdankt einen großen Teil ihrer Aufträge der Rührigkeit, die die überseeischen Staaten im Ausbau ihrer Eisenbahnen, Hafenanlagen und industriellen Unternehmungen aller Art entwickelten. Das hierzu benötigte Geld wurde in vorwiegendem Maße durch Anleihen bei europäischen Staaten, in erster Linie bei England, Frankreich und Belgien beschafft. Heute ist aber keines dieser Länder in der Lage, sein Geld in auswärtigen Anleihen anzulegen, was notwendigerweise einen Stillstand im Ausbau der Anlagen nach sich zieht. Es folgt also auch hieraus wieder ein wesentlicher Beschäftigungsverlust für die englischen Fabrikanten. Daß auch proportional England hiervon stärker betroffen wird wie Deutschland, ist schon dadurch bedingt, daß in der Regel Englands Anteil an diesen Lieferungen ein weit größerer war wie der unsrige.

Ziehe ich also das Gesamtresultat, so finde ich, daß das Sinken der englischen Exportziffer keine vorübergehende „Früherscheinung" des Krieges ist, sondern eine durch die Umstände bedingte notwendige Folge, die wenigstens so lange andauern wird als die Waffen zwischen uns und den Engländern sprechen. Die Briten, die gehofft haben, im Trüben zu fischen und während des Krieges unsere Handelsbeziehungen an sich zu reißen, werden sich täuschen. Denn der Weltkrieg wirkt auf den, eine internationale Einheit darstellenden Handel unserer Tage wie eine vulkanische Eruption in der Mitte eines räumlich begrenzten Sees. Die Wogen werden nicht nur die der Eruptionsstelle nahen Boote gefährden, sondern sich über die ganze Oberfläche des Sees verteilen und auch die an den Ufern dahinfahrenden Boote in gleiche Gefahr bringen.

Es ist also eine wissentliche Täuschung, wenn der englische Schatzkanzler seinen Landsleuten ein baldiges Wiederaufleben ihrer Industrie verspricht. Es ist unwahr, daß England den Krieg ökonomisch 20 Jahre lang durchhalten kann; es ist hierzu ebenso wenig imstande wie wir. Lloyd George hat, wie es ja die Gewohnheit der englischen Minister ist, seine Landsleute einfach „geblufft".

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der junge Engländer.

Von

Wilhelm Hauff.

(Schluß.)

So kam der Winter heran, und jetzt erst trat der Neffe mit noch größerer Glorie auf. Man fand jede Gesellschaft langweilig, wo nicht er zugegen war, man gähnte, wenn ein vernünftiger Mann etwas sagte; wenn aber der Neffe selbst das törichste Zeug in schlechtem Deutsch vorbrachte, war alles Ohr. Es fand sich jetzt, daß der treffliche junge Mann auch ein Dichter war; denn nicht leicht verging ein Abend, an welchem er nicht einiges Papier aus der Tasche zog und der Gesellschaft einige Sonette vorlas. Es gab zwar einige Leute, die von dem einen Teil dieser Dichtungen behaupteten, sie seien schlecht und ohne Sinn, einen andern Teil wollten sie schon irgendwo gedruckt gelesen haben; aber der Neffe ließ sich nicht irre machen, er las und las, machte dann auf die Schönheiten seiner Verse aufmerksam, und jedesmal erfolgte rauschender Beifall.

Sein Triumph waren aber die Grünwieseler Bälle. Es konnte niemand anhaltender, schneller tanzen als er. Keiner machte so kühne und ungemein zierliche Sprünge wie er. Dabei kleidete ihn sein Onkel immer aufs prächtigste nach dem neuesten Geschmack, und obgleich ihm die Kleider nicht recht am Leib sitzen wollten, fand man dennoch, daß ihn alles allerliebst kleide. Die Männer fanden sich zwar bei diesen Tänzen etwas beleidigt durch die neue Art, womit er auftrat. Sonst hatte immer der Bürgermeister in eigener Person den Ball eröffnet, die vornehmsten jungen Leute hatten das Recht, die übrigen Tänze anzuordnen, aber seit der fremde junge Herr erschien, war dies alles ganz anders. Ohne viel zu fragen, nahm er die nächste beste Dame bei der Hand, stellte sich mit ihr oben an, machte alles, wie es ihm gefiel, und war Herr und Meister und Ballkönig. Weil aber die Frauen diese Manieren ganz trefflich und angenehm fanden, so durften die Männer nichts dagegen einwenden, und der Neffe blieb bei seiner selbstgewählten Würde.

Das größte Vergnügen schien ein solcher Ball dem alten Herrn zu gewähren; er verwandte kein Auge von seinem Neffen, lächelte immer in sich hinein, und wenn alle Welt herbeiströmte, um ihm über den anständigen, wohlgezogenen Jüngling Lobsprüche zu erteilen, so konnte er sich vor Freude gar nicht fassen; er brach dann in ein lustiges Gelächter aus und bezeigte sich wie närrisch. Die Grünwieseler schrieben diese sonderbaren Ausbrüche der Freude seiner großen Liebe zu dem Neffen zu und fanden es ganz in der Ordnung. Doch hie und da mußte er auch sein väterliches Ansehen gegen den Neffen anwenden; denn mitten in den zierlichsten Tänzen konnte es dem jungen Mann einfallen, mit einem kühnen Sprung auf die Tribüne, wo die Stadtmusikanten saßen, zu setzen, dem Organisten den Kotrebaß aus der Hand zu reißen und schrecklich darauf herumkratzen; oder er wechselte auf einmal und tanzte auf den Händen, indem er die Beine in die Höhe streckte. Dann pflegte ihn der Onkel auf die Seite zu nehmen, machte ihm dort ernstliche Vorwürfe und zog ihm die Halsbinde fester an, daß er wieder ganz gesittet wurde.

So betrug sich nun der Neffe in Gesellschaft und auf Bällen. Wie es aber mit den Sitten zu geschehen pflegt, die schlechten verbreiten sich immer leichter als die guten, und eine neue, auffallende Mode, wenn sie auch höchst lächerlich sein sollte, hat etwas Ansteckendes an sich für junge Leute, die noch nicht über sich selbst und die Welt nachgedacht haben. So war es auch in Grünwiesel mit dem Neffen und seinen sonderbaren Sitten. Als nämlich die junge Welt sah, wie derselbe mit seinem linkischen Wesen, mit seinem rohen Lachen und Schwatzen, mit seinen groben Antworten gegen ältere, eher geschätzt als getadelt werde, daß man dies alles sogar sehr geistreich finde, so dachten sie bei sich: „Es ist mir ein Leichtes, auch solch ein geistreicher Schlingel zu werden.“ Sie waren sonst fleißige, geschickte junge Leute gewesen; jetzt dachten sie: „Zu was hilft Gelehrsamkeit, wenn man mit Unwissenheit besser fortkommt?“ Sie ließen die Bücher liegen und trieben sich überall umher auf Plätzen und Straßen. Sonst waren sie artig gewesen und höflich gegen jedermann, hatten gewartet, bis man sie fragte, und anständig und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beſcheiden geantwortet; jetzt ſtanden ſie in den Reihen der Männer, ſchwatzten mit, gaben ihre Meinung preis und lachten ſelbſt dem Bürgermeiſter unter die Naſe, wenn er etwas ſagte und behaupteten alles viel beſſer zu wiſſen.

Sonſt hatten die jungen Grünwieſeler Abſcheu gehegt gegen rohes und gemeines Weſen. Jetzt ſangen ſie allerlei ſchlechte Lieder, rauchten aus ungeheuern Pfeifen Tabak und trieben ſich in gemeinen Kneipen umher; auch kauften ſie ſich, obgleich ſie ganz gut ſahen, große Brillen, ſetzten ſolche auf die Naſe und glaubten nun, gemachte Leute zu ſein; denn ſie ſahen ja aus wie der junge Engländer. Zu Hauſe, oder wenn ſie auf Beſuch waren, lagen ſie mit Stiefel und Sporn auf'm Kanapee, ſchaukelten ſich auf dem Stuhl in guter Geſellſchaft oder ſtützten die Wangen in beide Fäuſte, die Ellenbogen aber auf den Tiſch, was nun überaus reizend anzuſehen war. Umſonſt ſagten ihnen ihre Mütter und Freunde, wie töricht, wie unſchicklich dies alles ſei, ſie beriefen ſich auf das glänzende Beiſpiel des Neffen. Umſonſt ſtellte man ihnen vor, daß man dem Neffen als einem jungen Engländer, eine gewiſſe Nationalrohheit verzeihen müſſe, die jungen Grünwieſeler behaupteten, ebenſogut als der beſte Engländer das Recht zu haben, auf geiſtreiche Weiſe ungezogen zu ſein; kurz, es war ein Jammer, wie durch das böſe Beiſpiel des Neffen die Sitten und guten Gewohnheiten in Grünwieſel völlig untergingen.

Aber die Freude der jungen Leute an ihrem rohen, ungebundenen Leben dauerte nicht lange; denn folgender Vorfall veränderte auf einmal die ganze Szene. Die Wintervergnügungen ſollte ein großes Konzert beſchließen, das teils von den Stadtmuſikanten, teils von geſchickten Muſikfreunden in Grünwieſel aufgeführt werden ſollte. Der Bürgermeiſter ſpielte das Violoncell, der Doktor das Fagott ganz vortrefflich, der Apotheker, obgleich er keinen rechten Anſatz hatte, blies die Flöte, einige Jungfrauen aus Grünwieſel hatten Arien einſtudiert, und alles war trefflich vorbereitet. Da äußerte der alte Fremde, daß zwar das Konzert auf dieſe Art trefflich werden würde, es fehle aber offenbar an einem Duett, und ein Duett müſſe in jedem ordentlichen Konzert notwendiger Weiſe vorkommen. Man war etwas betreten über dieſe Aeußerung; die Tochter des Bürgermeiſters ſang zwar wie eine Nachtigall, aber wo einen Herrn herbekommen, der mit ihr ein Duett ſingen könnte? Man wollte endlich auf den alten Organiſten verfallen, der einſt einen trefflichen Baß geſungen hatte; der Fremde aber behauptete, dies alles ſei nicht nötig, indem ſein Neffe ganz ausgezeichnet ſinge. Man war nicht wenig erſtaunt über dieſe neue treffliche Eigenſchaft des jungen Mannes, er mußte zur Probe etwas ſingen und einige ſonderbare Manieren abgerechnet, die man für engliſch hielt, ſang er wie ein Engel. Man ſtudierte alſo in der Eile das Duett ein, und der Abend erſchien endlich, an welchem die Ohren der Grünwieſeler durch das Konzert erquickt werden ſollten.

Der alte Fremde konnte leider dem Triumph ſeines Neffen nicht beiwohnen, weil er krank war; er gab aber dem Bürgermeiſter, der ihn eine Stunde zuvor noch beſuchte, einige Maßregeln über ſeinen Neffen auf. „Es iſt eine gute Seele, mein Neffe," ſagte er, „aber hie und da verfällt er in allerlei ſonderbare Gedanken und fängt dann tolles Zeug an; es iſt mir eben deswegen leid, daß ich dem Konzert nicht beiwohnen kann; denn vor mir nimmt er ſich gewaltig in acht, er weiß wohl warum! Ich muß übrigens zu ſeiner Ehre ſagen, daß dies nicht geiſtiger Mutwillen iſt, ſondern es iſt körperlich, es liegt in ſeiner ganzen Natur; wollten Sie nun, Herr Bürgermeiſter, wenn er etwa in ſolche Gedanken verfiele, daß er ſich auf ein Notenpult ſetzte, oder daß er durchaus den Kontrebaß ſtreichen wollte oder dergleichen, wollten Sie ihm dann nur ſeine hohe Halsbinde etwas lockerer machen, oder wenn es auch dann nicht beſſer wird, ihm ſolche ganz ausziehen, Sie werden ſehen, wie artig und manierlich er dann wird."

Der Bürgermeiſter dankte dem Kranken für ſein Vertrauen und verſprach im Fall der Not alſo zu tun, wie er ihm geraten.

Der Konzertſaal war gedrängt voll; denn ganz Grünwieſel und die Umgegend hatte ſich eingefunden. Alle Jäger, Pfarrer, Amtleute, Landwirte und dergleichen aus dem Umkreis von drei Stunden waren mit zahlreicher Fami-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lie herbeigeströmt, um den seltenen Genuß mit den Grünwieselern zu teilen. Die Stadtmusikanten hielten sich vortrefflich, nach ihnen trat der Bürgermeister auf, der das Violoncell spielte, begleitet vom Apotheker, der die Flöte blies; nach diesen sang der Organist ein Baßarie mit allgemeinem Beifall, und auch der Doktor wurde nicht wenig beklatscht, als er auf dem Fagott sich hören ließ.

Die erste Abteilung des Konzertes war vorbei, und jedermann war nun auf die zweite gespannt, in welcher der junge Fremde mit des Bürgermeisters Tochter ein Duett vortragen sollte. Der Neffe war in einem glänzenden Anzug erschienen und hatte längst die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich gezogen. Er hatte sich nämlich, ohne viel zu fragen, in den prächtigen Lehnstuhl gelegt, der für eine Gräfin aus der Nachbarschaft hergesetzt worden war; er streckte die Beine weit von sich, schaute jedermann durch ein ungeheures Perspektiv an, das er noch außer seiner großen Brille gebrauchte und spielte mit einem großen Fleischerhund, den er, trotz des Verbotes Hunde mitzunehmen, in die Gesellschaft eingeführt hatte. Die Gräfin, für welche der Lehnstuhl bereitet war, erschien, aber wer keine Miene machte, aufzustehen und ihr den Platz einzuräumen, war der Neffe; er setzte sich im Gegenteil noch bequemer hinein, und niemand wagte es, dem jungen Mann etwas darüber zu sagen; die vornehme Dame aber mußte auf dem ganz gemeinen Strohsessel mitten unter den übrigen Frauen des Städtchens sitzen und soll sich nicht wenig geärgert haben.

Während des herrlichen Spieles des Bürgermeisters, während des Organisten trefflicher Baßarie, ja, sogar während der Doktor auf dem Fagott phantasierte, und alles den Atem anhielt und lauschte, ließ der Neffe den Hund das Schnupftuch apportieren oder schwatzte ganz laut mit seinen Nachbarn, so daß jedermann, der ihn nicht kannte, über die absonderlichen Sitten des jungen Herrn sich wunderte.

Kein Wunder, daß alles sehr begierig war, wie er sein Duett vortragen würde. Die zweite Abteilung begann; die Stadtmusikanten hatten etwas Weniges aufgespielt, und nun trat der Bürgermeister mit seiner Tochter zu dem jungen Mann, überreichte ihm ein Notenblatt und sprach: „Mosjöh! wäre es Ihnen jetzt gefällig, das Duetto zu singen?“ Der junge Mann lachte, fletschte mit den Zähnen, sprang auf, und die beiden andern folgten ihm an das Notenpult, und die ganze Gesellschaft war voll Erwartung. Der Organist schlug den Takt und winkte dem Neffen anzufangen. Dieser schaute durch seine großen Brillengräser in die Noten und stieß gräuliche, jämmerliche Töne aus. Der Organist aber schrie ihm zu: „Zwei Töne tiefer, Wertester, C müssen Sie singen, C!“

Statt aber C zu singen, zog der Neffe einen seiner Schuhe ab und warf ihn dem Organisten an den Kopf, daß der Puder weit umherflog. Als dies der Bürgermeister sah, dachte er: „Ha! jetzt hat er wieder seine körperlichen Zufälle,“ sprang hinzu, packte ihn am Hals und band ihm das Tuch etwas leichter; aber dadurch wurde es nur noch schlimmer mit dem jungen Mann. Er sprach nicht mehr deutsch, sondern eine ganz sonderbare Sprache, die niemand verstand und machte große Sprünge. Der Bürgermeister war in Verzweiflung über diese unangenehme Störung, er faßte daher den Entschluß, dem jungen Mann, dem etwas ganz Besonderes zugestoßen sein mußte, das Halstuch vollends abzulösen. Aber kaum hatte er dies getan, so blieb er vor Schrecken wie erstarrt stehen. Denn statt menschlicher Haut und Farbe umgab den Hals des jungen Menschen ein dunkelbraunes Fell, und alsobald setzte derselbe auch seine Sprünge noch höher und sonderbarer fort, fuhr sich mit den glacierten Handschuhen in die Haare, zog diese ab und, o Wunder! diese schönen Haare waren eine Perücke, die er dem Bürgermeister ins Gesicht warf, und sein Kopf erschien jetzt mit demselben braunen Fell bewachsen.

Er setzte über Tische und Bänke, warf die Notenpulte um, zertrat Geigen und Klarinette und erschien wie ein Rasender. „Fangt ihn, fangt ihn,“ rief der Bürgermeister ganz außer sich, „er ist von Sinnen, fangt ihn!“ Das war aber eine schwierige Sache. Denn er hatte die Handschuhe abgezogen und zeigte Nägel an den Händen, mit welchen er den Leuten ins Gesicht fuhr und sie jämmerlich kratzte. Endlich gelang es einem mutigen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jäger, seiner habhaft zu werden. Er preßte ihm die langen Arme zusammen, daß er nur noch mit den Füßen zappelte und mit heiserer Stimme lachte und schrie. Die Leute sammelten sich umher und betrachteten den sonderbaren jungen Herrn, der jetzt gar nicht mehr aussah wie ein Mensch. Aber ein gelehrter Herr aus der Nachbarschaft, der ein großes Naturalienkabinett und allerlei ausgestopfte Tiere besaß, trat näher, betrachtete ihn genau und rief dann voll Verwunderung: „Mein Gott, verehrte Herren und Damen, wie bringen Sie nur dies Tier in honette Gesellschaft? Das ist ja ein Affe, der Homo Troglodytes Linnäi, ich gebe sogleich sechs Taler für ihn, wenn Sie mir ihn ablassen und bälge ihn aus für mein Kabinett."

Wer beschreibt das Erstaunen der Grünwieseler, als sie dies hörten! „Was, ein Affe, ein Orangutan in unserer Gesellschaft? Der junge Fremde ein ganz gewöhnlicher Affe," riefen sie und sahen einander ganz dumm vor Verwunderung an. Man wollte nicht glauben, man traute seinen Ohren nicht, die Männer untersuchten das Tier genauer, aber es war und blieb ein ganz natürlicher Affe.

„Aber wie ist dies möglich!" rief die Frau Bürgermeisterin, „hat er mir nicht oft seine Gedichte vorgelesen? Hat er nicht, wie ein anderer Mensch, bei mir zu Mittag gespeist?"

„Was?" eiferte die Frau Doktorin. „Wie? Hat er nicht oft und viel den Kaffee bei mir getrunken und mit meinem Manne gelehrt gesprochen und geraucht?"

„Wie! ist es möglich!" riefen die Männer. „Hat er nicht mit uns am Felsenkeller Kugeln geschoben und über Politik gestritten wie unsereiner?"

„Und wie?" klagten sie alle. „Hat er nicht sogar vorgetanzt auf unseren Bällen? Ein Affe! ein Affe? Es ist ein Wunder, es ist Zauberei!"

„Ja, es ist Zauberei und teuflischer Spuk," sagte der Bürgermeister, indem er das Halstuch des Neffen oder Affen herbeibrachte. „Seht! In diesem Tuch steckte der ganze Zauber, der ihn in unsern Augen liebenswürdig machte. Da ist ein breiter Streifen elastischen Pergaments, mit allerlei wunderlichen Zeichen beschrieben. Ich glaube gar, es ist Lateinisch; kann es niemand lesen?"

Der Oberpfarrer, ein gelehrter Mann, der oft an den Affen eine Partie Schach verloren hatte, trat hinzu, betrachtete das Pergament und sprach: „Mit nichten! Es sind nur lateinische Buchstaben, es heißt:

DER . AFFE . GAR . POSSIERLICH . IST .
ZUMAL . WENN . ER . VOM . APFEL . FRISST.

Ja, ja, es ist höllischer Betrug, eine Art von Zauberei," fuhr er fort, „und es muß exemplarisch bestraft werden."

Der Bürgermeister war derselben Meinung und machte sich sogleich auf den Weg zu dem Fremden, der ein Zauberer sein mußte, und sechs Stadtsoldaten trugen den Affen, denn der Fremde sollte sogleich ins Verhör genommen werden.

Sie kamen, umgeben von einer ungeheuren Anzahl Menschen, an das öde Haus. Denn jedermann wollte sehen, wie sich die Sache weiterbegeben würde. Man pochte an das Haus, man zog die Glocke, aber vergeblich, es zeigte sich niemand. Da ließ der Bürgermeister in seiner Wut die Tür einschlagen und begab sich hierauf in das Zimmer des Fremden. Aber dort war nichts zu sehen als allerlei alter Hausrat. Der fremde Mann war nicht zu finden. Auf seinem Arbeitstisch aber lag ein großer versiegelter Brief, an den Bürgermeister überschrieben, den dieser auch sogleich öffnete. Er las:

„Meine lieben Grünwieseler!

Wenn Ihr dies leset, bin ich nicht mehr in Eurem Städtchen, und Ihr werdet dann längst erfahren haben, weß Standes und Vaterlandes mein lieber Neffe ist. Nehmet den Scherz, den ich mir mit Euch erlaubte, als eine gute Lehre auf, einen Fremden, der für sich leben will, nicht in Eure Gesellschaft zu nötigen. Ich selbst fühlte mich zu gut, um Euer ewiges Klatschen, um Eure schlechten Sitten und Euer lächerliches Wesen zu teilen. Darum erzog ich einen jungen Orangutan, den Ihr, weil Ihr ihn für einen Engländer hieltet, so lieb gewonnen habt. Lebet wohl und benützet diese Lehre nach Kräften."

Die Grünwieseler schämten sich nicht wenig

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vor dem ganzen Land. Ihr Trost war, daß dies alles mit unnatürlichen Dingen zugegangen sei. Am meisten schämten sich aber die jungen Leute in Grünwiesel, weil sie die schlechten Gewohnheiten und Sitten des Affen nachgeahmt hatten. Sie stemmten von jetzt an keinen Ellbogen mehr auf, sie schaukelten nicht mit dem Sessel, sie schwiegen bis sie gefragt wurden, sie legten die Brillen ab und waren artig und gesittet wie zuvor, und wenn je einer wieder in solche schlechte, lächerliche Sitten verfiel, so sagten die Grünwieseler: „Es ist ein Affe." Der Affe aber, welcher so lange die Rolle eines jungen Herrn gespielt hatte, wurde dem gelehrten Mann, der ein Naturalienkabinett besaß, überantwortet. Dieser läßt ihn in seinem Hof umhergehen, füttert ihn und zeigt ihn als Seltenheit jedem Fremden, wo er noch bis auf den heutigen Tag zu sehen ist.

Randbemerkungen.

Der Tod Gustav Wieds.

Das ist nun das zweite Opfer, das sich der Krieg aus den Reihen der friedlichen Komiker geholt hat. Nach dem deutschen Schauspieler Viktor Arnold den dänischen Lustspieldichter, auch Romanzier, Gustav Wied. — Wied war ein sehr begabter, zuletzt auch ein sehr bekannter Mann — zu einer europäischen Berühmtheit langte es nicht ganz. Dazu fehlte es dem porzellanglatten, graziös giftigen Witz des Dänen doch an Schwere, an Leidenschaft, an Größe des Zorns. Er war ein kleiner Materialist dieser Wied; innig überzeugt, daß der Mensch nichts ist, als was er ißt — tief durchdrungen, daß alle Idealismen „Getue" seien — und voll verächtlichen, scharfäugigen Hohns für alle jene in großartige Redensarten gehüllten Selbstlinge, denen $2 \times 2 = 5$ ist, wenn sie es so bequemer haben. Nur daß er nie so recht herausrückte, mit der Wahrheit, die ihm nicht der Unbequemlichkeiten wert schien, und daß all seine positiv gemeinten Figuren deshalb meist platt und nichtssagend wurden. Sicher hatte er in seiner boshaften Haut ein gutes Herz stecken — gerade wie seine Lieblingsfigur, der Zöllner Knagstet, die „leibhaftige Bosheit" es hat. Aber in seinem bewußten Geist war kein Glaube, kein Wissen um den Sinn und die Sendung der Güte auf dieser Welt. Er war in all seiner Feinheit ein oberflächlicher Kopf — und deshalb einem so grundumwühlenden, schrecklich großen Ereignis, wie dieses Jahr es über die Welt gebracht hat, nicht gewachsen. Wie jeder Materialist, jeder bloße Spötter stand er zuletzt hilflos vor dem Elementaren. Er hatte nicht die Leidenschaft, die den Krieg will — und auch jene seltenere nicht, die gegen den Krieg will. Er verstand in seinem spöttischen Alltagssinn die Welt nicht mehr, in der soviel — ganz offenbar wider die Bequemlichkeit! — gewollt wurde. Es ist indiskret und unnötig, die besonderen Wege nachzuspüren, auf denen diese Grundverwirrung den Dichter Wied zum Freitod trieb. Die Grundtatsache, daß diese wildgläubige Zeit den ganz ungläubigen Spötter zu traurigem Ende führen mußte, sie ist klar und erschütternd genug.

Julius Bab.

Dumm, Dumm!

Engländer kamen darauf, für den Jagdsport gegen wilde Tiere die modernen Gewehrgeschosse abzustumpfen und durch die Abkappung des Mantels an der Spitze das Blei loszulegen. Das Geschoß plattet sich dann, wenn es auf Widerstand trifft, vorne ab. Die Wunde wird ausgedehnter, dadurch gefährlicher, Blutverlust und Nervenschock werden mehr empfunden. Das Geschoß bringt so zur Strecke. Im Kampf mit den Eingeborenen seiner Kolonien, die der Engländer Wilde nennt, wurden diese mit den gleichen Geschossen bedacht. Jetzt verwendet es sie auch gegen uns.

Das Geschoß des französischen Gewehrs ist aus einer Kupferlegierung hergestellt und hat keinen Führungsmantel, der sich absplittert; man könnte es daher ein humanes

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geschoß nennen, da die von ihm verursachten Wunden in vielen Fällen leicht heilen. Manche Franzosen tadeln das. Während es aber früher dem einzelnen Infanteristen überlassen blieb, nach eigenem Gutdünken durch Aufsetzen von Eisenplättchen oder durch Abschaben die Geschoßspitze zu deformieren, wird das nun auf Anordnung der Militärverwaltung durch eigene Maschinen besorgt. Diese Einrichtung ist als Zeugnis für die bei unsern Gegnern vorherrschende Gesinnungsart schon öfters gekennzeichnet worden. Es bleibt noch übrig, die Sache vom rein militärtechnischen Standpunkte anzusehen.

Ein Hauptfortschritt, den die Infanteriebewaffnung in neuester Zeit erfahren hat, gründet sich auf die Erfahrung, daß die Treffgenauigkeit, das heißt die Möglichkeit kleine Ziele noch auf verhältnismäßig große Entfernungen zu treffen, von der Form der Geschoßspitze abhängt. Indem man sie schlanker machte, ermöglichte man besseres Abgleiten der Luft und verminderte dadurch ihren Widerstand. Das hat bei den Franzosen und bei uns Deutschen in den letzten Jahren eine bedeutende Verbesserung der ballistischen Leistung für alle Waffen zur Folge gehabt, die das Geschoß des Infanteriegewehrs verwenden lassen (Karabiner und Maschinengewehr). Was soll man nun davon denken, wenn die Franzosen, und zwar nicht die einzelnen Soldaten, sondern ihre Führer, die ballistisch vorteilhafte Spitze zerstören? Die Offiziere geben dort ihren Leuten eigene Pakete voll solcher verunstalteten Patronen für den Nahkampf mit. Sie nehmen wohl an, daß diese, trotz der Kampfaufregung, sie nicht mit den andern verwechseln. Da kennen sie die Natur des Menschen schlecht. Die Verwechslung findet sicher statt. Dann schießt der französische Infanterist auch auf weite Entfernungen mit dem Dum-Dum-Geschoß, wobei sich infolge des erhöhten Luftwiderstandes eine ganz andere Flugbahn ergibt als für das Geschoß mit normaler Spitze. Für letzte ist aber die Visiereinteilung gültig. Sagen sich vielleicht die französischen Offiziere: Gezielt wird doch nicht ordentlich von unseren Soldaten, und, um Visierstellung kümmern sie sich wenig im Gefecht. Man möchte es fast glauben. Für unsere Soldaten trifft das nicht zu. Sie zielen und wenden auch im Krieg für das Schießen jägermäßig alle die Regeln, die sie dafür im Frieden gelernt haben, an. Lassen wir daher den Franzosen und Engländern ihre Dum-Dums. Sprechen wir aber das Wort nicht englisch: Döm-Döm, sondern lieber Dumm-Dumm aus und denken wir uns das dabei, was das Wort im Deutschen bedeutet.

Oberstleutnant a. D. Leyriz.

Stimmen der Großen.

Sachkundige sagen: „Manche Länder haben sechs, andre zwölf Monate nötig, um sich zum Kriege zu rüsten: aber Preußen kann in drei Wochen seine Grenzen überschreiten und dem Feinde auf dem Halse sein.“ Das ist ein unermeßlicher Vorteil für Preußen unter seinen Nachbarn. „Manche Länder haben ein längeres Schwert als Preußen; aber keines kann es so schnell aus der Scheide ziehen“: — auch, hoffen wir, ist es ziemlich scharf.

*

Törichte Nationen, vom Schicksal verurteilt, ihre streitigen Rechnungen auf diese furchtbare Weise abzumachen. Ja, die wenigsten von ihnen haben überhaupt Rechnungen, außer etwa eingebildete, abzumachen; und sie begeben sich in das Abenteuer angespornt von Gespinsten des kranken Gehirns, von Trugbildern der Hoffnung, Trugbildern des Schreckens; uns es geht sie, genau gesprochen, in Wesenheit gar nichts an.

*

Ein Volk erwirbt durch den Krieg die Uebung und volle Ausbildung der ihm eingeborenen Eigenschaften und die Fähigkeit, die charakteristischen Eigentümlichkeiten des Feindes, den es bekämpft, in sich aufzunehmen. Grenzlandschaften besitzen daher, ohne daß eine Mischung der zwei angrenzenden Bevölkerungen stattgefunden hätte, in gewissem Grade den doppelten Wert der mittelländischen Gegenden.

Largade.

Herausgeber: F. V. Fischer und Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburgerstr. 53. — Redaktion: Charlottenburg, Mommsenstr. 55. — Verlag: Die Gegenwart G. m. b. H., Charlottenburg, Kneisebeckstr. 35. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Charlottenburg. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gegenwart

Nr. 46. Berlin, den 14. November 1914 43 Jahrgang Band 86.

Englands Seele.

1. Der Ideallose.

In England ist das Grundprinzip, aus dem das gesamte politische — d. h. gemeinbürgerliche — Leben der Nation entspringt, das den Antrieb und die ursprüngliche Richtung gibt, identisch mit dem Verlangen nach Ausübung physischer Kraft. Der stärkste Ausfluß nach außen ist die Sportübung. Sport ist dem Engländer mehr als Unterhaltung und Zeitvertreib, er entspricht bei ihm einer physischen Notwendigkeit, die ebenso stark wirkt als Hunger und Durst. Ein siegreicher Boxer wird in Liverpool von einer nach Tausenden zählenden Menge eingeholt, die ihm mit Musik und Fahnen entgegengezogen ist. Gleiches hat sich im vierzehnten Jahrhundert in Florenz ereignet: das gesamte Volk verließ die Stadt und zog in Prozession bis zu einem Dorfe, das seitdem Borgho-Allegri heißt. Aber dieser Triumphzug galt damals einem Meisterwerk zeitgenössischer Kunst: einer Madonna des Giovanni Cimabue.

Der gleiche Drang nach physischer Ausgabe kennzeichnet den Engländer bei Beschäftigungen, die den Charakter der Arbeit tragen. Wer kennt nicht den durch die Straßen der City hastenden Typus, der nach dem Ausspruch Hamiltons immer aussieht, als hole er die Hebamme. Er läuft ohne sich von was immer abhalten zu lassen, ohne anderes zu sehen, als den praktischen Zweck, der am Ziele seines Weges liegt. Der richtige businessman-Begriff, der nicht ganz durch unser Geschäftsmann übersetzt wird, denn business enthält mehr als unser Wort „Geschäfte", gibt den Eindruck der Eile und Dringlichkeit.

Dieses Ueberwiegen des Physischen kann nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung der Psyche bleiben. Tatsächlich ist das Empfindungsvermögen des Engländers verkümmert. In diese großen muskulösen Körper dringt die Empfindung langsamer und schwerer ein, der Kreislauf der Reflexaktionen ist viel länger zu durchmessen. Eindrücke und Perzeptionen sind gleichzeitig zweifelsohne viel weniger zahlreich, ihre Spitze viel weniger scharf. Ebenso wie die Empfindsamkeit ist auch die physische Vorstellungskraft — ich meine die Fähigkeit, Empfindungen zu Vorstellungen werden zu lassen — dunkel und verkümmert. Dies einer der Gründe mit, warum der Brite ein so gutes chirurgisches Objekt ist. Die von England kommende Art der Reklame, die in der brutalen endlosen Wiederholung eines Wortes oder Namens besteht, ist auch hierin begründet. Unsere leichte Auffassungsgabe wird dadurch übersättigt, verwirrt, beleidigt. Für den Engländer reichen diese abertausend Schläge gerade aus, um die dicke Hülle zu sprengen, die seine Perzeptionsorgane umgibt. Unser literarischer Takt leidet unter der Uebertreibung ihrer Autoren, der zu farbenreichen Bilder, der allzu deutlichen Ironie. Wäre es uns nicht zu viel, so wäre es nicht genügend, den englischen Leser zu treffen.

So wie der Engländer schwer aufnimmt, gibt er auch schwer aus. Die „Oh!", „Ah!" und „Hm!", hat ein geistreicher Franzose gesagt, sind die drei Grazien der englischen Ausdrucksweise. Sie entsprechen dem Mangel an Ideal, kennzeichnen die englische Auffassung von der Welt äußerer Eindrücke und der Welt des reinen Denkens. Beide sind dem Engländer Welten ohne Anziehungskraft, ohne

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glück, weil ohne unmittelbare Nützlichkeit. Die Spannkraft der Muskeln gibt diesen apathischen Nerven ein stärkeres Lebensbewußtsein als die Anspannung der Seele.

Um die Unfähigkeit der englischen Rasse zur Generalisation und Abstraktion zu erfassen, ihren Widerwillen gegen Theorie und Ideal muß man aber auf die Urquelle der Intelligenz zurückgehen. Generalisation und Abstraktion, eine wie die andre, können sich nur frei entwickeln, wenn der Geist nicht ununterbrochen durch den Drang nach nützlicher Handlung auf konkrete Realitäten zurückgeworfen wird. Denn diese Realitäten bedeuten ihm stets eine entmutigende Probe aufs Exempel. Dem Engländer erscheint abstrahieren nutzlos vergeudete Kraftanstrengung. Burke erklärt: „Ich hasse sogar den Klang der Worte, die Abstraktionen ausdrücken.“ Und nicht allein abstrakte Ideen widerstreben dem Engländer. Er hat einen Widerwillen gegen alles, was eine Gesamtheit darstellt. Sobald er auf eine solche stößt, zerbricht, zerschneidet er sie in Stückchen. Er fühlt instinktiv, daß, sähe er die mannigfaltigen Beziehungen, die sich an seinen Gedanken knüpfen, die Sicherheit, Starrheit, Folgerichtigkeit seiner Anstrengung nach einem praktischen Ziel vermindert würde.

Es ist bemerkenswert, daß weder die Malerei, in der die gleichen Breitegrad bewohnenden Holländer so Hervorragendes geleistet, noch die Musik, in der die stammverwandten Deutschen unbestreitbare Meisterschaft ausüben, noch die Architektur, trotz der wunderbaren, von den normannischen Eroberern hinterlassenen Vorbildern, noch schließlich die Skulptur je in England eine ursprüngliche Blüte gehabt haben. Das erklärt sich wieder durch die Tatsache, daß all diese Künste unter der eifersüchtigen Kontrolle des Nützlichkeitsprinzipes standen, das zuerst ihre Entwicklung gehemmt oder unterdrückt, und späterhin dem Künstler nur mehr ein dem gleichen Geiste sklavisch unterworfenes Publikum geliefert hat, das unfähig war, sich soweit von ihm frei zu machen, um frei zu bewundern. „Alle Kunst ist didaktisch“ — predigt Ruskin.

*

2. Der Provinzonkel Europas.

England ist nicht allein eine Insel, es ist ein Kontinent. Kein anderes Land hat so oft und so scharf erklärt, daß es sich selbst genüge, kein anderes Volk hat so selbstverständlich die Gedanken und Sitten des übrigen Europas für minderwertig und verdächtig gehalten. Für die überwiegende Mehrheit der Engländer gab es nie Gelegenheit und nie den Wunsch, mit dem Ausland in Berührung zu kommen, nie die Gelegenheit zu jenen Formen der Betätigung, durch die die angestachelte Intelligenz sich entwickelt und in gewissem Maße wenigstens aus sich selbst heraustritt. Es gibt kein Volk, dessen ungeheure Majorität so lange unentwickelt blieb, kein Volk, so jung noch in Zivilisation, kein Volk, in dem die grobsinnliche Seele der ursprünglichen Rasse so wenig angetastet wurde. Der Engländer ist heute wie vor einem Jahrhundert der Provinzonkel Europas. Seine Rassenseele ist wie eine eingedickte Flüssigkeit, die zu Mischungen unbrauchbar geworden ist.

Dieser Mangel an Affinität zeigt sich deutlich auch in dem Verfahren und den Resultaten britischer Kolonisation. Nirgends auf dem Erdenrund haben die Engländer vermocht, die Bevölkerungen an sich zu ziehen, haben sie die Kunst verstanden, sie sich zu Freund zu machen. Sie wußten nur, die andern zu unterdrücken, auszubeuten, zurückzudrängen oder auszumerzen. Die Franzosen waren beliebt bei den Indianern Nordamerikas; sie fanden in ihnen treue Bundesgenossen. Die Spanier haben durch Kreuzung mit den Eingeborenen Mexikos, Perus, Zentralamerikas eine Bevölkerung gebildet, die sich allmählich europäischer Kultur zugänglich zeigte. Die Rothäute im Gegenteil, die an den Grenzen der heutigen Vereinigten Staaten wohnen, wurden von den Engländern demoralisiert und dezimiert. Sie sterben aus. Ezra-Seaman stellt den etlichen hunderttausend Indianern, die die Engländer den Amerikanern übriggelassen haben, die zwölf Millionen Eingeborenen gegenüber, die das katholische Spanien zu einem anerkennenswerten Grad von Zivilisation gebracht hat. Die gleiche Unfähigkeit, andre Rassen zu verstehen, sie mit sich zu verschmelzen, zeigt sich in der ganzen so traurigen Geschichte Irlands, in der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Indiens, in der Verwaltung Aegyptens. Nach einem Jahrhundert stehen die Engländer inmitten der Masse der Eingebornen noch wie ein isolierter, störender Fremdkörper. Sie sind Eindringlinge geblieben, und ein Schrei der Befreiung würde ihren Abzug begrüßen, würden sie selbst Wohlstand und Frieden mit sich nehmen. Die englische Herrschaft ist für die anderen Rassen erschöpfend, unterdrückend, tötend.

*

3. Der Gefühllose.

Der Engländer ist weniger als irgendein andrer ein soziales Wesen. Ich will damit sagen, er empfindet weniger als irgendein andrer die Bande menschlicher Gesellschaft, er schöpft für seine moralische Bildung wenig aus seinen Beziehungen zu andren Menschen, er kümmert sich kaum darum, was diese denken, oder wenn er sich schon darum kümmert, so zieht er sie doch bei seinem Fühlen und Handeln nicht in Betracht. Kurz, der Engländer bleibt in hohem Maße ein Einsamer, ist mehr als andre von der Welt getrennt, in der er lebt.

Die Art, wie er die geschlechtlichen Beziehungen betrachtet, ist bezeichnend hierfür. Ihm blieb und bleibt Troubadour- und Minnesängerart unverständlich. Die Sittenverderbnis, die zur Zeit Karls II. am französischen Hof wenigstens die äußern Formen des guten Tons und einer gewissen Würde bewahrte, nimmt beim Uebergang über den Aermelkanal die Allüren einer Verworfenheit an, die sich selbst aufgibt. Die Memoiren des Herzogs von Grammont zeigen uns eine Gesellschaft, die selbst die Heuchelei, diese letzte Huldigung des Lasters gegenüber der Tugend, nicht mehr bewahrt hat. Diese Memoiren, französisch geschrieben, vermischen wenigstens noch ein wenig Geist mit der Schilderung obszöner Szenen. Unter der Königin Anna sind aber die Worte schon so grob wie die Handlungen. Und heute haben unter dem „cant“ der Oberfläche die Dinge sich nicht geändert. Die Pall Mall Gazette hat kürzlich in jene dunklen Ecken geleuchtet, in denen die oberen Schichten der englischen Gesellschaft ebenso brutale wie verderbte Sitten verstecken. Die Sinnlichkeit ist hier nur durch ein schwerfälliges Pharisäertum verdeckt; sie hat nicht mal in sich selbst jene Art des Raffinements, die sie daran verhindern würde, bis zur Bestialität herabzusinken.

Die gleiche Unvollkommenheit des sozialen Menschen findet sich in der Unmenschlichkeit, von der die Engländer zu allen Epochen unvergeßliche Beispiele gegeben haben. Nichts hier, was sich mit der künstlerischen Grausamkeit des Italieners oder Spaniers vergleichen ließe. Diese setzt voraus, daß der Mensch die lebhaften Bilder des Leidens andrer gegenwärtig habe, daß aber diese Bilder durch seine Nerven in sein Inneres gebracht, sich dort verändern, sozusagen die Bedeutung ändern, derart, daß sie anstatt der Unlustgefühle, die sie aus Mitfühlen erzeugen müßten, Lustgefühle erwecken. Ganz etwas andres ist der Eindruck, den der Engländer vom Leiden andrer empfängt; es bleibt für ihm ein Schauspiel, er fühlt keine Reproduktion in seinem eigenen Körper, die Frage entsteht gar nicht, ob es ihm Qual oder Lust wird: seine Nerven sind davon nicht erschüttert. Der Leutnant Jameson wohnt kühl und kalt dem Opfer eines kleinen eingeborenen Mädchens bei, und indem er dieses menschenfresserische Schauspiel wie einen Gegenstand einfacher Neugierde, eine Gelegenheit zu einem interessanten Reiseerlebnis schildert, zeigt er uns klar den Zustand seiner Sinne und seiner Seele. Die englischen Arbeitgeber waren auch nur derselben Gefühlsunfähigkeit schuldig, als sie lange Jahrzehnte hindurch die barbarische Behandlung duldeten, denen Frauen und Kinder in ihren Bergwerken und Fabriken ausgesetzt waren.

Wieviel andere Fälle könnte man anführen, die uns den Engländer von der Welt abgeschnitten zeigen, durch die er geht, losgelöst durch die Unvollkommenheit seiner Sinne von der Mehrzahl der Eindrücke, die uns von außen kommen, unabhängig von den Banden, in die uns diese Eindrücke schlagen, Herr seiner Entschlüsse, die nur von Motiven beeinflußt werden, in die sich Fleisch und Blut nicht mengen.

Die Unmenschlichkeit des Engländers wird im täglichen Leben zur Flegelhaftigkeit und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Brutalität. Fortescue berichtet, daß zu seiner Zeit der Engländer nicht zauderte, sich mit Gewalt das Gut des andren, nach dem er Verlangen hatte, anzueignen; er meint, das sei männlich gehandelt: in seinen Augen ist das ein sehr empfehlenswerter Sittenzug. Ist es nicht kennzeichnend, daß er sich wie selbstverständlich in die Lage des Diebes, nicht in die des Bestohlenen versetzt? Der Engländer sieht sich stets handelnd; er war jederzeit ein Mann Hobbes'. Aus jedem Jahrhundert könnte man dafür Beweise bringen. Ich will nur noch anführen, daß vor wenigen Jahren erst die Daily News eingestanden, daß der Durchschnittsengländer sich nur auf gemeine und brutale Art zu unterhalten verstände.

*

4. Der Taubstumme.

Ein großer Denker des vergangenen Jahrhunderts hat die Völker in zwei Gruppen geteilt: die, die sprechen, und die, die nicht sprechen. Der Grad der Soziabilität einer Rasse, ihr mehr oder minder großes Bedürfnis, Mitmenschen zu sehen, mit ihnen in Verkehr zu treten, die eigenen Gedanken gegen ihre auszutauschen, ihre Sympathie zu empfinden und ihnen die eigene zu beweisen, entscheidet teilweise über die Geschicke einer Rasse. Der Engländer empfindet keinerlei Unbehagen, allein zu leben, keinerlei Verlangen, seine Angelegenheiten andren zu erzählen, keinerlei Neugierde, die andrer zu erfahren. Abgesehen von seinen höchstpersönlichen Interessen kümmert er sich nur soweit um die allgemeinen Interessen, als sie ihn indirekt betreffen. „In Gegenwart von Fremden" — sagt Emerson — „könnte man den Engländer für taub halten; er gibt einem nicht die Hand, er sieht einem nicht in die Augen; im Hotel murmelt er seinen Namen so, daß man ihn nicht hört. Jeder dieser Insulaner ist eine Insel." Und Montesquieu urteilt: „Wie sollten die Engländer einen Fremden lieben? Sie lieben sich ja untereinander nicht. Wie sollten sie einem Fremden zu essen geben? Sie geben es ja keinem Landsmann. Mit ihnen muß man verfahren, wie sie: sich um niemand kümmern, niemand lieben, mit niemand rechnen . . . Ein Engländer braucht ein gutes Essen, ein Weib, Behaglichkeit. Kann er das nicht haben, so tötet er sich oder wird Dieb . . ." Hundertfünfzig Jahre nach Montesquieu sagt John Stuart Mill: „Jeder handelt, als sei sein Nebenmensch ein Feind oder ein lästiger Konkurrent." Ein recht bezeichnendes Beispiel für diesen Mangel an sozialem Gefühl ist auch die Tatsache, daß nach jahrzehntelangem Verkehr im Unterhaus Lord John Russell noch keine persönlichen Beziehungen zu Sir Robert Peel hatte. Er selbst erzählt es. In dieser Art, für die es noch viele Beispiele gäbe, liegt ein großer Teil Schüchternheit, aber auch ebenso viel Kälte und Herzlosigkeit.

*

5. Der Hammelgläubige.

Alles Vorgesagte erklärt auch, wie England zum Rufe gekommen ist, ein konservatives Volk aus Ueberzeugung zu sein. Dreiviertel der Bevölkerung empfindet gar nicht das Bedürfnis, ja die Möglichkeit, eine Aenderung in den Gesetzen oder Sitten vorzunehmen, sie sind im höchsten Grade Gewohnheitstiere. Das letzte Viertel begreift wohl die Notwendigkeit einer Neuerung an diesem oder jenem speziellen Punkte; die betreibt es auch mit Eifer. Für alles außerhalb dieses engen Gesichtsfeldes Liegende ist es aber ebenso hammelgläubig wie die Gesamtheit der Nation. Carlyle klagt mit Recht: „Bull ist als Konservativer geboren!"

Das englische Volk hat sich Gewalt antun müssen, um den Fortschritt anzunehmen, selbst den materiellen, aus dem es heute mit seiner praktischen Ueberlegenheit den Hauptnutzen zieht. Zuerst hat es stets mit Verachtung, mit einer Art Angst, ja manchmal mit Abscheu, die harmlosesten und nützlichsten Erfindungen zurückgewiesen, den mechanischen Webstuhl wie die Unterseetelegraphie, den Durchstich des Isthmus von Suez, wie die Weltausstellung, die Postreform wie den Tunnel unter dem Kanal. Um so mehr wurden die organischen Reformen der inneren Politik stets als „views" und „dangerous experiments" behandelt. Der „cant", diese den Engländern allein eigene Art der Heuchelei, weist ebenso ohne Diskussion neue philosophische Theorien zurück.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nachschrift. Es widerstrebt mir, in die Fußtapfen unsrer französischen Herren Kollegen zu treten, die dem Beispiel ihrer Privateigentum mißachtenden Regierung folgend, das Urheberrecht deutscher Schriftsteller für vogelfrei erklärt haben. Ich bekenne daher offen und ehrlich, daß nicht eine Zeile, ja auch nicht ein Wort des obenstehenden Aufsatzes meiner — vielleicht in dieser Frage nicht unparteiischen — Feder entstammt. Er ist in seiner Gesamtheit das geistige Eigentum des Herrn Professors Emile Boutmy, Membre de l'Institut de France, ehemals Universitätslehrer in Lille, gegenwärtig Professor der Universität Paris, des gefeierten und anerkannten Nachfolgers Gobineaus. Spectator.

„Kriegs-Kunst."

Von

Dozent Dr. Fritz Stein.

II. Wissenschaft und Kunst.

Vor Clausewitz hatte man wiederholt den Versuch gemacht, die „Kriegswissenschaft" zu etablieren. Die vollkommene Kriegsführung sollte lediglich Anwendung einer exakt entwickelten Wissenschaft sein. Alle wirklich reine Wissenschaft strebt aber danach, Mathematik zu werden. — Denn Mathematik, das reine Spiel des Geistes mit seinen eigenen Formen, ist die einzige völlig zuverlässige, jede Unsicherheit ausschließende Art von Wissenschaft. So suchte man denn die Gesetze der Kriegsführung möglichst auf mathematische Formeln zu bringen: am einfachsten geschah das durch die Betonung der Zahl, der einfachen Anzahl der Streiter, die man zum allentscheidenden Faktor machte. Daß diese „Wissenschaft", die auf den primitiven (und nicht immer richtigen!) Satz „zwei sind mehr als einer" hinausläuft, die Wirklichkeit des Krieges nicht deckt, sieht aber jeder Laie sofort. — Raffinierter waren dann andere, die Anschluß an die Geometrie suchten: man sprach von der „Basis" (dem notwendigen Zusammenhang eines Heeres mit der Heimat und seinen Verpflegungs- und Ergänzungsmöglichkeiten), sprach von der „inneren Linie" (die der im Zentrum eines Kreises stehende Verteidiger gegenüber dem ihn von außen im Halbkreis umfassenden Angreifer beherrscht), und suchte so mit Winkeln und Figuren Gesetze einer Kriegswissenschaft zu entwickeln. Aber soviel richtige und wichtige Beobachtungen auch in diesen Versuchen stecken, als Ganzes bleibt das Unternehmen hoffnungslos, den Krieg „more geometrico" zu begreifen. Denn in diesen Regeln funktionieren ja nicht immer gleiche Raumteile; die sicherste „Basis", die nützlichste „Linie" muß mit lebendigen Menschen über tausendfach verschiedenes Terrain geführt werden — und dabei kommen tausendmal tausend Abweichungen, Ausnahmen und schließlich ein völliger Zusammenbruch der Regel zustande.

Es ergibt sich, daß vom Kriege nichts errechenbar ist, nichts von exakter Wissenschaft zu ergreifen als die technischen Vorbereitungen. Geschoßwirkungen und Geschoßkonstruktionen kann man auf Formeln bringen, Verpflegungsbedarf und Verpflegungskosten, Waffenbedarf, Menschenbeschaffung, Wegeanlage und Luftschiffbau — all diese Dinge sind der Wissenschaft zugänglich. Aber sie haben auch, wie Clausewitz einmal ausgezeichnet sagt, mit der eigentlichen Kunst des Kriegführens nicht mehr zu tun als die Fertigkeit des Schwertfegers mit der des Fechters.

Alle diese vorbereitenden, oft bis zu hohem Grade wissenschaftlichen Tätigkeiten gehören — wenn man sich an unsern heutigen Verhältnissen orientieren will — ins Bereich des Kriegsministers. Der rüstet die tausend verschiedenen toten und lebendigen Materialien, mit denen der Krieg zu führen ist. Aber die Kriegsführung selber liegt dann in den Händen des Generalstabchefs. Der alte Moltke hat mehr als einmal mit großer Energie betont, daß der Kriegsminister auch im Kriege seine große und verantwortungsvolle Arbeit der Materialbeschaffung fortsetzen müsse, in die eigentliche Kriegsführung aber durchaus nicht hineinzureden habe.

Wenn heute grade der Kriegsminister als Vertreter des erkrankten Generalstabchefs die deutschen Heere im Kriege leitet, so beweist solche einmalige Personalunion nichts gegen die prinzipielle Getrenntheit der beiden Aemter.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man kann also sagen: vom Ressort des Kriegsministers sind viele Zweige der wissenschaftlichen Ergründung zugänglich, vom Bereich des Generalstabchefs, d. h. von der eigentlichen Kriegsführung — gar nichts!

Wir sahen vorhin: das Lebendige ist es, das Bewegliche, Veränderliche des Materials, was alle Rechnungen im Kriege so unsicher, für wissenschaftliche Gesetze so unzugänglich macht. Jene Kraft aber, die anfaßt und formt, was der Verstand des Gelehrten nicht mehr zwingt, die Kraft des Gefühls, des Instinkts, der Phantasie, sie ist eine künstlerische Kraft. Und tatsächlich ist solche Phantasie, solch überverständiges Vorstellungsvermögen, eine der Hauptkräfte, durch die der bedeutende Feldherr sein Werk vollbringt. Man kann sagen, viel mehr Chancen zum Siege, als der, der die meisten Soldaten zur Stelle und den rechten Winkel zur Basis in der Aufstellung hat, vielmehr Chancen besitzt der Heerführer, der die Leistungsfähigkeit seiner Soldaten richtig einzuschätzen, die Entschlüsse der Gegner mit größter psychologischer Wahrscheinlichkeit zu erraten vermag. Diese Gemeinsamkeit einer Grundkraft, einer nicht logischen, sondern gefühlsmäßigen Vorstellungs- und Verknüpfungsgabe, ist es wohl, die zu allererst auf den Zusammenhang von Kriegsführung und Kunstleistung hinstieß und von „Kriegs-Kunst" hat sprechen lassen.

Andere verwandte Züge zwischen Kriegsführung und Kunstschaffen folgen aus dieser Grundverwandtschaft: der Verstand ist eine verhältnismäßig abstrakte, vom Persönlichen lösbare, bei allen Menschen gleiche Kraft; der große Gelehrte, der Wissenschaftler, braucht sich deshalb in seinem Werk nicht direkt auszudrücken; eine bedeutende mathematische Untersuchung braucht uns über die Persönlichkeit ihres Autors nahezu nichts zu verraten. Die Phantasie kommt aus Blut und Nerven — d. h. mitten aus dem Ganzen einer Person; sie verrät deshalb deren besonderes Wesen — jedes Phantasiewerk hat einen persönlichen Stil, der seinen Schöpfer verrät. Das gilt aber beinah so wie für ein Bild und ein Drama für eine Schlacht und einen Feldzug! Man braucht ja nur an jenen gröbsten Temperamentsunterschied zu denken, der die großen „Zauderer" (einen Fabius Maximus, einen Daun) von den Meistern der jähen Offensive, wie Napoleon, wie Friedrich, unterscheidet. Der genauere Kenner wird nun aber im strategischen Gepräge generell verwandter Temperamente, wie Napoleon und Friedrich, wieder sehr deutlich die Stilunterschiede wahrnehmen — Unterschiede, die doch nicht bloß von den Verschiedenheiten der Situation, sondern eben auch von der verschiedenen Persönlichkeit des Feldherrn bedingt sind.

Kriegsführung ist also wie Kunst Persönlichkeitsausdruck; sie ist auch wie alle Phantasieleistung in der Form durchaus schöpferisch, synthetisch. Dies ist der Punkt, auf den Clausewitz, nach dem oben gebrachten Zitat, das Hauptgewicht legte, als er eher „Kriegskunst" denn „Kriegswissenschaft" sagen wollte. Die Wissenschaft kann wenigstens, obwohl sie es in ihren höchsten Erscheinungen nicht tut, bei der Analyse, dem Auflösen, Erkennen, Protokollieren der Erscheinungen stehen bleiben. Der Künstler kann freilich auch nicht ohne sondernde Kritik sein, muß die Gabe haben, das seinem Zweck Unwesentliche aus den Erscheinungen wegzulassen: der Maler, der die Sonne auf einem roten Ziegeldach zum Thema hat, verdirbt unter Umständen sein Bild, wenn er ein zufällig vorhandenes Storchnest mitmalt. In dem Entschluß, das Nest wegzulassen, es zu „übersehen", liegt eine der Wissenschaft verwandte, kritische, analytische Kraft. Aber die eigentliche Leistung des Künstlers beginnt doch stets erst nach dieser kritischen Auslese in der neuen Zusammenstellung der Stoffteile zu einem neuen Sinn, einem Werk, zur Offenbarung einer Idee! So aber setzt nach kritischer Würdigung aller gegebenen Bedingungen auch erst die Leistung des Feldherrn ein, wenn er aus Stand, Zahl, Stimmung, Bewaffnung seiner Truppen, Stärke, Aufenthalt, Psychologie des Gegners, Wegebeschaffenheit, Landescharakter, allgemeinem Terrain, Wetter, Jahreszeit und noch zwanzig anderen Faktoren den Plan einer Schlacht entwirft — all diese Teile zu einem Ganzen fügend, das die größtmögliche Aussicht auf den von ihm gewünschten Gefechtsausgang bietet.

So stark ist also der Anreiz, den Feldherrn

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einen Künstler zu nennen und in dem Wort „Kriegskunst" mehr als einen ungefähren Vergleich zu sehen. Und doch darf man dieser Versuchung nicht folgen, denn größer als alles Verbindende ist nun doch das Trennende beider Gebiete. Das Wesentliche streifte ich schon vorhin, als ich sagte, daß die Kriegsführung ebenso wie die Kunst in ihrer Form schöpferisch, synthetisch ist. Die Kunst ist das nämlich auch in ihrem Inhalt, sie hat zum Ziel ein Werk, eine bleibende Gestalt, die im Gleichgewicht aller aufgebotenen Kräfte lebt. Am Ende der strategischen Komposition steht dagegen die Schlacht, die den einen Teil der Kräfte vernichten soll — ein vorübergehendes und todbringendes Geschehnis. Zwar ist Zerstörung nicht des großen Feldherrn letztes Ziel, denn er hat den günstigen Frieden vor Augen, den sein Sieg als erbauendes, dauerndes Ergebnis erzwingen soll. Aber dieses Ziel hat er mit den Vollstreckern anderer friedlicher Berufe gemein — was ihn kennzeichnet, ist die Handhabung des Krieges als Friedensmittel. Dem bestimmenden Charakter seiner Betätigung nach ist der Feldherr also ein Mann, dessen Werk in der Schlacht, in der Zerstörung gipfelt. Das ist an sich eine ebenso positive, wertvolle Tat, wie es z. B. eine „vernichtende" Kritik sein kann! Aber es stiftet einen unüberbrückbaren Unterschied zwischen der Kriegführung und der Kunst, die überall, auch wo sie zu hassen scheint, das Leben liebt und es in dauernde Form zu binden trachtet. Einen kälteren, einen unbeteiligteren Blick auf sein „Material" braucht der Feldherr als irgendein Künstler ihn haben darf.

Und dazu kommt der andere große Unterschied, daß dieses Material in der Hauptsache ein lebendiges ist! Gewiß darf der Feldherr im Schaffensakt sein Werk fast so als Selbstzweck fühlen, als eine Welt für sich, wie der Künstler; tatsächlich ist aber doch seine Arbeit sehr viel unmittelbarer und stärker an die Welt der Zwecke gebunden als des Künstlers Werk. Die Allgemeinheit (die das auf großen unbewußten Umwegen freilich auch für den Künstler tut!) stellt ihm direkt und zu bestimmtem Zweck seine Aufgabe. Er schafft nie „für sich", sondern für die Menschen — und das zeigt sich nun darin, daß sein Material kein in verständigen Grenzen unbedingt fügsamer Ton, keine Farbe, keine Klänge, keine Worte sind, sondern (neben auch widerstrebenden Dingen, wie Boden, Wind und Wetter) lebendige Menschen! Dadurch aber fehlt ihm bis zu hohem Grade die souveräne Freiheit des Künstlers. —

Es war kein Zufall, daß ich im Anfang den Regisseur grade mit dem Feldherrn verglich; dieser Bühnenkünstler ist nämlich der einzige Artist, der auch mit lebendigen Menschen als Material zu arbeiten hat! Aber eben deshalb ist der Regisseur auch nicht mehr wie Maler und Komponist ein souveräner Künstler; er ist ein Mittelding zwischen Künstler und sozialem Organisator! Und grade dadurch weist er uns auf den Weg, der zwischen Kunst und Wissenschaft hindurch ins Reich sozialer Bildnerschaft führt — und das eben ist der Weg des Feldherrn.

Die Feldpost auf der Anklagebank.

Von

Arved Jürgensohn.

Audiatur et altera pars!

Eine stürmische Klage hallt seit langem durch ganz Deutschland. Die Klage über die Feldpost. Ueberall, wo man hinhört, derselbe Ton, derselbe Unwille, wenn auch in allerletzter Zeit schon etwas abgeschwächt. Man klagt, daß Briefsendungen in vielen, vielen Wochen nicht ankommen, Antworten ausbleiben, Liebesgaben nicht eintreffen, Pakete verloren gehen oder nur in Bruchstücken den Empfänger erreichen; daß frierende Krieger erbetene Kleidungsstücke nicht bekommen können, weil das Meistgewicht für Briefpäckchen zu gering sei; man klagt über Bummligkeit und Zweckwidrigkeiten usw. usw. Und diese millionenfache Klage in Wort und Schrift wälzt sich mit unerbittlicher Wucht über die Deutsche Reichspost, die doch sonst unter allen Staatseinrichtungen eigentlich der volkstümlichste Liebling des Publikums ist, als Bringerin

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aller guten Botschaften und Gaben, als Mittlerin aller Handels- und Herzensangelegenheiten.

Ueber die Wichtigkeit eines guten Nachrichtendienstes zwischen schwer kämpfenden todumdrohten Kriegern und ihren Angehörigen in der Heimat braucht man weiter kein Wort zu verlieren. Jeder weiß, was eine freudig gehobene, wohlgemute Stimmung für den Soldaten im Felde, was gute Nachrichten von Weib und Kind und Freunden bedeuten. Las man doch neulich aus einem Feldpostbrief von der Front: „Endlich wieder mal Nachrichten aus der Heimat! Wenn ich Euch sage, daß uns die Tränen in den Bart kullerten, könnt Ihr Euch das andere selbst zusammenreimen."

Doch die Klage über die Feldpost stammt nicht erst von heute oder von gestern. Sie ist viel älter. Vermutlich ebenso alt wie die Feldpost selbst und anscheinend unzertrennlich mit ihr verbunden durch irgendein inneres Gesetz. Schon in den Befreiungskriegen wurde über die Feldpost geklagt. Sogar der König Friedrich Wilhelm III. sprach sich in einer Kabinetsorder sehr ungnädig über sie aus. Und der Schornsteinfeger Mathias Keller beschwerte sich dreist und gottesfürchtig unmittelbar beim Feldmarschall Blücher selbst „über die Konfusion mit dem Feldpostamte", weil sein Sohn Traugott schon zweimal die ihm zugesandte Geldzulage nicht erhalten hatte. Wie klein war aber damals das Heer Preußens! Nicht viel über 100 000 Mann, für die in jenen Tagen ein Feldpostpersonal von 113 Menschen für genügend erachtet wurde. Und wie wenig wurde dazumal geschrieben!

Im Jahre 1870 bestand die ganze französische Feldpost gar nur aus 74 Beamten. Die deutsche Feldpost aber stieg im Verlaufe des Feldzuges bis auf 5900 Köpfe. 1871 befanden sich ja 600 000 deutsche Soldaten in Feindesland, und insgesamt haben damals 1 150 000 Krieger die französische Grenze überschritten. Da gab es schwere Arbeit für den Postdienst. Sind doch vom 16. Juli 1870 bis zum 31. März 1871 allein etwa 90 Millionen Briefe, darunter 10 Millionen Karten, zwischen Heer und Heimat ausgetauscht worden. Pakete wurden nur in Zwischenräumen und im Anfang überhaupt nicht befördert, nämlich erst vom 15. Oktober bis 8. Dezember 1870: 1 219 533 Stück, dann vom 5. bis 21. Januar 1871: 63 686 Offizierspakete, und endlich vom 3. bis 20. Februar 1871 wieder 570 467 Pakete. Im ganzen 1 853 686 Stück; dazu noch 125 916 Militärdienstpakete.

Die deutsche Feldpost von 1870/71 ist ja von einem Schimmer des Ruhmes verklärt und hat sich große Verdienste erworben. Aber man irrt sich doch, wenn man glaubt, daß damals alles sofort klappte und die Liebesgaben in wenigen Tagen an den Empfänger kamen. Stephan selbst, der norddeutsche Generalpostmeister, erzählte nachher im Deutschen Reichstage: „Als am 8. Dezember (1870) die erste Serie der Paketbeförderung geschlossen wurde, hatten sich die Pakete in Frankreich derart aufgehäuft, daß die letzten erst anfangs Januar (1871) zur Verteilung gekommen sind, weil die Truppen teilweise auf dem Marsche, und die Wege durch die Witterung und die Fuhrkolonnen ruiniert waren, und weil erst auf den entlegenen Routen das nötige Fuhrwerk herbeigeschafft werden mußte, von dessen Menge man keine Vorstellung hat, wenn man sie nicht gesehen." Für 1 219 533 Pakete in den ersten 55 Tagen waren zur Beförderung 81 922 Paketsäcke, 560 Eisenbahnwagen und viele Hunderte von Fuhrwerken nötig; in jeden Waggon gingen durchschnittlich 3500 Pakete.

Also auch damals, 1870/71, unter Stephans genialer Leitung, konnten Pakete vier Wochen oder mehr unterwegs sein!

Wieviel schwieriger ist die Aufgabe der deutschen Feldpost aber heute, 1914, wo ganz andere Truppenmassen auf mehreren Kriegsschauplätzen im Felde stehen, wo der Briefaustausch viel reger und die Volksmenge im Reiche so viel größer ist! 1870 zählte Deutschland kaum 40 Millionen, heute 68 Millionen Einwohner. Damals kamen nur etwa 11 Briefpostsendungen jährlich auf jeden Einwohner, gegenwärtig aber schon mehr als 100. 1870/71 standen höchstens 600 000 Soldaten zugleich im Felde, die die Feldpost zu versorgen hatte; heute mögen es 3 oder gar 4 Millionen sein. Nach einer Statistik Stephans beförderte die deutsche Feldpost in den 259 Tagen vom

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:37 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

16. Juli 1870 bis zum 31. März 1871 in beiden Richtungen etwa 96,5 Millionen Briefe, Karten, Drucksachen, Pakete und Geldbriefe, d. h. durchschnittlich 372 586 Sendungen am Tage. Heute gehen, wie eine amtliche Angabe im Oktober 1914 besagte, „täglich einige Millionen Stück" ab, ja in Berlin allein „täglich nahezu eine halbe Million". Wurden 1870/71 nach Stephans Angabe in der Versendungszeit durchschnittlich 30—40 000 Pakete täglich zur Armee gesandt — etwa ebensoviel wie 1866 in einem ganzen Monat — so mag heute die Zahl wohl zehnmal größer sein. Denn allein in der Woche vom 19. bis 26. Oktober 1914 übermittelte die Reichspost den Paketdepots von zwei Armeekorps (in Berlin und Brandenburg) 228 000 Pakete zur Beförderung, was für 24 Armeekorps schon etwa 2,5 Millionen in einer Woche bedeuten würde, also weit mehr als 1870/71 während des ganzen Feldzuges in der Zeit von 37 Wochen.

Zwar ist die Zahl der Beamten der Reichspost seit 1870 bis 1910 von 14 337 auf 209 589, die Zahl des Gesamtpersonals von 35 000 auf 270 000 gewachsen. Aber 1870 wurden nur 3600, später insgesamt 4429 Beamte und Unterbeamte zum Dienst mit der Waffe einberufen und dem Postdienst im Reiche entzogen. Gegenwärtig (1914) verlor die Reichspost aber schon bei der Mobilmachung durch Einberufung zu den Fahnen und zur Feldpost mit einem Schlage ein eingeschultes und bewährtes Personal von 70 000 Köpfen, darunter 25 Prozent aller Beamten und 40 Prozent aller Unterbeamten, so daß zur Bearbeitung der Feldpostsendungen im Lande zahllose ungeschulte Hilfskräfte eingestellt werden mußten, denen man vieles nachsehen muß.

Wenn man alle diese Dinge gerecht abwägend berücksichtigt, wird man den stürmischen Klagen über die Feldpost doch ein wenig Einhalt gebieten müssen. Aber noch mancherlei anderes ist zu berücksichtigen, will man zu einem gerechteren Urteil kommen. Das große Publikum kennt meist überhaupt gar nicht die Art ihrer Organisation, deren Grundzüge ja alt sind.

Die Feldpost untersteht nur zum Teil dem Reichspostamt, zum andern Teil ist sie vom Militärkommando abhängig. Militärische Rücksichten gehen natürlich voran und können bisweilen den ganzen Feldpostbetrieb zum Stillstand nötigen. In Friedenszeiten adressiert man Briefe nach einem bestimmten Ort. Feldpostbriefe dagegen müssen, da die Heeresteile hin- und hermarschieren, das betreffende Armeekorps und die besonderen Unterabteilungen, denen der Empfänger angehört, angeben. Die Postverwaltung aber muß fortlaufend über die jeweiligen Standorte der Heeresteile von der Militärverwaltung unterrichtet werden, um die Postsendungen richtig zusenden zu können. Erst am 14. August konnte nun die Heeresverwaltung der Postverwaltung die erste Uebersicht über die Standorte der Truppen geben. Diese sog. „Feldpostübersicht" nahm anfangs 60, später 100 gedruckte Folioseiten ein. Somit konnte erst von da ab die Versendung der in den ersten zwei Wochen aufgelieferten Briefschaften überhaupt beginnen. Die Heeresleitung mußte natürlich den Auf- und Vormarsch der Heere dem Feinde gegenüber verschleiern. Auch deshalb wurden die Postsendungen die ersten zwei bis drei Wochen absichtlich zurückgehalten. Der Unwille über die Feldpost, die doch nicht das geringste an dieser von eiserner Notwendigkeit diktierten Maßregel ändern konnte, hatte aber gerade in dieser kritischen Zeit seinen Ursprung und nährt sich heute noch, wo vieles besser geworden, von den damals ärgerlich und schmerzlich empfundenen Tatsachen. Mit den langsamen Militärzügen brauchten die Briefe übrigens vier Tage bis zur Grenze, von Schlesien und Sachsen bis zur Feldpostanstalt meist acht bis zehn Tage. Die ersten Feldpostsendungen konnten also erst nach drei Wochen ankommen.

Der Betrieb der Feldpost nun gliedert sich folgendermaßen. Es gibt im Reich 18 große Postsammelstellen für Feldpostsendungen. Eine aufgegebene Sendung geht zuerst an die nächste Postsammelstelle. Dort werden die Briefschaften je nach Armeekorps und Truppenteilen, an die sie bestimmt sind, sortiert: also auch nach Regimentern, Bataillonen, Batterien, Eskadrons und Kolonnen, und dementsprechend in einzelne Bunde zusammengebunden. Diese Bunde werden in Briefbeutel oder -Säcke ge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

steckt, die an die Feldpostanstalt der zugehörigen Division adressiert und befördert werden.

An der Grenze, wo die Etappenstraßen des im Felde stehenden Heeres beginnen, gibt es Postanstalten, die sog. Leitpunkte, die für richtige Weiterleitung der ihnen von den Postsammelstellen zugegangenen Briefbeutel zu sorgen haben. Bis hierher war also eigentlich die gewöhnliche Reichspost als solche tätig. Jetzt setzt erst die wirkliche Tätigkeit der Feldpost ein, deren Organe die beweglichen Feldpostanstalten sind.

Jedes Armeekorps hat ein Feldpostamt beim Generalkommando; jede Division hat wiederum eine sog. Feldpostexpedition beim Divisionsstabe. Außerdem hat jedes Armee-Oberkommando und jede Kavalleriedivision ihre eigne Feldexpedition. Auch dem Großen Hauptquartier ist natürlich ein Feldpostamt beigegeben. Diese Feldpostanstalten besorgen den Postannahme- und Ausgabedienst für die zugehörigen Truppenteile.

Bei jeder Armee ist ein Armee-Postdirektor, der auf den Etappenstraßen für eine möglichst regelmäßige Feldpostbeförderung zu sorgen und die Postversande den jeweiligen Marschquartieren und Standorten der Feldpostanstalten zuzuweisen hat. Er muß täglich durch die Feldpostanstalten, die alle Morgen beim Divisionsstabe oder Generalkommando die nächsten Marschquartiere erfragen sollen, von deren Lage unterrichtet werden. Aber die Stäbe sind oft wegen längerer Gefechte nicht erreichbar oder können das Marschquartier vorher selbst noch nicht angeben und übersehen. Manche Divisionen waren z. B. drei Wochen lang ständig in Gefechten oder auf Eilmärschen, so daß die zugehörige Feldpostanstalt in der ganzen Zeit gar keine Marschquartiere nach rückwärts melden konnte. Der Armee-Postdirektor konnte während dieser Zeit natürlich gar keine Postversande an diese Feldpostanstalt weiterleiten, weil er ja über ihren Verbleib ohne Nachricht war.

Mit der Ankunft der Postsachen bei der Feldpostanstalt im Felde endet übrigens die Tätigkeit der Feldpost. Eine Bestellung und Austragung der Briefschaften liegt ihr nicht ob und wäre auch undurchführbar. Die eingetroffenen Postsendungen oder Briefsäcke werden vielmehr bei den Feldpostanstalten durch Ordonnanzen, meist bataillonsweise, abgeholt, dann einschließlich der Postanweisungen dem entsprechenden Truppenteil zugeführt und dort verteilt. Aber wie schwierig ist oft diese Bestellung und Verteilung! Da stehen viele Adressaten meist auf Vorposten, andere sind auf Erkundungsritten. Oder es wird plötzlich während der Briefausgabe Alarm geblasen und es beginnt ein Gefecht und ein Vormarsch. Fuhrpark, Bäckereikolonnen und Lazarette sind oft 50 Kilometer von der Feldpostanstalt entfernt, deren Fahrzeuge wiederum 20 bis 30 Kilometer von der Schlachtlinie zu halten haben. Nach der Schlacht strömen Unmengen von Postsendungen zurück, weil die Empfänger gefallen oder verwundet oder vermißt werden. Ganze Truppenteile haben sich zudem oft aus den Verbänden gelöst. Die Post kann nicht erfahren, wo sie stecken. Die Briefe bleiben zunächst unbestellt. Die Absender aber warten vergeblich auf Antwort und fluchen über die Feldpost.

Häufig sind auch die Etappenstraßen durch den Feind gefährdet oder die Wege beschädigt, die Brücken zerstört. Die Postkraftwagen wurden öfter schon angefallen, die Ladungen von 300 Briefsäcken verbrannt, die Begleitmannschaften erschossen. In Ostpreußen waren einmal umfangreiche Posten grade eingetroffen, als die Russen kamen. Die Postsäcke wurden daher einstweilen versteckt und erst nach Wochen, als der Feind wieder vertrieben war, kamen sie zur Bestellung. Ein andermal ordnete die Militärbehörde ihre Verbrennung an, weil verstecken nicht mehr möglich war. Ein drittes Mal kamen sie wirklich in Feindeshände und wurden erst später, teilweise ausgeraubt, wiedergefunden. Häufig sind Etappenstraßen auch durch dringliche Munitions-, Verpflegungs- und Verwundetentransporte für die Feldpost gesperrt. Dann müssen bisweilen tagelange Umwege gemacht werden. Im September lagen einmal auf einer 40 Kilometer langen Eisenbahnstrecke gleichzeitig 127 Züge still, darunter natürlich auch Feldpostwagen, die fest eingekeilt waren und Tausende von Feldpostsäcken enthielten, die unberechenbar lang warten muß-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ten. Ebenso schaffen oft größere Truppenverschiebungen solch eine völlige Sperrung der Eisenbahnlinien für die Feldpost und Verzögerungen um 8—14 Tage. Da sie aber geheim bleiben sollen, darf die Post nichts darüber melden und muß die Klagen des Publikums geduldig einstecken.

Zu alledem kommen noch die Verfehlungen der Absender selbst: falsche oder vieldeutige Adressierung, die den Vorschriften nicht entspricht und Bestellung unmöglich macht, oft sogar veranlaßt durch falsche Adressenangabe der im Felde stehenden Soldaten selbst; ferner mangelhafte Verpackung, so daß die Schachteln und Briefpäckchen auseinanderfallen. Eine bayerische Feldpostanstalt füllte zwölf Postsäcke von je 60 Kilo Gewicht bloß mit solchen Abfallstücken, die nicht mehr zusammengebracht werden konnten. Täglich werden über 50 000 Briefe wegen zweifelhafter Adresse von den Postsammelstellen an die Absender behufs Berichtigung zurückgesandt, damit die Sendungen nicht wochenlang vergeblich im Felde umherirren müssen.

So sehen wir denn bei der Feldpost: Schwierigkeiten ohne Ende. Sicherlich wird auch heute ebenso wie 1870 das Wort Stephans an seine Beamten beherzigt: „Behandeln Sie jeden Feldpostbrief wie ein Kind, das Ihrer Sorgfalt anvertraut ist!“ Aber die Verhältnisse sind heute zweifellos schwieriger wegen der viel, viel größeren Massen von Truppen und Sendungen, wegen der wochenlangen Eilmärsche und Schlachten, wegen der viel größeren Inanspruchnahme aller Verkehrsmittel und wegen der außerordentlich erhöhten Notwendigkeit, das Kriegsgeheimnis sorglichst zu wahren. Gerade der letzte Umstand nötigt die Feldpost oft lange zum Stilliegen. Seien wir deshalb gerecht und geduldig und machen wir nicht immer nur der Reichspostverwaltung Vorwürfe.

Im Krieg wie im Krieg. Dieses französische Sprichwort gilt auch hier. Und da es immer noch ein Trost ist zu wissen, daß es anderen noch schlechter geht, sei hier gleich auch noch festgestellt, daß die französische Feldpost völlig versagt hat. Während bei uns doch wenigstens die Post aus dem Felde recht gut funktioniert, ist es den Franzosen bis heute nicht gelungen, eine Verbindung zwischen den Soldaten und ihren Angehörigen herzustellen. So zu lesen in den Pariser Blättern vom 29. Oktober.

Barmherzige Schwestern.

Novelette von Richard Rieß, München.

Bauern eines belgischen Dorfes hatten auf die Vorhut eines deutschen Regimentes geschossen. Man knüpfte sie auf, einen neben den anderen, und ließ so die Bäume der Hauptstraße grausige Frucht tragen. Der Weg aber wurde zu einer Straße der Galgen, und phantasiereiche Gemüter sahen wohl nun die Vorstellung verwirklicht, die sie sich von dem Höllenwege der Verrufenen machten. Manches Haus zur Rechten wie zur Linken wurde in Brand gesteckt, und mitten durch diese Warnungsmale raste im Sturmschritte das kampfeifrige Regiment. Bald erreichten die Schwadronen, rauchgeschwärzt, das freie Feld. Hinter ihnen aber brach das Dorf zusammen. Menschenleiber, Geräte, Holz und Werk aller Art speiste das Flammenmahl. Die Lohe rang sich über Knistern und Stöhnen zum Nachmittagshimmel, ein Zeugnis, weithinkündend von unwandelbarem Rechtspruch und mitleidloser Kraft. Aus der Ferne bullerte Kanonendonner. Der wies den Reitern Weg und Ziel. In aufgelösten Schwärmen rasten sie über das Feld, dessen reiche Weizenpracht niedergetreten und zerstört war: eine Schlacht hatte stattgefunden auf diesen Gefilden! Blut und Kot und Gräserschmutz bildeten den herzhaften Teig des Bodens. Die Reiter hatten kein Auge für alle Not. Ueber Waffen und Tornister und Soldatenkleider ging ihre Fahrt. ... Vorwärts!

Vorwärts! Nur ein knappes Dutzend eiliger Kilometer war zu nehmen. Dahinter stand der Feind. In einem mageren Dorfe erwartete er die Sieger. In den Häusern versteckt. Dort hielt schon jetzt Haß die Hand am Drücker der Gewehre... les ulans ... les ulans. Magere Spähllöcher führten die Augen durch

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

leichtgelockerte Backsteinwände. Dicht darunter mündeten die drohenden Mäuler der Karabiner, von den roten Steinen sorgsam umpferdt. Vogelnestern glichen sie ... Oh, es war lustig, den Feind zu treffen... einen siegblitzenden deutschen Reiter herunterzuholen... drollig sah er aus, wenn er purzelte ... Wie gut zielte es sich, wenn man selber in Sicherheit war! Massacrez les ulans ... massacrez... fusillez!!... Es blitzte vor dem Dorfe. Gewehrkugeln sangen ihr Sturmlied, pfiffen um Pferdeköpfe, um Menschen ... Mancher Gaul zuckte und riß sich zur Seite; mancher brach zusammen. Wieherte; schrie! Was tat's den Reitern? Vorwärts ...

Vorwärts! schrien sie alle, und Hurra! brauste den eisernen Vögeln entgegen.

Vorwärts! rief auch der noch, den eben eine Gewehrkugel am Unterkiefer erwischte, als wollte sie sein mutiges Wort zurückschleudern. Der Tapfere aber brach mit seinem ins Herz getroffenen Pferde zusammen. Als der junge Leutnant Karl Johann Kwidam aus der kurzen Ohnmacht seines Erschreckens erwachte, fand er sich unter dem Leibe seiner Stute liegen, der auf seinem linken Beine bis zum Schenkel hinauf lastete. Seine Zunge erstickte im Blut, das er hüstelnd ausspie. Dicht neben ihm saß, am Bord des Straßengrabens, ein schwäbischer Kamerad, der sich den verletzten linken Arm notdürftig verband. Er winkte ihm und erhielt ein wenig Watte und Mull, die er auf die Wunde preßte. Und während ihn eine zweite Ohnmacht niederzog, versuchte der andere, so gut er es mit seinem rechten Arm konnte, den Blutstrom der Wunde seines Offiziers zu hemmen.

Im Dorfe tobte unterdessen der Kampf. Schon standen viele Häuser in Flammen. Und Flüchtige kamen, Feinde, scharenweise, rannten über Wege und Wiesen; verfolgt vom Sieger. Wie durch einen dichten Schleier sah Kwidam all dies. Seine Gedanken waren eingeschlafen. Nur ein leises Bewußtsein von Schmerz zitterte in ihm. Vor ihm stand ein Wort: Tod ... Aber nicht grausig erschien ihm sein Klang ... nein, gütig, gleichmütig ... gleichsam in einer leisen, kühlen Melodie gesungen. Als er sich dann der Wirklichkeit etwas klarer bewußt wurde, und als die Wunde ihm weher und deutlicher die Not der Stunde ins Gefühl rief, wollte er sich erheben und rief mit leiser Stimme nach dem Kameraden, der einen Krankenträger oder einen Arzt zu erspähen suchte. Aber auch dem einen gesunden Arme des Schwaben gelang es nicht, den Pferdeleib zur Seite zu wälzen; nur lebhafte, bis ins Tiefste greifende Schmerzen verursachte dem Verwundeten jede Erschütterung der toten Last. Erst zwei starke Krankenträger erlösten den Reiter. Sie legten ihm einen sicheren Notverband an und trugen ihn von dannen. Neben dem kleinen Zuge ging mutig der schwäbische Kamerad.

So gewann man das eroberte Dorf, in dem die Soldaten, noch müde vom Kampf, ein wenig Ordnung und Sauberkeit zu bringen suchten. Die Einwohner wagten sich aus ihren Kellern und Verstecken wieder hervor und standen, stumpf-gleichgültig, am Wegrande und vor ihren Türen. Vor jedem Blicke eines Offiziers hoben sie ängstlich die Hände. Nein... nein ... sie wollten den deutschen Soldaten nichts tun und riefen furchtsam ihr feiges „Vive l'Allemagne". Von einigen Häusern wehte die Flagge des Roten Kreuzes, und eifrige Dörflerinnen halfen bisweilen den Bahrenträgern der Verwundeten beim Liebeswerke. Zwei hagere Frauen mühten sich mit besonders williger Kraft. Als Karl Kwidam an ihrem Hause vorbeigetragen wurde, deuteten sie auf die niedrige Tür, über der, an einem Bajonett befestigt, das Zeichen des Roten Kreuzes hing, und halfen den nähertretenden Samaritern, den Offizier auf das Strohlager zu betten, das sie in der reinlichen Stube hergerichtet hatten. Das zweite Lager erhielt der treue Württemberger.

Kwidam lag still in seinen Schmerzen. Reden konnte er nicht. Sein Mund lag heiß unter dem sorglichen Verbande, den ein Stabsarzt geprüft hatte. Es werde für die Nacht gehen, meinte der. Und am andern Morgen könne man dann wegen des Transports in ein größeres Lazarett weiter sehen. Da die Frauen sich erboten, während der Nacht bisweilen nach den Kranken zu schauen, schienen die beiden gut versorgt. So kam der Abend,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

groß und rot ... Durch die offene Tür wehten nach dem schwülen Sommertage leichtere und freundlichere Winde. Wehten schließlich die Nacht mit ihren blauen, schwarzen Schatten ins Zimmer. Karl schlief nicht lange. Fieber weckte ihn. Bilder huschten an ihm vorüber, sich ungewiß durchgleitend, wirr durchwirbelt: Erinnerungen an die Tage der Jugend, die Braut in der fernen mecklenburgischen Heimat, Spiel und Spaß ... All sein Leben erschien ihm als Vergangenheit; ihm, dem Vierundzwanzigjährigen! — Dann wieder vergaß er sein Leid und glaubte, altes Glück neu zu leben. Wie die Bilder einer Laterna magica je nach der Geschicklichkeit des Werkenden bald schwächer, bald klarer auf der Leinwand erscheinend: so traten die Erinnerungen ferner und greifbarer, lebendiger vor den Fiebernden. Seine Gedanken wurden phantastischer, sein Fühlen feinhöriger. „... Meine Seele ist ein Klavier ... Ich fühl's, wie seine Töne singen ... Da eben ... leise: Ellen spricht ... ganz leise... adagio ... nicht doch, du, du ... Marschgesang, nicht so laut ... Wie fröhlich meine Leute sind ... seid tapfer, Kerls ... drauf und dran!!... Lache, mein Bräutchen ... Kirchenglocken ... Tante Marfa ist gestern gestorben ... Mutter summt ..."

Plötzlich schwand all das vor seinem Auge. Eine schwarze Wand schob sich vor die glücklichen Gesichter, und wie auf einer dunklen Bühne, an die das Auge sich erst mit Not gewöhnen muß, traten nun die Dinge des schmalen Raumes vor den Verwundeten. Links... das Lager des Kameraden, die Gardinen vor den beiden niederen Fenstern, der bunte Ofen, zwei Strohstühle mit der Wasserschüssel. Ohne es zu wollen, ja überhaupt ohne es zu wissen, stöhnte Kwidam in seinen Schmerzen. Er hörte den eigenen Wehlaut, der sich dem Schnarchen des starken Württembergers vermählte. Und alsbald dichteten seine Phantasien: Das Schnarchen ist ein graubärtiger Gebirgsgreis, und das Stöhnen ein lungenkrankes Mädchen ... Und er glaubte zu sehen, wie sie auf ihn zutraten ... der Greis und das Mädchen ...

Der Fiebernde fuhr sich über die Augen, in denen Feuchtigkeit glänzte. Nun musterten sie nüchterner. Und alles ward klarer um ihn herum. Die Wunde gab ihm das Gefühl einer Leere mit schmerzenden Rändern, die im Glühen leise zu beben schienen. Seine Augen aber sahen eine der beiden Frauen, die vor dem Hause gestanden hatten, als man ihn brachte ... gestern Nachmittag. Er blickte nach dem Lager des anderen. Schlief der gute Genosse? Kwidam zitterte unter den Fieberwellen, die wiederkamen und seine Klarheit hinwegspülen wollten. Sein Wille war stärker als sie. Was wollte die Frau jetzt hier? Beugte sie sich nicht über den schlafenden Kameraden? Karl versuchte, sich aufzurichten, aber der reißende Schmerz seiner linken Seite zog ihn alsbald nieder. Er streichelte seine dicht verbundene linke Seite ... Ein leichter Luftzug trug durch die offene Tür Mondglitzern in die Stube ...

Kwidam horchte. Die Frau schlich lautlos wie ein Schatten. Sie beugte sich über das Lager des Württembergers. Wollte sie seinen Verband prüfen? Mitten in der Nacht? Ob der Stabsarzt das angeordnet hatte? ... O diese Uebereifrige! Den mühsam errungenen Schlummer ... Wenn er doch jetzt reden könnte! ... Er fühlte plötzlich, wie unangenehm ihm doch die Verbände waren ... Er empfand, gequält, das Ungewohnte. Er wollte winken, aber sein Arm ...

Da sah er durchs Zwielicht, wie der Kamerad sich erhob, und alsbald brach durch die Stille ein Schrei. Ein Wehschrei wie von einem getroffenen Wild. Karl hatte mal einen Hirsch, todwund, schreien hören ... Aufs tiefste erschreckt, zwang Karl sich in die Höhe. Da sah er, wie die Frau zum Ausgang huschte. (Rufen können ... jetzt!!!) Der Posten trat ein, tauschte mit der Frau ein paar Worte ... O. diese Lügnerin, Heuchlerin!! ... Der Württemberger lag bleich, schmerzzermarterten Antlitzes. Um seinen Hals lief ein dunkler Streifen, ein Fesselband ... Blut ... Blut ... Blut!! Und — der Posten ging wieder, beruhigt. Die Mörderin aber schlich ins Zimmer zurück, kam näher ... Zitterte das Zimmer unter ihrem Hohnlächeln? ... Grinsender Schatten, du ... Megäre ... Me ....

Schon fühlte der Verwundete eine Hand an seinem Körper, eine tastende Hand ... eine widerliche, feuchte, weiche Hand ... Nun...

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nun . . . nicht hingeschlachtet werden . . . unehrlich . . . nicht!!! Eine wilde Verzweiflung gab dem Bedrohten Abwehr, Kraft. Er schob sich ein wenig in die Höhe, und seine Hand warf sich blitzgewandt dem Griffe des Weibes entgegen und rang ihn nieder. Kampfbereit stürzte das gierige Tier sich über den Feind. Sie versuchte an dem Verbande zu reißen, die Wunde zu treffen. Kwidam aber umpreßte ihren Kopf und drückte zwei Finger in die Augen der Bestie. Leib drängte an Leib. Ihr Atem vereinigte sich. Dicht glühte Haß gegen Haß. Das Weib stöhnte, seine Zähne bissen sich in den Verband. Keuchte. Sie rangen. Da fühlte Kwidam, wie luftige Kühle seinen Mund ein wenig befreite. Und sofort auch ein hitzigeres Brennen der Wunde. Die Zähne des Weibes hatten den Verband gelockert, und alsbald gelang es dem Angegriffenen, durch Blut und Schmerz einen lautrufenden Hilfeschrei auszustoßen. Der Posten eilte herbei. Und während zwei deutsche Soldatenfäuste die Megäre ohne Mühe von dem Verwundeten lösten, fühlte Kwidam, wie seine jäh gewonnene Kraft zerstieb und mit dem Blute dahinfloß, das der so grausam geweckten Wunde in breitem Flusse entströmte. —

Randbemerkungen.

Hodlerei*).

Der reinigende Prozeß der Aufrüttelung unserer großen Zeit zeigt jetzt auch die Schlacken, die sich deutscher Kultur anheften wollten. So wird jetzt durch das schamlose Verhalten von Hodler auch dem Verblendetsten klar, wes Geistes Kind dieser Künstler ist. Als früher Kenner der Verhältnisse und der Person Hodlers darauf hinzuweisen wagten, daß seine Gesinnung gelinde gesagt deutschunfreundlich sei, und daß nichts so sehr wie das Jenenser Bild selbst Zeugnis dafür ablege, wie weltenfern Hodler deutschem Empfinden und deutschem Wesen stehe, da wurden sie als Chauvinisten und Kunstbanausen verschrien. In der Tat hat Hodler von jeher zu den nicht allzu seltenen Schweizern gehört, die gegen die Deutschen so ziemlich das Gegenteil von Gefühlen der Sympathie und Liebe hegten. Und angesichts seiner bekannten Abneigung gegen Deutsche, von der man sich hier in der Schweiz Beispiele genug von den Spatzen auf den Dächern erzählen lassen kann, muß es geradezu als feige Lüge bezeichnet werden, wenn Hodler in seiner bekannten Depesche an Prof. Eucken von seinen „lebhaften Sympathien für Deutschland" spricht. Ich bin nur neugierig, ob der deutsche Michel nicht doch wieder auf diese leere Phrase hineinfällt, obwohl in der „Köln. Ztg." schon gedruckt stand: „Auch wenn er uns jetzt seiner Sympathien versichert: Hodler ist für uns Deutsche erledigt." Ich füge aus ganzem Herzen hinzu „hoffentlich"! Den Deutschen will ich aber als Kenner der Verhältnisse, der sich von der Hodlerei und durch die Phrasen ihrer Apostel, wie „Verkörperung der Sehnsucht nach dem großen einfachen Stil" oder „der große Meister des Rhythmus", nicht hat irre führen lassen, noch folgendes vorhalten. Hodler geht ganz in französischem Wesen auf, seine Umgangssprache ist das Französische und nur unbeholfen und ungern bedient er sich der hochdeutschen Sprache. Die von fanatischem Deutschenhaß geschwängerte Atmosphäre der welschen Schweiz, in der er lebt, ist für sein Behagen ebenso nötig, wie jetzt für uns in der deutschen Schweiz die reine Luft deutscher Wahrhaftigkeit. Hodlers Wesen und deutsches Wesen sind also direkte Antipoden, und sein Protest gegen unsere angebliche Barbarei ist deshalb eine so natürliche Handlung, daß man sich in Deutschland weniger darüber aufregen sollte als über die eigene Oberflächlichkeit, die die rechtzeitige Einsicht verhinderte, daß man einem deutschfeindlichen Ausländer die Darstellung eines großen feierlichen Momentes der deutsch-vaterländischen Geschichte übertrug, eine gewiß beschämende Tatsache, die nach dem Vorschlage von Ernst Haeckel nur dadurch ihre

*) Die folgenden Ausführungen erhielten wir von geschätzter Schweizer Seite. Nur dieser Umstand veranlaßt uns, eine Ausnahme von unserem in Nr. 42 der Gegenwart dargelegten Standpunkt zu machen, daß verachtendes Totschweigen die wirksamste Strafe ist. Mit dem Urteil über den Künstler Hodler können wir uns allerdings nicht einverstanden erklären.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sühne finden kann, daß das Jenenser Bild öffentlich zugunsten des Roten Kreuzes verkauft wird, und daß auch sonst alle öffentlich ausgestellten Bilder Hodlers entfernt werden, wie man es erfreulicherweise auszuführen schon begonnen hat. Man höre nicht auf sophistische Wendungen, wie „was hat die Kunst mit der Politik zu tun", oder auf das Wehgeschrei einer interessierten Clique. Wir wollen nicht, daß die künstlerische und nationale Verirrung eines kleinen Kreises, der sich leider durchzusetzen verstand, zur dauernden Folge habe, daß unseren Enkeln in Großdeutschland einst beim Betrachten des Jenenser Bildes der Gedanke aufsteige, ihre Vorfahren seien solche Barbaren gewesen, daß sie die bildliche Darstellung einer der schönsten Episoden ihrer vaterländischen Geschichte einem deutschfeindlichen Ausländer hätten übertragen müssen, der sie selbst als Barbaren öffentlich beschimpfte.

Ueber Hodler als Künstler will ich mich an dieser Stelle kurz fassen. In der wahrhaft göttlichen, aus intuitivem Schauen geborenen Kunst spielt das de gustibus non est disputandum nur eine untergeordnete Rolle; aus ihren Werken spricht etwas Uebermenschliches, das wir nicht mit Begriffen fassen können, ein Phänomen innerer Anschauung, das das Wunder vollbringt. Das Unbegreiflichste, das ein echter Künstler leistet, ist und erscheint uns dabei fast mühelos geschaffen, gleichsam als sei er selbst nur das Werkzeug höherer Kräfte und Zusammenhänge gewesen. Und nun sehe man sich daraufhin die Hodlerschen Werke an; sie tragen meiner Ansicht nach zu offensichtlich die Merkmale gequälten begrifflichen Denkens und Ueberlegens, um nicht unkünstlerisch zu sein, zumal der beabsichtigte Zweck ihm alle Mittel zu heiligen scheint. Ihnen fehlt so sehr der Hauch göttlicher Offenbarung, daß man nicht versteht, wie die nicht anders als Hodlerei zu bezeichnende Modenarrheit solange in Deutschland hat bestehen können. Hoffentlich wird sie dort jetzt gründlich ausgetilgt trotz einer kleinen Hodler-Clique, die noch heute vor dem „großen Meister" auf dem Bauche kriecht und ihn „ihrer unveränderlichen Hochschätzung" versichert, trotz auch der ironischen Bezeichnung „Kulturtaten" für unsere nur zu berechtigten Maßregeln durch Hodlerapostel und Kunstrezensenten, die ihr tönernes, hohles Götzenbild vor dem sicheren Zusammenbruch bewahren möchten.

Mit befreiendem Lachen entledige man sich in Deutschland dann gleichzeitig des Hodlerschen Protestgenossen, des Hanswurstes Dalcroze, ein Typus französischer Hohlheit und Charlatanerie. Seine „Kunst" steht auf demselben Niveau wie der „Tango"-Rummel. Noch selten habe ich in eine mir so widerwärtige Physiognomie gesehen als bei diesem Individuum; ein Blick auf sie hätte deutsche Mütter abhalten müssen, ihre Töchter für den „Rhythmus"-Humbug, hinter dem sich wahrscheinlich ganz andere Motive verbergen, diesem Patron auszuliefern.

Für Hellerau wird sich wohl eine würdigere Bestimmung ausfindig machen lassen.

Dr. G. Eichhorn (Zürich).

Die falsche Demokratie.

Zu dem Aufsatz „Barbarenpresse" in Nummer 42 der Gegenwart wird uns geschrieben:

„Spectator weist in seinem bemerkenswerten Aufsatz „Barbarenpresse" auf den Mangel an sozialer Kriegsfürsorge hin, dessen sich die französische Presse schuldig macht, und erklärt ihn mit dem Mangel an Zusammenhang zwischen Zeitung und Publikum. Dieser letzte besteht ja zweifelsohne. Er allein ist aber keineswegs schuld an dem völligen Versagen innerer Kriegsbereitschaft. In Friedenszeiten haben doch immerhin von großen Zeitungen eingeleitete Sammlungen bedeutende Erfolge erzielt. So brachte 1899 der „Français" — ein Ableger des „Matin" — in wenigen Tagen eine Summe von mehreren Millionen unter seinen Lesern auf, als er dem Staat eines der damals eben erfundenen Unterseeboote schenken wollte. Und auch andere Sammlungen des „Matin", „Journal", „Figaro" und „Echo de Paris" im Laufe der letzten Jahre ergaben stattliche Resultate. Richtig ist ja, daß diese Blätter einen an Erpressung grenzenden Druck

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ausübten, um Großinduſtrie und Finanz zu reichen Spenden zu veranlaſſen. So z. B. der „Matin“ anfangs des Jahrhunderts gegenüber dem Credit Lyonnais, als dieſer ſich an einer der Reklame des Blattes dienenden Sammlung nicht beteiligen wollte. Immerhin iſt aber doch ein zu weiter Abſtand zwiſchen den Hunderttauſenden, die in Friedenszeiten für manchmal recht überflüſſige Sammlungen aufgebracht wurden, und den ſage und ſchreibe 32 000 Franken und etlichen hundert Wollſachen, die ſeit Kriegsbeginn der „Figaro“ laut ſeinem Ausweis vom 28. Oktober zu ſammeln vermochte, dieſes Blatt, das ausſchließlich die wohlhabendſten Kreiſe zu Leſern hat. Der Grund für dieſes geradezu tragikomiſche Reſultat iſt in der Nation ſelbſt zu ſuchen.

Dieſem Volk der „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ geht ſoziales Empfinden völlig ab. Jeder für ſich und keiner für den andern, am wenigſten aber jeder für die Allgemeinheit, wäre die richtigere Nationaldeviſe. Vor allem aber ſorgt die das Land beherrſchende Plutokratie immer und ſtets nur für den eigenen Säckel und wird nie aber auch nie ein noch ſo kleines Opfer bringen, wenn nicht am Ende ein Vorteil ſteht. In Friedenszeiten hat es eine Art Verſicherungswert, als Spender einer großen Summe in den Zeitungen genannt zu werden. Jetzt erſcheint es überflüſſig, ja vielleicht ſogar gefährlich, mit einem Zeichen des Reichtums an die Oeffentlichkeit zu treten. Alle Vertreter der Finanzariſtokratie, deren Namen ſich in den Spalten gewiſſer „mondänen“ Zeitungen aufdringlich breitmachten, ſcheinen ſeit Kriegsausbruch verſchollen. Nur den Namen des Faubourg St. Germain, der vor dem Krieg ſtill und zurückgezogen lebte, begegnet man jetzt, wenn irgendwo mal von „innerer Kriegsorganiſation“ die Rede iſt. Die alten Ariſtokratenfamilien, denen es wirtſchaftlich zumeiſt recht ſchlecht geht, ſind die einzigen unter den obern Schichten der Bevölkerung, die in Paris geblieben ſind, bereit, dem Volk zu helfen. Das tun ſie aber in gewohnter vornehmer Ruhe ohne Zuhilfenahme der Zeitungsreklame.“ f.

Stimmen der Großen.

Wenn Rußland und Frankreich uns zwingen, im Harniſch in der Sonne zu ſtehen, während wir in der wollenen Jacke hinter dem Pfluge ſchreiten oder in der Werkſtatt arbeiten wollen, ſo werden wir darauf denken, uns ſelbſt zu helfen, aber dann ſo gründlich, daß es auf lange vorhält: denn Kriege ſind durchaus nicht in unſerm Geſchmacke, aber ein Krieg, der ordentlich geführt wird, macht den zweiten, dritten und vierten unnötig.

*

Verlaſſe man ſich darauf: auch die jetzige Jugend iſt zum Höchſten willig und fähig, aber nur unter der Bedingung, daß ganzer Ernſt mit dem Höchſten gemacht werde. Jeder Offizier weiß, daß die Soldaten ſchlechterdings zu allem zu bringen und zu brauchen ſind, was ihnen als Pflicht und notwendig dargeſtellt wird. So wird auch der Student arbeiten und werden, ſowie er Krieg oder Sturm, ſowie er Begeiſterung merkt.

Largade.

*

Der Krieg iſt ein Geſchäft der Ehrenmänner, in dem Bürger für ihr Vaterland ihr Leben preisgeben. Aber wenn ſich Eigennutz hineinmiſcht, ſo artet dies edle Geſchäft in gemeine Raubſucht aus. (Moraliſches Geſpräch zum Nutzen der adligen Jugend.)

*

Wer da glaubt, einen Feind im Kriege durch Schonung andern Sinnes zu machen, der irrt; nur Siege bringen ihn zum Frieden. (Geſchichte meiner Zeit.)

*

Glück iſt im Kriege oft gefährlicher als Unglück; der eine wird dadurch zu ſicher und der andere zu dreiſt. (Geſchichte meiner Zeit.)

*

Die Welt ruht nicht ſicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf einer ſolchen Armee. (Geſchichte meiner Zeit.)

Friedrich der Große.

Herausgeber: F. V. Fiſcher und Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenſtein, Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburgerſtr. 53. — Redaktion: Charlottenburg, Mommſenſtr. 55. — Verlag: Die Gegenwart G. m. b. H., Charlottenburg, Kneſebeckſtr. 35. — Verantwortlich für die Inſerate: Bruno Gerlach, Charlottenburg. — Druck und Poſtvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gegenwart

Nr. 47 | Berlin, den 21. November 1914 | 43. Jahrgang Band 86.

Ihr großer Irrtum.

Um die Jahrhundertwende herum veröffentlichte Paul Deschanel — der Sohn des Historikers — ein Buch über den kommenden Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie. Mit gallischer Grazie und Taktlosigkeit entwickelte er darin den trivialen Gedanken, die Donaumonarchie sei ein Völkerkonglomerat ohne inneren Zusammenhalt, das beim ersten äußern Anstoß auseinanderfallen müsse. Und diesen äußern Anstoß nahm er als gegeben an in dem Augenblick, wo ein Thronwechsel erfolgen würde.

Paul Deschanel, der schöne Paul, wie er damals hieß, hat und hatte in innerer und äußerer Politik wohl nie eine gefaßte Meinung. Wie so vielen seiner Landsleute kam es auch ihm, dem Sohn des Akademikers, nur auf gewisse äußerliche Erfolge an, und dieses Ziel im Auge stellte er jefalls seine Ueberzeugung und seinen Ueberzeugungsausdruck ein. Als er sein obenerwähntes Buch schrieb, war er Kandidat für die Akademie und für den Präsidentenstuhl der Kammer. In weiterer Ferne sah er wohl auch das Portefeuille des Ministeriums des Aeußern, nach dem er bis heute vergeblich gestrebert hat. Eine innere politische Frage damals zu behandeln, war ihm, der sichs mit niemand verderben wollte, nicht möglich. Man stand inmitten des Dreyfushandels und auch der schöne Paul konnte nicht vorauswissen, welche Partei die Oberhand gewinnen würde. Von außenpolitischen Fragen war in jenen Tagen die österreichische, obwohl ohne jede Aktualität, ihm am bequemsten, da ein mehr als akademisches Interesse in Frankreich dafür nicht vorlag. Was immer er schrieb, er konnte keinen Anstoß erregen, sich nichts verderben. Daß er acht Jahre später den Wunsch hegen würde, Botschafter der Republik in Wien zu werden, und seines Buches wegen diesen Wunsch begraben mußte, sah er damals nicht voraus.

So schrieb er denn sein Kandidaturbuch für die Akademie über das Thema Oesterreich, und behandelte die Frage so, wie er, das heißt wie alle Franzosen dieses Thema verstehen, ohne jede Kenntnis der wirklichen Sachlage, ohne jegliche Vorbildung in politischer, geographischer und vor allem völkerpsychologischer Hinsicht. Ein Machwerk voll Bierbankpolitik.

Mir war dieses Buch, um das seinerzeit die feile Pariser Presse — der schöne Paul hat viel Geld und Einfluß — mächtig Tamtam geschlagen hatte, längst aus dem Gedächtnis entschwunden. Etliche Franzosen, mit denen mich der Zufall während des ersten Kriegsmonats im neutralen Ausland zusammengeworfen hatte, brachten es mir wieder in Erinnerung. Durch ihr komisch-naives Erstaunen, daß es vier Wochen nach der Mobilmachungsorder noch ein Oesterreich-Ungarn gäbe. Abgeschnitten von Frankreich, und daher unbeeinflußt durch die blödsinnigen Lügen der französischen Presse, erfuhren sie aus den neutralen Zeitungen zu ihrer größten Verblüffung, daß alle Völker der Donaumonarchie sich auf den ersten Ruf ihres obersten Kriegsherrn wie ein Mann erhoben hatten, daß das „Gott erhalte“ in Ungarn mit der gleichen Begeisterung gehört und gesungen wurde, wie in Deutsch-Oesterreich der Rakoczymarsch, daß tschechische, kroatische, slowenische, italienische Regimenter nicht aus Tschechen, Kroaten, Slowenen, Italiener zusammengesetzt waren, sondern aus Oesterreichern, aus Soldaten des Kaisers. Und da es ältere nüchterne Leute waren, diese Franzosen, Kenner

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der französischen Nationaluntugend: der Oberflächlichkeit und Unwissenheit in allem, was das Ausland betrifft, so fiel es ihnen gar nicht ein, sich durch falschen Skeptizismus zu trösten. Entmutigt gaben sie zu, daß der grundlegende Irrtum französischer Politik darin bestanden habe, Oesterreich-Ungarns Bundeskraft und Bundestreue nicht für voll zu nehmen. Und sie waren außerstande, den niederdrückenden Eindruck, den diese Erkenntnis auf sie machte, zu verheimlichen. Die überzeugte Hoffnung, daß Rußland das mit seinen Hauptkräften im Westen gebundene Deutsche Reich im Rücken überrennen und zur Zurückziehung wichtiger, gegen Frankreich verwendeter Truppenteile zwingen würde, war ihnen zusammengebrochen. Und erst jetzt schien ihnen die Erkenntnis aufzudämmern, daß der Dreiverband zwei gewichtige Gegner habe.

Daß diese Erkenntnis dem französischen und auch dem englischen Volke komme, verhindern für den Augenblick noch die fortgesetzten Lügen der feindlichen Presse, die sich tagtäglich Meldungen über innere Unruhen und Zwistigkeiten wie in Deutschland, so bei unserm Bundesfreund aus ihren Lügenpfoten saugen. Bei uns war und ist es angeblich die Sozialdemokratie, in der verbündeten Monarchie waren und sind es angeblich die einzelnen Völkerstämme, die den inneren Frieden stören und so indirekt die feindlichen Ziele fördern sollen. Damit mag das Volk noch eine Weile betrogen werden. Die Regierenden aber, die in ihrer haarsträubenden Unwissenheit und irregeführt durch ihre fremder Volksart verständnislos gegenüberstehenden Diplomaten — Herr von Bunsen in Wien hat doch seinem Meister und Gebieter fast in letzter Stunde telegraphiert, Oesterreich bluffe, denn seiner Slawen wegen könne es nicht ernstlich den Tanz mit dem Bären wagen wollen —, diesen Regierenden, sage ich, muß es heute schon klar sein, daß sie Phantasiegebilde törichster Art mit in ihre Berechnung gezogen haben. Und gegenüber der begeisterten und begeisternden Einheit deutschen und österreich-ungarischen Geistes mag ihnen ein Grauen aufsteigen vor ihrem großen, großen Irrtum.

Spectator.

„Kriegs-Kunst."

Von

Dozent Dr. Fritz Stein.

III. Spiel und Ernst.

In den grundlegenden Betrachtungen, die Clausewitz in seines Werkes erstem Buche über den Krieg führt, findet sich der Satz, daß von allen Zweigen des menschlichen Tuns dem Kriege das Kartenspiel am nächsten stehe. Das ist nun eine erstaunliche Behauptung, die uns fast frivol erscheinen könnte, wenn wir bedenken, wie vorher der Vergleich des Krieges mit höchsten Tätigkeiten des menschlichen Geistes, mit Wissenschaft und Kunst, erwogen und abgelehnt wurde, während hier eine der furchtbarsten und folgenschwersten mit einer der harmlosesten und entbehrlichsten Leistungen des gesellschaftlichen Lebens zusammengestellt wird. Aber natürlich kommt alles auf den Zusammenhang an, in dem ein solcher Satz gesprochen wird. Und Clausewitz kommt zu seiner Behauptung von einer Ablehnung aller wissenschaftlichen Ansprüche her, die an eine Theorie des Krieges gestellt werden könnten. Das Absolute, das Mathematische, zeigt er, hat im Kriege keine Stätte; Glück und Unglück spielen eine große Rolle — mit Möglichkeiten, mit Wahrscheinlichkeiten muß immerfort gerechnet werden. Und deshalb hat die geistige Tätigkeit des Kriegführenden mehr Aehnlichkeit mit eines Spielers als mit eines Wissenschaftlers Beschäftigung.

Es ist dabei aber zu betonen, daß es das Kartenspiel ist, mit dem Clausewitz vergleicht. In letzter Zeit ist viel beliebter der Vergleich der Kriegsführung mit dem Schachspiel gewesen, und neuerdings hat sogar der Unfug begonnen, die Strategie vom Standpunkte des Schachspiels aus zu erläutern oder gar zu kritisieren. Das ist nun zunächst einmal eine Geschmacklosigkeit — ungefähr so, als ob der 12jährige Sohn dem 50jährigen Vater aus dem Schatze seiner Lebenserfahrung guten Rat spenden wollte. Das Schachspiel ist wie jedes Spiel als Nachahmung eines Lebensvorganges entstanden, und folglich kann man nur von der Realität her etwas für den Schein lernen,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aber nicht umgekehrt. Es kann sich also nur um einen ungefähren Vergleich handeln. Abgesehen davon ist das Schachspiel aber in einem entscheidenden Punkte auch ein schlechter Vergleich mit dem Kriegsvorgang. In einigem freilich ist die Aehnlichkeit bestrickend groß: In dem Zusammenwirkenlassen ganz verschieden befähigter Kräfte auf ganz verschiedenen Punkten zu ein und demselben Ziel hat der Schachspieler eine Aufgabe, die der des Heerführers sehr ähnlich ist. Und besonders ausgeprägt ist im Schachkampf jene Eigentümlichkeit des Krieges, die Clausewitz die „Polarität" nennt. Das heißt die ununterbrochene Abhängigkeit, in der jeder Zug des einen vom folgenden Zug des anderen bleibt. In jedem Augenblick muß der Schachspieler wie der Feldherr seinen Angriffsplan nach den nicht vorherzusehenden Maßnahmen des Gegners, nach Gegenangriff oder Verteidigung umgestalten können. Was den Vergleich mit der Arbeit des Wissenschaftlers und des Künstlers von vornherein schief machte: das Vorhandensein eines lebendigen Gegners im Kriege, gerade das drängt den Vergleich mit dem Spiel auf. Der Gelehrte und der Künstler haben in sich und außer sich nur einen ruhenden, von vornherein feststehenden Widerstand zu überwinden — auf körperlichem Gebiet mag ihnen ein Jongleur gleichen. Jeder Kriegführende kämpft mit einem sich immer verändernden, nie vorher zu berechnenden Widerstand; — ihm gleicht auf körperlichem Gebiet etwa der Ringkämpfer. Das ist die große Vergleichbarkeit, die jedes Spiel, sobald es ein Wettspiel ist, mit dem Kriege hat, und das Schachspiel als das edelste und geistigste der Wettspiele ganz besonders.

Aber gerade in dem, was die besonders geistige Natur des Schachspiels ausmacht, liegt das Moment, das es zu einem Vergleich mit dem Kriege minder tauglich macht. Im Schachspiel wird unter Ausschaltung von Glück und Zufall unter von vornherein feststehenden immer gleichen Bedingungen gekämpft. Das Schachspiel ist nur deshalb keine wissenschaftliche Arbeit, weil seine Bedingungen millionenfache, vorläufig nicht übersehbare Kombinationen zulassen. Immerhin hat der heutige Weltschachmeister Lasker erst kürzlich für späte aber durchaus absehbare Zeit den Tod des Schachspiels prophezeit. Den Tod durch eine Art Selbstmord: wenn nämlich alle seine Möglichkeiten durchgerechnet sein werden. Für die Meister des Spiels gibt es nämlich schon heute bis zum achten oder zehnten Zug kaum noch Probleme; nahezu jede vernünftige Anfangsweise des Spiels ist bis zu diesen Punkten, manche sind auch schon viel weiter durchgerechnet. Daß aber das Schachspiel so nach Art einer mathematischen Wissenschaft zu ergründen ist, das gerade macht es dem Kriege unähnlich, der bei immer neuen und immer sich wandelnden Faktoren niemals durchzurechnen und in keiner noch so fernen Zukunft wissenschaftlich zu erledigen sein wird.

Dagegen macht es nun gerade die günstige Vergleichsmöglichkeit des Kartenspiels mit dem Kriege aus, daß die Bedingungen ständig wechseln, die Kräfte des Gegners dem Partner nie ganz bekannt sind, und zwar Plan, Geistesgegenwart und Energie eine bedeutende Rolle spielt, aber doch der Zufall, das Glück, die nie vorherzusehende Chance sehr oft den Ausschlag gibt. Allerdings kann ein guter Spieler noch mit Karten gewinnen, bei denen ein anderer die Partie aufgibt — Napoleon erfocht seine ersten italienischen Siege mit einem schrecklich verwahrlosten Heer gegen starke Gegner in einer Situation, die seine Vorgänger so gut wie aufgegeben hatten. Aber es gibt doch Karten, mit denen der allerbeste Spieler nichts ausrichten kann — der geniale Hannibal mußte, den kurzsichtigen Egoismus der karthagischen Handelsherren im Rücken, schließlich gegen den nur talentierten Scipio erliegen, dessen Quellen aus Rom, der staatstüchtigsten Gemeinde der Welt, flossen.

Aber gerade das letzte Beispiel führt uns nun auf das Unvergleichliche, das doch zwischen Kartenspiel und Kriegsspiel bestehen bleibt. Der Spieler erhält seine Karten als letztes Schicksal. Nur der Betrüger kann, wie der gute Riccaut es nennt, „corriger la fortune" — zu deutsch „falschspielen, betrügen". Der Meister im Kriegsspiel nimmt auch mit diesen Bedingungen den Kampf wenigstens noch auf — wie Hannibal mit großem, wenn auch nicht

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

endgültigem Erfolg 20 Jahre lang gegen den kurzen Krämersinn seiner Vaterstadt ankämpfte. Der Feldherr kann das, weil in vielen (freilich nicht in allen) Fällen das ihm vom Zufall aufgegebene Material wiederum aus Lebendigem, aus Menschen besteht, das in seinem Wesen niemals abgeschlossen, nie einem Einfluß entzogen ist. Gegen den Gewittersturm, der seine Brücken vernichtet, ist freilich auch der Feldherr wehrlos. Aber einer Panik, die in seinem Heere ausbricht, kann er eventuell durch die Macht seiner Persönlichkeit steuern. Die letzte Unvergleichlichkeit des großen Kriegsernstes mit dem Wesen des Spiels liegt eben doch darin, daß die sehr wirklichen und wichtigen Ziele, die dem Kriege gesetzt sind, auf beiden Seiten Leidenschaften entfesseln, die sich in keine Spielregel fügen. (Die Schwierigkeiten des sogenannten Kriegsrechts, das eine solche Spielregel sein will, liegen auf diesem Gebiet.) Das Spiel ist ein kleines Abbild menschlicher Kämpfe, das ergötzlich und leicht sein soll, und das deshalb in übersichtliche Regeln gebunden wird. Der große Ernst der Wirklichkeit kennt und anerkennt solche Regeln nicht; immerfort entwickelt er neue Möglichkeiten, unendlich viel reicher ist er, als je eine Spiele ersinnende Phantasie fassen kann.

So kommen wir zur Einsicht, daß alle Vergleichsmöglichkeiten doch nur von einem bestimmten Punkt aus das Bild der großen Aufgabe „Krieg" beleuchten könnten. Das ganze ist doch nur zu verstehen als ein Wesen aus der großen Kategorie sozial-bildender Kraft. Von den drei Reichen, die wir seit Kant überall zu unterscheiden gewöhnt sind: Erkenntnis, Empfinden, Handeln, gehört der Krieg doch ganz und gar ins Bereich des Handelns, und weder die reine Vernunft noch die ästhetische Urteilskraft, nur die praktische Vernunft kann seine Form bestimmen. Hundertmal näher als der Gelehrte oder der Künstler steht dem Feldherrn schon ein großer Advokat, der jede Wendung des Gegners belauert und blitzschnell zu seinem Vorteil einhakt; der große Handelsmann, der hundert Beziehungen in ein Netz seines Nutzens zu spinnen und wachsam jeder Verschiebung mit neuer Maßregel zu folgen weiß; am nächsten der Staatsmann, der aus dem tollen Gewirr von Meinungen und Wünschen, Bedürfnissen und Notwendigkeiten, die ihn umgeben, einen vernünftigen Organismus zu schaffen versucht, und in jeder Stunde sein Werk immer neuen Eindrücken gegenüber verteidigen oder umbauen muß. All diese leben unter den gleichen Formgesetzen wie der Feldherr: sie folgen einem Plane, der zwar zur Grundlage auch gewisse Erkenntnisse hat, der aber doch mehr von der Phantasie als vom Wissen entworfen ist, und dessen Durchführung nur durch ununterbrochene Anpassung an sich beständig verändernde Bedingungen möglich ist. Sie leben in der Wirklichkeit, das heißt im Kampf.

Weil aber alle Wirklichkeit Kampf ist, und der Krieg die reinste, die absolute Form des Kampfes, so folgt daraus, daß die Leistung des Feldherrn, wenn nicht ihrem Resultat, so doch ihrem Kraftaufwand, ihrer formalen Vollendung nach die größte ist, die in der praktischen Welt überhaupt vorzustellen ist. Es gibt keine Tätigkeit, die eine so ungeheuere Anspannung aller Kräfte vom Menschen verlangt, wie die des wahren Feldherrn, der in jeder Minute auf eine Unzahl neuer und stets unsicherer Nachrichten hin ein Komplex von tausend verschiedenen aber eng geknüpften Verfügungen durchprüfen und umgestalten muß — unter der allergewaltigsten Verantwortung. Ein Feldherr allerhöchsten Ranges ist deshalb auch immer ein durchaus genialer Mensch gewesen, der sich auch auf vielen anderen Gebieten zu bewähren vermochte. Der Nur-Soldat mag in der Ausführung vorgeschriebener Einzelaufgaben ein glänzender Handwerker sein; vor eine selbständige Aufgabe gestellt, versagt er so bestimmt, wie die Unterfeldherren Napoleons, die Generäle Friedrichs, die Legaten Cäsars, die eben tüchtige Handlanger aber keine Meister der Kriegsführung waren.

Wenn man so der Kriegsführung als der Reinkultur des praktischen Lebenskampfes in gewissem Sinne die höchste Stelle unter allen Leistungen des praktischen Lebens anweist, so versteht man erst recht den atembeklemmenden Reiz, mit dem jeder, auch der am Ausgang sachlich nicht beteiligte, auch der den gräßlichen Realitäten des Krieges heftig widerstrebende

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zuschauer einem großen Kriegsspiel folgen muß. Jeder Ringkampf, in dem sich Kräfte entfalten, erweckt Spannungen, und hier ist mit der höchsten, der kompliziertesten Form des Ringkampfes die größte Spannung! — Hüten dagegen muß man sich, die Kriegsführung in irgendeine Art wertenden Vergleich zu den Leistungen der Wissenschaft und der Kunst zu setzen. Es sind Kreise, die sich schneiden, aber völlig verschiedene Mittelpunkte haben. Der Feldherr braucht zum Beispiel das ungeheuere Gedächtnis zur Uebersicht über viele tausend Tatsachen, ohne das auch ein großer Forscher nicht arbeiten kann; er braucht in entscheidenden Augenblicken etwas von der Suggestionskraft, über die der große Schauspieler (der wohlverstanden kein Heuchler, sondern ein mitreißender Verkörperer gefühlten Lebens ist) verfügt. Aber deshalb darf man ihn doch weder am Gelehrten noch am Künstler messen. Jener Leistung muß für das Bewußtsein der Schaffenden immer Selbstzweck sein und darf sich erst im überpersönlichen Gang der Geschichte zu höherem Zwecke hinfinden. Der Feldherr muß in jedem Augenblick bewußt jede seiner Kräfte seinem Zweck zuführen. Dadurch aber verändern alle Kräfte, die an sich auch in Kunst und Wissenschaft zu finden sind, ihren Charakter, sie werden, statt zu herrschen, hier Diener einer übergeordneten Leidenschaft.

Es ist deshalb nur eine poetische und nicht einmal ganz ungefährliche Wendung, einen Feldherrn den größten Gelehrten oder den genialsten Künstler zu nennen. Und selbst bei dem Wort „Kriegskunst", dessen Gebrauch wir ja wohl nicht mehr abstellen können, sollten wir nicht vergessen, daß es eigentlich nur einen unverbindlichen Vergleich ausspricht, und daß Kriegsführung in Wahrheit eine Leistung, und zwar eine höchste Leistung, in dem Reiche der Praxis ist. Praxis aber will mit aller Erkenntnis nicht „Wahrheit", mit aller Phantasie nicht „Schönheit" — sondern immer mit allen Mitteln Ueberwindung des Widerstandes — Sieg. Der Wille zum Sieg ist das wahre Formgesetz der Kriegs-Handlung!

Ich bitt dich, heiliger Florian — —

Von

Franz Paul.

Ich bitt dich, heiliger Florian,
Schütz unser Haus, zünd' andre an.

Im allgemeinen kann man wohl sagen, daß von allen Berufsständen das Völklein unserer Schriftsteller und Künstler durch die wirtschaftlichen Folgen des Krieges am schwersten betroffen wird. Weshalb das so ist und sein muß, liegt klar am Tage. Auch der Handarbeiter und der Kaufmann sieht jetzt schwere Zeiten. Aber bei all jenen Berufen, die sich mit der handwerksmäßigen Herstellung oder dem kaufmännischen Vertrieb materieller Bedarfsartikel beschäftigen, kann es sich immer nur um eine teilweise Schädigung handeln. Der Krieg verringert ihre Arbeits- und Einnahmequellen, aber bringt sie, sofern es sich nicht um schon im Frieden ganz unsichere Betriebe handelt, in den seltensten Fällen zu vollem Stillstand.

Wer aber in Friedenszeit als Schriftsteller, Komponist oder bildender Künstler nur durch Produktion geistiger Güter eine Existenz hat, sieht sich bis auf Ausnahmen, die zu zählen sind, mit dem ersten Tage der Mobilmachung jeder Erwerbsmöglichkeit beraubt. Von den meisten, die im Schweiße ihres Angesichts nur Alltagswerte schaffen, noch gestern um die Gloriole ihres Künstlerberufes beneidet, stehen sie mit dem Aufflammen der Kriegsfackel als die unnützlichsten Genossen aller Daheimbleibenden da. So suchen sie, zumal bei den Arbeitgebern der materiellen Berufszweige das Vorurteil von der angeblichen Weltfremdheit allen Künstlervolkes sich einer ganz unberechtigten Popularität erfreut, mit einer geradezu erschreckenden Erfolglosigkeit nach Notstandsarbeit.

Kein Künstlerverband, der bei seinen Bemühungen, seinen Mitgliedern Kriegsarbeit zu verschaffen, nicht schon die bittersten Erfahrungen gemacht. Man traut den Künstlern und Schriftstellern, also vielfach dem weitaus gebildetsten Teil unsers Volkes, nicht einmal die prompte Erledigung primitivster Bureauarbeit zu und ließ in den maßgebenden Kreisen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

namhafte Dramatiker und Romanschriftsteller, die sich angesichts des durch die Mobilmachung gezeitigten starken Bedarfes an Hilfslehrkräften um den vertretungsweisen Unterricht im Deutschen bewarben, schon mit der hübschen Bemerkung abfallen, daß durch solche Arbeiten die Befähigung zur Beaufsichtigung von Quartaneraufsätzen doch wohl nicht als „erbracht" angesehen werden könnte!

So stehen heute eine große Zahl von Künstlern, Komponisten, Schriftstellern und Schauspielern einem mit jedem Kriegsmonat wachsenden Elend gegenüber. Am besten haben es noch die praktischen Musiker, denn niemand wird etwas Unwürdiges darin sehen, wenn selbst Leute von künstlerischem Ruf und Ehrgeiz in so schwerer Zeit nicht zögern, sich in der im musikalischen Deutschland auch jetzt noch immer weiter klingenden Caféhausmusik zu betätigen.

Die Not der bildenden Künstler und belletristischen Schriftsteller wächst dafür ins Ungeheuerliche. Wer in diese Not hineinzusehen von Berufs wegen täglich Gelegenheit hat, ist erstaunt darüber, wie zurückhaltend diese Kreise in der Inanspruchnahme von Wohltätigkeitseinrichtungen sind. Aber man sollte sich dadurch nicht täuschen lassen. Der gebildete verschämte Arme wäre nicht die bemitleidenswerte Erscheinung, die er ist, wenn er für sich und seine Not die Werbetrommel mit derselben Hemmungslosigkeit zu rühren verstände, wie einfachere Kreise, die nicht an den Komplikationen gesellschaftlichen Stolzes leiden.

Die Werbetrommel... Nur ein Künstlervölklein ist hier doch auszunehmen. Es sind die Schauspieler. Noch war kaum der dritte Mobilmachungstag vorüber, und schon ließen sie ihre zweifellos vorhandene Not durch alle Zeitungsspalten schreien, daß es uns noch heute in den Ohren gellt. Der Kenner der Verhältnisse hätte ihnen, die sich bei einer Million Genossenschaftsvermögen gebärdeten, als würde das kriegführende Deutschland sie Hungers sterben lassen, gleich sagen können, daß die Schließung der heute längst wieder geöffneten Theater nur eine vorübergehende Erscheinung sein würde. Aber die geräuschvolle Art, sich gleich flugs als die einzige Künstlerkaste hinzustellen, die vor allen andern und am meisten zu leiden haben würde, sei ihnen nicht übelgenommen. Ihre Kunst, die wie keine andere von der launischen Gunst des Publikums abhängig ist, verurteilt sie schon in Friedenszeiten dazu, sich selbst bei größten persönlichen Leistungen durch mehr oder minder geschmackvolle Reklamenotizen der vergötterten Oeffentlichkeit in fortlaufende Erinnerung zu bringen. Was Wunder, daß sie, die diese Klaviatur wie kein anderer Berufszweig beherrschen, auch ihren Kriegszustand sofort wie eine pompöse Geburtsanzeige in den Zeitungsspalten erscheinen ließen.

Und auch gut, daß sie mit diesem Appell an das Publikum, in der harten Kriegszeit nicht derer zu vergessen, die uns im Frieden künstlerische Genüsse schenken, einen wohlberechtigten Erfolg hatten. Nur peinlich, daß man gleichzeitig von dramatischen Schriftstellern und Bühnenverlegern, die durch Tatsachen bewiesene Anklage vernehmen muß, daß die Schauspieler sich nicht nur in den Zeitungsspalten als die einzigen notleidenden Künstler betrachten, sondern auch noch hinter den Kulissen in fröhlicher, wenn auch allerdings standesgemäßer Selbstüberschätzung einen Kriegszustand verwandter Berufe gar nicht zu respektieren scheinen. Da ist ein bekannter Schauspieler, der lanciert von der Kunststadt München aus die famose Anregung in die Zeitungen, daß die dramatischen Schriftsteller für die Kriegszeit auf ihre Aufführungstantiemen zu verzichten eigentlich die patriotische Pflicht hätten! Da ist die Genossenschaft der deutschen Bühnenangehörigen, die in dankenswerter Weise einige durch den Krieg gefährdete Theaterbetriebe weiterführt und bei der Uebernahme feierlich stabiliert, daß die Tantiemenansprüche aufgeführter Autoren als nicht zu dem Etat des Theaters gehörig angesehen werden könnten!! Da ist ein deutscher Theaterdirektor, der die Bitte eines Dramatikers, die Aufführung seines Stückes bis auf bessere Friedenszeiten zu vertagen, dahin beantwortet, daß er in Friedenszeiten französische Autoren aufführen müsse,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aber für die Kriegsmonate auf deutsche Autoren angewiesen sei.

Es gibt nur eine Entschuldigung für diesen Versuch der Schauspieler, mit beneidenswerter Ungeniertheit die Arbeitskraft mindestens ebenso notleidender Künstler als selbstverständliches Geschenk jetzo in Anspruch zu nehmen. Es ist der auch im Publikum weit verbreitete Aberglaube, daß dem Bühnenschriftsteller, der heute gelegentliche Aufführungen eines seiner Stücke durchsetzt, Tausende und aber Tausende mühelos in den Schoß fallen. Ein Wahn, der lächerlich ist, wenn man an die wachsende Theatermisere im letzten Jahrzehnt denkt, das nachgerade den Begriff Theater sofort mit dem Begriff Pleite zu verbinden lehrte. Ein Wahn, an den der unterrichtete Schauspieler unmöglich mit Ehrlichkeit glauben kann, es sei denn, er lebe der Einbildung, daß die dramatischen Schriftsteller für ihre Arbeiten sich die ganze Abendkasse abholen und nicht auf einige magere Prozente gestellt sind . . .

Es gibt einige ganz wenige dramatische Autoren, die jahrelang Liebling des Publikums waren. Diesen kann und wird die Kriegsnot ebensowenig anhaben, wie den berühmten Schauspielern, die in langen Friedensjahren Zeit genug hatten, von ihren Riesengagen ein Vermögen zu sparen, das selbst den wirtschaftlichen Anforderungen eines Weltkrieges gewachsen wäre.

Aber von keinem dieser durch ihre Kunst zu Kapitalisten gewordenen Schauspielergrößen hat man bis jetzt gehört, daß er zum Besten seiner notleidenden Kollegen im Hinblick auf sein Privatvermögen auf jede Gage verzichtete. Nur bei dem Schriftsteller, mit dessen Arbeit er seine Kriegsnot meistert, erscheint ihm dieser Verzicht selbstverständlich und das Gegenteil Mangel an Patriotismus. Wo sind die Bühnenkünstler, die es ihren Kollegen bei diesem Stand der Dinge klarmachen, daß der Schriftsteller, in dessen Stück er spielt, auch zur Kriegszeit genau so auf den Ertrag seiner Arbeit Anspruch hat wie der Jünger Thaliens?

Schlaf oder Tod?

Von

Dr. Hans Wedendorf.

Neben der Frage, ob dieser Krieg Sein oder Nichtsein für uns bedeutet, taucht ebenso stark die auf, was wird aus uns, wenn wir weiter leben, und was werden dann unsere idealen Güter für ein Aussehen haben? Es ist nicht uninteressant, festzustellen, wie sie so vollständig vor dem ehernen Muß versinken, wie heute nur die Fragen des Krieges und die Fragen der rein materiellen Existenz gelten, und alle Welt mit Achselzucken an dem vorbeigeht, was vor wenigen Tagen noch das stärkste Interesse, die heftigsten Meinungsverschiedenheiten erregte. Die politischen Parteien sind verschwunden, aber verschwunden ist auch die Kunst. Nur ein paar Verse, meist mehr schlecht als recht, tauchen auf und werden mit einem mitleidigen Achselzucken gelesen; ein paar ganz minderwertige Ansichtskarten zeugen davon, daß noch Zeichner leben, und in den illustrierten Blättern wagt hier und da ein Karikaturist sich an den Feind.

Die Kunst schläft, wenn sie nicht tot ist. Wird sie wieder erstehen, wenn dieser Krieg vorbei ist, und wie wird sie sein? Es ist müßig, zu prophezeien, wenn man nicht ein paar Wünsche dabei äußern kann, und diese Wünsche erscheinen eitel, weil wir sicher sein können, daß sie keine Beachtung finden werden, aber es soll einmal nicht heißen, daß es an Stimmen gefehlt hat, die die Kunst auf den Plan riefen.

Erst ein paar Worte zur Geschichte:

Die deutsche bildende Kunst hat das Kriegführen von jeher sehr schlecht vertragen. Der Dreißigjährige Krieg hat sie so gründlich vernichtet, daß bis heute noch nicht die Höhe wieder erreicht worden ist, die ein Dürer, ein Holbein, ein Grünwald oder Kranach gehabt haben. Die Literatur gab es nicht, und in der Musik nur die Ausnahme des Sebastian Bach, der erst 40 Jahre nach dem Kriege zur Welt kam. Die Kriege Friedrichs des Großen fanden keine Kunst vor, die sie vernichten hätten können. Was damals an Kunst geschaffen wurde, war auch bei uns französisch. Die Literatur allerdings nahm aus den Kriegen Friedrichs des

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Großen ihre Kraft, und die deutsche Dichtkunst entstand als unmittelbare Folge der Siege. Sie überdauerte auch die Napoleonischen Kämpfe, die ihr neue Anregung boten. Nur die bildende Kunst konnte sich nicht vom Kriege befruchten. In der Zeit des Friedens entstand dann die Schule der Nazarener, die wirklich keine Größe bedeutet. Es gab ein paar Namen, die bleiben werden; aber alles das hing nicht mit dem Krieg zusammen; die Literatur verflachte wieder, sie wurde breit und behäbig, und als der große Krieg von 1870 kam, konnte er sie auch nicht aufrütteln. Es ist auch seither nichts wirklich Riesenhaftes geschrieben und gedruckt worden. Die sozialen Kämpfe haben stärker auf die Literatur gewirkt als die gegen den äußeren Feind. Auch die bildende Kunst hat von dem Französischen Kriege nichts Gutes gesehen. Was im Anschluß daran entstand, war Programmkunst, und die letzten zwanzig Jahre vergingen in einem Kampfe eigenen Kunstwollens der Jungen gegen das durch den patriotischen Inhalt gefestigte Akademikertum der siebziger Jahre.

Die Hoffnung, daß der Krieg der Kunst Gutes bringen wird, ist somit nicht groß. Zwar wird man sich im allgemeinen mehr dem Idealen zuwenden, wird nicht mehr rein ans Geldverdienen denken, aber ob der Sinn für das Schöne, den zu steigern sich die letzten Jahre bemüht haben, nicht wieder schwach werden wird; wer kann es wissen? Unter uns ist keiner, der nicht sicher ist, daß Deutschland siegen wird, daß es aus diesen Kämpfen hervorgehen wird als die Weltmacht, die keine andere neben sich sehen wird. Aber über das Wesen unserer Kunst werden wir weniger optimistisch denken dürfen.

Es ist zunächst eine merkwürdige Erscheinung, daß von unseren Schriftstellern und bildenden Künstlern nur ein ganz geringer Teil körperlich für den Krieg geeignet ist; die meisten erwarten zähneknirschend und mit dem besten Willen, auch fürs Vaterland zu kämpfen, daheim am Schreibtisch, in der Werkstatt die Nachrichten. Was sie schreiben, erscheint ihnen schal, was sie schaffen, so klein, so zwecklos gegenüber dem Großen, was da draußen getan wird. Sie würden vielleicht Helden sein, wenn sie am Feinde wären; sie dürfen es nicht, weil ihr Körper versagt.

Wird da ihr Geist, ihr Genie den weitausholenden Schritten der Zeit folgen können?

Was zurückbleibt, das sind die körperlich Schwachen und sind die Alten, und darin besteht die große Gefahr. Die Alten, die im Kampfe gegen die Jugend gerade zu weichen begannen, sie werden wieder die Oberhand gewinnen, und alles, was wir uns an guter Kunst und Verständnis dafür Schritt für Schritt ertrotzen mußten, das wird wieder verschwinden. Die körperlich-kräftigsten Streiter für gute Kunst stehen draußen. Wird sie die Mordwaffe verschonen? Und wenn — wie werden sie zurückkommen? Was werden die grausen Eindrücke des Krieges auf sie für Wirkung haben?

Ein Gutes wird der Krieg zunächst zwar haben: es werden die Auswüchse verschwinden, der Futurismus und alle die anderen Ismen, die uns zumeist aus Frankreich herüberkamen. Wir werden eine deutsche Kunst bekommen. Wie wir jetzt, wo sie gut war, eine von Frankreich beeinflußte Malerei gehabt haben, waren schon einige kleine, bescheidene Anfänge dafür da, daß deutsche Kunst wieder auflebte. Sie, die stets in wenigen nicht immer starken Vertretern fortgeglimmt hat seit den Tagen der alten Meister, die in Schwind, in Leibl ihre größten Vertreter gezeitigt hat, und die auch in Boecklin, wo er nicht südlich geschmacklos Farben mischte, durchschimmerte. Diese deutsche Kunst ist sachlich, einfach, anspruchslos, oft ein wenig trocken, Detailkunst ohne kleinlich zu sein, mit einem tüchtigen Schuß Romantik, einer gesunden Freude am Inhalt des Bildes, aber ohne ihn zur Hauptsache zu machen. Sie ist wie die deutsche Landschaft, einfach, schön, klar, nicht mit dem bestrickenden Schimmer, den die Pariser Atmosphäre oder die Nebelluft an den Küsten Belgiens als Grundlage für den Impressionismus bot. Die deutsche Kunst gibt auch den Eindruck wieder, wie ein einfältiges Gemüt ihn empfindet, aber nicht hin und herflimmernd wie der Pinsel des Impressionisten. Ebensowenig ist es deutsch, zu schildern, wie die großen Ereignisse sich vollzogen, Schlachtenbilder, Kaiserproklamationen. Das

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kennt die deutsche Kunst nicht, weil sie schlichte, in sich zurückgezogene Aeußerung einfacher Gemüter ist. Und sie gibt ihr Bestes, wenn sie an das alte, zünftige Handwerk gemahnt, und das erlebte nicht und wird es auch heut nicht erleben, wie die Schlachten geschlagen werden und die Feste gefeiert.

Das üppige Prunkbild konnten die Italiener schaffen, von den alten deutschen Meistern kennen wir es nicht. Die Franzosen des 19. Jahrhunderts haben es manchmal vermocht; in Deutschland entstanden nur die überlebensgroßen Illustrationen eines Piloty, eines Makart, eines Anton von Werner, kunstlose, bombastische Zeichenkunststücke.

Derartiges wird nach dem Kriege wiederkommen, unentrinnbar, aber daneben wird hoffentlich anderes entstehen, wirklich Echtes, Ehernes, Deutsches, einfach, ohne den Willen zu schreien, ohne die Sucht nach Ruhm und Anerkennung.

Wir werden mit Recht auf unsere Siege, auf unsere Kunst stolz sein dürfen; wir werden davon reden in Wort und Bild, aber nicht großsprecherisch, sondern mit der selbstverständlichen Bescheidenheit des Starken!

Schwester Austria.

Von

Hermann Kienzl.

O Deutschland, blick mit Stolz und Zuversicht
Auf deine Schwester, die in erzner Wehre
Mit dir hinschreitet in das Weltgericht,
Dir tragen hilft des blutgen Amtes Schwere!
Sie hat die Hand in deine Hand gelegt,
Gelobt, mit dir zu stehen und zu fallen;
Die gleiche Faust, die Oesterreichs Wunden schlägt,
Will sich vernichtend gegen Deutschland ballen.

Mein Siegfried, grüße dieses Schwesterblut,
Das hold und kühn entstammte der Brünhilde!
Ihr Haupt umwallt die goldne Lockenflut
Der sommerglanzerfüllten Korngefilde;
Ihr Gürtel ist granatnes Alpenglühn;
Aus ihren Augen lachen Südlands Lenze;
In harter Stirne die Gedanken sprühn;
Und ihre Glieder reigen Minentänze.

Nagt zager Zweifel, ob auf düstrer Au
Der Todeswaffen kundig sei die Schöne?
Seht, aus den Lenden der vielzarten Frau
Sproß das Geschlecht der rauhen Heldensöhne!
Es blitzt ihr Zorn leuchtend vom Fels zum Meer,
Vom Alpenwall zur Ostmark der Karpathen,
In bunten Trachten strömt der Völker Heer:
Ein einig Volk, dürstend nach Mannestaten.

Kennt ihr des Schützen Aug' und sichre Hand
Aus Andre Hofers sagumwobnen Tagen?
Und ist kein Dorf so klein, ein Scheibenstand
Hat sie gelehrt, den Feind im Feld zu schlagen.
Der Deutsche jauchzt, es dröhnt der slaw'sche Groll,
Sie sind verbrüdert zu der ernsten Feier,
In des Magyaren Adern wild und toll
Schäumt Reiterblut, wie glutender Tokaier.

O Deutschland, sieh die Söhne Oesterreichs
Den alten Ruhm in Todesnöten werben!
Ihr Schwert ist würdig deines Schwerterstreichs,
Und würdig deiner Toten ist ihr Sterben.
Sie schirmen wieder, wie in grauer Zeit,
Das Vaterland im Süden und im Osten.
Geschwister! Teilt des Sieges Herrlichkeit,
Wenn, blutgesättigt, eure Waffen rosten!

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Soldatenaberglaube.

Von

Dr. J. M. Merich.

Es wäre zu verwundern, wenn der Aberglaube, dieser mißratene Sohn der religiösen Empfindung, nicht auch dort seinen Spuk treiben würde, wo Tod und Krankheit am grausigsten und in entsetzlichster Reichhaltigkeit sich finden: im Felde.

So wie an Stelle des alten Söldnertums heute die allgemeine Wehrpflicht getreten ist, wie den rein materiellen Gedanken an Geld und Beutemachen heute, namentlich soweit es Deutschland und seinen Bundesgenossen betrifft, die hohe und reine Begeisterung für das Vaterland verdrängt hat, die dem Mann die Waffe in die Hand drückt, so hat der Aberglaube des Krieges, der ja im wesentlichen darin wurzelt, sich gegen Tod oder Verwundung zu schützen, nur mehr einen untergeordneten Platz in den Reihen unserer Kämpfer. Wesentlich anders liegt das bei unseren Gegnern, hauptsächlich bei den Russen, deren Gefolgschaft und den Engländern. Diesen Truppen fehlt es vielfach an jener naturwissenschaftlichen Vorbildung, wie sie der deutsche Junge schon in der Volksschule genießt, aber auch an der idealen Triebfeder, die den Tod in der Verteidigung der heimatlichen Scholle als schön und keineswegs so grauenhaft und abschreckend ersehen läßt, um sich durch Zaubermittel dagegen zu feien.

Der Soldatenaberglaube ist sehr alt. Er reicht bis zu jener Zeit zurück, in der zum ersten Male Streiter gegen Streiter im männermordenden Kampfe standen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß schon der prähistorische Mensch sich solcher Schutzmittel bediente, wenn auch bis heute keine aufgefunden oder doch nicht auf ihren Zweck hin erkannt worden sind. Die ältesten Amulette, die als solche zweifellos gedient haben, stammen aus der biblischen Zeit. Das Wort Amulett hat eigentlich mit Zauberei nichts zu tun, denn es rührt aus dem arabischen Worte hâmalet her und bedeutet eigentlich nur „Anhängsel". Unter anderer Benennung gab es aber schon bei den ältesten Kulturvölkern Schmuckstücke, die den Träger vor Unglück und Krankheit, also auch vor Verwundung und Tod in der Schlacht schützen sollten. Der heilige Scarabäus der alten Aegypter mag da als ein Beispiel gelten. Im Mittelalter war die Mode der Amulette und der Talismane auch weit über die Kriegerwelt hinaus verbreitet. Die Talismane trugen Zauberinschriften und zauberische Zeichnungen, wurden vielfach an einer Schnur um den Hals getragen und haben wohl auch öfter ihren Besitzer vor der Wirkung eines Lanzenstoßes oder Säbelstiches bewahrt, einfach dadurch, daß der Stoß an dem Metallstück oder dem Stein abprallte. Talisman bedeutet Zauberbild. Das Wort ist gleichfalls der arabischen Sprache entnommen, und zwar dem Worte „tilsam", in der Mehrzahl „tilsamât" oder „talâsim".

Die deutsche Mythologie hat die mittelalterliche und neuzeitliche Zauberei sehr stark beeinflußt. Die germanische Götterwelt bildete auch gewissermaßen eine Schutzengelschar, und besonders der deutsche Schlachtengott, Tor genannt, war eine Art Schutzgott der Krieger. Seine Symbole auf Metall- oder Steinplatten graviert wurden gerne als Schutzmittel in der Schlacht getragen, allerdings vielfach als reine Schmuckgegenstände angesehen. Die Mystik des Mittelalters, die sich vornehmlich in chemischen Spielereien kund gab, brachte es mit sich, daß an Stelle oder neben Talismanen und Amuletten Mittel in Aufschwung kamen, die dem Geist der Zeit entsprechend durch Verwendung pflanzlicher und tierischer Bestandteile und in der Form von Mixturen, Pulvern und Salben hergestellt wurden. Man kann im Soldatenaberglauben des letzten halben Jahrtausends bis weit in die neue Zeit hinein die verschiedenen zur Herstellung von Schutzmitteln gebrauchten Pflanzen und Tiere feststellen und daraus ersehen, daß sich der Unsinn dieses Aberglaubens zumeist entweder auf gewisse Eigenschaften oder auf gewisse Namen dieser Tiere und Pflanzen stützte. Unter den botanischen Zaubermitteln steht vor allem die Allermannsharnischwurzel an der Spitze. In rohem oder im gekochten Zustande schützt sie den Träger entweder schon an sich oder vermischt mit anderen Dingen vor Schuß und Hieb. Der Name Allermannsharnisch, der ziemlich alt ist, weist auf

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Zauberkraft dieser Pflanze hin. Ein gleiches gilt von der Siegwurz, auch rote Schwertel genannt, dem Ritterſporn, dem Wegwart und anderen.

Die Wirkſamkeit der einen oder anderen Pflanze hängt daher vornehmlich von dem Sprachgebrauch ab, der die verſchiedenſten Bezeichnungen für die gleiche Pflanze findet, daher nach Ort und Ueberlieferung wechſelt. Eine vielfach für zauberiſche Zwecke gebrauchte Pflanze iſt das Hafenkraut, das auch Konradskraut, Johannisblut und — ſehr bezeichnenderweiſe — Teufelsfluch und Hexenkraut genannt wird. Dieſes Kräutlein, unter verſchiedenen ſehr feierlichen, ſehr ſeltſamen und deshalb um ſo lächerlicheren Zeremonien geſammelt, verleiht dem Beſitzer eine derart feſte Haut, daß keine Kugel und kein Schwert ſie verletzen könne. Es iſt zu betonen, daß die Wirkſamkeit der vielen Schutzmittel aus der Pflanzenwelt, deren Zahl außerordentlich groß iſt, nur in einem begrenzten Gebiete anerkannt wird, während ihnen an anderen Orten dieſe Wirkſamkeit nicht zugeſtanden wird.

Nicht minder ſtark iſt der Glaube an die Zauberwirkung mancher Tiere, beziehungsweiſe deren Körperteile verbreitet. Wotans Vogel, der Rabe, der im Zauberglauben des deutſchen Volkes einen beſonderen Rang einnimmt, vermag auch in der Kunſt des „Feſtmachens“, alſo dem Schutz des Soldaten gegen die Gefahren des Krieges, ſich als ſehr nützlich zu erweiſen. Ein Rabenauge, das der Soldat bei ſich trägt, gilt als zuverläſſiger Zauber, ebenſo Wolfsaugen. Die Grauſamkeiten, die gegen die harmloſen Fledermäuſe aus abergläubiſchen Gründen begangen wurden und noch immer begangen werden, ſind ja bekannt: Schnauze und Ohr einer lebenden Fledermaus abgeſchnitten und in die Kleider genäht, galt in mancher Gegend als ein ſicheres Mittel, ſich gegen Hieb und Schuß feſt zu machen. Auch ſchwarze Katzen, Maulwürfe, ſchwarze Hähne, Ziegenböcke, ja auch Gemſen, müſſen für dieſen Zauber, zumeiſt unter erbarmungsloſen Grauſamkeiten ihr Leben laſſen.

Ein weit verbreitetes und an ſich recht harmloſes Mittel beſteht darin, abends in den Hühnerſtall zu gehen und alle Eier, die man vorfindet, ſchwarz zu färben. Am nächſten Morgen wird eines davon weiß ſein, und dieſes muß man austrinken, um allen Gefahren des Krieges entgehen zu können. Daß tatſächlich nicht ſelten unter den ſchwarzen Eiern ſich am anderen Morgen ein weißes gefunden hat, iſt einwandfrei feſtgeſtellt, denn zum Glück gibt es doch überall irgendeinen vernünftigen Burſchen oder ein ſchalkhaftes Mädchen, die die Dummheit eines Dorfgenoſſen durch eine entſprechende Schelmerei unterſtreichen.

Neben dem Eier- und Pflanzenzauber und in Anlehnung an die Amulette und Talismane, ſind es die Zauberzettel, die Schutzbriefe, die am weiteſten Verbreitung gefunden haben und deren Anwendung bis in die neueſte Zeit geht. Dieſe Schutzbriefe fallen unter den Sammelnamen „Paſſauer Kunſt“. Ein Scharfrichter zu Paſſau hat in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges die ſchlaue Idee gehabt, unverſtändliche und ſinnloſe Worte auf ein Blatt Papier zu ſchreiben, dieſes ſorgfältig zu verſiegeln und es dann den Landsknechten als ſicher wirkendes Schutzmittel zu verkaufen. Die Paſſauer Kunſt erwies ſich für den Erfinder ſo einträglich, daß ſich Konkurrenten in Hülle und Fülle fanden, und bis heutigen Tags dieſe merkwürdige Induſtrie nicht ausgeſtorben iſt. Man braucht ſich ja nicht darüber zu wundern: laufen doch gegenwärtig in verſchiedenen deutſchen Städten ſogenannte Kettengebete herum, ein Unfug, der ſich trotz aller Zeitungswarnungen noch immer zu erhalten vermag. Dieſe Kettengebete ſind an ſich nichts weiter als eine andere Form der alten „Paſſauer Kunſt“.

Die Zahl der Gebete, der Beſchwörungsformeln, der Anrufungen, die bei der Anfertigung ſolcher Schutzbriefe in Anwendung kamen, iſt eine unüberſehbare. Zum Teil ſind es richtige Gebete, zum größeren Teil jedoch lächerliche Anhäufungen von Buchſtaben und Zeichen, von ſinnloſen Worten, untermiſcht mit Kreuzen und Pentagrammen. Als ein kleines Beiſpiel mag der folgende Schutzbrief gelten, von dem zahlreiche Exemplare in den Kriegen von 1866 ſowie 1870/71 hergeſtellt und unter

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Soldaten verbreitet wurden: „Heiliger Schutzbrief! Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. So wie Christus im Oelgarten stillstand, so sollen alle Geschütze stillstehen. Wer dies bei sich trägt, dem wird nichts schaden Geschütz, Degen und Pistolen. Durch deinen Befehl und durch deinen Tod, Jesus Christus, müssen stillstehen alle Gewehre, die man auf mich loshält; es müssen stillstehen alle sichtbaren und unsichtbaren Gewehre durch den Befehl des Engels Michael und im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Gott sei mit mir. Wer diesen Segen gegen die Feinde bei sich trägt, der wird vor Gefahren beschützt bleiben. Wers nicht glauben will, der schreibe es ab und hänge es einem Hunde um den Hals und schieße nach ihm, so wird er finden, daß es wahr ist. Wer diesen Brief bei sich trägt, der wird nicht gefangen, noch durch die Waffen verletzt werden. Amen. So wahr es ist, daß Christus gestorben und gen Himmel gefahren und auf Erden gewandelt hat, kann nichts gestochen, geschlagen, noch an meinem Leib verletzt werden, Fleisch und Gedärm; alles soll mir unbeschädigt bleiben. Ich beschwöre alle Gewehre auf dieser Welt dem lebendigen Gott, Vater, Sohn und heiligen Geist; ich beschwöre mich im Namen des Blutes unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi, daß mich keine Kugel trifft, sie sei von Silber, Gold oder Blei. Gott im Himmel mache mich vor allem sicher frei im Namen usw. Amen. Dieser Brief ist vom Himmel gesandt und in Holstein gefunden worden 1724; er war mit goldenen Buchstaben geschrieben und er schwebte über der heiligen Taufe; wenn man ihn angreifen wollte, wich er zurück, bis 1791 jemand den Gedanken bekam, ihn abzuschreiben und der Welt zu offenbaren."

Aus diesem Unsinn läßt sich leicht eine Vorstellung von der ganzen Passauer Kunst machen. Aber dieser Brief ist noch lange nicht der Gipfel, ja er ist im Verhältnis zu dem, was an abergläubischem Blödsinn geboten wird, noch recht harmlos.

In England, dem Lande der Frömmler und Heuchler, sind solche abergläubische Schutzmittel unter den Söldnern stark verbreitet; daß die Russen fast durchweg mit Zaubermitteln ausgerüstet sind, hat sich bei den Gefangenen feststellen lassen. Auch der deutsche Soldat von heute nimmt ein Zaubermittel mit in den Krieg; sein tapferes deutsches Herz, sein felsenfestes Vertrauen auf die gute Sache, für die er kämpft, und das sichere Bewußtsein, daß seinen Waffen der Erfolg blühen wird. Und diese drei Zaubermittel, sie haben sich bis jetzt bewährt und werden sich auch weiter als die zuverlässigsten bewähren.

Wie Mekki el Hadsch den Heldentod starb.

Skizze aus Marokko von J. Jung.

Travacha la muchera, travacha, travacha. Gequetscht klangen die Töne des eintönigen Rhythmus zum Bauchtanz aus den Kehlen der angetrunkenen Gäste des Café an der Stadtmauer. Schwer lag der süßliche Geruch des Haschisch in den bläulichen Rauchstreifen, die sich an die Halfamatten anklammerten und sich verbanden wie Spinnweben. Eine kümmerliche Talgkerze glimmte in der einst prunkvollen, jetzt zerbeulten, ihrer Glasscheiben beraubten Baschadorlaterne, wie sie sie in Marokko nennen, flackerte bei jedem Windstoß, der durch die nur mit einer schmierigen Matte verhängte Tür eindrang, ängstlich auf und beleuchtete die schwärzlichen Gesichter der Besucher, Negerjungen, Eseltreiber ihres Zeichens, Matrosen von dem kleinen Küstensegler im Hafen, verwegene Typen, direkte Nachkommen jener Korsaren, die seinerzeit das Mittelmeer unsicher machten, Europens Küsten brandschatzten und nun mit ansehen mußten, wie die Franken es ihren Ahnen gleich taten, nicht mit mehr Grund und nicht mit mehr Menschenfreundlichkeit. Ein ganz alter Kerl dazwischen, Mekki el Hadsch, der Pilger, der in Mekka gewesen und sein lebelang den Ehrentitel führte, zum Zeichen, daß ihm nach dem Tode unfehlbar des Paradieses Freuden zuteil werden würden. Ganz sicher war er dessen noch nicht, sonst hätte er sich nicht auf dem kahlen Schädel ein lustiges,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schon ergrautes Zöpfchen gepflegt, an dem ihn Allah noch schnell fassen sollte, wenn er einst auf der Messerschneide, die diese Welt von jener trennt, ins Wanken geraten würde.

Auch der heilige Mann war betrunken... Drüben beim Spanier war es hoch hergegangen. Der hatte neben der Kneipwirtschaft eine kleine Börse für die geplünderten Sachen eingerichtet. Er zahlte schnell für die ihm gebrachten Raubstücke, ohne lange, ganz gegen seine Gewohnheit, zu handeln. Denn was er mit der Rechten ausgab, das wußte er, bekam er in die Linke zurück für den Fusel, das schale Gesöff, das einige Bier oder Wein nannten, eine ekle Schnapsart auf Rosinen gebraut und schnell wirkend, besonders schnell bei den frommen Muselmännern, die nicht alle Tage sündhaft genug waren, dem Alkoholteufel nachzugeben. Als es dunkelte, flog einer nach dem anderen auf die Straße und manch Eseltreiber rollte zwischen die Füße seines dort ruhig im Straßenschmutz schnobernden und sich an Kohlstrunken nährenden Grautieres, das den Herrn wehmütig beroch und als frommes Museltier vor dem Fuselgeruch aus seinem Schlunde empört den Kopf wandte. Als selbst das Kratzen mit den zierlichen Hufen ihm nichts half, fing er nach seiner Rasse Art so wehmütig und entsetzlich an zu singen, daß ein Toter, der ihm zwischen den Beinen gelegen, auferweckt worden wäre... Doch Bkak el Abd, sein Herr, zu deutsch, Blitz, der Neger, schnarchte weiter. Erst als sämtliche Esel um ihn herum in den Chorus einstimmten, und es selbst der dickhäutige Spanier nicht mehr aushielt, sondern mit einem Stock und einem Wassereimer erschien, den er über den Sündenbock leerte, torkelte der Schwarze auf, ergriff seinen Kaktusstachel, bohrte ihn seinem Esel in eine dazu eigens offen gehaltene Stelle im Rücken und unter gräßlichen Verwünschungen klammerte er sich an den Reitsattel, und der Esel trabte auf die Aufforderung hin, zu seiner Mutter zu gehen, zum Café an der Mauer, wo er des Nachts zu stehen pflegte, wenn sein Herr drinnen den anderen Morgen heranschlief.

Der dickflüssige Kaffee bannte zeitweise des Alkohols Geister. Dann erinnerte sich Mekki des vergangenen Tages. Er hörte wieder das Krachen der Geschütze, das Sausen der Granaten, deren jede von den Frauen in den Gärten mit ihrem langgezogenen schrillen Jujuju begrüßt worden war. Ein Geschoß war gerade in seine Reisighütte geschlagen, als er sie kaum verlassen hatte. Allah hatte ihn noch einmal vor dem Tode bewahrt, aber sein Heim, wenn es auch nur ein elender Aufbau aus Zweigen mit einem Stück alter Dachpappe zum Schutz gegen den Regen gewesen, war hin; seine dort unter einer Matte aufbewahrte armselige Habe vernichtet, und er mußte sich die Mühe machen, die Hütte auf seine alten Tage wieder aufzubauen. Das ärgerte ihn am meisten, daß er nun würde eine Arbeit leisten müssen, sich anstrengen, bloß, weil diese Ungläubigen sich das Vergnügen machten, die leere Stadt zu beschießen.

Wenn das wenigstens noch Zweck gehabt. Aber längst waren alle Soldaten raus, niemand würde die Franken hindern, sich des Landes zu bemächtigen, und nun faßte ihn eine furchtbare Wut auf die Askaris, die Sultanskrieger, daß sie sich dünne gemacht hatten. Bisher waren es ja seine Freunde gewesen, er hatte ihnen seine kleinen Dienste geleistet, die die paar Kupfermünzen brachten, die ihm zu der Zwiebel und dem Maisbrot nötig waren. Aber nun waren sie fort und hatten nicht einmal verhindert, daß man seine Hütte zusammenschoß. Das forderte Rache. Es trieb ihn zur Kaserne, und siehe da, er war nicht der einzige. Von allen Seiten kamen sie, Neger und Juden, in schwarzen Kaftanen, sie drangen durch die rasch eingeschlagenen Tore und kamen bald wieder heraus, beladen mit allem möglichen Plunder, Decken und Mänteln. Da war auch Mekki mitgegangen, denn an den Askari mußte er sich rächen, das stand fest, und er hatte plündern helfen und jene Freude empfunden, an dem Verbotenen, an dem Schöpfen aus dem Vollen und hatte sich bepackt mit allem, was ihm in die Nähe kam, hatte es wieder fortgeworfen, wenn er etwas Besseres sah und schließlich einem alten Juden sein Bündel mit grober Faust entrissen, der es sich demütig vom Sohn der herrschenden Rasse gefallen ließ, wenn der auch nur ein Bettler war. Sonst würde er schnell zum Kadi gerannt sein,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aber hier tat er selbst Verbotenes und duckte sich. Mekki sah seinerseits nicht ein, wie ein Jude dazu kam, einen Gläubigen zu bestehlen, denn das waren die Askari, die er augenblicklich haßte, immer noch, und darum stahl er lieber selbst, außerdem war er gewiß, daß der Jude sich nicht das Schlechteste in seinen Sack gepackt haben würde, und so verließ er beruhigt das Gebäude im doppelten Hochgefühl, seine Rache gestillt und das Gut gläubiger Muslims nicht in den Händen eines Judenhundes gelassen zu haben.

Daran erinnerte sich Mekki, und daß er es nachher beim Spanier verkauft und den Erlös vertrunken, und seine Wut begann von neuem. Zur Beruhigung zog er sein Pfeifchen aus der Tasche, dessen Kopf nicht größer wie eine Haselnuß war, stopfte es voll Hanf, entzündete es, und bald verrieten seine unnatürlich erweiterten Augen, über denen es wie ein Schleier lag, daß ihn herrliche Träume umgaukelten.

Kanonendonner erweckte ihn aus seinem Schlummer, aber er erwachte nur halb, der Haschischrausch läßt nicht so schnell los. Er taumelte auf die Straße. Es zog ihn zum Hafen hin, dort landeten gerade die Franken. Stumpfsinnig sah er zu und ließ sich erst durch einen Kolbenstoß vertreiben. Er fühlte den Stoß, wie wenn er einem anderen versetzt wäre, aber er fühlte ihn, und die Wut packte ihn von neuem. Er schlich den Franken nach. Immer hinter dem her, der ihn gestoßen. Er lauerte auf ihn wie eine Schlange auf ihre Beute. Er murmelte alte Beschwörungsformeln, die er von einem Derwisch gelernt, die sollten den Christenhund vernichten, ihn abbringen von den Kameraden. Nun kam die Patrouille vorbei an der Kneipe des Spaniers. Der bot ihnen mit freundlichen Worten einen Trunk und zum Dank ließ der Leutnant ihm den Mann als Wache, der Mekkis Todfeind war. Mekki war lautlos in sich zusammengesunken, er kauerte jetzt an der Straßenecke. Seine Kapuze über den Kopf gezogen, schlief er scheinbar, aber durch einen Spalt beobachtete er den Franken. Der schulterte sein Gewehr und ging auf und ab. Langsam schlich Mekki sich näher. Jedes Mal, wenn der Mann sich zu ihm wandte, saß er wieder wie schlafend. Nun mußte der Soldat beim nächsten Gang an ihm vorbei. Da saß ihm im Wege das schmutzigbraune Bündel Mensch. Mit der Siegerrohheit stieß er nach ihm mit dem Fuß. Wie eine Wildkatze schrie Mekki auf und im selben Augenblick bohrte er ein langes Messer, das er bereit hielt, in die Kehle des Franken, der wie vom Blitz getroffen zusammenbrach. Die Straße war leer, niemand Zeuge des Mordes. Aber Mekki floh nicht. Er war jetzt der Sieger, der Rächer der Unbill, die ihm, die dem ganzen Islam widerfuhr durch diese Frankenhunde. Er hockte nieder neben der Leiche und begann langsam den Kopf vom Rumpfe zu trennen. Mit Wollust versenkte er sein Messer wieder und wieder in den noch warmen Körper, langsam bohrte er es in die gebrochenen Augen, und bei jedem Stich zählte er auf wofür, das für meine Hütte, das für mein Pfeifenrohr, das für den Kolbenstoß, das für den Fußtritt.

So fand ihn eine Patrouille. Sie machte kurzen Prozeß. Nun lag er von einer Kugel durchbohrt im Rinnstein. Ein Esel beschnoberte die Leiche und Allah faßte seinen Haarschopf, um ihn zu sich zu ziehen, denn er war im Kampf gefallen mit den Ungläubigen.

Randbemerkungen.

Miesmacher.

In Friedenszeiten mögen Miesmacher auch ihr Gutes haben. Der Pessimist ist an sich zwar unter allen Umständen und zu jeder Zeit eine bedauernswerte Erscheinung. Aber es ist nicht zu übersehen, daß der Ungläubige oder jedenfalls nur Schwergläubige durch seinen pessimistischen Hang, bei jedem neuen Unternehmen etwaige Rückschläge immer schon als gegebene Tatsachen in Rechnung zu stellen, auch manches Gute zu stiften in der Lage ist. Allerdings nur in negativem Sinn, indem er unternehmungslustige Optimisten durch seine Miesmacherei davon zurückhält, die Probe auf nicht ganz todsichere Experimente zu machen. Es

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist aber gut, daß auch in Friedenszeiten immer die Optimisten und nicht die Pessimisten die Welt regieren. Denn stets sind es die Gläubigen und Zuversichtlichen, die dem Fortschritt dienen und das Neuland ungeahnter Möglichkeiten erobern, während die Miesmacher und Ungläubigen nichts anderes für sich in Anspruch nehmen können, als den billigen Triumph, neben vielen Siegen der Allzukühnen auch immer wieder auf gelegentliche Erfüllung pessimistischer Prophezeiung hinweisen zu können.

Ist aber im Frieden die Miesmacherei, soweit sie sich in Kritik oder Ratschlag an öffentlicher Stelle betätigt, sozusagen ein unfruchtbares Persönlichkeitsrecht, das man als zur Totalität der Erscheinungen gehörig doch letzten Endes gelten lassen muß, so wird sie in Kriegszeiten zu einem gemeingefährlichen Unfug. Zu einem gemeingefährlichen Unfug und zu einer öffentlichen Gefahr, gegen die man nicht laut genug Einspruch erheben kann. Im Kreise seiner Familie oder seiner intimsten Freunde kann und mag der geborene Pessimist das Endergebnis des kriegerischen Ringens so schwarz ausmalen, daß es ihm eine Lust zu leben ist. Aber wenn der Miesmacher über die Schwelle seines Hauses tritt, sich schwarzredenderweise weiteren Kreisen zuwendet oder gar Gelegenheit hat, seine Gedanken in Druckerschwärze umzusetzen, so wird er im Zeichen des Krieges zu einem Schädling an der Verteidigungskraft des Vaterlandes. Es ist nicht zu sagen, wovon diese Miesmacher leben. Oder vielmehr, es ist sehr leicht zu sagen, denn stets ist es das unkontrollierbare Gerücht oder die an Tatsachen nicht gebundene „fließende" Erwägung, mit der sie der siegessicheren Zuversicht beizukommen versuchen. Nichts ist für die Methode dieser öffentlich wirkenden Flaumacher bezeichnender als die Art, wie in Ermangelung deutscher Rückschläge, die sich angesichts des Tannenberger Sieges und angesichts der Waffentriumphe von Lüttich bis Antwerpen beim besten Willen nicht konstruieren ließen, die österreichischen Bundesgenossen herhalten mußten. Unnütz, diesen Miesmachern klar zu machen, daß es in dem Operationsgebiet des österreichisch-russischen Kriegsschauplatzes kein Antwerpen zu erobern galt, weil es dort kein Antwerpen gibt, zwecklos, darauf hinzuweisen, daß sich die österreichische Feste Przemysl im Gegensatz zu Antwerpen Monate lang hielt und daß hier, wo die Oesterreicher mit einem bewundernswerten Aufwand an heldenhafter Tapferkeit eine vielfache Uebermacht aufhielten, Siegestaten vollbracht wurden, die in ihrer Wirkung jeden Vergleich mit den Taten der Deutschen im Westen aufnehmen kann — der Miesmacher hat Oberwasser, weil er uns beweisen kann, daß die Oesterreicher noch immer nicht die Dummheit begangen haben, den Marsch nach Petrograd zu unternehmen, und weil er überhaupt mit Skepsis gegen eine Volksart geladen ist, welche, wie die der Oesterreicher, Gott sei Dank noch optimistischer veranlagt ist als der kühlere Norden.

Gegen die öffentlichen Miesmacher! Nicht energisch genug können und müssen wir ihnen in dieser Zeit Schweigen gebieten, denn Oesterreicher und Deutsche brauchen in diesem Ringen, das länger dauern wird, als wir alle ahnten, nichts notwendiger als ungebrochene Zuversicht.

Zur Naturgeschichte der Kriegsanekdote.

Wie der aus Millionen kleiner Sterne bestehende Kometenschweif dem Kern des Kometen folgt, so ist noch stets in jedem Kriege die Kriegsanekdote des blutigen Ernstes buntschillernde Begleiterin gewesen. Kein Wunder, daß die sagenbildende Kraft dieses Völkerringens trotz der viel verlästerten Phantasielosigkeit des heutigen Menschengeschlechts nicht hinter den gleichen Erscheinungen früherer Kriege zurückbleibt. Die Kriegsanekdote des Weltkrieges 1914 nimmt nur insofern auf den entwickelteren Realitätssinn der Zeitgenossen Rücksicht, als sie sich, anders wie zu der Großväter Zeiten, dazu verpflichtet fühlt, für jedes Heldenstückchen, das sie uns von den entfernten Kampfplätzen zuträgt, uns stets mit den real greifbaren Namen zu dienen. Wir sollen wissen, daß es der Musketier Müller IV aus Rastatt ist, der mit zwei Kameraden hundert Gefangene machte, und diese hundert Gefangenen, die vor lauter Verblüffung über diese Frechheit ihre hundert Ge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wehre fallen ließen, ablieferte, als hätte er einen Hasen erlegt. Aber was ist Müller IV aus Rastatt! Wozu haben wir so manche gefeierte Bühnengröße im Felde, wenn diese nicht auch den Helden für Anekdoten hergäbe. Da ist, wie die verdienstvolle Berliner „B. Z. am Mittag" berichtet, der Wiener Hofschauspieler P., der auch einmal an der Berliner Hofbühne mit Erfolg gewirkt und, nun längst zum Leutnant befördert, das Eiserne Kreuz auf seinem Waffenrock trägt. Ja, ja, was man nicht alles im Schützengraben erlebt. „Wer hier," so wird der „B. Z." aus Wien berichtet, den feingesinnten Künstler kennt, weiß, daß er seit seinem Aufstiege es sorgfältigst vermied, mit Personen Verkehr oder Beziehungen zu pflegen, die irgendwelchen Einfluß auf seine Stellung nehmen konnten. P. hat immer selbst mit Freunden, die zu Funktionären des Hauses avancierten, nur „dienstlich" gesprochen und ist ganz besonders jeder Bekanntschaft mit einem Zeitungsmann, der ein kritisches Richtschwert schwang, ängstlich aus dem Wege gegangen. Diese überaus korrekte Art mußte deutlich betont werden, damit die Pointe dieses Geschichtchens besser in die Erscheinung trete .... P. lag eines Abends nach einem größeren Gefecht mit seinen Kameraden im Schützengraben, als sich in der Nähe ein leises Wimmern und Wehklagen erhob. Sofort machte er sich mit zwei Mann auf die Suche und entdeckte bald in einer Ackerfurche einen Verwundeten, der nach einem Schluck Wasser verlangte. Man brachte den Franzosen ins Lager, und P. reichte dem Gefangenen die Feldflasche und sorgte auch sonst für die Pflege des Verwundeten. Als der Franzose sich ein wenig erholt hatte, griff er hastig nach den Händen Ps., die er unter Dankesworten freudig schüttelte. „Mein Herr, ich bin von unendlichem Danke für Ihre Güte erfüllt. Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen bekannt mache. Mein Name ist Méténier, Kritiker des ...."

Unsere Kriegsanekdotendichter sind Leutchen, die keinen Spaß verstehen und es als ihr gutes Kriegsrecht beanspruchen, nicht als Dichter, sondern als Chronisten bewertet zu werden. Hier aber hat das Bedürfnis, die nur soldatisch interessierende Heldengestalt des Müller IV aus Rastatt durch „berühmte" Persönlichkeiten aus dem Theaterleben abzulösen, dem Wiener Chronisten einen lustigen Streich gespielt. Es ist nämlich historische Tatsache, daß der französische Schriftsteller Méténier, von dem hier die Rede ist, schon etliche Monate vor Kriegsbeginn eines friedlichen Zivilistentodes gestorben ist.

Mister László Fülöp.

Noch einer, der gerade rechtzeitig das Barbarentum der Zentralmächte erkannt und sich schleunigst auf die moskowitisch durchsetzte Speckseite westlich-europäischer Kultur geworfen hat. Der aus Ungarn stammende und mit Speichel malende Hofkünstler Philipp László hat es für richtig und würdig befunden, Judas an seiner Nation zu werden und sich als Engländer zu erklären. Bis vor kurzem noch affektierte er die Betonung seiner Abstammung durch ungarische Schreibung seines Vornamens — Philipp=Fülöp — und Nachstellung hinter den Familiennamen nach ungarischer Art. Jetzt, wo im englischen Geschäftsleben Fremdländisches an Zugkraft verloren hat und Ungar sein einige Unbequemlichkeiten nach sich zieht, ist aus dem Fülöp ein Philipp geworden. (Wie schrieb er sich wohl, bevor es ihm gefiel, zum Magyaren László zu werden.) Oberflächliche Leute könnten aus diesem und andren Fällen den voreiligen Schluß ziehen, Künstler seien charakterlos. Aber abgesehen davon, daß auch andre Leute gleiches getan — man könnte große deutsche Kaufleute in Belgien und englische Gesellschaften bei uns als Beispiel aufführen —, ist zu bemerken, daß alle diese des Verrats schuldigen Künstler schon längst Judasse an ihrer Kunst waren. Der flämische Gatte der Frau Maeterlinck-Leblanc ebenso wie der Hofmaler László. Schacherer mit ihren Talenten. Laßt sie doch laufen; es ist kein Schade um sie.

Herausgeber: F. V. Fischer und Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburgerstr. 58. — Redaktion: Charlottenburg, Mommsenstr. 55. — Verlag: Die Gegenwart G. m. b. H., Charlottenburg, Kneseckstr. 33. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Charlottenburg. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gegenwart

Nr. 48. Berlin, den 28. November 1914 43 Jahrgang Band 86.

Das junge Deutschland.

Schon lange, ehe der unfreundliche Onkel und Deutschenhasser König Eduard für den tosenden Weltkrieg von heute durch die systematische Einkreisung Deutschlands den politischen Boden schuf, hat es auch in Deutschland ein Grüppchen gegeben, das an der in fünfundzwanzigjähriger Regierungszeit immer wieder bewiesenen Friedensliebe Wilhelms II. in nicht selten peinlicher Weise Kritik geübt.

Nicht aus der heute ziemlich überzeugenden Erwägung heraus, daß wir bei aller Friedensliebe doch weitsehender gehandelt hätten, wenn wir zur Zeit des Russisch-Japanischen Krieges, das ein an Japan gefesseltes England sah, kurz entschlossen auch unsererseits auf den Russen losgeschlagen hätten. Nicht aus militärtechnischen Gründen, die vielleicht geboten, den zweifellos gegen Deutschland verbündeten Gegnern nicht Zeit zu immer vollkommeneren Rüstungen zu lassen. Nein, das Grüppchen, das im friedliebendsten Großstaat des Erdenrunds den Krieg, lange bevor dieser zur eisernen Notwendigkeit ward, im Stillen herbeisehnte, betrieb eine gewisse, wenn auch glücklicherweise einflußlose Kriegsschwärmerei aus allgemein ethischen Gründen.

„Die lange Friedenszeit hat eine verweichlichte und tatenunfrohe Generation hervorgebracht..." Das war eine Behauptung, die wir im letzten Lustrum der so verdienstvollen Hohenzollernschen Friedenspolitik tausendmal hören konnten. „Und kommt einmal der Krieg, dann werden wir es erleben, wie sehr eine mehr denn vierzigjährige Friedenszeit der Kraft eines einst kampffrohen Volkes schädlich war..." So hat man im Ingrimm darüber, daß man sich in maßgebenden deutschen Kreisen nie von einer weisen Friedenspolitik abbringen ließ, immer wieder prophezeit.

Der Krieg um des Krieges willen! Der menschenmordende Krieg als eine Art von Zeit zu Zeit unbedingt notwendigen Menschheitssegens, um uns vor den angeblich schädlichen Wirkungen des Friedens zu bewahren! Jetzt haben wir den Krieg. Gott sei Dank, nicht aus dem Leitmotiv dieser stets die lebende Generation skeptisch beurteilenden Propheten heraus. Aber aus dem einzig zulässigen Grunde, daß die Raubgier länderhungriger Nachbarn uns eine andere Wahl nicht mehr ließ. Es ist keine Schwäche, sondern eine Stärke Deutschlands, daß wir im Unterschied zu den Gegnern, für die das ganze Ringen nichts anderes als eine Art merkantiler Terrainspekulation im Großen ist, im politischen Sinne nicht einen Angriffs-, sondern einen Verteidigungskrieg führen. Jetzt haben wir den Krieg. Bald vier schwere blutige Monate lang. Da ist es wohl an der Zeit, zu fragen, ob diejenigen, die in düsterer Schwarzseherei uns so unermüdlich mit dem Gespenst einer Generation beunruhigten, die ob zu langen Friedensgenusses längst die Heldeneigenschaften der Väter einbüßte, Recht behielten?

Wir können uns beglückwünschen: Die merkwürdigen Propheten, die des eignen Landes Jugend nicht genug als entnervt und entkräftet hinstellen konnten, sind schon in den ersten Kriegsmonaten von dieser Jugend in einer Weise widerlegt worden, vor der fast der Tatwillen unserer ruhmreichen Väter verblaßt. Stets ist der Krieg etwas Furchtbares gewesen. Aber noch nie hat er eine solche Un-

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

summe an Nerven und Willenskraft geheischt wie heute in der Zeit der wochenlang zu verteidigenden Schützengräben. Noch nie ward einer Generation ein solcher Kampf aufgezwungen wie der, den heute das bewaffnete Deutschland auf Rußlands und Frankreichs Boden, auf der See, die die Küsten der Heimat umspült, und auf fernem Weltmeer gegen mehr denn dreifache Uebermacht auszukämpfen hat.

Noch gab es zu allen Zeiten und in allen Ländern diese Art griesgrämiger Volksapostel, die jeden natürlich wachsenden Lebensanspruch einer fortschreitenden Zivilisation nur als Zeichen nahenden Verfalls bewerten können und es als hehre Pflicht betrachten, in den lachenden Reichtum ruhig dahinfließender Friedensepochen das dreimal Wehe eines unfruchtbaren Spartanertums hineinzurufen ... Jede neue Generation hat dagegen anzukämpfen, daß die absterbende ihr mißtrauisch den Glauben versagt. Und so wahr der Fortschritt natürlicherund beglückenderweise sich von Generation zu Generation stets reicheren Lebensschmuck schafft, so wahr betete auch zu unserer Zeit eine sich stets forterbende Gruppe von Unfrohen die Geißel schwerer Zeiten wie zu lang ausbleibenden Menschheitssegen herab. Noch keine Jugend ward von dieser Gruppe Schwarzseher so mit wachsendem Mißtrauen angesehen, wie die der letzten zehn Jahre aufblühenden deutschen Wirtschaftslebens.

„Von der wachsenden Verwahrlosung in Deutschlands Jugend . ." Wenn künftige Geschlechter einst die Jahrgänge gewisser deutscher Preßorgane vor den ersten Augusttagen des Schicksalsjahres 1914 durchblättern werden, dann werden sie kopfschüttelnd feststellen, wie dies Schlagwort einem roten Faden gleich fast jeder zweiten pädagogischen Betrachtung zum Leitmotiv dienen mußte. „Von der Verwahrlosung in Deutschlands Jugend .." Es ist so weit gegangen, daß die feindliche Auslandspresse sich diese Litaneien befriedigt zu eigen machen durfte . . Und nun dies Heldentum im Kampf mit Rußlands Riesenheeren! Dies Heldentum, das sich mit demselben Opfermut zum Kampf auf schwankendem Flugzeug wie tief unten auf dem Grund des Meeres drängt. Dies Heldentum, das schon heute für alle Zeiten an die Namen „Emden" und „U 9" geknüpft ist und das gegenwärtig in dem Ringen um Flandern der Welt ein Heldenschauspiel beut, wie es noch keines Krieges Geschichte auch nur ähnlich gesehen!

„Von der Verwahrlosung in Deutschlands Jugend . ." Woher kam es, daß man kein Blatt mehr in Deutschland in die Hand nehmen konnte, ohne irgendwie auf diesen Spuk zu stoßen? Erstens ist es, wie schon erwähnt, die sich forterbende Gegnerschaft zwischen kommenden und gehenden Geschlechtern. Aber daß es so schlimm werden konnte, daß gewisse Monomanen nur noch das Heil in einer Erziehung durch einen Krieg erblickten, liegt an etwas anderem. Man überschätzte gewisse Auswüchse ganz großer Städte. Man glaubte das ganze junge Deutschland zu sehen, wenn in zwei, drei Berliner Paradestraßen eine dekadent aufgeputzte Jünglingschaft herumflanierte. Man betrachtete das nicht immer erfreuliche Kulturbild der oberen Zehntausend und ihrer Nachkommenschaft und vergaß, daß das deutsche Volk aus vielen Millionen besteht. Man beschäftigte sich in der ganzen deutschen Literatur, soweit sie sich mit der Lebensauffassung der aufkommenden Generation auseinandersetzte, viel zu einseitig nur mit bedenklichen Auswüchsen, die immer zur Totalität eines so großen Volksganzen gehören werden, und kam dabei um die Freude, sich dessen bewußt zu werden, wie sehr gerade im letzten Jahrzehnt des deutschen Jugendlebens alles Gesund-Kräftige auf tausend und aber tausend Tummel- und Sportplätzen einen ungeahnten Aufschwung nahm.

Der Krieg um des Krieges willen! Der Krieg als Erziehungsmittel, um der verweichlichten Jugend wieder allmählich Härte und Widerstandskraft zu geben. Es ist von hoher Wichtigkeit, zu konstatieren, daß sich sofort bei Kriegsbeginn diese Gesichtspunkte für Deutschland als völlig überflüssig erwiesen haben. In England, allwo selbst die steigende Gefahr des Vaterlandes die am warmen Ofen sicher gebettete Jugend kühl bis ans Herz hinan läßt, kann und mag man von der Notwendigkeit sprechen, daß der Krieg dies Volk von gleichgültigen Egoisten doch vielleicht noch allmählich zu einer Art bescheidenen Heldentums wecken

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

möge. Aber bei uns war mit dem ersten Aufleuchten der Kriegsfackel das Heldentum in einer Weise da, daß selbst unsere Gegner uns ihre Bewunderung nicht versagen können. Wir führen den Krieg, weil er uns durch die politischen Verhältnisse aufgezwungen war und weil das Vaterland in Gefahr ist. Wer aber noch weiter zu behaupten wagt, daß es erst der Krieg ist, der allmählich wieder so etwas wie deutsches Heldentum weckt, vergeht sich an allen denen, die, ohne je von sich aus kriegsliebend gewesen zu sein, jeden Tag aufs neue still lächelnd dem Tod entgegengehen, als gehe es zu einem Fest. Spectator.

Der Entschluß des Schaffenden.

Von

Hugo Marcus.

Man denkt es sich so: der Produktive schafft am Werk. Und erst, wenn dieses vollendet ist, kommt in seinem befreiten Geist ein nächstes auf. Dazwischen ist vielleicht eine Brachepause, gesund und schön, neuem Erlebnis zugewandt, das erst den Keim pflanzt zum neuen Werk. Arbeit, Ruhe und Erlebnis, Arbeit, Ruhe und Erlebnis, ein anmutiger, unnervöser Rhythmus. Aber in Wahrheit muß, wer einmal produziert, immerfort konzipieren und produzieren. Er muß es auf den verschiedensten Gebieten. Es ist seine Natur. Es gibt nichts, was ihn nicht anregte. So hat jedweder Produktive viele Pläne nebeneinander, und die neuen Gedanken, Beobachtungen, Details sind immer schon da, sie häufen sich, wenn das eben in Arbeit befindliche Thema noch lange nicht abgeschlossen ist. Deshalb hetzen jene neuen Pläne den Produktiven immerwährend, seine Arbeit zu beschleunigen: nicht um fertig zu werden und auszuruhen, sondern um aufs neue beginnen zu können, ohne Ende, rastlos. Gegen diesen ungestümen Vorwärtsdrang hat er seine ganze Widerstandskraft nötig. Gelegentlich beklagt sich die Kritik, daß selbst ein großer Meister, ein bekannter Autor lässig geworden sei und Unausgereiftes, Verfrühtes aus der Werkstatt gelassen habe. Die Klage besteht zu Recht: gelingt es doch gerade den gedankenreichsten Schöpfern am schwersten, ihr produktives Ungestüm zu zügeln. Unrecht hat jene absprechende Kritik dagegen, wenn sie die Ursache für die Herausgabe von Ungereiftem in der Mattigkeit, Bequemlichkeit oder Arbeitsunlust des Autors vermutet, während es vielmehr der rasende Arbeitsdrang ist, der den Autor nicht dazu kommen läßt, das einzelne zu vollenden.

Trotz dieses Dranges und trotz so vieler Projekte verfällt indessen gerade wer auf zahlreichen Gebieten die verschiedensten Pläne hat, nach Abschluß einer Arbeit leicht in einen Zustand lähmender Untätigkeit, gleich als hätte er gar nichts mehr zu sagen. Das kommt, weil er zu keinem Entschluß darüber gelangen kann, welcher von allen schwebenden Plänen demnächst zur Verwirklichung kommen soll. Die Untätigkeit entsteht also nicht daraus, daß der Autor keine, sondern daher, daß er zu viele Pläne hat. Wie ein Vater keines seiner Kinder, so vermag der Autor keinen seiner Pläne zu bevorzugen. Und welches Thema er auch ergreife, immer locken zugleich alle anderen, die ihn beschäftigen, mit demselben inneren Anspruch auf Gestaltung, ja mit demselben erhöhten Reiz, den gerade das noch nicht aus der Nähe Geprüfte hat. Mag man deshalb die Arbeit an einem Stoffe auch bereits begonnen haben, so braucht doch nur eine trockene Stelle, ein toter Punkt sich zu zeigen, und man gerät wieder ins Schwanken, ob die Wahl auch die richtige war, oder ob man ein anderes, lohnenderes Thema aufnehmen soll, über das man rascher zu einem nächsten gelangt. Denn das weiß man: um ein Thema bis zu den Feinheiten durchzugestalten, auf die es ankommt, braucht es auch im günstigsten Falle Jahr und Tag. Und währenddessen wird keine Zeit sein für jene zehn Pläne, die den gleichen Anspruch auf Gestaltung geltend machen. Man wird sie also verblassen und verfallen lassen müssen. Denn ein jeder Plan sagt „heute oder nie", weil später bei dem raschen Wechsel des inneren Geschehens nur noch mühseliges und halbes Erinnern ist, was

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heute ein aus dem Vollen schöpfen wäre. Wie man es mithin auch mache: man wird dereinst an alle heute nicht aufgegriffenen Pläne zurückzudenken haben mit dem Gefühl „verloren". Und zu den heutigen werden im Laufe der Arbeit noch allerlei neue Pläne wachsen, die man gleichfalls verloren geben muß, weil sie noch zu früh kommen.

Bleibt der Autor aber unter diesen Erwägungen im Zustand der Unschlüssigkeit, so gleicht er jemandem, der vor Fülle zu gar nichts, vor Möglichkeiten zu keiner Wirklichkeit gelangt — er ist ein Beispiel, wie man nicht aus Armut, sondern an seinem Reichtum zugrunde gehen kann, und wie das Alles sich mit dem Nichts berührt. Ein jeder Autor, der zu einem Werke kommen will, muß es vielmehr begreifen lernen, daß man, um ein Buch zu schreiben, zehn andere (mit andersartigen Vorzügen) ungeschrieben lassen muß, verschmerzen muß: daß man als Produktiver immer nur ein Zehntel seines Reichtums rettet, manchmal noch viel weniger. Und da man gewertet wird nach dem Geringen, was man gab, und nicht nach dem Reicheren, was man zu geben hatte und nicht geben konnte, um überhaupt etwas geben zu können, so muß jeder Autor auch dies ertragen lernen, daß ein fragmentarisches, ein falsches Bild von ihm im Bewußtsein seiner Leser entsteht. Als Maxima aber ergibt sich: es fördert nicht, Zeit durch das Hin- und Herwägen der Stoffe nach ihrer Bedeutsamkeit zu verlieren, denn der Begriff davon schwankt ohnehin ständig in uns, und man käme auf diese Weise nie zur Tat. Sondern irgendeinen, den nächstliegenden, Plan gilt es zu ergreifen, ob man ihn besonders liebt oder nicht, um ohne Zeitverlust von ihm zu neuem übergehen zu können. Das beste Mittel, einen Plan aus dem endlosen Kalkül „ja oder nein", „jetzt oder später" zu verdrängen ist, ihn fertig ausgestaltet hinter sich zu lassen; das beste Mittel, die Zahl der zur Wahl stehenden Stoffe zu verringern, ist, einen nach dem anderen zu Ende zu führen. Mit einem Worte, es wird wichtiger, daß man gestalte, als was man gestaltet.

Das Hin- und Herschwanken, das sich immer wieder fragt, paßt für die gegenwärtigen Kräfte eine große oder kleine Arbeit, eine der vorigen ähnliche oder eine ganz verschiedene usw. usw., dieses und jedes andere Schwanken findet seine schließliche Lösung meist durch äußere Umstände, sobald die inneren Entscheidungen versagen. Man erwägt etwa (der Untätigkeit, die man vielleicht während der Arbeit herbeisehnte, eines Tages herzlich überdrüssig) die Chancen der einzelnen Themen und ergreift dasjenige, das die meiste Aussicht auf Beachtung bietet. Dies ist immer noch ein ganz anderer Sachverhalt, als wenn man sich einem Gebiet, auf dem man noch keine Pläne hat, der Chancen wegen erst zuwendet; hier ist die Liebe da, sie soll nur einen Vorzug erlangen vor anderer Liebe; dort ist sie noch gar nicht vorhanden. — Viel schöner aber ist dieses: Bei irgend jemandem Interesse finden, sei es freundliches oder bekämpfendes, für eine der eigenen Fragen. Und nun, nach einer schönen, höchst hitzigen Gesprächsstunde, vielleicht voller Gegensätze der Anschauungen und voller Anfeindungen, steht es plötzlich fest: dies mußt du schreiben, und zwar jetzt gleich; für den! Der Mensch steht vor dir und erlöst dich von der Wahl im Sachlichen — und weiß gar nicht, was er dir gegeben hat und welchen Dank du an ihn und an das Leben hast, denn er kennt die Wirkung dieser Stunde nicht. Dieses Dankgefühl für etwas, was gar nicht uns zu besonderer Liebe geschah, muß man erlebt haben; es ist etwas Schönstes. (Und das Leben gibt uns allenthalben so viel, ohne daß es etwas geben will, ohne daß es darum weiß, nicht „damit wir", sondern „weil es", nicht aus Güte, sondern aus Reichtum. Wir fühlen deshalb auch so oft gar nicht: ich habe zu danken! sondern: wie schön ist es! Und das ist der größte Dank, dessen wir fähig sind.)

Nach einem Gespräch wie dem oben gemeinten, weiß man plötzlich, daß man für jemanden schaffe. Man wird ihn vielleicht nicht mehr sehen. Man wird ihm das fertige Werk vielleicht nicht schicken, weil die soziale Stellung zu verschieden ist und man sich nur flüchtig kannte: auf einem Spaziergang etwa. Vielleicht stirbt er. Ganz gleich. Man schreibt

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nun für ihn. Die Rage der einen Gesprächsstunde ist unser Schicksal für Jahre. Der Furor dieser Stunde gießt sich über die ganze Kette verflochtener Gedanken aus. Und wie gesagt, man ist schon glücklich, Widerspruch gefunden zu haben: einen Menschen, der gar nicht dieselben Meinungen hatte, aber dessen Meinungen dieselben Fragen betrafen. „Gegen den" es sich lohnt, da es sich nicht „für ihn" lohnen kann. Ein oder zweimal ist mir im Leben dieses schönste Glück zuteil geworden. Die Betreffenden wissen nichts davon. Aber ich vergesse es ihnen nicht. Vielleicht war es ein Mißverständnis, eine freundliche Lüge: vielleicht interessierte sich der andere gar nicht für mein Thema, oder nur auf ein kurzes Gespräch (jeder ist ja im ersten Gespräch so viel mehr Blender und Gaukler als sonst). Oder er ist der Sache immer ferner gerückt, während ich ihr immer näher kam: in Gedanken an ihn! Das tut alles nichts. Das Werk ist dennoch da. Der Irrtum über das Interesse des anderen war nur eine List der Natur, das Werk hervorzulocken.

Ich habe gesagt, daß jeder Autor nur einen kleinen Bruchteil dessen zu gestalten vermag, was er besitzt, weil er bei der Raschheit des geistigen Empfangens und der Langsamkeit des Formgewinnens mit seiner Produktion notwendig immer weiter hinter seinem Erleben, hinter sich selbst zurückbleibt. Auch war die Folgerung gezogen, daß jeder Autor sich darein finden muß, stets nur in fragmentarischem, in falschem Bilde vor seinen Lesern zu erscheinen. Ja, in dieser Hinsicht steht der Autor, dessen ganzes Tun auf dem Drang basiert, sein wahres Bild (das wahre Bild seiner geistigen Welt) zu befreien, noch schlechter da als die Ueberzahl der Menschen, die nie Autoren werden. Wer nämlich ganz schweigt, von dem weiß jeder, er behält das Seine, er behält sein Letztes für sich. Der Schweigende wird leicht überschätzt; man kann noch Illusionen über das haben, was er verschweigt. Aber der Autor redet ja, und wer überhaupt redet, denkt man, wird auch alles sagen, was er zu sagen hat, und er wird zuerst sein Wichtigstes, Letztes sagen. Deshalb traut man dem Autor auch menschlich nur das zu, was in seinen Schriften steht. Wer beispielsweise einiges über Pflanzenkunde geschrieben hat, von dem wird leicht geglaubt werden, daß er allein über Pflanzenkunde etwas zu sagen habe und daß damit sein Seelenleben erschöpft sei. Wer einige schwächere Arbeiten veröffentlicht hat, den hält man für einen leeren Menschen. Daß ein Autor niemals alles sagen kann, was er will, sondern Auswahl treffen muß, und daß oft gerade für sein Bestes die Mittel nicht oder noch nicht reichen, das überlegt der Leser nicht. Des Autors Bild gleicht für den Leser immer seinem Werk.

Es ist für den Autor aber schwer erträglich, daß er selbst auf diese Weise sein schiefes Bild geschaffen habe. So wird gerade dies für ihn zum ewigen Stachel seiner Produktion, dem immer neue Arbeiten ihre Entstehung verdanken, daß er endlich einmal alles, daß er endlich einmal sich ganz gesagt haben will.

Es gibt aber außerdem noch zwei andere Wege, auf denen der Autor sich selbst zu seinem richtigen Bilde zu verhelfen sucht. Der eine ist gewiesen durch die Forderung: so zu schreiben, daß jede Zeile die ganze Persönlichkeit birgt, daß in jedem Bruchstück die Idee des ganzen Werkes, ja des ganzen schöpferischen Willens lebe und zum Vorschein komme. Denn in diesem Falle genügt ja weniges, um bereits das richtige Bild der Gesamtpersönlichkeit hervorzurufen. Und wirklich gibt es Spezialstudien über sehr entlegene Gegenstände, nach deren Lektüre wir gleichwohl überzeugt sind, daß der Mann, der sie schrieb, auch alles andere, auch alle Verhältnisse des breiteren Lebens groß und selbständig anfassen wird. — Wer es indessen nicht vermag, so ins einzelne das Ganze hineinzulegen, der wird auf einen anderen Ausweg gedrängt. Ein jeder, der stark erlebt, hat zunächst den Wunsch, alles einzelne Erleben in seiner individuellen Eigentümlichkeit darzustellen: eben weil es ihm so wertvoll ist; d. h. er wird zum künstlerischen Schaffen gedrängt. Denn dieses geht auf die individuelle Gestaltung des Einzelfalles aus. Häufen sich die Erlebnisse jedoch in Ueberfülle, so daß man das einzelne nur darstellen könnte mit Verzicht auf das meiste andere, und will man diesen Verzicht nicht tun, verlangt man

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

also gleichwohl die ganze Fülle: dann wird man unwillkürlich versuchen, ganze Gruppen von Erfahrungen in einem Satz zusammenzufassen, man wird sehen, sich durch Verallgemeinerungen von ganzen Erlebnisbündeln auf einmal zu befreien, d. h. man gerät unversehens in eine wissenschaftliche Darstellung. Denn das Wesen der Wissenschaft ist es, viele Einzelfälle in einen Allgemeinsatz zusammenzufassen. Und gerade dadurch, daß jemand reich erlebt, offenbaren sich seinem immer wiederholten Erleben schon ganz von selbst gewisse zusammenfassende Erlebnistypen und Richtlinien. Dies ist die Geburt der Wissenschaft aus dem Gefühl. Wir stehen an der Gefühlswurzel der Wissenschaft, die man sonst so gern als Gegensatz des Gefühls hinstellt. Und zwar sehen wir hier ein Erleben, das an sich künstlerischer Art ist, gewissermaßen aus Not dennoch auf die wissenschaftliche Bahn gelangen. Und wir erkennen: die Wendung zur Wissenschaft braucht nicht die Folge zu sein eines Erlebens, das zu kärglich und unpersönlich ist (oder geworden ist) für künstlerische Gestaltung, sondern ganz im Gegenteil, auch dies ist möglich, daß das Erleben nur deshalb in wissenschaftliche Formen flieht, weil es sich zu sehr häuft, um noch künstlerisch darstellbar zu sein. Die Sehnsucht nach der Kunst wird bei Wissenschaftlern solchen Ursprungs freilich oft verbleiben. Oder sie wird allmählich vergessen, aber niemals überwunden werden.

Onkel Sam contra John Bull.

Von

H. F. Crohn.

Als vor kurzem von der Tagespresse eine Erklärung des hiesigen amerikanischen Botschafters veröffentlicht wurde, daß England sich verpflichtet habe, der Einfuhr amerikanischer Baumwolle nach Deutschland, sowie auch der Ausfuhr deutscher Chemikalien und Farbstoffe nach den Vereinigten Staaten kein Hindernis in den Weg zu legen, ist vielleicht im Publikum die große symptomatische Bedeutung dieser Begebenheit nicht im vollen Umfange erkannt worden. Und doch ist es nicht zuviel gesagt, daß hiermit der von England gegen uns geplante und in die Wege geleitete Handelsfeldzug seine erste Phase vollendet hat, und daß das Resultat eine Niederlage unserer Feinde bedeutet. Es ist, um im Bilde zu bleiben, die erste Bresche in die eiserne Mauer gelegt worden, hinter der England unseren Handel und unsere Industrie zu ersticken hoffte; und die Schnelligkeit, mit der dieses geschehen ist, läßt einen baldigen gänzlichen Zusammenbruch unseres Gegners erhoffen. Erst vor kurzem hörten wir, daß man in London sich der wachsenden Nervosität Amerikas wegen der Behinderung seines Handels mit Deutschland durch die britische Flotte bewußt werde, wenngleich man auch der Ueberzeugung Ausdruck gab, daß die Großzügigkeit der gegenseitigen Diplomatie eine Lösung der Frage finden werde. In einer ganz kurzen Zeitspanne nun ist die Freigabe des Baumwollhandels und der deutschen Gegenausfuhr erfolgt. Wir sind überzeugt davon, daß dieser erste Erfolg in nicht geringem Maße der Mitwirkung unserer diplomatischen Vertretung in Washington zu verdanken ist. Der Zeitpunkt für die Aktion war glänzend gewählt, erfolgte sie doch in einem Augenblicke, wo infolge des Eingreifens in den Kampf seitens der Türkei den Verbündeten eine Reihe von schwierigen Problemen in ihren Kolonialbesitzen erwuchsen, so daß sie es vermeiden mußten, mit den Vereinigten Staaten in eine Spannung zu geraten.

Baumwolle ist bekanntlich unser Haupteinfuhr-Artikel aus den Vereinigten Staaten. Nach der offiziellen Handelsstatistik erreichten unsere Bezüge hierin in dem am 30. Juni 1913 abschließenden Geschäftsjahre die Höhe von 144 Mill. Dollar, welche Summe über 26 Prozent der gesamten Baumwollausfuhr der Vereinigten Staaten darstellt, deren Betrag sich in der genannten Periode auf 547 Mill. Dollar belief. Während also die Wiederöffnung des deutschen Marktes für diesen Artikel die erste Sorge der amerikanischen Handelswelt sein mußte, so ist damit noch keinesfalls gesagt, daß hiermit ihre Forderungen England gegenüber befriedigt sein werden. Werfen wir einen weiteren Blick auf die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Statistik. Der für Deutschland nächstwichtige Ausfuhrartikel ist Kupfer; bei einem Gesamtexport von 138 Mill. Dollar bezogen wir hiervon für 46 Mill., d. h. wir nahmen genau ein Drittel der gesamten in Amerika produzierten und für Exportzwecke frei werdenden Quantität. Tatsächlich melden die letzten Nachrichten, daß man sich in Amerika entschlossen habe, um die Frage zu einer Entscheidung zu bringen, eine Schiffsladung Kupfer nach einem der europäischen neutralen Länder zu senden, und die Folgen abzuwarten: ein Beweis dafür, daß sich auch die Kupferproduzenten bereits regen. Bei Getreide, und zwar Weizen und Mais, stellt sich unser Bedarf auf 15,6 Millionen, welches 12½ Prozent der Gesamtquantität von 118 Mill. Dollar ergibt. Für weniger wichtige Produkte diene folgende Tafel:

Artikel	Abgerund. Gesamtbetrag der deutschen Bezüge in $	Verhältnis zum gesamten Export der Vereinigt. Staaten zu dem betreffenden Artikel ca.
Oel für Leuchtzwecke	5,3 Millionen	8%
Schmier- u. schwere Oele	3,5 „	11%
Schmalz	18 „	30%
Oelkuchen	5,2 „	33⅓%
Pelze u. behaarte Felle	6,3 „	35%
Tabak	3,7 „	7%

Von dem gesamten Exporthandel der Vereinigten Staaten, welcher sich auf ca. 2466 Mill. Dollar beläuft, bezieht Deutschland für ca. 331,1 Mill. oder 13½ Prozent. Es steht mit diesem Konsum gleich hinter Großbritannien, ist also der zweitgrößte Kunde Amerikas in Europa.

Die Ausschaltung des belgischen Marktes bedeutet für die Vereinigten Staaten einen weiteren Verlust von 66,8 Mill., und der Oesterreich-Ungarns von 23,3 Mill. Dollar.

Aus diesen Zahlen können wir uns einen Begriff machen, in welchem Maße die produzierenden Vereinigten Staaten durch die maritime Abschließung Deutschlands betroffen werden, und wir finden ferner, daß es sich bei den Geschädigten um Produzenten-Verbände handelt, welche in ihrem Lande einen maßgebenden politischen Einfluß ausüben. Die Vermutung liegt daher nahe, daß, nachdem nun einmal die Baumwoll-Interessenten erfolgreich die angemaßte britische Macht durchbrochen haben, auch die anderen interessierten Kreise das gleiche Ziel zu erreichen suchen werden, zu welchem Zwecke ihnen der gesamte Machteinfluß ihrer Regierung zur Verfügung stehen wird.

Bei den Vereinigten Staaten aber wird diese Bewegung nicht stehen bleiben, denn wir finden, daß auch in den südamerikanischen Staaten trotz ihrer Voreingenommenheit für England und Frankreich sich bereits Zeichen dafür geltend machen, die darauf hindeuten, daß das kaufmännische Denkvermögen auch hier sehr bald eine Bewegung gegen die großbritannische Seeräuber-Politik ins Leben rufen wird. Sehr interessant waren in dieser Beziehung zwei Briefe, welche die „Vossische Zeitung“ am 3. November aus Brasilien von der Vertretung eines der ersten deutschen Industrieunternehmen veröffentlichte. Aus diesen beiden, in einem Abstande von 14 Tagen geschriebenen Briefen wird ersichtlich, daß man zunächst dem Beginn des Krieges mit völliger Gelassenheit zusah, da man von ihm keinerlei nachteilige Wirkungen für Brasilien erwartete; in kurzer Zeit aber schon lehrte die Erfahrung die dortige Handelswelt, daß mit der kommerziellen Absperrung Deutschlands eine der Hauptlebensadern Brasiliens abgeschnürt worden ist. Von statistischen Zahlen genüge es hierbei zu erwähnen, daß Deutschland nach den neuesten zur Verfügung stehenden Angaben an dem Gesamtexporthandel Brasiliens mit ca. 14½ Prozent, an dem Argentiniens mit ca. 12 Prozent beteiligt ist.

Sollte aber die Bewegung in den südamerikanischen Staaten so weit gedeihen, daß sie reif wäre, sich in die Tat umzusetzen — eine Voraussetzung, welche bei dem starken Interesse der Staaten an dem deutschen Markt nicht allzu fern liegt —, so ist es wahrscheinlich, daß sich die Vereinigten Staaten berufen fühlen würden, diese Bewegung unter ihrer Führung zu organisieren und zu vereinigen; nicht nur um hierdurch dem Ganzen eine fast unwiderstehliche Wucht zu geben, sondern auch die Gelegenheit zur Förderung ihres schon seit langem gehegten Wunsches auszunutzen, welcher darauf ausgeht, sich auf dem südlichen Kontinent einen führenden kommerziell-politischen Einfluß zu schaffen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber auch hierbei allein wird es nicht bleiben. Auch die europäischen neutralen Staaten werden immer stärker von den Folgen des Handelskrieges betroffen, und so scheint es, als ob der Druck täglich unerträglicher für sie werde. Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland sind alle in der gleichen Lage, und es kann nicht mehr lange dauern, bis auch sie an die Vereinigten Staaten herantreten werden mit der Aufforderung, die Führung in der gemeinsamen Sache zu übernehmen. Der erste, der dieses in jüngsten Tagen offiziell zum Ausdruck gebracht hat, war der Präsident der gewiß nicht englandfeindlichen Schweiz.

Die Vereinigten Staaten aber, denen durch die ihnen dann übertragene Führerschaft in der Sache der Neutralen eine auch für später höchst vorteilhafte Stellung geschaffen würde, und welche ohnedies den japanischen Alliierten Englands mit dem stärksten Argwohn gegenüberstehen, würden sich ihrer Aufgabe mit aller Energie und unter Einsetzung ihrer ganzen politischen Macht hingeben. So ist zu erwarten, daß Großbritannien in kurzem entweder einer ganz neuen Kombination erklärter Gegner sich gegenüber finden wird, von denen es zum großen Teil für die Versorgung seiner Bevölkerung mit Lebensmitteln abhängig ist, oder aber es wird gezwungen sein, den törichten Plan der Abschneidung Deutschlands vom internationalen Handel aufzugeben.

Mit diesem Moment würde auch Deutschlands Exporthandel wieder einsetzen. Denn es liegt auf der Hand, daß die amerikanischen Schiffe wie schon jetzt mit deutschen Farbstoffen und Chemikalien, so später bei Erweiterung der unterbrochenen gegenseitigen Handelsbeziehungen auch sonstige Fabrikate Deutschlands zur Versorgung unserer überseeischen Kunden zurückführen würden.

Der Gang der Ereignisse wird, selbst wenn er nicht noch durch weitere Erfolge unserer Waffen unterstützt wird, den Stimmen in unserer Presse Recht geben, welche von vornherein auf die Undurchführbarkeit des Planes unserer Feinde jenseits des Kanals hingewiesen haben, unseren Handel durch die Macht ihrer Flotte zu vernichten.

Der Wallenstein.

Von

Julius Bab.

Die Theaterdirektoren hatten am Ende wohl doch begriffen, daß es auf die Dauer mit den coupletgefütterten Aktualitäten nicht geht. Wenn die Berliner sich an einem Abend fünfzehnmal „Feste druff“ oder „Es braust ein Ruf“ oder „Den tapferen Landwehrmann“ (es war ja doch alles dasselbe!) ansehen sollten, so funktionierte das auf die Dauer eben doch nicht. Die Kasse blieb leer, und diesem moralischen und künstlerischen Beweis widersteht kein Theaterdirektor. Aber mit der exzentrischen Art, die dem Theatergeschlecht eigen ist, warfen sich die Bühnenleiter nun sofort ins entgegengesetzte Extrem. Sie wurden so unzeitgemäß, so unkriegerisch, so überaus harmlos, wie man es sich kaum vorstellen kann. Reinhardt baute in seinen Kammerspielen das nächst „Minna von Barnhelm“ älteste Lustspiel des deutschen Theaterrepertoires, Kotzebues „Deutsche Kleinstädter“, zu einer tollen Regieposse aus; im „Kleinen Theater“ spielte man das Paradestück alt-berlinischer, gemütlicher Vergnüglichkeit, Angelys „Fest der Handwerker“, und am Künstlertheater gab es ein richtiges Kindermärchen: „Der große und der kleine Klaus“. Dies ist nun freilich die Schöpfung eines Dichters; der Schwede Gustaf af Geijerstamm, der melancholisch lächelnde Poet des Alltags, der früh verstorbene Künstler der Erzählung, hat auch in das alte Andersensche Märchen so viel wehmütigen Humor, so anmutig-ernsten Sinn gebracht, daß es auch den Erwachsenen zu fesseln und zu erwärmen vermag. Nur daß sich die leise, feine Art dieser Poesie in diesen Zeiten nicht eben einen großen Hörerkreis erkämpfen wird.

Es scheint, daß man mit der übertriebenen Naivität ebensowenig auf rechtem Wege ist, wie mit der übertriebenen Aktualität. Wir wollen nicht Dinge, die ganz aus der Zeit sind, aber auch nicht solche, die bloßer Widerschein der Zeit sind. Wir wollen in geistiger Bewältigung, künstlerischer Erhöhung Kämpfe von der Art oder doch wenigstens von der Stärke der heutigen abgebildet sehen. Um eine starke

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und würdige Darstellung dramatisch-großzügiger Poesie handelt es sich also. Von dieser Art ist denn nur ein einziges Unternehmen des bisherigen Berliner Theaterwinters zu nennen. Im Deutschen Theater gab es nach einer leider verunglückten Aufführung von Kleists „Prinz von Homburg", einen von Reinhardt mit frischer Kraft inszenierten und deshalb sehr bedeutsamen „Wallenstein".

Schiller ist ja plötzlich wieder der Dichter des Tages geworden. Nicht ohne Grund. Um über die gewaltigen seelischen Schwierigkeiten hinwegzukommen, die ihr die Kämpfe des Tages auferlegen, braucht die gegenwärtige deutsche Menschheit einen Schwung, einen Glauben, ein Feuer, wie es aus Schillerschen Versen und Szenen entgegenschlägt. Der Wert des Schillerschen Temperaments — und zwar im tiefsten Sinne des Wortes, denn dies Temperament, dies Feuer des Wollens ist eine sittliche, ja, eine göttliche Eigenschaft — wird wieder voll empfunden. Aber er konnte ja auch nur ganz schwächlichen, äußerlichen, snobistischen Geschöpfen je zweifelhaft sein. Dagegen muß sich nunmehr der zum Schutz künstlerischer Werte Berufene hüten, daß das Gefühl für die Größe und Schönheit dieses Temperaments ihn ganz blind mache für die bedeutenden künstlerischen Schwächen, die nach wie vor das Schillersche Werk zu einem nur bedingt beispielswürdigen machen. Auch das Gefühl für ein vollkommenes Kunstwerk, in dem Instinkt, Erkenntnis und Wille sich das rechte Gleichgewicht halten, ist ein hohes Gut, das man in der Kriegszeit nicht verloren gehen lassen darf. Der Mensch bedarf heute freilich vor allen Dingen des Willens; aber deshalb tritt auch die Kunst in den Hintergrund. Sobald man sich ihr aber doch zuwendet, muß man auch wieder die Forderungen höchster Reinheit: ein ganz gleichmäßig verteiltes Gefühl des Künstlers, eine ganz gerechte Einsicht in alle Teile seines Werkes verlangen. Dieses Gleichmaß aber ist bei Schiller durch ein Uebermaß moralischen Eifers, bewußten Willens, stets um einen Grad getrübt — selbst im „Wallenstein".

Gewiß, es gibt kaum ein Werk der deutschen Sprachkunst, das reicher an wundervollen und großen Einzelheiten wäre. Mit dem „Lager", diesem von erstaunlich leichter Hand geführten überquellendem Variationenwerk über das Thema Soldat, fängt es an. Und es endet mit dem wundervollen crescendo der Todesstimmung im letzten Akt, wo immer dunklere Ahnungen immer erneute Gegenstimmen von Warnung und Hoffnung überwältigen. Und dazwischen liegen alle die meisterhaften Szenen der politischen Verhandlung, die wunderbar geführten Zwiegespräche Wallensteins mit Questenberg und Wrangel und den Pappenheimern, Oktavios mit dem Sohn und mit dem Obersten, Buttlers mit den Hauptleuten. Nur daß das Ganze leider nicht so stark ist wie seine Teile, daß der Mittelpunkt für diese köstlichen Einzelheiten durch Schillers moralisierende Ungeduld immer wieder erschüttert wird. Wohl herrscht die Absicht, eine wirklich reine Tragödie ohne Gut und Böse zu schreiben, den dämonisch großen Feldherrn darzustellen, der sich notwendig gegen die legitime aber schwache Macht auflehnen muß — so notwendig, wie etwa sein Freund Oktavio als treuer Diener seines Kaisers zum Verräter an ihm werden muß. Aber dies große Konzept verdirbt immer wieder die moralische Entrüstung, die im Wallenstein mehr einen Verbrecher als einen vom Schicksal zu großem Untergang Geweihten sieht. Und das Bild des Feldherrn, den bald der Glaube an seinen Stern und bald ein recht platter Skeptizismus beherrscht, von dessen Siegen wir so viel hören, und von dem wir doch ununterbrochen nur Niederlagen sehen — dies „Charakterbild" schwankt nicht nur in der Geschichte, sondern auch in der künstlerischen Gestaltung.

Es ist kein Zufall, daß man noch jedem Darsteller des Wallenstein uneinheitliche Charakterdarstellung nachgesagt hat — der Respekt vor Schiller setzte eben auf Konto des Schauspielers ein unbefriedigendes Gefühl, das doch in der Dichtung selber seine Quelle hatte. Nur die großen Sänger unter den Schauspielern, die mit der Schönheit ihres Organs die lyrische Pracht der Schillerschen Verse zur Betäubung aller psychologischen Einwände benutzen konnten, haben hier gesiegt. Und gerade in dieser wichtigsten Beziehung stand es um die Reinhardtsche Aufführung nicht gut. Albert Basser-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mann war der Wallenstein. Und mit einer Fülle geistreichster und energischster Nuancen spielte er seinen Feldherrn ziemlich einheitlich in den Charakter eines vielleicht vormals hervorragenden, jetzt aber zermürbten und jedenfalls nie genialen Mannes, einer unterhöhlten und hohlen Existenz hinüber. Aber es gehört zu seiner Eigenart, den Vers in eine nervös zuckende Prosa aufzulösen, und von dem großen musikalischen Reiz, den das Schillersche Gedicht namentlich in seinen letzten Akten üben kann, blieb so fast nichts übrig.

So war dies wohl der Grund, daß der letzte Teil, den Wallenstein wirklich beherrscht, nicht ganz so stark wirkte wie die ersten. Denn im zweiten Teil herrschen die beiden Piccolomini, deren dramatischer Umriß viel reiner gezeichnet ist, und die durch Eduard von Winterstein und einen Neuling, Paul Hartmann, eine ganz prachtvolle Verkörperung fanden. Im „Lager" aber konnte vor allen Einzeldarstellern Reinhardt, der Regisseur, die Wirkung entscheiden. Und das tat er denn mit seiner gewohnten Erfindungskraft und Kunst. Nicht minder glänzend hatte er in der großen Verhandlungsszene mit Questenberg die Steigerungen und Dämpfungen zu klarster und stärkster Wirkung verteilt; unübertrefflich gegliedert war der Tumult der Bankettszene mit dem erhöhten Tafelraum im Hintergrunde und den Garderobenbänken ganz vorn; und wohl niemals ist das Eindringen der Pappenheimer von so gewaltiger, fast musikalischer Wirkung gewesen wie diesmal, wo die gepanzerten Schwarzen rhythmisch, ruckweise zu Trompetenklängen die Szene überfluten und den Max fortspülen. — Natürlich kann man auch wieder einige Einwände machen: der verschneite Schloßhof von Eger ist wundervoll für Wallensteins letzten Einzug — aber es ist unmöglich, daß auf diesem selben offenen Hof Buttlar alles mit den Mördern abspricht. Der ewig summende Kroat Isolani (Kuehne) und der ewig kollernde Illo (Diegelmann) haben sich ja eine sehr wirksame Charakternuance geschaffen, aber sie breiten sie vielfach zum Schaden des Ganzen aus. Und immer noch ersticken zuweilen falsche, naturalistische Einfachheitsideen den gewaltigen Ausbruch, die große Gebärde, die der Vers unbedingt fordert. Aber mit all diesen Einschränkungen ist Reinhardts „Wallenstein" doch ein großes und sehenswertes Stück Arbeit. Und Schillers Dichtung ist bei allem, was sie von der dramatischen Vollkommenheit trennt, doch so reich an gestaltetem Leben, und zwar ganz wesentlich an kriegerisch-politischem Leben, daß sie unbedingt Anspruch darauf hat, uns in dieser Zeit wieder zu beschäftigen. So ist die Aufführung der Trilogie das einzige im großen und guten Sinne Zeitgemäße, was die Berliner Bühnen während der ersten vier Kriegsmonate zustande gebracht haben.

Krieg und Geisteskrankheiten.

Von

R. Potonié.

L. W. Weber warnte vor einiger Zeit in der „Deutschen Rundschau" davor, das heutzutage so häufige Auftreten von Geisteskrankheiten lediglich eine traurige Begleiterscheinung der modernen Kultur und demzufolge eine Alterserscheinung der Kulturvölker zu nennen. Er wies darauf hin, daß Erkrankungen des Geistes allezeit vorhanden gewesen seien, im Mittelalter z. B. in noch größerer Anzahl als heutzutage, während allerdings das moderne Leben sie schrankenloser und ungehinderter sich entwickeln lasse. Gerade dabei sei aber zu bedenken, daß sich niemals ein so totaler Umschwung aller Lebensverhältnisse in kürzerer Zeit vollzogen habe als bei uns in der Gegenwart. Wir stehen in einer Uebergangs-, nicht in einer Dekadenzzeit.

Wir wollen hier weder für noch wider solchen Optimismus eintreten. Die Ansichten Webers sind hier nur erwähnt worden, weil sie uns daran erinnern, in wie gewaltigem Tempo sich die Umwelt des modernen Menschen verändert. Das Lebewesen muß sich aber den Veränderungen der Außenwelt anpassen. Dies erfordert von unserem Geist, daß er sich „täglich" in neue Verhältnisse hineinfindet. Da heißt es nun biegen oder brechen, und so

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erklärt sich wohl die große Zahl jener Unglücklichen, deren „Denkart“ nicht Stellung zu nehmen verstand.

Wir beobachten eben überall das gleiche, wo Lebewesen allzu variablen Bedingungen ausgesetzt sind. Erinnern wir uns nur einmal an die Haustiere. Unter diesen werden weit mehr „degenerierte“ Exemplare geboren als unter den Tieren der Wildnis. Ist doch die Natur im Vergleich mit den durch den Menschen erzeugten Bedingungen etwas Stabiles.

Daß die geistige Verfassung eines Menschen ganz außerordentlich durch das beeinflußt werden kann, was ihm einzig und allein durch seine „Ohren“ zukommt, das wird durch die Erfolge bestätigt, die gewisse Kurpfuscher tatsächlich haben. Sehr prägnant betonte dies u. a. Prof. Dr. Cramer gelegentlich eines Vortrags über „Modernen Aberglauben“. Er sagte etwa folgendes: „Schon lange bevor der Patient in das Haus des Pfuschers kommt, beginnt die Suggestion. Sie beginnt mit dem Moment, wenn dem Patienten jemand rät, zu dem Wunderdoktor zu gehen. Aus allen Gegenden kommen Menschen zusammen, in der Bahn, in den Hotels, in der Wartestelle, wo sich die Menge sammelt, staut und drängt, setzt die Suggestion ein. Die Erfolge werden besprochen, einer bestätigt dem anderen die große Macht und die Kunst des Propheten, angeblich Geheilte verkünden laut den Ruhm des Meisters, der mehr versteht als alle Aerzte. Ist es da ein Wunder, daß der Patient, wenn er endlich vor seinem Helfer steht, fast geheilt ist? Die Suggestion greift wie eine Epidemie um sich. Sie ist fertig, wenn der Patient zu dem Kurpfuscher kommt. Das Wunder ist bereits geschehen, bevor er in Aktion tritt, denn die Leute infizieren sich sozusagen gegenseitig.“ Es ist also die suggestive Wirkung des „Hörensagens“, die auf den Geist des Menschen häufig so großen Einfluß gewinnt.

Zu den bedeutendsten Nachrichten, zu denen der Geist des Alltags-Menschen Stellung nehmen muß, gehören nun die der politischen Ereignisse. Haben nun, so fragen wir uns, politische Ereignisse einen bedeutenderen Einfluß auf Geisteskranke? Diese Frage wurde in früheren Jahren von den Forschern bald bejaht, bald verneint, dürfte aber heute auf Grund namentlich in Rußland nach dem Russisch-Japanischen Kriege und nach den zahlreichen innerpolitischen Wirren gemachter Beobachtungen kaum mehr bezweifelt werden. Es darf als sicher gelten, daß bedeutende innerpolitische Ereignisse ebensowohl wie Kriege mit mannigfachen Schädlichkeiten den Gesundheitszustand besonders veranlagter Personen ungünstig beeinflussen und das Auftreten gewisser Geistesstörungen begünstigen. Insbesondere Zustände traurig-ängstlicher Verstimmung mit Sinnestäuschungen beängstigender Natur, unbestimmten Verfolgungsideen, gelegentlich mit Verwirrtheit und Unfähigkeit sich zurechtzufinden, wurden unter solchen Umständen beobachtet.

Auch der gegenwärtige Krieg hat uns wieder gezeigt, welchen großen Einfluß schwere Ereignisse und deren bloße Mitteilung durch die Presse auf die geistige Verfassung des Menschen haben. Die von Prof. Bonhoeffer geleitete Charitéklinik für psychische und Nervenkrankheiten hat schon eine ganze Reihe während des Krieges ausgebrochener Erkrankungen des Geistes behandelt. Sie treten jetzt beim Heere viel häufiger auf als in Friedenszeiten. So teilt Bonhoeffer in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ u. a. mit, daß ein in Berlin behandelter Schwachsinniger plötzlich, offenbar in einer ängstlichen Desorientierung, auf seine Kameraden geschossen habe. Ein Vizefeldwebel der Landwehr, der nachher als Paralytiker festgestellt wurde, befolgte mehrfach dienstliche Befehle nicht und verließ schließlich vor der Front seinen Truppenteil. Ein anderer Soldat fuhr, offenbar im Dämmerzustande, in feldmarschmäßiger Ausrüstung nach Hause. All dies veranlaßt Bonhoeffer zu betonen, daß bei der Musterung auf die Veranlagten besonders Rücksicht genommen werden müsse; das heißt also auf Soldaten, die zwar an sich nicht geisteskrank sind, die aber nach ihrer psychischen Konstitution wahrscheinlich machen, daß sie den Anforderungen der Disziplin und Strapazen nicht gewachsen sind und daher aus dem Gleichgewicht geworfen werden. Dauernde Affektspannungen und körperliche Ueberanstrengungen bringen auch die

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

leichtesten, sonst unbedenklich als normal bezeichneten Fälle zu krankhaften Reaktionen. — Bonhoeffer ist der Meinung, daß es meist genügen dürfte, die Kranken über die erste Erregung hinwegzubringen. Eine Rückkehr zur Truppe nach der eingetretenen Beruhigung ist aber keinesfalls zu gestatten.

Von vornherein begreiflich werden den meisten Lesern diejenigen Fälle sein, in denen die Geistesstörung durch eigene Kriegserlebnisse bedingt worden ist. Wer hätte jetzt nicht in seinem Bekanntenkreise den einen oder den anderen, den er von der Front heimkehren sah, und den er — wenigstens für einige Tage — in geistiger Beziehung nicht wiederzuerkennen vermochte. Nur wenige Schriftsteller haben — sagen wir einmal — gewagt, auf solche Menschen aufmerksam zu machen. Mögen auch viele ihrer Leser geäußert haben, es sei jetzt gut, nur die „Begeisterung" zu bemerken. Von unserem Standpunkte aus ist es recht, sich öffentlich der geistig Zerrütteten anzunehmen, damit man sie nicht allzusehr verschmähe. Leider geben sie dem Kurzsichtigen hierzu nur allzuviel Veranlassung, und leider gibt es nun einmal so viele taktlose Menschen. Diese zwingen uns, in allerweitesten Kreisen auf die geistig Deprimierten aufmerksam zu machen. So sollte man es denn nicht als aufreizend stempeln, wenn man in einer Tageszeitung vor kurzem folgende Zeilen las: „An jedem regenfreien Tage kommen sie in die Vorgärten des Reservelazaretts. Dort lagern sie sich in Gruppen umher, viele auf ihre Liegestühle zurückgelehnt, plaudern, rauchen; manche scherzen auch. Es sind die Leichtverwundeten. Aber immer findet sich da auch ein Mann, der abseits steht. Er steht am Gitter, blickt vor sich hin und schweigt. Den Arm oder den Fuß verbunden, steht er regungslos dort und blickt — — vor sich hin? Nein, hinter sich, in die Vergangenheit, in sich, in sein Hirn, in seine Seele, die voll furchtbarer Erinnerungen sind. Sein Blick ist vollständig ausdruckslos. Kein Entsetzen, keine Qual drückt er aus, keine Teilnahme für seine Umgebung. Es ist ein Blick, der ein unbegreifliches Ereignis enträtseln will, ein Blick, der maßlos die Vergangenheit durchforscht, ob dieses alles Wahrheit oder ein Traum gewesen, ein Blick, der deutlich besagt: alles ist klein und erbärmlich gegenüber jenem vernichtenden Erlebnis. Mit diesem Mann, der abseits steht, kann niemand ein Gespräch beginnen. Für ihn existiert nichts als jenes furchtbare Erlebnis. Er erliegt ihm . . .

Seit Wochen sehe ich diesen Mann an dem Gitter aller Hilfslazarette, an denen ich vorüberkomme; er ist bald blond, bald braun, heute schlank, morgen stämmig — aber ein Gemeinsames haben alle diese Männer, die abseits stehen: diesen ausdruckslosen Blick, den das Entsetzen erstarren ließ. Die Wunde an der Hand oder am Fuß wird bald geheilt sein, aber die Wunde im Innern, die blutende Seele und der starre Blick, die werden bleiben . . ."

Wie verständlich sollten uns solche „Geistesstörungen" sein. Wenn man aber gar hierüber abfällig urteilt, und womöglich vermeint, die Liebe zum Vaterland müsse über all das hinwegtragen, wie wichtig ist es dann erst, auch jene geistigen Erkrankungen weitesten Kreisen menschlich näher zu bringen, die durch bloßes Hörensagen von Krieg und Kriegeslärm bedingt werden. Unsere einleitenden Betrachtungen haben sie wohl ein wenig erklärt.

Es seien hier einige solcher Fälle erwähnt.

Allgemeiner bekannt geworden ist der geistige Zusammenbruch des alten Schauspielers der Reinhardtschen Bühne Viktor Arnold. Deshalb sei gerade dieser Fall im folgenden eingehender berücksichtigt. Felix Holländer, ein Freund und Kollege des unglücklichen Arnold, hat im „Berliner Tageblatt" die Erkrankung des Schauspielers vom menschlichen Standpunkte aus geschildert. Er sagte u. a.: „Leicht erregbar und durchaus empfänglich für äußere Einflüsse, versetzte ihn der Ausbruch des Krieges in einen Zustand gesteigerter Angst. Er war von der Kriegskrankheit ergriffen worden, über die man in diesen Tagen so viel hört. Zwei Vorstellungen beherrschten ihn — einmal, er müßte verhungern; zweitens, er könnte nie mehr im Leben eine Rolle lernen, geschweige denn spielen . . . Auf einer Probe von „Zopf und Schwert" trat der völlige Zusammenbruch ein. Er fiel Max Reinhardt zu Füßen, streckte flehentlich die Hände empor und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hat mit einem Gesichtsausdruck, dessen Verängstigt- und Verstörtsein ich nie vergessen werde, von seiner schauspielerischen Tätigkeit in Zukunft abzusehen, ihn im Bureau anzustellen, ihn nicht verhungern zu lassen. Nichts blieb ungeschehen, ihn zu beruhigen. Ein paar Tage später ging er nach Dresden in ein Sanatorium. Seine Herzensnot muß sich inzwischen auf das furchtbarste gesteigert haben. Und in einer Stunde der Verzweiflung machte er den unseligen Entschluß zur Tat und schied aus dem Leben . . ."

Noch ein Fall sei mitgeteilt. Eine Frau aus Lichterfelde machte dieser Tage ihrem Leben durch Ertränken ein Ende. Als der Krieg zum Ausbruch kam, zeigten sich bei ihr Anzeichen einer Ueberreizung, die sich immer mehr steigerte. Die Frau litt unter der Vorstellung, die Russen seien nahe vor Berlin und könnten jeden Tag sengend und mordend hier einziehen.

Tröstend ist es, daß man bei früheren Untersuchungen solcher Fälle von Geistesstörungen mit „politischen Symptomen" noch niemals eine dauernde Erkrankung feststellen konnte, und daß das politische Moment immer nur die Anregung, nie die Entstehungsursache des krankhaften Zustandes war. Nur in Rußland sind Fälle dauernder Erkrankung beobachtet worden. Hierzu bemerken Groß und Pappenheim, daß die dort in Frage kommende Teilnahme an einem Kriege oder die durch Furcht um Leben und Eigentum bedingte starke seelische Inanspruchnahme des einzelnen russischen Untertanen zur Zeit der dortigen Wirren weit unmittelbarer und eindringlicher wirken mußte, als die bloß am Horizonte erscheinende, überdies eher gedämpft dargestellte Kriegsgefahr.

Der Deutsche Krieg im Deutschen Gedicht*).

I.

Das Lied der Schlacht**).

P . . . ville, 19. September.

Zwei Völker liegen und ringen
In grausig, großer Schlacht.

Kanonen jauchzen und singen
Am Tag wie in der Nacht.

Die Himmel lohen vom Feuer
Verbrannter Dörfer auf,
Die Lüfte werden zur Leier,
Gott spielt sein Lied darauf.

Es klingt in unseren Seelen,
Es rauscht uns laut voran.
Es wird die Herzen stählen,
Uns heiligen Mann für Mann.

Fritz von Unruh.

II.

Für uns!***)

Fern, ferne im Osten da gähnt ein Grab;
Da senkt man zu tausend die Toten hinab
Für uns!

Im Westen da ragt manch Kreuz schlicht und klein,
Da liegen sie stumm in langen Reih'n
Für uns!

Und wo im Winde rauschet das Meer,
Da gaben sie freudig ihr Leben her
Für uns!

Sie opferten Zukunft und Jugendglück,
Sie kehren nie wieder zur Heimat zurück
Für uns!

Sie gaben ihr alles, ihr Leben, ihr Blut,
Sie gaben es hin mit heiligem Mut
Für uns!

*) „Der Deutsche Krieg im Deutschen Gedicht", jene in Berlin bei Morawe & Scheffelt verlegte und von unserem Mitarbeiter Julius Bab herausgegebene Sammlung künstlerisch belangvoller Kriegsgedichte bringt soeben die zweite Folge heraus. Wie sehr das Unternehmen, das übrigens zwanzig Prozent aller Einnahmen an eine Invalidenstiftung abführt, seinem künstlerischen Programm treu bleibt, mögen die zwei hier abgedruckten Proben beweisen.

**) „Der Dichter und Ulanenoffizier, der sich in Frankreich das Eiserne Kreuz erkämpft hat und soeben zum Oberleutnant befördert worden ist, sendet uns aus den Kampftagen bei Reims, auf einer Karte in Eile geschrieben — ‚Ich muß nun zu Pferd, adio!' fügt er hinzu — folgendes Gedicht"; so schrieb die „Berliner Zeitung am Mittag" vom 23. September 1914.

***) Zu einer Schulfeier für den im Osten gefallenen Lehrer eines Charlottenburger Gymnasiums wurden diese Verse von einem Obertertianer gedichtet.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und wir? Wir können nur weinen und beten
Für sie, die da liegen bleich, blutig, zertreten
Für uns!

Denn es gibt kein Wort, für das Opfer zu danken,
Und es gibt keinen Dank für sie, die da sanken
Für uns!

Randbemerkungen.

Ueber die Pflicht der Neutralitätsverletzung im Kriege.

Die Engländer verkünden immer wieder urbi et orbi, daß es nur der von den Deutschen angeblich begangene Neutralitätsbruch gegen Belgien wäre, der sie zu dem Eingreifen in den europäischen Krieg veranlaßt hätte. Es gibt wohl heute, nachdem die Dokumente des belgisch-französischen Waffenbündnisses und so manches andere die Belgier schwer belastende Material zutage gefördert ist, kaum noch einen ehrlichen Engländer, der in dieser von Herrn Grey kolportierten Mär von dem Neutralitätsbruch Deutschlands etwas anderes als einen nur zu durchsichtigen Vorwand sieht. Aber angenommen, Herr Grey wäre so ehrlich, wie er unehrlich ist, und es wäre so mit dem Neutralitätsbruch, wie er es der Welt vorzumachen versucht. Da ist es gewiß nicht uninteressant, zu erfahren, wie sich ein angesehener Engländer über die Neutralitätsverletzung im Kriege äußert.

Hat da Homer Lea, einer der begeistertsten Angelsachsen, vor etwa zwei Jahren ein Buch unter dem Titel ‚The day of the Saxon' erscheinen lassen, das Graf E. Reventlow im Jahre 1913 unter dem treffenden Titel ‚Des Britischen Reiches Schicksalsstunde' (Berlin, bei Mittler u. Sohn) übersetzte. Das geistvolle Buch dreht sich im Grunde um die Frage: Wie kann sich das britische Weltreich seine bedrohte Stellung als erste Weltmacht wahren? Daß das stolze Weltreich bei weiterem Mangel an genügenden Landtruppen seinem Verfalle auf dem bisher von ihm beschrittenen Wege entgegengeht, steht dem Verfasser außer Zweifel. Vorzüglich sind seine Ausführungen über die großen Gefahren, die dem britischen Weltreich von der Expansion Japans und Rußlands drohen, die nie und nimmer unterstützt werden dürfte. Den dritten Feind Großbritanniens — weil Konkurrenten — sieht Lea in Deutschland, mit dem das britische Reich in allernächster Zeit werde abrechnen müssen, weil es einen solchen Nebenbuhler nicht dulden könne.

Interessant sind, in Hinsicht auf die augenblickliche Stellung der Engländer im Weltkriege, besonders seine Ausführungen über die Operationsbasis und das Kampffeld in einem europäischen Kriege, der dem Sinne nach besser ‚englisch-deutscher Krieg' von ihm zu nennen wäre, und über das Recht und die Pflicht der Neutralitätsverletzung in einem solchen Kriege:

„Betrachtet das britische Volk die britischen Inseln als den gegebenen Kriegsschauplatz im Konflikte mit einer europäischen Macht und bereitet den Krieg demgemäß vor — dann neigt sich der Tag der Angelsachsen schnell seinem Ende zu, und sein Weltreich ist dahin.

In einem europäischen Kriege bilden die britischen Inseln und die sie umspülenden Gewässer die angelsächsische Basis, denn wie wir gezeigt haben, werden die Grenzen eines Inselreiches nicht durch seine eigenen Küsten gebildet, sondern diejenigen Küsten, die das Meer einschließen, in welchem das Inselreich liegt." — Zu diesem „deutschen Kampffeld" gehört dem Verfasser laut einer beigegebenen Kartenskizze: England und die Nordsee, die Spitze von Dänemark, das nördliche Belgien und das nordwestliche Frankreich; zum größten Teil also just der augenblickliche Kriegsschauplatz. — „Es heißt also," fährt Lea fort, „den größten Irrtum der Kriegsgeschichte begehen, wenn man Vorbereitungen trifft, einen europäischen Krieg auf den Inseln oder den umgebenden Gewässern zu führen. Die britische Operationsbasis reicht bis an die Küsten des europäischen Festlandes heran. Der britische Kriegsschauplatz beginnt erst an diesen Küsten und dehnt sich nach Osten bis zu jenem vitalen Mittelpunkte aus, dessen Eroberung oder Zerstörung den Krieg beendet.

Die relative Lage der deutschen Operationsbasis und die Wahl des deutschen Kriegsschau-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

platzes bildet die Umkehrung des obigen. — Das Dazwischenliegen Belgiens, der Niederlande und Dänemarks längs der Grenzlinie der Basen und des Kampffeldes kann Deutschland und England nur in Friedenszeiten beeinflussen, wo man zukünftige Kriegführung durch die Brille jener Umständlichkeit sieht, welche das friedliche Zusammenleben der Völker charakterisiert. Die brutale Einfachheit des Krieges geht achtlos darüber hinweg.

Die Neutralität eines kleinen Staates wird, sobald er innerhalb des Kriegsschauplatzes zweier großen Nationen liegt, ein Unding. Ein Reich in solcher Lage bildet ausnahmslos eine Fläche, über die der Krieg so lange hinwegflutet, bis der eine der beiden Kämpfer es seiner Operationsbasis angliedern und den Kampfplatz in das Gebiet des Feindes hineinzwingen kann. Die Neutralisation dieser drei Länder hat die Wahrscheinlichkeit des Krieges nicht vermindert, sondern vermehrt. Nur wenn sie von vornherein Teile der britischen Operationsbasis bilden, und zwar derart, daß ihre östlichen und südöstlichen Grenzen die militärischen Grenzen der britischen Operationsbasis auf dem europäischen Festlande bilden, nur dann werden diese drei Staaten und wird das britische Reich den Krieg überdauern.

Jede Kriegsvorbereitung, die unter einem andern leitenden Gesichtspunkte erfolgt wie dem tatsächlicher militärischer Beherrschung, wird sich als nutzlos erweisen."

Das sagt der ehrlichste Verfechter des britischen Weltmachtgedankens; halten wir daneben Greys erlogenen Grund zur Kriegserklärung an Deutschland.

Das von Lea so gefürchtete „deutsche Kampffeld" ist tatsächlich das westliche Kampffeld dieses Weltkrieges geworden. Mögen seine daraus gezogenen Folgerungen sich erfüllen.

Dr. W. Pieth.

Bier und Wein contra Schnaps.

Eine außerordentlich kluge Verfügung, mit der sich alle Freunde einer weisen Mäßigkeitspolitik auf dem Gebiete des Alkoholproblems nur unumwunden einverstanden erklären können, haben, wie die „Schlesische Zeitung" berichtet, verschiedene Stadt- und Landkreise, darunter die von Beuthen, Gleiwitz, Groß-Strelitz und Rybnik erlassen. War da bei Ausbruch des Krieges, wie in vielen andern Gegenden Deutschlands, jeder Schnapsverkauf kurzerhand verboten worden. Später wurden erleichternde Ausnahmen zugelassen, die aber besonders in den oberschlesischen Kohlenrevieren wieder zu neuem Mißbrauch und neuen Ausschreitungen führten. Demgegenüber bestimmen jetzt die Kreisverwaltungen, daß in den ihnen unterstellten Wirtschaftslokalen neben Kaffee und Tee und den sogenannten alkoholfreien Limonaden nur noch reiner Traubensaft und Bier zum Ausschank gebracht werden dürfen. Eine Maßregel, die um so energischer allgemeiner Nachahmung empfohlen sei, als sie von der vernünftigen Einsicht diktiert scheint, daß es ein nicht zu unterschätzender Kulturgewinn wäre, wenn es uns gelänge, den leider noch immer starken Schnapsverbrauch gewisser Arbeiterkreise durch einen mäßigen Verbrauch reiner Weine und guter leichter Biere abzulösen. Enthaltsamkeitsfanatiker werden freilich zu tadeln haben, daß hier nur halbe Arbeit getan würde. Diesen aber sei gesagt, daß vollkommene Alkoholverbote mit Einschluß der bei mäßigem Gebrauch durchaus nicht ungesunden Getränke Wein und Bier noch allenthalben das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung erzielten. Es ist nicht zu sagen, was speziell in England, das neben allem andern Pharisäertum ja das bekannte Musterland grundsätzlicher Enthaltsamkeitsheuchelei ist, hinter verschlossenen Türen an ordinärem und gesundheitsschädlichem Fusel konsumiert wird. Demgegenüber ist die neuste Alkoholverordnung in den oben bezeichneten Stadt- und Landkreisen schon deshalb vorzuziehen, weil sie, nichts Unmögliches verlangend, der Masse den Weg offenen und ehrlichen Genusses in Gestalt von Wein und Bier ausdrücklich freigibt, und dafür mit um so mehr Erfolg versprechender Energie den Alkohol nur in der Form bekämpft, wo er, wie im regelmäßigen Schnapsgenuß im Gegensatz zu Bier, jedes Nährwertes bar, nur verheerende Wirkung haben kann.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Adelsbrief oder Quittung?

Daß die Pariser Rothschilds auf ihren „Freiherrnstand" erst groß verzichten zu müssen glauben, zeigt einen Grad von Selbstüberschätzung, der immerhin bemerkenswert ist. Die Herrlichkeit dieses Adels gründet sich auf ein Handelsgeschäft, bei dem die unadlige Gesinnung, mit der man sich für überflüssige Millionen einen pompösen Titel kauft und keineswegs adlige Tugend prämiiert wird. Wenn Kaiser Franz den Pariser Rothschilds in Gottes Namen den Freiherrntitel hinschmiß, so tat er darin nur klug und weise. Die Eitelkeit gewisser Leute, die sich allen Ernstes einbilden, daß Geld wirklich adlig machen kann, wird mit Recht von allen Ländern und allen Regierungen als eines der beliebtesten und ertragreichsten Steuerobjekte angesehen. Der „Adelsbrief" derer von Rothschild war nie als Adelsbrief, sondern lediglich als Geldquittung gedacht. Wenn aber die Pariser Geldbarone nun mit großer Geste ihren „Adel" beiseite legen, so ist das Ewig-Merkantile hier sicher ebenso das Leitmotiv wie bei der einstigen, hoffentlich recht kostspieligen Erwerbung. Dem Monsieur Rothschild von heute winken sicher an der Seine jetzt bessere Profitchen als dem österreichischen „Baron" von gestern. Wenn übermorgen der Krieg zu Ende ist, wird er sagen: „Was kostet die Welt? Ich möchte wieder Baron sein . ." Ich plädiere schon heute dafür, diesen eitlen Popanz dann zum Besten einer Stiftung für verwundete, aber echte österreichische Freiherrn gehörig hochzunehmen und der Welt keineswegs das heitere Bild eines Menschen vorzuenthalten, der den Adel wie eine gekaufte Jacke aus- und anzieht und dabei nicht bemerkt, daß er, ob Freiherr oder Monsieur, immer der gleiche internationale Narr von ausschließlich metallischen Qualitäten bleibt.

H. J.

Stimmen der Zeit

Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart · 88. Band der Stimmen aus Maria-Laach

Die Zeiten eines Weltkrieges sind über uns hereingebrochen, gewaltige Probleme tiefster Art aufrollend, ungeahnte Kräfte höchsten Idealismus auslösend, den Entwicklungsgang der Völker neu bestimmend. Sehnsucht und Wille der „Stimmen der Zeit" ist es, diese neue Zeit zu deuten, zu werten und ihr zu leben, der Wahrheit zum Zeugnis.

Jährlich 12 Hefte *M* 12.—, halbjährlich *M* 6.—

Die Bestellung kann durch die Post oder den Buchhandel erfolgen

Freiburg i. Br. · Herdersche Verlagshandlung

„. . . . Ihr Kochbuch hat mir und meinen Töchtern viel Freude gemacht, so daß besonders die jungen Mädchen, angeregt durch das hübsche Anrichten der Speisen, mit viel mehr Lust an das Kochen gehen", schreibt Frau Pfarrer Langhoff in Deutsch Sorno über das illustrierte Kochbuch von Mary Hahn, mit **406 Abbildungen.** Ueber dasselbe ist der heutigen Nummer unserer Zeitung ein ausführlicher, **mit einer Anzahl reizvoller Bilder** versehener Prospekt beigefügt. — . . . Die Eigenart dieses Buches zeigt sich zunächst in **400 prächtigen Abbildungen** von angerichteten Fleisch- und Fischfüsseln, Vorspeisen, Gemüsen, wunderhübsch verzierten Salaten und Kompotten, Süßspeisen und Bäckereien. Schon an diesen Bildern sieht man, daß die Verfasserin keine Mühe und Kosten gescheut hat, ein Buch zu schaffen, das imstande ist, der Hausfrau oder Köchin das Kochen in jeder Weise zu erleichtern. Jeder Abschnitt ist reich illustriert und zeigt neben den fertig angerichteten Schüsseln auch die zur Herstellung derselben nötigen Handgriffe und Kniffe. Das Kapitel **„Der Tee- oder Abendtisch"** bringt eine reiche Auswahl in einfachen und feinen Gerichten für den Familientisch und für unerwarteten Besuch. Das Einmachen der Früchte und Gemüse ist ebenfalls eingehend behandelt, einschließlich der jetzt so sehr beliebten Schweizer Konfitüren. Dies dürfte besonders den Damen mit eigenem Obstgarten manche Anregung bieten, Obst und Früchte aufs beste auszunutzen. — Kurz, es ist alles in dem Buche zu finden. Der Preis von nur 5 Mark für das Buch ist bei der Reichhaltigkeit des Inhalts ein äußerst minimaler. Wir wünschen dem Buche die weiteste Verbreitung. — Zu haben ist das Buch in jeder Buchhandlung oder direkt vom Verlag M. Hahn, Frankfurt a. M.-Niederrad, der auch gern noch einmal Prospekt gratis sendet, wo derselbe verloren gegangen sein sollte. Apart zu haben ist außerdem von derselben Verfasserin für 1 Mark (Porto 10 Pf.): Das Einmachen der Früchte und Gemüse im Haushalt, sowie Bereitung der Fruchtsäfte, Gelees, Konfitüren, Marmeladen u. Liköre. **242 Rezepte mit 27 Bildern.**

Herausgeber: F. P. Fischer und Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburgerstr. 53. — Redaktion: Charlottenburg, Mommsenstr. 55. — Verlag: Die Gegenwart G. m. b. H., Charlottenburg, Knesebeckstr. 33. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Charlottenburg. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gegenwart

Nr. 49 | Berlin, den 5. Dezember 1914 | 43. Jahrgang Band 86.

Arme Grande nation!

Nun soll auch Portugal, mit dem wir nie eine Reibungsfläche gehabt, in die Reihe unserer Gegner treten, und auch sonst mehren sich die Anzeichen, daß das Sprachen- und Völkergewirr auf Frankreichs blutgetränkten Gefilden noch immer nicht seinen Höhepunkt erreicht.

Uns Deutschen kann es lieb sein. Unser Hindenburg, jetzt verdientermaßen Generalfeldmarschall, hat es der staunenden Welt schon mehr als einmal bewiesen, daß der Kriegerglaube von Anno dazumal, der Schlachtengott hielte es stets mit den stärkeren Bataillonen, durch die Waffentechnik von heute längst aufgehört hat, unbeschränkte Geltung zu haben. Wenn es nicht der Geist, sondern die Masse machte, dann hätte beispielsweise die mehr denn vierfache Ueberlegenheit der englischen Flotte an Unterseebooten den Ruhm der zahlenmäßig soviel kleineren deutschen Unterseebootsflotte wenigstens durch bescheidene Taten streitig gemacht.

Können wir so in der Ueberschätzung der bloßen Zahl, die in Englands militärischen Maßnahmen zum Ausdruck kommt, für uns eine Verschlechterung der Aussichten nicht sehen, so bedeutet diese hemmungslose Inanspruchnahme allerhand buntscheckigen Gesindels für England und Frankreich schon heute unter allen Umständen einen nicht mehr gut zu machenden Verlust an militärischem Ansehen.

In London und Bordeaux wird man zur Beschönigung der eigenen Schwäche freilich behaupten, daß wir Deutsche ja auch nicht der Hilfe des Halbmondes entraten konnten. Aber das stimmt nicht. Nicht um Deutschland helfen zu wollen, um seiner selbst willen hat der Türke das Schwert gezogen. Weil er einsah, daß zur endlichen Abwehr russischer und englischer Habgier gerade durch die Konstellation dieses Weltkrieges der langersehnte Augenblick gekommen war. Das ist uns angenehm? Zweifellos. Aber zwischen dieser selbständig arbeitenden Parallelaktion des aufstehenden Islams und dem Eingreifen der Gurkhas und Sikhas, der Portugiesen und Kanadier ist ein Unterschied: diese verteidigen nicht ihr Vaterland. Sie sind Hilfsvölker in des Wortes primitivster Bedeutung. Sie werden, wenn sie gegen die Deutschen kämpfen, weder von der Liebe zu einem bedrohten Heimatherd, noch von der Kraft eines gesunden nationalen Hasses getragen. Sie sind anders wie die Türken, die sich heute das geraubte Aegypten zurückholen und das bedrohte Konstantinopel sichern wollen, bei aller Tapferkeit, die auch sie an den Tag legen mögen, nichts mehr und nichts weniger als die lebenden Beweise von Englands und Frankreichs militärischer Ohnmacht.

Das gigantische Ringen, in dem sich schon jetzt Deutschland als der einzige europäische Großstaat erwiesen, der noch imstande ist, aus eigener Kraft alle Grenzen seines Landes nach allen Fronten zu verteidigen, mag so oder so ausgehen. Daß der russische Koloß, das hochmütige Albion und das eitle Frankreich als Einzelstaaten dem einzigen Deutschen Reich in keiner Weise gewachsen sind, ist schon dadurch bewiesen, daß diese drei vereint trotz Aufgebots aller militärischen Kräfte im Kampf gegen Deutschland und Oesterreich von vornherein nicht fremden Hilfsvolks entraten konnten.

Die Franzosen schlagen sich unzweifelhaft tapfer. Aber es zeigt sich immer deutlicher, daß die Lebenskraft dieses Volkes, das von sich noch vor einem halben Jahrhundert nur als der „grande nation“ und der „grande armée“ sprach,

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geradezu erschreckend abgenommen haben muß. Um mit dem einzigen Deutschland im gegebenen Augenblick anbinden zu können, glaubte sich die angebliche Freiheitsrepublik mit dem Opfer vieler Milliarden erst Russenhilfe kaufen zu müssen. Aber auch so fühlte sich die „grande nation" von einst nicht stark genug und wartete, bis sie auch Englands Hilfe sicher war. Heute jubeln sie jedem armseligen Hindu zu, der sich bereit erklärt, dem Mangel französischer Volkskraft aufzuhelfen, und winseln selbst im fernen Nippon um Hilfe. Sie winseln im fernen Nippon um Hilfe, aber nicht leise, weil sich ihr nationaler Stolz verletzt fühlt, sondern — man sehe sich die Spalten der Pariser Zeitungen von heute an — laut und breit. Die Tatsache, daß Frankreichs Söhne nicht imstande sind, gegen einen zwiefach gefesselten Feind Frankreichs Boden zu verteidigen, löst in dem Lande, das noch vor hundert Jahren den Glanz des ersten Napoleon sah, kein nationales Schamgefühl mehr aus.

Die politische Konstellation, die heute der hehren Dreieinigkeit von England, Frankreich und Rußland durch das Evangelium der Zahl dem Deutschen Reich gegenüber noch eine schwer niederzukämpfende Militärmacht verleiht, wird nicht für immer andauern. Auch Bündnisse kommen und gehen. Dann wird sich, wenn dieser unnatürliche Dreibund sein natürliches Ende gefunden, dies Hilfsvölkersystem, das heute so geschickt scheint, an den Beteiligten rächen. Oder glauben die Engländer, Franzosen und Russen wirklich, daß die Bündnisfähigkeit ihrer Staaten für die Dauer mit einem Lande konkurrieren kann, das wie das Deutsche Reich diesen Krieg aus eigener Kraft bestand? Spectator.

Die Größe der Zahl.

Von

Arved Jürgensohn.

Wohl hat es im Laufe der Weltgeschichte Kriege gegeben, unter denen ganze Erdteile erzitterten; Kriege, in denen gewaltige Völkerverbände zu Wasser und zu Lande miteinander rangen und das Schicksal von Staaten und Nationen entschieden wurde. Doch noch kein früherer Krieg kam an Umfang und Ausdehnung der im Kriegszustande befindlichen Gebiete, kam an Zahl der kämpfenden Streiter, an Menge, Vielseitigkeit und technischer Gewalt der benutzten Kriegsmittel und Erfindungen dem gegenwärtigem Kriege gleich, der einst mit gutem Recht als Weltkrieg bezeichnet werden wird. Alle fünf Weltteile, alle großen Ozeane des Erdballs gehören zum Kriegsschauplatz im weiteren Sinne. Selbst das grenzenlose Reich des Himmels, die dritte Dimension, ist in noch nie dagewesenem Maße zum Kampfplatz geworden.

Unermeßlich groß sind die Heere, die einander gegenüberstehen. Ueber 2½ Millionen französische Streiter wurden von Sachverständigen in den Zeitungen genannt, Russen noch weit mehr. Mag die Zahl der deutschen Soldaten im Westen und im Osten auch geringer sein, aber 4 Millionen könnten wohl beinahe schon im Felde stehen oder kriegsbereit sein. Gefangene Feinde zählt Deutschland allein bereits mehr als eine halbe Million, Oesterreich mehr denn 150 000.

Riesenschlachten, nicht mehr von Wochen- sondern von Monatsdauer oder weit länger, und in einer Ausdehnung, die dem Querschnitt durch ein ganzes Reich gleichkommt, haben sich entwickelt. Alles ist ins Ungeheure gewachsen.

Ungeheuer sind aber auch die Unterschiede der zwei streitenden Mächtegruppen in ihren Ländergebieten und Bewohnerzahlen. Man wird dabei — cum grano salis — beinahe an den Kampf der Hellenen gegen die Perser des Xerxes erinnert, deren Zahl Herodot allein für das streitbare Landheer mit 1 700 000 angab, ja sogar auf 5½ Millionen bei Einrechnung von Troß und Schiffsmannschaften. Xerxes veranstaltete damals, im Jahre 480 vor Christo, übrigens erst während des Feldzuges eine statistische Zählung seiner Heerscharen und Schiffgeschwader und brach in Tränen aus bei dem Gedanken, daß von allen diesen Menschen nach hundert Jahren keiner mehr am Leben sein würde.

Die Größe der zurzeit im Felde stehenden Heere wird uns heute ja nicht näher verraten; aber wir haben doch eine fix und fertig dastehende Statistik, welche die Größe aller Län-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der und Völker angibt. Da ist es von besonderem Reiz, sich ein Bild davon zu machen, in welchem Grade heute der Erdball in Flammen steht und welche Machtgruppen sich bekämpfen.

Werfen wir nach der vergleichenden Statistik mit ihren Zahlen aus den letzten amtlichen Zählungen zunächst einmal einen Blick auf die Größe der streitenden Parteien und ihr Verhältnis zur Welt und den einzelnen Weltteilen! Wir werden staunen, wenn wir in Zahlen, in Quadratkilometern und Millionen von Einwohnern ausgedrückt sehen, welche unermeßlichen Ländergebiete und Völkermassen mit ihrer gesamten wirtschaftlichen Kraft und Heeresstärke gegenwärtig — zunächst für das erste Vierteljahr des Krieges — dem deutsch-österreichischen Doppelbündnis gegenüberstanden und es mit Vernichtung zu bedrohen versuchten. Die beiderseitigen Verhältnisse lagen so:

	Gesamtbesitz		Besitz in Europa	
	Quadratkilometer	Mill. Einw.	Quadratkilometer	Mill. Einw.
A. Der Zweibund:				
1. Deutsch. Reich	3 448 809	77,21	540 857	64,92
2. Oesterreich-Ungarn . . .	676 615	51,39	676 615	51,39
Zusammen A	4 125 424	128,60	1 217 472	116,31
B. Der Dreiverband mit Genossen:				
1. Rußland . .	22 360 096	169,37	5 452 386	131,21
2. Frankreich .	11 114 216	95,15	536 464	39,60
3. England . .	30 372 246	425,07	318 243	46,78
4. Serbien . .	87 303	4,49	87 303	4,49
5. Montenegro .	14 180	0,43	14 180	0,43
6. Belgien . .	2 394 452	22,49	29 452	7,49
7. Japan . . .	673 681	72,21	—	—
Zusammen B	67 016 174	789,21	6 438 028	235,00
Im Kriegszustande befindl. Gesamtgebiet (A + B) .	71 141 598	917,81	7 655,500	351,31
Landfläche des Erdballs ohne die unbesetzten Polargebiete (von 11 181 328 qkm Größe)	134 736 098	1657,09	Größe Europas: 9 973 533	452,38
Neutrale Gebiete demnach . . .	63 594 500	739,28	Neutral: 2 318 033	101,07

Wir sehen also sieben Reiche — vom Zaunkönigreich Monaco wollen wir absehen! — mit 67 Millionen Quadratkilometern gegen die 4 Millionen Quadratkilometer von Deutschland und Oesterreich-Ungarn kämpfen, d. h. 17 gegen 1. Die Kraft von 789 Millionen Menschen streitet gegen 128 Millionen, d. h. reichlich 6 gegen 1. Allein in Europa stehen 6½ Millionen Quadratkilometer gegen 1¼ Millionen und 235 Millionen Menschen gegen 116 Millionen.

Nicht weniger als $^{77}/_{100}$ der Landfläche unseres eigenen Weltteils und etwa ebensoviele seiner Einwohner leben danach heute im Kriegszustande. Nur $^{23}/_{100}$ befinden sich noch im Zustande der Neutralität, zum Teil sogar einer kriegsbereit bewaffneten Neutralität, die den Ländern schwere Opfer auferlegt und vom Kriegszustande nur wenig unterschieden ist.

Von der besetzten und bewohnbaren Landfläche des Erdballs haben die Genossen des Dreiverbandes etwa $^{50}/_{100}$ in ihrem Besitz, also die Hälfte der Welt, d. h. fast 17 mal soviel, wie die angegriffenen Zweibundmächte, welchen nur $^{3}/_{100}$ der bewohnbaren Erdballfläche gehört. Also $^{53}/_{100}$ des Geländes aller Staaten der Erde leben heute im Kriegszustande. Die Störung des Handelsverkehrs spüren alle, da England den Grundsatz einer Schonung des feindlichen Privateigentums zur See nicht anerkennen will und fast alle wichtigeren Waren für Kriegskonterbande erklärt, auch wenn sie über neutrale Häfen gehen.

Und wie stehen sich die beiden feindlichen Mächtegruppen in den anderen Weltteilen gegenüber? Wie ist dort das Verhältnis von Kriegszustand und Neutralität? Die nachstehenden Zahlen geben uns eine klare Uebersicht darüber.

	Quadratkilometer	Millionen Einwohner
1. Asien	44 450 213	871,23
A. Deutschland (Kiautschou) .	552	0,19
B. Die Gegner (England, Frankreich, Rußland, Japan) . .	23 624 244	447,40
2. Australien und Ozeanien . .	8 954 663	7,76
A. Deutsche Gebiete	245 100	0,64
B. Die Gegner (England, Frankreich)	8 283 992	6,67

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

	Quadrat Kilometer	Millionen Einwohner
3. Afrika	29 887 784	136,17
A. Deutsche Gebiete	2 662 300	11,45
B. Die Gegner (England, Aegypten, Frankreich, Belg.-Kongo)	21 701 027	104,82
4. Amerika	39 981 723	189,53
A. —	—	—
B. Britisch, Französisch . . .	9 053 576	10,56

In Asien leben also $^{53}/_{100}$ der Landfläche im Kriegszustande, ein Gebiet, fast 2½ mal so groß wie Europa, und die Gegner Deutschlands sind an Besitz 45 000 mal so groß, wie der Bezirk von Kiautschou, und etwa 2200 mal so reich an Einwohnern.

Von Australiens Festland und Inselwelt sind gut $^{95}/_{100}$ in den Kriegszustand hineingerissen; Deutschlands Gegner verfügen fast über eine 35-fach größere Gebietsfläche und mehr als 10 mal soviel Menschen.

Von Afrikas Flächenraum sind $^{92}/_{100}$ mit Krieg überzogen und fast die zehnfache Ländermasse und Menschenzahl steht den Deutschen gegenüber.

Amerika allein ist derjenige Erdteil, bei dem nur etwa $^{22}/_{100}$ der Landfläche und bloß 5½% der Einwohner zu den kriegführenden Mächten zählen, also der größte Teil des Weltteils die Neutralität wahren konnte. Auch fehlt dort ein Landbesitz der Gegenpartei (Deutschland und Oesterreich-Ungarn). Doch der See- und Handelskrieg hat auch dorthin seine äußerst empfindlichen Wirkungen ausgedehnt. Und Schiffskämpfe fanden schon in allen Weltmeeren statt. In härteste Mitleidenschaft gerissen ist die ganze Erde.

Der englische Minister Haldane rechnete unlängst vor, daß die Gegner Deutschlands und Oesterreichs allein in Europa mehr als doppelt so viel Menschen zählten und deshalb der schließliche Sieg ihnen zufallen müsse. Aber Engländer und Franzosen waren immer schlecht unterrichtet über die innern, nicht rein materiellen Kräfte fremder Völker. Wie sehr sie diese inneren Kräfte unterschätzt und bloß die rein mechanisch-numerische Ueberlegenheit an Land und Leuten des Dreiverbandes in Betracht gezogen haben, das haben doch schon die ersten Kriegsmonate mehr als zur Genüge dargetan. Mag auch, wie die obigen Zahlen zeigen, der Gegenbund unermeßlich größer sein, das Schicksal hat ihm bereits bisher deutlich genug Winke gegeben, daß es ihm voraussichtlich nicht anders ergehen wird, als dem Heereszug des Xerxes gegen Hellas.

* * *

Neuerdings, mit Ablauf der ersten drei Kriegsmonate, ist nun dem angegriffenen Zweibunde ein Helfer erwachsen: das Reich des Kalifen, dessen letzte Stunde sicherlich bald geschlagen hätte, wenn es diesen nie wiederkehrenden Augenblick der Weltgeschichte nicht ausnutzen wollte. Der Weltenbrand hat damit freilich an Ausdehnung bedeutend gewonnen.

Nunmehr sieht das statistische Bild der kämpfenden Mächtegruppe so aus:

	Gesamtbesitz		Besitz in Europa	
	Quadrat-Kilometer	Mill. Einw.	Quadrat-Kilometer	Mill. Einw.
Deutschland und Oesterreich-Ungarn	4 125 424	128,60	1 217 472	116,31
Die Türkei . . .	1 794 980	21,60	28 180	1,89
A. Der Dreibund .	5 920 404	150,20	1 245 652	118,20
B. Der Dreiverband und Genossen .	67 016 174	789,21	6 438 028	235,00
Im Kriegszustand befindliches Gebiet	72 936 578	939,41	7 683 680	353,20
Neutrale Gebiete d. bewohnten Erde .	61 799 520	717,68	2 289 853	99,38

Möge jeder hiernach selbst ausrechnen, in welchem Verhältnis die Gebiete des Kriegszustandes und der neutralen Länder sowie die beiden Mächtegruppen zueinander stehen. Inzwischen droht die Kriegsfackel auch schon in Portugal, Persien, Afghanistan und den noch unberührten Balkanländern zu entbrennen, ganz abgesehen von der revolutionären Bewegung in Aegypten, Südafrika und Indien. Die Zeit der Götterdämmerung scheint über die Erde gekommen zu sein. Diesen noch weiter vergrößerten Weltenbrand in Zahlen ausgedrückt zu sehen, mag der Zukunft vorbehalten bleiben. Doch schon jetzt ist das Zahlenbild so riesengroß, wie es die Weltgeschichte noch niemals gesehen hat.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:38 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Deutschtum in Rußland.

Von

Willy Zimmermann.

Ein Volk, das in den schimpflichen Jahren der russischen Geschichte als lebender Appell an Pflicht und Ehre dient, ein Volk, das sich nicht durch Verrat am gemeinsamen Vaterlande und seinem gekrönten Führer befleckt hat, ein Volk, das tief durchdrungen ist vom Gefühl des russischen Staatsgedankens und dieses nicht durch hohle Worte, sondern durch die Tat bewiesen hat, indem es Seite für Seite in die Tafeln der russischen Geschichte auch eine Reihe von Namen eingeschrieben hat, nicht weniger berühmt im Dienste Rußlands als echte russische Namen, ein solches Volk hat das Recht auf eine eigene Entwicklung, es darf sich schützen gegen die Nivellierung von seiten jener Herren, die der Meinung sind, daß der russische Kaftan die Bürgschaft für das Verständnis der wahren Aufgaben Rußlands sei, die aber bei alledem nicht sehen, wie die in den Kaftan Gehüllten an den Wurzeln derselben Eiche graben, auf der sie sitzen."

Diese Worte Purischkewitschs, des Führers der extremen Rechten in der dritten Reichsduma, mögen zeigen, wie fest das Gebäude gefügt ist, das sich das Deutschtum in Rußland errichtet hat. Fleiß, Strebsamkeit, Treue und echte Religiosität — diese Grundsätze des deutschen Charakters haben sich auch auf fremdem Boden erhalten. Weder im blinden Vorwärtsstürmen, noch in der Habsucht eines geistig überlegenen Volkes suchten sich die Deutschen zu betätigen. Bescheiden gingen sie zur Seite, wo die inneren Wirren des Landes jede Einmischung fremden Blutes taktlos erscheinen lassen mußten. Ernst, gewissenhaft traten sie in den Vordergrund, wenn es galt, die Krone zu schützen, dem suchenden russischen Geiste zu helfen und so im völligen Vergessen des eigenen Ichs die nationalen Interessen des Beschützers zu fördern. Das Urteil Purischkewitschs über die Deutschrussen ist also ein ehrlich verdientes Lob; in ihm zeigt sich mit großer Deutlichkeit, wie die sittliche und geistige Kraft des deutschen Blutes die Lebensanker des russischen Reiches festigen half.

Schon aus prähistorischer Zeit gibt uns ein wundersames Gemisch von Sage und Geschichte Auskunft über die Fahrten der Goten, die im heutigen Südrußland ihr gewaltiges Reich gegründet hatten. Ein erschütterndes Denkmal steht der Tod des Gotenkönigs Ermanarich an den Pforten unserer germanischen Geschichte.

Aufzeichnungen aus dem XIV. und XV. Jahrhundert berichten uns von der Hilfe griechischer und fränkischer Architekten in Rußland, „denn was die Russen bauten, stürzte ein". (Mit Franken wurden alle westlich von Rußland wohnenden Völker bezeichnet.) Später macht sich die Vorliebe der Russen für deutsche Kunst und Kultur immer mehr bemerkbar. Iwan der Schreckliche und Peter der Große sahen im Zusammenarbeiten mit den Deutschen die Lösung politischer und kultureller Aufgaben, und heute stehen wir vor der vollendeten Tatsache, daß der Deutschen Geist dem östlichen Nachbar ein unentbehrliches Nachschlagewerk geworden ist. Solchen Aeußerungen russischer Zunge kann man oft begegnen, und das Schlagwort „deutsche Gefahr" hat für die Eigenliebe des Russen eine innere Berechtigung.

Die Geschichte der Ostseeländer hat in deutschen und russischen Chroniken ihren eigenen interessanten Abschnitt. Im Jahre 862 riefen die in politischer und wirtschaftlicher Zerrüttung lebenden Slawen den germanischen Seehelden Rurik um Hilfe an, der den Grundstein zur russischen Monarchie legte. Nach und nach bevölkerten sich die Ostseeländer mit deutschen Kaufleuten. Diese beherrschten durch ausgedehnten Handel das ganze damalige Wirtschaftsgebiet in Rußland und waren tüchtige Pioniere der Kultur. Ihnen schloß sich die deutsche Ritterschaft an, und als der 1199 zum Bischof von Livland gewählte Bremer Domherr Albert von Apelden den Orden der Schwertbrüder gegründet hatte, war der deutschen und christlichen Kultur eine feste Burg errichtet worden.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Später erklärte König Philipp den Bischof von Riga zum deutschen Reichsfürsten und belehnte ihn mit ganz Livland. Der dreißigjährige Krieg sollte in der Verwaltung der Ordenslande eine Aenderung schaffen. Sie kamen unter schwedische Oberherrschaft, die sich bis zum Anfang des XVIII. Jahrhunderts behauptete. Der Friede von Nystadt bestätigte aber aufs neue die deutschen Landesrechte.

Nun hatte das erschöpfte Land Ruhe, sich von den Schicksalsschlägen zu erholen. Ein freier, brüderlicher Geist wehte durch die aufblühenden Fluren, Adel und Bürgerschaft suchten Berührung im gemeinsamen geistigen Streben. Herder, der in Riga von 1764—1769 als Domschullehrer und Stadtbibliothekar lebte, fand die wärmsten Worte für die freiheitlichen Gesinnungen in Livland. Leider sollten die jungen Keime einer eigenen Entwicklung die warme Sonne des deutschen Mutterlandes nur kurze Zeit genießen. 1795 hielt die russische Oberherrschaft ihren Einzug ins Land, und da die russische Politik mit langen Zeiträumen rechnet, so ließ sie den Ostseeländern vorläufig die alten Gewohnheiten und nutzte nebenbei tüchtig die Intelligenz der Deutschen für ihre eigenen Interessen aus. Aus den Reihen der Deutschen gingen große Männer hervor, Feldherren und Staatsmänner, Gelehrte und Künstler, und alle brachten ihre Talente willig in den Tempel russischer Vorteile.

Da nahte der kritische Augenblick, den man von hüben und drüben mit Besorgnis erwartet hatte. Gründe der äußeren Politik trieben Alexander II. dazu, die Russifizierung der Deutschen in den Ostseeprovinzen vorzunehmen. Teilweise lag es wohl an den preußischen Siegen von 1866 und 1870/71, die die Russen ein Unheil, das heißt Rückeroberung der Ordenslande, wittern ließen. Nichts lag aber dem preußischen Staate ferner als das; erklärt sich doch Fürst Bismarck als „ein überzeugter Freund des russischen Reiches, der, so lange er im Amte war, mit dem russischen Nachbar in Frieden und Freundschaft zu leben" sich bemühte.

Die deutschen Schulen wurden nun geschlossen und die Saat zum russischen Unterricht ausgestreut. Den Abschluß der Russifizierung bildete die Umwandlung der deutschen Universität in Dorpat in die russische Jurjew. Das war der Anfang der großen seelischen Zerknirschtheit für die Deutschen. Der Schmerz am Heiligsten, was mit ihrer Existenz verwachsen war, der Muttersprache, löste eine Reihe innerer Kämpfe aus, denen erst in letzter Zeit ein kleiner Hoffnungsstrahl gekommen war, als im April 1906 die Eröffnung deutscher Privatschulen in den Ostseeprovinzen gestattet wurde. Das Abiturium konnte aber auch dann nur in russischer Sprache unter russischer Aufsicht stattfinden. Die Ansichten der deutsch-baltischen Lehrerschaft gingen jedoch dahin, daß die Abnahme des Abiturіums in russischer Sprache „den Grundsätzen einer gesunden Erziehungskunst zuwiderlaufe", und in Sektions- und Plenarsitzungen wurde über den Satz „das Recht auf eine eigene Entwicklung" lebhaft debattiert.

In diesen Bestrebungen machte sich der deutsche Geist in seiner herrlichsten Entfaltung bemerkbar: Erhaltung der Muttersprache, des köstlichen Gutes der Deutsch-Russen, bei williger Fügung unter fremde Oberherrschaft. Baßler schreibt in seiner gleichbetitelten Arbeit: „Alle Deutschen auf Gottes weiter Erde haben das Recht, auf solche Blutsgenossen stolz zu sein. Wenn heute ein deutscher Staatsmann die russische Regierung dazu vermöchte, die deutschen Balten zu schonen — er könnte dem russischen Reiche keinen besseren Dienst leisten, als diesen Schatz an staatserhaltender geistiger und sittlicher Kraft vor der Aufreibung zu bewahren."

Und haben die Russen diese glänzenden Eigenschaften der Deutsch-Russen zu würdigen gewußt? Gibt es heute einen russischen Staatsmann, der den Schatz deutsch-russischer Kraft und Treue vor der Trübung zu schützen sucht?

Die Antwort haben im gegenwärtigen Kriege die Russen selbst gegeben. Fern aller Einsicht und Menschlichkeit vergreift sich die verhetzte Masse eines gewissenlosen Pöbels an Gut und Blut der Deutschen, und der Ministerpräsident Goremykin fertigt das Hilfegeschrei unserer bedrängten Blutsbrüder

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ab mit den Worten: Rußland kämpft nicht nur gegen Deutschland, es kämpft auch gegen das Deutschtum. Nicht genug, daß sie ihre Söhne gegen das eigene Blut kämpfen sehen müssen, werden die Deutschen selbst beschimpft, geknechtet und beraubt, und ihre streng konservative Gesinnung gegen das russische Reich tritt Staat und Volk mit Füßen.

Ganz fremd der Geschichte der Ostseeländer ist die der Wolgadeutschen. Es war nach den Wirren des siebenjährigen Krieges, als die russische Kaiserin Katharina II. am 22. Juli 1763 ein Manifest erließ, in dem sie weite Strecken an der Wolga allen europäischen Auswanderern als Ansiedlungsgebiet anbot. Ein früherer Versuch der Kaiserin war ohne Erfolg geblieben. Nun aber, als der Deutsche seine durch Krieg vernichtete Arbeit trostlos vor sich liegen sah, wurde es ihm nicht allzu schwer, sich von der Heimat zu trennen, und so zogen bald viele deutsche Auswanderer in die angebotenen Länder, die sich von Samara bis Zarizyn an beiden Seiten der Wolga erstreckten. Hier wartete ihrer eine große Enttäuschung. Nicht das Paradies ihrer Wünsche fanden sie, sondern eine unwirtliche, rauhe Gegend. Die halbwilden asiatischen Kirgisen, Baschkiren und Kalmücken, die auf den unermeßlichen Steppen am linken Ufer der Wolga ihre Herden weideten, raubten und plünderten. Bären, Wölfe, Luchse und andere Raubtiere schlichen durch die dem Menschen noch unzugänglichen Wälder: schwer und gefahrvoll war das Leben, das die Kolonisten gegen das in der Heimat eingetauscht hatten.

In den hundertfünfzig Jahren der Ansiedlung sind nun die Wolgadeutschen in ihrer geistigen und materiellen Entwicklung zurückgeblieben. Der Grund ist wohl darin zu suchen, daß die Organisation von der russischen Regierung nicht mit der nötigen Umsicht betrieben worden war.

Das Kolonialgesetz, unter dem die Wolgadeutschen eine Sonderstellung einnahmen, wurde 1871 aufgehoben. Damit übernahm der Kolonist die Rechte und Pflichten des russischen Bauern, die er wirtschaftlich klug ausnutzte. Trotzdem wurde es notwendig, einen Ausweg zu suchen für den Landmangel, der sich durch Uebervölkerung eingestellt hatte, und so führte man die russische Mirverfassung ein, das heißt: Allgemeinbesitz mit regelmäßig wiederkehrenden Umteilungen. Dieses Seelenlandsystem ist der weiteren Entwicklung der Kolonie zum Verderben geworden. Ein großer Teil der Bevölkerung war gezwungen, auszuwandern, und der evangelische Hauptverein für deutsche Ansiedler und Auswanderer hatte vorgeschlagen, die Rückwanderung der Kolonisten in die alte Heimat zu unterstützen.

Daß sich das Deutschtum an der Wolga gut erhalten hat, sehen wir an dem allgemeinen Bestreben der Koloniebewohner, die deutsche Sprache in ihrer Reinheit festzuhalten. Es zeigt uns auch die Sehnsucht, die der Ferne zu seinem Vaterlande im Herzen trägt. Innig singt er seine deutschen Lieder zur Gitarrebegleitung, und der Reichsdeutsche, der zufällig in seine Gegend kommt, ist ein willkommener Bruder.

Baßler stellt die drei Fragen auf: Was werden die letzten Schicksale der deutschen Ansiedler an der Wolga sein? Werden sie an der Stelle, wo ihre Väter das Land ackerten, noch immer mehr festen Fuß fassen? Wird ein Teil nach dem andern abbröckeln, werden sie sich verlieren in alle Welt? Und als Antwort darauf gibt er: Die Entscheidung hängt gewiß auch mit dem Schicksale des russischen Reiches zusammen, aber die Hauptsache ist wohl, daß die Deutschen in Rußland den Zusammenhang mit dem alten deutschen Mutterlande nicht verlieren, daß ihnen deutsche Art und deutsche Bildung erhalten bleibe. Und wir in der Heimat sollen nicht vergessen, daß fern in den Steppenländern eines fremden Reiches Stammesgenossen wohnen, die brüderlicher Teilnahme wert sind, denn sie bilden des europäischen Deutschlands äußerste Ostmark.

Die Entscheidung hängt mit dem Schicksal des russischen Riesenreiches zusammen, und wir wissen, daß sie nicht mehr allzu lange ausbleiben wird. Leider werden ge-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rade die Wolgakolonisten unter dem Druck der jetzigen Zeit zu leiden haben. Ihre Gesinnungen waren dem russischen Nachbar nie freundlich gestimmt, was deutlich aus einer Klage aus russischer Feder hervorgeht: „Ihrem Charakter entsprechend bringen die Kolonisten ein gänzlich abgeschlossenes Leben zu und beschützen eifersüchtig ihre Nationalität. Sie vermeiden nach Möglichkeit jegliche Berührung mit der russischen Bevölkerung, stehen ihr sogar feindlich und schmähend gegenüber. Viele kennen nicht die russische Sprache, wollen sie auch nicht erlernen, nicht zu reden davon, daß sich die Kolonisten mit keiner anderen Nation durch Heirat zu verbinden wünschen. Mehr als anderthalb Jahrhunderte leben sie hier, können sich nicht mit dem Lande verbrüdern, das sie schützt, haben nicht gelernt es zu lieben, es für ihr Vaterland anzusehen."

Heute werden sich die deutschgehässigen Russen die Abneigung der Wolgakolonisten zunutze machen und dem Kriegsruf des Ministerpräsidenten Goremykin mit der ganzen Gewalt ihres aufgehäuften Hasses folgen. Und die Ansiedler, die die Wolgakultur durch Industrie und Landwirtschaft gehoben haben, müssen bitter empfinden, wie russischer Dank zum Ausdruck kommt.

Die Ostseeländer und die Wolgakolonien sind die beiden Hauptvertretungen des Deutschtums in Rußland. Außerdem finden sich noch in Wolhynien blühende deutsche Dörfer mit treuen, arbeitsfreudigen Bewohnern, deren Vorfahren aus der Gegend von Frankfurt a. Main der Aufforderung Katharinens gefolgt sind.

Bei den Ansiedlern im Kaukasus weist der schwäbische Dialekt auf die Abstammung hin. In Transkaukasien haben die Kolonisten eine wirtschaftlich und national dauerhafte Bevölkerung, wo die Frauen sogar die Nationaltracht ihrer Heimat beibehalten haben.

Südrußland beherbergt die jüngsten deutschen Ansiedlungen. Auf das Angebot Kaiser Alexanders I. trafen am 12. September 1803 27 deutsche Familien, aus etwa 110 Personen bestehend, in Odessa ein, deren Zahl sich bis Winteranfang 1804 auf nahezu 5000 steigerte. Sie kamen aus dem Elsässischen, und die russische Regierung, der aus der Organisation der Wolgadeutschen des Beispiels Traurigkeit nicht verhüllt geblieben war, gab sich hier alle erdenkliche Mühe, den Kolonien ein sicheres Fundament zu schaffen. Das „Vormundschaftskontor für neurussische und ausländische Ansiedler" erhielt vom Staat die nötigen Anweisungen, besonders die, dem Fremden Gelegenheit zu freier Wahl seines Ansiedlungsortes zu geben. So entstanden in den Gouvernements Jekaterinoslaw, Taurin, Cherson und in Bessarabien weite Ansiedlungsgebiete, die sich ausgezeichnet entwickelten.

Heute leben im Innern Rußlands über eine Million deutscher Bauern. Das, was Katharina mit dem Manifest beabsichtigt hatte, was die folgenden Herrscher durch fördernde Eingriffe in den Gang der Kolonisation bezweckten, hat sich erfüllt. Der deutsche Bauer ist dem russischen ein Muster geworden. „Ohne den deutschen Lastwagen und Pflug kann der russische Bauer nicht mehr auskommen."

Da nun allen deutschen Kolonisten im Jahre 1870 die allgemeine Wehrpflicht auferlegt wurde, so stehen sie heute in den Reihen unserer Feinde, um die Kugel in das Herz des deutschen Bruders zu schießen, während ihre Eltern dem Mordstahl eines fanatischen Pöbels ausgesetzt sind. Und die russische Regierung weidet sich in ungeheuchelter Tyrannenlust an diesem unerhörten Verbrechen gegen Recht und Ehre.

Aber wir diesseits der Weichsel haben nicht vergessen, wo des Deutschtums äußerste Ostmark liegt. Wir werden siegen und richten, und das Schwert, das wir in zäher Ausdauer um die Erhaltung des Deutschtums schwangen, muß auch für unsere fernen Brüder im Glanze einer gerechten Vergeltung erstrahlen.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kaiserquartett.

Von

Arthur Neißer.

Volkslied und Volkshymne feiern in diesen großen Zeiten der Volkserhebung eine beseeligende Auferstehung. Wie beschwörend stieg der Jubelruf des „Deutschland, Deutschland über alles" in den Mobilmachungstagen gen Himmel; es war ein deutsches Triumpfgebet, das aus hunderttausend Herzen emporwallte, und das dem gepreßten Sehnsuchtsdrang nach Sieg Ausdruck verlieh. Das ist ja das ureigenste Mysterium alles Musikalischen: dieses Sichfortpflanzen einer hohen Empfindung durch die Menschenbrüder, diese Erzeugung eines seltsamen, fast mit Gewalt ansteckenden Singebedürfnisses, das eine große Zeitstimmung in jedem dafür halbwegs Empfänglichen auslöst. „Es steckt der Same mancher guter Tugenden in den Herzen, so der Musik ergeben sind", sagt Martin Luther, also vornehmlich in den Herzen der — barbarischen Völker, gegen die das musikalisch dilettantischste aller europäischen Nationen, das stolze Albion, seine Vasallenverbündeten aufgehetzt hat. Wohl ist auch die slawische Rasse mit Musik durchsättigt, aber das ist im Grunde nur Musikantenmusik, der die holde, seelische und gemütliche Einfalt der deutschen Musik fehlt, die auch darin der slawischen überlegen ist, daß sie die Melodie und den Rhythmus niemals als nationalistisches Hetzmittel und als Alleinherrscherin über alles Empfindungsmäßige usurpiert . . .

Man hat es in der letzten Zeit vielfach beklagt, daß unsere deutsche Nationalhymne eigentlich das englische „God save the King" ist, und man fordert wütend eine „eigentlich deutsche" Nationalhymne, ohne zu bedenken, daß echte Volksmäßigkeit gerade in musikalischen Dingen weit schwieriger zu erzielen ist als bei Gedichten, ohne ferner zu bedenken oder sich dessen zu erinnern, daß Volksweisen, zu denen ja in gewissem Sinne auch die Nationalhymnen gehören, sich erfahrungsgemäß durch die verschiedensten Völker fortpflanzen. Gar manches gute deutsche Volkslied müßten wir heute „boykottieren", weil seine Wurzeln im „feindlichen Ausland", nämlich etwa in Frankreich zu finden sind.

Ein seltsam beseligendes Spiel des Geschickes hat es aber gefügt, daß unser „Deutschland, Deutschland über alles" auf der Melodie der österreichischen Kaiserhymne basiert, so daß sich also das Schutz- und Trutzbündnis Deutschlands und Oesterreichs in jener göttlich-naiven Melodie symbolisiert, die Joseph Haydn zum Thema des Variantensatzes eines seiner Streichquartette gemacht hat. „Kaiserquartett" heißt seither diese Schöpfung, die in unseren Tagen fast allwöchentlich in den deutschen Konzertsälen erklingt, als wolle man damit auch dem Musikleben ein patriotisches Siegel aufdrücken . . .

Und doch spricht sich in diesem Variationensatz noch weit mehr als nur das jetzige deutsche Volksempfinden aus.

Die heiligende Bindekraft aller echten, klassischen Kammermusik zeigt sich in der Beliebtheit dieser einfachen Musik. Man kann ja aus der wundervollen harmonischen Rundung und formalen Ebenmäßigkeit, wie sie die Melodie des „Gott erhalte" auszeichnet, das Wesen Haydnscher und überhaupt österreichischer Musik klar erkennen. Daß man überhaupt gerade zu dieser Weise nachträglich einen so volksmäßigen Text untergelegt hat, das beweist schon, daß diese Haydnsche Melodie gleichsam selbst Hymnenworte singen möchte: also wieder ist es das Singebedürfnis, das jede Urmusik in musikalischen Menschen erzeugt und das sich in den Tongebärden jenes naiv kindergebetmäßigen Variationensatzes erkennen läßt. Ein Beten ist es, eine gottesdienstliche Kammermusik-Andacht, die durch die Herzen der Hörer zieht, wenn eine ausgezeichnete Quartettspieler-Vereinigung den Satz spielt. Denn selbst wenn man den rein fachkritischen Maßstab beiseite legt, so bedeutet es einen Unterschied, ob eine echt wienerische Musikerschar ihn spielt oder eine andere! Ich wage kühnlich zu behaupten, daß gerade Haydn und Mozart stets von Oesterreichern allein ganz echt, ganz wienerisch, ganz mit der Wiener Waldseele gespielt werden können, die in den Werken, zumal in der Kammermusik jener Klassiker, glüht. Wenn also beispielsweise das Rosé-Quartett das Kaiserquartett spielt, so bedeutet das nicht bloß eine „politische", sondern gerade eine musikalisch-menschliche Demonstration. Es

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

strömt ein Hauch von Wärme vom Podium zum Konzertsaal hinüber, ein Hauch von jener Gemütstiefe, die gerade im „vernunftseligen" Norddeutschland in diesen ernsten, großen Zeiten als eine wundervolle Labung empfunden wird. Wir Deutschen (beinahe hätte ich gesagt, wir „Preußen", wenn's nicht „vaterlandslos" klänge!!) sehnen uns, wenn wir diese Kaiservariationen hören, mit der Seele hören, hinaus aus den Grenzen unser lieben heimatlichen „Streusandbüchse", weit hinaus nach den grünweichen Hängen des frühlingsahnenden Wienerwaldes, auf dem solche holden Musikblüten emporsprießen, und wir verstehen, warum wir Herzens-Bundesgenossen der Oesterreicher sein müßten, auch wenn wir nicht ihre politischen und militärischen Kameraden wären. Wir fühlen wieder einmal aufs neue, wie notwendig diese Ergänzung des „deutschen" durch das österreichische Deutschtum ist. Wir erinnern uns voller Stolz und Freuden, warum der Rheinländer Beethoven oder gar der Hamburger Brahms mit wahrem Sehnsuchtsfieber gen Wien pilgerten und erst dort die Erfüllung ihres Genius erleben konnten, und wir verstehen es dann auch erst völlig, warum die Kaiserhymne Oesterreichs heute die Deutschland-Hymne geworden sein mußte (denn man hat es ja voller Staunen erlebt, wie freudig man gerade diesem Liede den Popularitätsvorzug vor der eigentlichen deutschen (und englischen!!!) Nationalhymne zugeben wußte!) . . . Vielleicht wird es gar noch dahin kommen, daß wir Deutschen den ersten Vers „Deutschland, Deutschland" und den zweiten „Gott erhalte Franz, den Kaiser" singen, weil wir nur so dem Gemütskerne der Haydnschen Melodie nahekommen, nur so die ganze deutsch-österreichische Kaiserherrlichkeit dieser unsterblichen Musik zu erfühlen vermögen!

Was man lesen soll.

Von

Julius Bab.

Der Berliner „Zeitgeist" hat eine „Enquete" veranstaltet, eine Rundfrage über das Thema, was man während der Kriegszeit lesen solle? Das Ergebnis ist in mancherlei Beziehung interessant — nicht zum wenigsten für Freunde eines versteckten Humors. Denn wie jeder Schuster bei seinem Leisten bleibt und beinah jeder Literat (vom Historiker Lamprecht bis zum Dichter Kyser) etwas verschleiert und vielleicht ganz unbewußt aber recht deutlich die Meinung vertritt, daß man vor allen *seine* Bücher lesen solle — wen sollte dies hübsche Dokumentchen zur menschlichen Naturgeschichte nicht erfreuen! Im übrigen hat natürlich so mancher der Befragten gescheite Gedanken geäußert; aber im einzelnen ist mit der Statistik solcher Abstimmung, bei der jeder ein halb Dutzend anderer Autoren oder Bücher nennt, wenig anzufangen. Ein paar Selbstverständlichkeiten treten durch Uebereinstimmung ziemlich aller zutage: daß man eben immer die Bibel und Goethe, Shakespeare und Homer lesen kann und soll. Und dann allerdings, daß fast jeder Deutsche sich aus den mannigfaltigsten Gründen von Inhalt und Form heute zu Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" gezogen fühlt. Aber wichtiger als die Festlegung solcher Einzelheiten scheint mir die Erörterung einiger grundsätzlicher Fragen:

Soll man überhaupt *lesen* in Kriegszeiten? Die Beantwortung dieser Frage ist leider nicht ganz überflüssig. Denn es gibt Leute, die jede geistige Beschäftigung während des Krieges für unerlaubten Luxus halten; sie meinen, da sie nicht selber schießen und schlagen können, sei es ihre Pflicht, wenigstens an nichts anderes zu denken, und alle Lektüre auf die Schlachtberichte der Zeitungen zu beschränken. Ein großer Irrtum! Unsre in so vielem bewundernswerten Soldaten, die in den Schlachtpausen wie in den Lazaretten einen wahrhaft ergreifenden Hunger nach Lektüre jeder Art zeigen, beweisen schon, daß der Mensch gerade je mehr der physische Kampf ihn in Anspruch nimmt, desto mehr natürliches Verlangen nach einem geistigen Gegengewicht hat. Die „Pflicht" der Zuhausegebliebenen wäre also gerade im nationalen Sinne, ihre Muße nicht in unfruchtbaren Zeitungsgesprächen zu vertun, sondern am Fortbestand des geistigen Lebens in der Gesamtheit auch als Leser mitzuwirken. Der ewige Stammtischstratege ist dem Vaterlande nur eine Last; wer als Kulturträger weiter seine Pflicht

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tut und, statt den Soldaten ins Handwerk zu pfuschen, das geistige Leben weiterführt, der nützt dem Ganzen!

Also soll man lesen. Im letztgesagten liegt aber auch, was man gerade nicht lesen soll: keine Kriegsromane, keine poetischen Schlachtenbilder! — weil das jetzt alles von der Wirklichkeit erübrigt und zugleich entwertet wird! Es fehlt die Distanz, die solche Dinge als einfache Mittel künstlerischer Erschütterung wirken ließe — als bloße Schilderungen aber verblassen sie vor jedem Feldpostbrief, sind ganz veraltet, ungenau, überflüssig! Also nicht um die große Wirklichkeit des Tages zu wiederholen, soll man lesen, sondern aus zwei anderen — entgegengesetzten Gründen:

Man soll lesen, um den Tag zu verstehen: objektive Darstellungen der politischen Geschichte — nicht nur der von gestern. Sondern vom Anbeginn der modernen Staaten muß man zusehen, wie die Ursachen dieser Katastrophe heranwachsen. Dann mag man auch geographische Bücher lesen, um die Bedingungen verstehen zu lernen, unter denen jetzt die Heere fechten. Und schließlich wäre es wohl geziemend, wenn der Bürger seinen militärischen Zeitungseifer durch ein ernsthafteres Studium dessen, was Krieg eigentlich ist, veredeln und Clausewitz, Moltke, Schlieffen und Delbrück lesen wollte.

Aber nicht minder berechtigt und vielleicht noch wichtiger ist die völlig andere Tendenz des Lesens: man soll lesen, um dem Tag zu entfliehen. Man soll lesend in sich das Gefühl vom Allmenschlichen, Uebernationalen, Außerkriegerischen, das aller großen Kunst Kern ist, lebendig erhalten — damit uns das Ende des Feldzuges nicht wirklich als ein barbarisiertes Nur-Soldatenvolk antreffe. Aus diesem Gefühl stammt wohl die einstimmige Nennung der großen Klassiker in jener Umfrage. Vielen wird die Lektüre Goethes genügen, um sich auch in dieser Zeit das reine Reich des Geistes sicher zu bewahren. Man wird es aber auch verstehen können, wenn einer, von den Plagen des Tages zum äußersten Gegensatz gereizt, den göttlichen Offenbarungen eines Meister Eckehart oder dem Traumwandel eines Brentano folgen will. Das ist eine Lektüre geistiger Notwehr.

Und soll es nun nicht einen dritten Lesegrund geben? Den vielgenannten des nationalen Enthusiasmus? Soll man nicht Bücher lesen, die deutsche Gesinnung lehren? Ich glaube nicht! Wem diese Gesinnung nicht schon im innersten Blut wohnt, der wird sie jetzt durch eine gedruckte Belehrung nicht bekommen. Und wer sie hat, der sollte sie nicht durch aufgeregte Tendenzlektüre zum Chauvinismus (der ein undeutsches Wort für eine undeutsche Sache bleibt!) überhitzen. Der lebendige deutsche Sinn findet ja seine gesunde Nahrung ganz von selbst aus jedem bedeutenden Buch, das in deutscher Sprache geschrieben ist.

Wenn ich (um den Krieg zu verstehen) Bismarck und Clausewitz, wenn ich (um dem Krieg zu entgehen) Goethe und Meister Eckehart lese, so fördere ich mein Deutschtum unendlich viel mehr, als wenn ich einen Waschkorb voll patriotischer Tendenzgedichte oder eine flammende Broschüre über die Schlechtigkeit unserer Feinde zu mir nehme. Denn jene haben deutsches Wesen als selbstverständlichen Besitz — diese nur als bewußte Absicht!

Einen freilich weiß ich, der dem deutschen Nationalbewußtsein dient, dem Wissen vom Recht und Sinn des Krieges und der künstlerisch-großen Erhebung über den Krieg hinaus — alles zugleich! Das gibt uns Heinrich von Kleist — der Dichter des „Prinzen von Homburg", der preußische Offizier und der deutsche Dichter, der erste Junker, der eine Weltseele besaß — der Genius der Stunde! Sein Name allein muß auch in einer nur grundsätzlichen Betrachtung über die Bücher, die ein Deutscher in der Kriegszeit lesen sollte, genannt werden.

Das Attentat.

Novelle von Martin Roehl.

Düden Herzens verließ Goguel das Gefängnis und blieb, als er den Boulevard Wladimir erreicht hatte, unschlüssig stehen. Er hatte sich, nach wilder, in Taumel und Genuß verbrachter Jugend, den revolutionären Bestrebungen angeschlossen, war

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bald darauf mit vielen anderen verhaftet worden, und entzog sich der drohenden Aussicht auf langjährige Deportation dadurch, daß er seine Mitgefangenen verriet.

Ein Mann in schmutzigem braunen Kittel kam ihm entgegen; er trug einen schweren Sack und hatte kleine, tückische Augen und einen Stiernacken. Zwei Schritte von Goguel warf er ihm mit kurzem Ruck den Sack vor die Füße und hob drohend die behaarte Faust, ein wildes Schimpfwort ausstoßend. Goguel bog aus, nicht mehr, als nötig war, um den Mann nicht zu berühren. Ohne ihn anzusehen ging er mit etwas zusammengezwängten Schultern und gekrausten Lippen an ihm vorüber. Er dachte, daß er den Mann wohl bei einer geheimen Versammlung gesehen habe und vergaß ihn gleich wieder. Dann aber hob er plötzlich das bleiche Gesicht, seine Nasenflügel weiteten sich. Er witterte einen köstlichen Duft; ein ganz seltenes, erlesenes Parfüm mußte das sein, fremdartig und berauschend. Ja, die Dame, die jetzt an ihm vorüberglitt, der war solch Parfüm wohl zuzutrauen, eine unvergleichlich elegante Erscheinung, doch wozu ihr nachsehen; sie war gleichgiltig, aber der Duft — —

Er schritt jetzt freier und aufrechter einher, scharfen Blickes um sich schauend, bis er vor einem großen, unscheinbaren Hause stehen blieb. Dies war der letzte Augenblick der Einsamkeit, etwas Herrliches, Unwiederbringliches schien ihm plötzlich verloren zu sein. Doch ging er nach kurzem Besinnen gemessenen Schrittes ins Haus — — Ohne anzuklopfen trat er in das Arbeitszimmer seines Vaters. Der alte Gelehrte saß am offenen Fenster, andächtig in einen Band Spinoza vertieft. Jetzt sah er auf und reichte dem Sohn die schmale, welke Hand.

„Du bist freigekommen, Jacques?"

Goguel zog einen Stuhl heran.

„Ja, Vater, man hat mich entlassen, wie ich denke, endgültig."

„Und womit hast du das erkauft?" fragte der Alte ernsthaft.

Goguel erwiderte fest: „Ich habe gesagt, was man von mir wissen wollte."

Der Gelehrte erhob sich und sah hinaus in den Garten, Goguel saß regungslos, wie versteint.

Als der Vater sich ihm wieder zuwandte, begegnete er einem hoffnungslos gelassenen Blick.

„Du weißt, daß ich deine Lebensweise nie gebilligt habe," sagte er müde, „aber wozu ließest du dich mit den Leuten ein, wenn du sie hernach verraten wolltest?"

„Leute, die sich so schlecht anziehen, müssen schon sehr intelligent sein und noch etwas mehr als das, wenn man es länger bei ihnen aushalten soll."

Goguel sprach in leisem, fast geschäftsmäßigem Ton; in seinem schmalen, verschlossenen Gesicht war keine Spur von Ironie.

Der Vater schüttelte verständnislos den grauen Kopf: „Und deshalb hast du dich davongemacht und die andern dem Elend überliefert?" „Das lag nicht in meiner Absicht, Aber es wäre dumm und lächerlich gewesen, mit ihnen zusammen zugrunde zu gehen, da sie auch ohne meine Angaben verurteilt wären."

„Ich verstehe dich nicht. Sieh, ich halte von den Menschen nicht viel, aber ich habe meine Bücher, meine Forschungen, und brauche nichts weiter. Du suchst die Leute auf, um dich enttäuscht von ihnen abzuwenden — — Was für ein Leben gedenkst du denn jetzt zu führen?"

Schmerzvolles Lächeln huschte schnell wie ein Schatten über Goguels Gesicht; er stand auf und sagte ruhig und bestimmt: „Ich habe leider nicht dein glückliches Temperament. Es bleibt mir jetzt nichts übrig, als mich den Regierungskreisen zu nähern. Man wird mich schon heranzuziehen wissen, und da ich ja sowieso Renegat bin — was kommt darauf an?"

Der Alte trat dicht vor ihn hin und sagte: „Ich bin kein Rebell, aber wenn du dich mit diesen Leuten einläßt, ist es aus zwischen uns beiden."

Goguel verzog keine Miene.

„Wie du willst, Vater."

Schweigend standen sie einander gegenüber. Die Augen des Alten forschten unruhig in dem bleichen, eingefallenen Gesicht, das in seiner kalten Gelassenheit wie leblos erschien.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Endlich fragte er leise: „Und, Jacques, was wird das Ende sein?“

Goguel verzog sein Gesicht zu einem lautlosen Lachen: „Was weiß ich? Irgendeinen Schluß muß die Komödie ja doch wohl haben. Was kommt darauf schließlich an?“

Ohne ein weiteres Wort setzte sich der Gelehrte und nahm sein Buch auf; langsam verließ Goguel das Zimmer. Er kleidete sich um und begab sich in ein nahegelegenes Café, das viel von der ersten Gesellschaft besucht wurde. Seine Haltung war straff, seine Miene gleichmütig, als er langsam durch den überfüllten Raum schritt, um einen unbesetzten Platz ausfindig zu machen. Er wurde angerufen, und als er sich umwandte, sah er den Herzog von Ermland, der mit Hauptmann Gantschow und dessen junger Frau in einer Nische saß und ihm lebhaft winkte. Er trat näher und begrüßte die Bekannten, ein wenig verwundert, daß Herzog Dmitri, den er nur flüchtig kannte, offenbar viel an einem Zusammensein mit ihm gelegen schien. Der Herzog mochte etwas über zwanzig Jahre zählen, doch sah er aus wie ein Knabe; seine kleine, schmächtige Gestalt träge zurückgelehnt, saß er meistens in freundlicher Teilnahmlosigkeit, doch konnte es geschehen, wenn sein Interesse für entlegene Probleme oder psychologische Seltsamkeiten erregt war, daß seine blauen Träumeraugen sich belebten und seine Rede lebhaft und eindringlich wurde.

Hauptmann Gantschows rundes, rotes Gesicht verzog sich zu etwas mühsam freundlichem Grinsen, er wußte offenbar nicht recht, wie er sich zu dem zweideutigen jungen Mann stellen sollte; Olga Fedorowna aber legte ihren vollen Arm leicht auf den seinen, sah ihn mit glänzenden, etwas törichten Augen an, und sagte mit schmelzender Stimme: „Ich habe Sie so gut verstanden, in allem, was Sie taten, und alles verstehen, heißt ja alles verzeihen. Wissen Sie, ich liebe die Menschen, und ich möchte auch gern etwas für sie tun, etwas ganz Großes, Ungewöhnliches. Aber natürlich, diese schrecklichen Nihilisten — Sie mußten ja bald sehen, daß denen doch nicht zu helfen ist.“

Der Hauptmann räusperte sich verlegen und Herzog Dmitri sah, lebhaft interessiert, mit hochgezogenen Brauen bald auf Goguel, bald auf Olga Fedorownas weiches, zerflossenes Gesicht.

Goguel sagte: „Ja, Sie haben ganz recht, man tut am Ende doch gut, sich mit seiner Menschenliebe auf einen bestimmten, ausgewählten Kreis zu beschränken.“ Dann wandte er sich an den jungen Herzog und fragte ihn nach seinem Vater.

Dmitri lachte: „Mein Papa ist längst wieder abgereist; er behauptet, es gäbe nur vier Orte und sechs Menschen in Europa, die das Leben erträglich machten, und dort hält er sich abwechselnd auf. Er fühlt sich neuerdings stark degoutiert und meint, er würde alt.“ „Sechs Menschen, das ist immerhin viel,“ behauptete Goguel, „ich kann Ihren Vater ganz gut begreifen.“ Sie unterhielten sich noch länger über den alten Herzog, für den Goguel, ohne jemals besonders von ihm beachtet zu werden, viel übrig hatte, und dann brach der Hauptmann auf, nicht eben zur Freude Olga Fedorownas.

Als sie allein waren, sagte Herzog Dmitri: „Was gedenken Sie zu tun?“ „Was man von mir verlangt, und man wird sehr bald allerlei von mir verlangen,“ sagte Goguel ruhig. Der Herzog nickte: „Ich dachte es mir, Sie müssen mich oft besuchen, ich wünsche sehr, näher mit Ihnen bekannt zu werden.“ Goguel verneigte sich lächelnd. „Denn Sie gehören ja doch zu uns,“ schloß der Herzog befriedigt. „Mir scheint, Sie haben mich erraten,“ sagte Goguel, schon im Gehen, mit unbestimmbarem Lächeln.

II.

Goguel hatte richtig vermutet: kurze Zeit nach seiner Entlassung beschied man ihn vor den Polizeidirektor und verlangte nicht nur genaue Auskunft über die Organisation und die Pläne der Revolutionäre, man stellte ihm auch das Ansinnen, selbst in den Dienst der geheimen Polizei zu treten. Der Polizeidirektor, ein hagerer, nachlässig gekleideter Mann mit lauernden Augen, versprach, daß man seine Dienste nur in außerordentlichen Fällen in Anspruch nehmen und von ihnen kein Aufhebens machen würde; „sollten Sie aber unser Entgegenkommen zurückweisen,“ setzte er grinsend hinzu, „so dürften Sie trotz allem bald ein frohes Wiedersehen mit ihren früheren Genossen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

feiern, und zwar in der Verbannung." Goguel erklärte, daß er zur Verfügung stände; er berichtete vieles, was er wußte, und wurde nunmehr sehr zuvorkommend behandelt. Man stellte ihm eine Anweisung auf eine beträchtliche Summe aus, die er, ohne sie anzusehen, in die Tasche schob.

„Nun habe ich meine Ueberzeugung verkauft," dachte er, als er das düstere Gebäude verließ und sich fröstelnd im Wagen zurücklehnte, „mein Schicksal ist entschieden, ich gehöre nicht mehr zu der Partei der anständigen Leute. Aber ist das nicht Unsinn? Ich habe nie eine Ueberzeugung gehabt, die ich verkaufen konnte. Und die Partei der anständigen Leute, wenn es so etwas überhaupt gibt, sollte man ausrotten, sie wäre unter allen Umständen gemeingefährlich." Er rief dem Kutscher einen Befehl zu, und trat bald darauf mit bewölkter Stirn bei Herzog Dmitri ein.

Der junge Herzog saß mit Sergei Dembinski, dem Sohne des Gouverneurs, beim Tee und sprach mit leiser, gedämpfter Stimme von den kostbaren Kupferstichen, die er kürzlich erworben hatte. Als Goguel gemeldet wurde, erhob er sich und begrüßte ihn mit freundlichem Lächeln.

Man sprach von Gantschow, und Sergei fand, daß er ein ausgemachter Dummkopf sei. „Uebrigens heißt es, daß seine Frau in Sie verliebt ist," fügte er plötzlich hinzu, Goguel mit raschem Blicke streifend. Goguel lächelte nicht einmal. „Vielleicht. Olga Fedorowna pflegt den Gegenstand ihrer Leidenschaft oft zu wechseln." „Und Sie, Jacques, wie stellen Sie sich dazu?" fragte Dmitri, „man sagte mir, daß Sie früher ein leidenschaftlicher Verehrer der Frauen gewesen seien." „Verehrer? Der Ausdruck scheint mir wenig zutreffend. Uebrigens sind sie mir jetzt gleichgültig." „Sie haben ja wohl besseres zu tun, als sich mit Weibern abzugeben," sagte Sergei Dembinski, höhnisch lächelnd. „Irgendwo muß man doch seinen Tee trinken," sagte Goguel müde, sich einer sprichwörtlichen Wendung bedienend. „Uebrigens möchte ich Sie bitten, uns doch bald zu besuchen; auch mein Vater wünscht lebhaft, Sie kennen zu lernen," sagte Sergei, den andern mit festem Blick messend. Goguel hielt den Blick aus; er neigte sich kaum merklich und sagte, daß er sich glücklich schätzen würde.

„Aber vergessen Sie es ja nicht," sagte Sergei, sich erhebend.

Gewiß nicht."

In dem Blick des Mannes war ein so konzentrierter Hohn, daß Dembinski die Augen niederschlug und sich eilig verabschiedete.

„Werden Sie hingehen?" fragte er gespannt. Goguel sah ihn lächelnd an. „Gewiß werde ich." „Das verstehe ich nicht." Goguel zuckte die Achseln. „Ich bin soeben mit dem Polizeidirektor einig geworden. Zu dem Leben, das ich jetzt führen werde, gehört es, daß ich im Hause des Gouverneurs verkehre. Wie ich vorhin sagte: Irgendwo muß man seinen Tee trinken." „Bei mir zum Beispiel," warf Dmitri ein. „Ja, bei Ihnen, aber das genügt nicht. Das andere gehört notwendig dazu." Es wird ein wenig aufreibend für Sie sein, Jacques, meinen Sie nicht? Dem Gouverneur höfliche Worte zu sagen, und mit seinem Sohne versteckte Liebenswürdigkeiten zu wechseln." „Mag es immerhin, ein wenig Aufregung kann mir nicht schaden, soweit ich ihrer noch fähig bin." „Nun, Gott sei mit Ihnen, Väterchen," schloß Dmitri, sich träge im Sessel zurücklehnend, „Sie haben sonderbare Passionen. Aber es kann recht interessant werden," er nickte langsam, wie zur Bestätigung; „recht interessant," wiederholte er befriedigt.

Einige Tage später trafen sie sich bei einer Abendgesellschaft im Hause des Gouverneurs. Der Herzog zog Goguel beiseite: „Wissen Sie, Jacques, was mir Sergei sagte? Daß seine Einladung gar nicht ernst gemeint war! Der Gouverneur soll sehr heftig geworden sein, als er davon erfuhr, und hat Sie erst gar nicht empfangen wollen. Sergei wollte Sie eigentlich nur auf die Probe stellen und verachtet Sie sehr; trotzdem hat er darauf bestanden, Sie einzuführen."

„Das alles wußte ich, oder ahnte es wenigstens," sagte Goguel mit sonderbarem Lächeln. „Und trotzdem gingen Sie hin?" „Gerade deswegen." Kopfschüttelnd ging Dmitri davon. — —

Auf diese Art hatte Goguel Zutritt erlangt zu dem kleinen, unbedingt regierungsfreund-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichen Kreise, der sich um den Gouverneur scharte, und der hauptsächlich aus höheren Beamten, Offizieren, Großgrundbesitzern und einigen adligen Lebemännern bestand. Ein wenig verwundert und mißtrauisch zuerst, kam man ihm doch mit ziemlichem Wohlwollen entgegen; er arbeitete ja für die gute Sache, und den Rückweg hatte er sich durch seinen letzten Schritt selbst abgeschnitten. Für das maßvoll freiheitlich gesinnte Bürgertum war er ebenso vollkommen erledigt wie für die radikalen Kreise der Intellektuellen. Die Rolle aber, die er spielte, war sonderbar und gab immer aufs neue Anlaß zu Staunen, Kopfschütteln und lebhaften Kommentaren.

Man hatte ihm mehrere Male die Aufdeckung geheimer politischer Organisationen übertragen; er forderte unbeschränkte Vollmacht und erhielt sie nach langem Zögern, und seine Leistungen rechtfertigten ihn in solchem Maße, daß die Polizeibehörde fast unbeschränktes Vertrauen zu ihm gewann. Aber die Geheimpolizisten, die zu seiner Verfügung standen, haßten und fürchteten ihn; er verlangte Unerhörtes und behandelte sie wie Hunde. Auch liebte er es, die Revolutionäre bei ihrer Verhaftung durch schneidenden Hohn zur Wut und Verzweiflung zu bringen; er zog ihre Sache, ihre heilige Sache in den Staub und überschüttete sie mit Spott und Verachtung. Aber niemals duldete er es, daß seine Untergebenen die Gefangenen bei der Festnahme oder beim Transport mißhandelten; was später mit ihnen geschah, kümmerte ihn nicht.

Mehrfach wurden Anschläge auf ihn versucht, doch scheiterten sie alle, dank seiner Vorsicht und Wachsamkeit.

Später kam dann eine Zeit, da er mit eisigem Gesicht im Salon des Gouverneurs saß und den Gästen in unangreifbarer Form die ärgsten Sottisen sagte und alles gegen sich aufbrachte, so daß Dmitri eines Tages sehr interessiert fragte, warum er es durchaus mit der einzigen Klasse von Menschen verderben wolle, die er doch noch hinter sich habe.

„Ich werde es nicht mit ihnen verderben," erklärte Goguel ruhig, „vom Polizeidirektor weiß ich, daß man mich bei der Regierung schätzt und mir nächstens einen hohen Posten bei der Polizei geben wird. Unter diesen Umständen wagt es keiner, mit mir anzubinden, und um gegen mich zu intrigieren, dazu sind sie zu dumm." „Aber Sergei Dembinski? Er ist jetzt der Geliebte der Gantschow und beide hassen Sie!" „Sergeis Intelligenz ist drapierte Feigheit. Auch ist er selber unbeliebt und hat wenig Einfluß." „Sie mögen recht haben, Jacques, aber sagen Sie mir, wozu das alles? Ich möchte es mir erklären können; Sie wissen, daß ich mich für Sie interessiere." „Nehmen Sie an, daß ich Distanz zu halten wünsche," schloß Goguel und ließ den Herzog stehen.

In dieser Zeit begannen auch Goguels nächtliche Besuche in dunklen, verrufenen Vorstadtkneipen, wo er in den verschiedensten Verkleidungen mit allerhand lichtscheuem Gesindel zechte und sich nach seiner Versicherung vorzüglich unterhielt. Dem Gouverneur und dem Polizeidirektor war es sehr ärgerlich, daß er sich so kompromittierte, aber ihre Vorstellungen wurden nur mit einem gelassenen Achselzucken beantwortet.

Dann kam die Nachricht, daß der Ministerpräsident die Stadt besuchen würde, um das Denkmal des Kaisers zu enthüllen, und daß von höchster Stelle befohlen war, Goguel die Sorge für die persönliche Sicherheit Seiner Exzellenz zu übertragen. Dadurch wurde seine Stellung vollends befestigt; zähneknirschend beglückwünschte man sich, diesem Menschen gegenüber nicht die Haltung verloren zu haben.

An einem trüben Winterabend betrat Goguel den Palast des Gouverneurs; der Diener sagte ihm, die Herrschaften seien im Wintergarten, und Goguel schlug den Weg nach dem weitläufigen, glasüberdachten Gebäude ein. Er sah müde und verfallen aus und atmete schwer in dem schwülen, überheizten Raum. Plötzlich blieb er stehen; Stimmen schlugen an sein Ohr, er hörte seinen Namen nennen; die Gesellschaft, durch dichtes Blattwerk verdeckt, mußte ganz in der Nähe sein.

„Ja, mit der Reitpeitsche behandeln kann man ihn leider nicht," hörte er Hauptmann

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gantschows krähende Stimme, „wir müssen ihn ertragen; aber Ihr Interesse für ihn begreife ich nicht Herzog.“ Goguel beugte sich vor, seine Augen glänzten. Was würde Dmitri sagen? Da hörte er schon die leise, verschleierte Stimme des Herzogs: „Er ist ein Prachtgewächs, ein seltener Fall, für den ich noch keine Formel gefunden habe. Mein Interesse für ihn ist sehr wissenschaftlicher Art, lieber Hauptmann.“ Ruhig und laut sagte der Gouverneur: „Seine private Persönlichkeit ist mir vollständig gleichgültig. Ich weiß nur, daß er hervorragende Fähigkeiten besitzt, die im Interesse meines kaiserlichen Herrn ausgenutzt werden müssen.“ „Uebrigens,“ warf Sergei ein, „es dürfte nicht so schwer sein, Dmitri, für ihn eine Formel zu finden. Ich sage ganz einfach: Proletarier mit aristokratischen Instinkten.“

Rasch trat Goguel vor; mit bösem Lächeln begrüßte er die Gesellschaft, die ihre Ueberraschung schlecht verhehlen konnte; niemand wußte, ob er etwas gehört hatte. Er ließ sich nachlässig nieder und machte fortwährend Anspielungen auf das Gehörte, die niemand verstehen wollte. Endlich stand er auf und erklärte, leider nicht länger bleiben zu können, „denn“, log er lächelnd, „ich bin dringend nach der Residenz beordert worden.“

„Es ist Zeit, ein Ende zu machen,“ dachte er.

Man sah sich bedeutungsvoll an, beglückwünschte ihn; als er das Haus verließ, sah sein Gesicht aschgrau aus, seine Mundwinkel waren schlaff, wie vor übermäßigem Ekel.

Aber noch in derselben Nacht fuhr er zur Hauptstadt. (Schluß folgt.)

Randbemerkung.

Das verurteilte Kriegsgericht.

Am 13. Januar 1898 veröffentlichte in der damals von dem noch nicht wahnsinnig gewordenen Clemenceau geleiteten Pariser Tageszeitung „Aurore“ der größte Schriftsteller Frankreichs — ich habe Emile Zola genannt — eine flammende Anklageschrift gegen Frankreichs Kriegsgerichte, Pamphlet, das unter dem Titel „J'accuse“ weltbekannt geworden ist. Er schrieb, nein, er schrie:

„Ein Kotflecken auf unserm Namen! Ein Kriegsgericht, auf Befehl Unrecht sprechend, hat aller Wahrheit, aller Gerechtigkeit ins Gesicht geschlagen. Zu Ende mit uns! Frankreich trägt fortab die Schmach auf der Wange, und die Geschichte wird dieses Verbrechen für ewige Zeiten verzeichnen! . . . Aber ich will nicht Mitschuldiger sein; meine Nächte wären gestört durch das Gespenst der Unschuld, die in schrecklichen Qualen für ein Verbrechen büßt, das sie nicht begangen hat . . . . . Die Anklage ist eine Lüge. Daß auf sie hin ein Kriegsgericht verurteilen konnte, scheint die Unverständlichkeit selbst. Ich frage jeden anständigen Menschen, ob er diese Anklageschrift lesen kann, ohne daß sein Herz vor Empörung auffahre, und sein Mund seine Empörung hinausschreie . . . . .“

Und Zola schließt:

„Ich beschuldige den öffentlichen Ankläger, der wissentliche Urheber eines Justizmordes gewesen zu sein.

„Ich beschuldige den Kriegsminister sich zum Mitschuldigen der schreiendsten Ungerechtigkeit gemacht zu haben.

„Ich beschuldige den Generalstabschef, aus politischen Gründen die Gerechtigkeit gemeuchelt zu haben.

„Ich beschuldige die Zeugen, lügenhafte und betrügerische Aussagen gemacht zu haben.

„Ich beschuldige das Kriegsgericht, wissentlich und auf Befehl das Recht gebrochen und einen Unschuldigen verurteilt zu haben.“

Knapp 16 Jahre nach der Veröffentlichung dieser Anklage hat wiederum ein Pariser Kriegsgericht auf Befehl und wider besseres Wissen „Im Namen des französischen Volkes“ Unrecht gesprochen und kriegsgefangene deutsche Aerzte und Sanitäter zu schweren Gefängnisstrafen verurteilt.

Herausgeber: F. P. Fischer und Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburgerstr. 53. — Redaktion: Charlottenburg, Mommsenstr. 55. — Verlag: Die Gegenwart G. m. b. H., Charlottenburg, Knesebeckstr. 35. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Charlottenburg. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gegenwart

Nr. 50 Berlin, den 12. Dezember 1914 43. Jahrgang Band 86.

Organisches Wachstum.

Seitdem in Deutschland der Blick für das Weltbürgerliche in militärischem und wirtschaftlichem Sinne geschärft ist, fehlt es nicht an Leuten, die meinen, auch Deutschland müsse ein Kolonialreich haben. Mit Schrecken haben sie die Reiche von überkontinentalen Ausmaßen entstehen sehen: das britische Imperium, Rußland, die Vereinigten Staaten. Die Beobachtung dieser Entwicklungen hat auf der einen Seite das gewiß richtige Gefühl erzeugt, in naher Zukunft werden nur noch Staaten mit dieser raumfüllenden Kraft über das politische Schicksal aller Völker zu entscheiden haben, auf der anderen Seite die Angst, der kleine noch vorläufig außerhalb dieser Machtsphäre der Großen liegende Rest der Erde werde verteilt sein, ehe Deutschland, von der Mißgunst der andren zurückgehalten, sich zur Verteilung eingefunden hätte. Wer wollte leugnen, daß mit aus diesen Empfindungen heraus die politischen Handlungen herausgewachsen sind, die nach und nach den deutschen Kolonialbesitz haben entstehen lassen. Diese mehr rationalen als organischen Zeugungen, unter vaterschaftlichen Bemühungen von Professoren, Lehrern, wissenschaftlichen Weltreisenden, nur nicht von Kaufleuten, erklären in der Hauptsache die armen Ergebnisse und reichen Enttäuschungen unsrer Kolonialgeschichte.

Kaum eine der Kolonien war die Projektion kaufmännischen Kraftüberschusses aus dem Heimatland über die Küsten und Meere hinaus zu überseeischen Gestaden. Nur zögernd ist das Kapital der Flagge gefolgt. Nicht die reifen, bedachten und geschulten Träger des deutschen Kapitalismus, die finanziellen Befruchter unsrer Industrie sind es gewesen, die sich in das koloniale Neuland unternehmend hinauswagten, sondern kapitalistische Abenteurer, die nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hatten. Selbst in dem alten, dicht bevölkerten Kulturland Ostasien lehnt die der Diskonto-Gesellschaft nahestehende Deutsch-Asiatische Bank es ab, eine Gründertätigkeit zu entfalten oder nur zu fördern. Die einzige, wenn man so sagen darf, legitim kapitalistische Industrie im Kolonialgebiet, der Diamanten-Bergbau von Deutsch-Südwest, verdankt seine Entstehung dem Zufall.

Das alles schließt nicht aus, daß unsre Kolonien in dem viertel Säkulum ihres deutschen Lebens uns lieb und wert geworden sind, daß ihre Erhaltung und Wiedergewinnung auch noch ein Gebot materiellen Inhalts neben dem Gebot nationaler Ehre ist. Abenteurerlust, wenn auch meist andrer als finanzieller Art ist häufig nachfolgender ernster Arbeit in allen Kolonien förderlich gewesen. Deutsche Arbeit, deutsches Geld, deutsche Verwaltungstüchtigkeit, die wir früher vielleicht etwas unterschätzt und nicht immer gerecht geschmäht haben — für die Mißerfolge ist nicht sie, sondern die oben gekennzeichnete Art der Entstehung verantwortlich —, haben schließlich auch in wirtschaftlichem Sinne Wertvolles geschaffen. Einzelne Kolonien, wie das mit Heldenblut getränkte Tsingtau, haben auch wichtige maritime Bedeutung. Aber — und das ist das Entscheidende — Kolonialbesitz und Weltgeltung sind bei uns nicht sich deckende oder auch nur verwandte Begriffe. Deutschlands Außenhandel — zum Entsetzen unsrer englischen Feinde ständig und rasend schnell wachsend — ist das Maß für des deutschen Kaufmanns Weltgeltung; und zum Berg des deutschen Außenhandels tragen unsre Kolonien nur Sandkörnchen heran.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das gewaltige Ringen in Ost und West und auf den Straßen der fernsten Meere wird darüber entscheiden, ob die Weltbedeutung des Deutschtums weiter wachsen oder eingedämmt werden soll. In den Köpfen sehr vieler formuliert sich diese schicksalsschwere Frage in die Alternative: Vernichtung oder beträchtliche Ausdehnung des deutschen Kolonialbesitzes. Nicht wenige hoffen, daß Frankreich die jahrzehntelange Anhäufung des Zündstoffes zu dem Weltenbrand mit dem Verlust seines gesamten Kolonialbesitzes wird büßen müssen, daß eine allgemeine Liquidation der großen englischen Kolonialhandlung die verhängnisvollen Folgen schlechter Geschäftsführung durch King Edward und der in seinem Geiste arbeitenden späteren Firmenchefs sein müsse. Deutschland werde ungewollt, aber in gerechter Belohnung seiner beispiellosen, opferfreudigen Kraftentfaltung, plötzlich der Herr eines großen Kolonialreichs werden.

Die Einzelheiten dieser Fragen bleiben im gegenwärtigen Augenblick besser noch unerörtert. Eines aber kann heute schon ausgesprochen werden: die Entwicklungstendenzen des deutschen kaufmännischen Weltbürgertums deuten nicht nach dieser Richtung hin. Dagegen eröffnen sich in natürlicher Fortführung der bisherigen Entwicklungslinien Aussichten von unbeschreiblicher Schönheit und reicher Pracht. Frankreich hat schon vor dem Kriege einen furchtbaren finanziellen Stoß erhalten. Die in wohl hundert Milliarden gehenden Kapitalsanlagen in Rußland, Süd-Amerika, namentlich Brasilien, sind im vorigen und diesem Jahre in krisenhaften Bewegungen schwer erschüttert worden. Es handelt sich dabei nicht nur um die russischen Staats- und Eisenbahnanleihen, sondern um Aktien industrieller Werte aller Art. Der im Verhältnis zur deutschen Betriebsamkeit empfindliche Mangel an industrieller Betätigungsmöglichkeit hat das französische Kapital in recht spekulative Unternehmungen an alle Enden der Welt getrieben. Dies hat sich bitter gerächt, und es ist vielleicht möglich, in diesen Erscheinungen Zusammenhänge mit dem Weltkrieg zu finden. So hat der vor wenigen Wochen verstorbene Großbankier Geheimrat Strupp die Ansicht geäußert, die Unmöglichkeit, in diesem und den folgenden Jahren von Frankreich neues Kapital zu bekommen, war bestimmend für Rußland, jetzt den Augenblick des Losschlagens zu wählen, seine Heere nach Westen marschieren zu lassen, in das Land der gefüllten Kassen. Wenn unsere Feinde nicht einen vollen Sieg erringen, und das halten ja selbst Pessimisten bei uns für ausgeschlossen, wird es sich vielleicht auf ein Jahrzehnt von den verhängnisvollen Folgen des Zusammentreffens einer Kapitalkrise, ungeheurer Kriegskosten und der Zerstörung eines großen Teils seiner reichsten Arrondissements nicht erholen können. Man muß durch Nord-Frankreich in diesen Wochen gereist sein, die furchtbaren Zerstörungen gesehen haben, die nicht die Deutschen, sondern der Krieg angerichtet haben, um zu ermessen, wie groß das Elend für ein Land ist, innerhalb dessen Grenzen mit den eisernen Würfeln gespielt wird. Frankreich wird auf lange hinaus nicht in der Lage sein, die Finanzen seines russischen Verbündeten in Ordnung zu halten, die Unternehmungslust in Rußland, der Türkei und in Süd-Amerika mit seinem Gelde zu fördern. Nicht ganz so durchsichtig ist heute schon die weitere Entwicklung der Firma Großbritannien. Aber wenn in London nicht mehr die Rimessen für ägyptische Baumwolle eingehen, wenn einige Edelsteine aus der Krone des britischen Kolonialreichs ausgebrochen werden, das unbedingte Vertrauen der Welt zum Zahlungswillen der Bank von England erschüttert ist, dann ist doch die Macht des Londoner Geldmarktes gebrochen.

Ein späterer Historiker wird vielleicht nicht unbeachtet an der Tatsache vorübergehen, daß im März des Jahres 1914 die Deutsche Bank an die erste Stelle aller Banken der Welt gerückt ist, daß sie mit 2218 Millionen Mark eigener und fremder Mittel die bisher größten, den französischen Crédit Lyonnais plötzlich um 200 und die Lloydsbank in London um 300 Millionen Mark überragt, und er wird staunend feststellen, daß wenige Wochen später dieses Rieseninstitut von einer zweiten deutschen Großbank, der Disconto-Gesellschaft, noch übertroffen worden ist. Und ähnlich wird er feststellen, daß die Hamburg-Amerika-Linie die Royal-Mail-Steam Co. um ein Gewaltiges an Kapitalkraft übertrifft. Diese Ziffern als Endpunkte jahrzehntelanger Entwicklungen werden ihm eine symbolische Sprache sein. Sie werden ihm zeigen, daß die ungeheuer sich regende Muskelkraft der deutschen Wirtschaft

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die engen Fesseln der Landesgrenzen schon längst gesprengt haben, in die Weltarena hinausgetreten sind und durch ihr bloßes Dasein die Mißgunst der anderen, älteren Besitzer der Weltgüter erregt haben. Er wird daraus sehen, daß die Zeit erfüllt war, in der so oder so Deutschland den Schritt vom nationalen zum Weltvolk tun mußte.

Die großen Kulturbedürfnisse der bisher noch nicht oder unvollkommen erschlossenen Teile der Erde werden in Zukunft zu einem großen Teile von deutscher Unternehmungslust befriedigt werden. Die bisher schon gewaltigen Auslandsunternehmungen des deutschen Kapitals, Anatolische Bahn, Bagdad-Bahn, Deutsch-Ueberseeische Elektrizitäts-Gesellschaft, zeigen ungefähr die Richtlinien der späteren schnelleren Entwicklung. Die geringen Selbstkosten unserer Schwerindustrie, der alle Kohlenschätze der Welt übertreffende Reichtum unserer Bergwerke, ihre Nähe zu den Erzfeldern Lothringens, das gütige Geschenk, das die Natur der deutschen Industrie in der leistungsfähigen Rheinwasserstraße in die Wiege gelegt hat, der moderne Ausbau der riesenhaften Hüttenwerke und nicht zuletzt der mit sicherem Urteil gepaarte Wagemut der Industriekapitäne, die Gründlichkeit deutscher technischer Forschungen, die Anpassungsfähigkeit des deutschen Kaufmanns, alles das wird in Zukunft noch mehr als bisher zusammenwirken, um der deutschen Ware alle Häfen der Welt zu öffnen. Insbesondere aber werden Brasilien, Argentinien, Chile und die anderen zukunftsreichen südamerikanischen Staaten, das Osmanische Reich in weitestem Sinne von deutschem Kapital befruchtet und von deutscher Industrie entwickelt werden. Und schließlich ist auch noch an den großen russischen Markt zu denken, der eigentlich ganz naturgemäß auf das deutsche Kapital verwiesen ist. Die bisherige Verbindung Frankreich-Rußland war ja in vieler Hinsicht unnatürlich und für beide Teile verhängnisvoll.

Die Entwicklungstendenzen des deutschen zum Weltvolk drängen zu Formen, die keine Aehnlichkeit mit dem alten System des Kolonialreichs haben und keinerlei politische Bedrohungen irgendwelcher anderen Nationen in sich schließen. Deutschlands Weltpolitik verträgt sich nicht nur, sondern fordert die kraftvolle Selbständigkeit des Osmanenreiches und die Geltung der Monroedoktrin, die man nur zu übersetzen hätte mit: Süd-Amerika den Süd-Amerikanern. Es soll damit natürlich nicht gesagt werden, daß eine sich ganz von selbst ergebende Mehrung kolonialer Besitztümer, namentlich aber die Gewinnung militärischer Stützpunkte für unsere Marine abzulehnen wäre, aber es muß gewarnt werden vor der Meinung der meisten Kolonialenthusiasten, eine Imitation des englischen Weltreichs wäre eine Gegenwarts- und Zukunftsaufgabe für Deutschland. Spectator.

Kriegspredigt.

Von

Ernst Lissauer.

Dieser Krieg, trotz aller Roheiten und Verwüstungen, wird gleichwohl von vielen nicht als Unheil und Schrecknis empfunden, sondern als ein eherner Segen und ein stahlenes Heil. Die apokalyptischen Reiter reiten, aber die Sichel des Einen schneidet das Unkraut fort. Die Hufe ihrer Rosse wühlen pflughaft den Boden auf. Das heilig vergossene Blut — nach der alten Formel der Sprache — düngt die Erde.

Diese Verheißung hat eine berückende Kraft: sie tröstet und stärkt. Die Feinde und Verneiner des Krieges geben nur Verzweiflung. Sie kommt als ein Trompetenstoß von der Macht und der Kraft, und daran glaubt Ihr gern.

Aber so klar und einfach und schön ist dieser harten Frage nicht zu erwidern. Grade die körperlich Tüchtigsten, die leiblich Widerstandsfähigsten werden ins Feld geschickt, und unter ihnen fallen wieder am frühesten die Tapfersten, die sich am meisten aussetzen. Eine Auslese grade der Wertvollsten geht der Nationalkraft verloren.

Körperlich sind wir Zurückbleibenden der geringer wertige Teil der Nation, und nur ganz wenige sind, die durch geistige Leistung ersetzen, was sie dem Lande an leiblichem Dienst schuldig sind und nicht leisten können.

Um so stärker wird die Pflicht, daß alle, die hier geblieben sind, teilnehmen an dem Krieg, ein jeder auf seine Art. Jeder muß sich eintauchen in die stählerne Luft, die in diesen Zeiten von den Grenzen herbläst über unser Land.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nicht jeder kann sich zu freiwilligen Hilfen und Diensten melden. Durchaus nicht in äußerem Sinne ist dies Wort gemeint, aber in seinem tiefsten Innern kann ein jeder Mitbringer sein in diesem Kriege: teilnehmen an ihm: durch Teilnahme. Grade diese aber fehlt vielen Seelen.

In einer mittleren Provinzstadt im Nordwesten traf ich in einem bürgerlichen Gasthof Trunkenheit, grelle Musik, Gejohl und Getös. Und auf meine angreifende Frage, ob es hier immer so lustig einhergehe, meinte der Wirt in breitem Hannöversch:

„Warum denn nicht? Bei uns merkt man wenig vom Krieg. Sind ja lauter junge Leute."

Ein wertlos Ueberlebender, der durch diese Zeit nichts gelernt und nichts vergessen hat!

„Bei uns merkt man wenig vom Krieg."

So ist es in vielen Städten des Reiches, so ist es auch in Berlin. Aber dies ist nicht das Selbstverständliche, und wenn es das Selbstverständliche ist, so müssen wir in jeder Sekunde, mit jedem Atemzug, gedenkend danken denen im Felde, Führern und Mannschaften, Generälen, Hauptleuten, Aerzten, Pionieren, Fliegern, Patrouillenreitern, Diakonissen: allen, allen, allen, und müssen uns bemühen, an Ort und Stelle, wo wir einmal hingesetzt sind, ihrer wert zu werden, und der großen Opfer an Ichgefühl und Lebenslust, an Not, Anstrengung, Gefahr, die sie für das Land und uns Zurückgebliebene bringen.

Aber grade durch den Mangel an unmittelbaren Kriegseindrücken sind wir verwöhnt, und diese Verwöhnung ist verrucht.

Wie in der hannöverschen Provinzstadt, so sieht es auch anderswo aus.

In grellen Protz- und Prunklokalen treten Komiker auf und erzählen Witze von Juden, die im Felde sind, deutschen und russischen: „Ein Jüd kommt zum Stabsarzt." Tatsächlich stellt sich jemand in dieser Zeit hin und sagt: „Ein Jüd kommt zum Stabsarzt." Und es gibt Menschen an falschmarmornen Tischen, die darüber jubeln und johlen.

Oder eine Rezitatorin singt ein ekelstes Gassenlied aus der Zeit vor dem Kriege, den Sang vom „Puppchen", umgemodelt auf die 42-cm-Geschütze: „Kruppchen, du bist mein Augenstern." Die ungeheuersten Zerstörungsmaschinen der Menschengeschichte; die tausenden das Leben kosten; auf denen mit der Sieg des Reiches beruht.

Nicht Humor, der ein schwerbewegliches Geschütz die „faule Grete" nennt, nicht einmal Witz, sondern ein verwinzigendes Antatschen (Betasten ist zu edel) großer Tatsachen, Sichanbiedern mit Ungeheuerem, „Brüderlein und Schwesterlein"-Machen mit Weltgeschichte, Urfidelitas mit dem Feind an den Grenzen.

O nein! Das ist es nicht; so war es nicht gemeint!

Die da draußen lassen sich totschießen, und diese wiehern bei Judenwitzen und riechenden Strophen. Das ist die Meinung nicht; das ist Volkskrätze. Das muß ausgebrannt werden.

Kein anständiger Mensch soll Lokale betreten, in denen über jüdische Soldaten Witze gemacht werden, oder überhaupt der Burgfriede gestört wird durch öffentliche Witze über Juden: kein anständiger Mensch, ob Jude oder Christ.

Kein innerlich sauberer Mensch soll Lokale betreten, wo großes Geschehen mit kleinen Liedchen oder Witzchen beschmiert wird. Auch wir zu Hause haben einen Degen rein zu halten.

Noch ist der Krieg nicht gewonnen, noch ist der Sieg nicht völlig erfochten. Und der ewige Jahrmarkt hebt wieder an?

Wie hoch denn wird es hergehen, wenn Hindenburg und die Millionen ohne Namen den großen Frieden erkämpft haben?

Soll wieder eine Gründerzeit folgen?

Wem das nicht eine Zeit der Sammlung wird, wer nicht in sich selber jetzt zum Sammeln blasen kann, ist dieser Zeit nicht wert: ein taubes Glied im Volkskörper.

Die Zerstreuungen und Vergeudungen, die Getöse und Gejohle der Leeren unter uns sollen uns nicht stören. Meide sie jeder Gesammelte. Keiner habe aus Bequemlichkeit oder Lässigkeit an ihnen teil. Sei jeder sein eigenes Oberkommando und verbiete sich, was ihm Schaden und Volksschaden ist.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ihre falsche Rechnung.

Von

F. P. Fischer.

Die bei uns so stark verbreitete Auffassung, als sei im gegenwärtigen Kriege Frankreich nur eine Art Mitläufer, fast wider Willen mitgerissen von Rußland und England, ist falsch. Wohl war bis ungefähr 1906 die Kriegspartei in Frankreich schwach und einflußlos, die friedliche Stimmung im Lande überwiegend und maßgebend. Von diesem Zeitpunkt an setzte aber eine rege Kriegspropaganda ein. Das Land wurde systematisch bearbeitet, in Millionen von Exemplaren wurden deutschhetzerische Broschüren und Schriften zumal in Kasernen verbreitet und eine chauvinistische Atmosphäre geschaffen, die allmählich selbst die bisher kriegsfeindlichen Kreise des Kleinbürgertums und der Bauernschaft erfaßte. Ihren klarsten Ausdruck fand diese Wandlung der Volksseele in dem nationalistischen Charakter, den eine politische Clique der Kandidatur und Wahl Poincarés zum Präsidenten der Republik geben durfte.

In welchem Ton und Sinn diese Kriegspropaganda betrieben wurde, zeigt u. a. recht deutlich eine anfangs 1912, also gleich nach dem deutsch-französischen Kongoabkommen, erschienene Broschüre, die eine Sammlung von Vorträgen vor Soldaten enthält, zur Verbreitung in den Kasernen bestimmt war und einen Offizier, damals Hauptmann im Generalstab, zum Verfasser hatte. Sie predigt den Krieg gegen Deutschland als unbedingte Notwendigkeit. Ein Vortrag lautet: „Deutschland muß entwaffnet werden", ein andrer „England muß Deutschland zum Krieg zwingen", ein dritter „Deutschland muß Nation zweiten Ranges werden". Einer erklärt, daß es sich gar nicht mehr um Elsaß-Lothringen handle (die Kriegshetzer wußten genau, wie wenig Widerhall mit der Revancheidee zu wecken sei) und einer betitelt sich kurz und bündig: „Delenda Germania". Wie dieses Ziel zu erreichen ist und nach Meinung des Herrn Generalstabshauptmanns erreicht werden wird, setzt der Verfasser in mehreren andren Vorträgen auseinander, von denen er einen „Frankreichs Aussichten" und einen zweiten „Deutschland kann nicht anders, als unterliegen" nennt. Diese letzten Ausführungen wirken heute — im fünften Kriegsmonat — in ihrem naiven Optimismus wie eine blutige Satire auf die größenwahnsinnige Ueberhebung unsrer westlichen Gegner. Der Herr Hauptmann schreibt:

„Beim gegenwärtigen Stand der gegenseitigen Kräfte aller Art, über die die europäischen Nationen verfügen, muß Deutschland in einem Krieg unterliegen.

„Vor allem müssen die ungeheuren Kosten eines Krieges in Erwägung gezogen werden, sowohl für die Mobilmachung und das Ausrücken ins Feld, als für die Fortsetzung des Kampfes. Die hierfür nötigen Summen sind so ungeheuerlich, daß der Krieg für Deutschland entweder sogleich unmöglich würde, oder daß es wenigstens nach einigen Wochen nur mehr über riesige unzusammenhängende, gewissermaßen nomade Menschenmassen verfügen könnte, wie zur Zeit der Invasionen der Barbaren. Der endgiltige Sieg wird somit einem Gegner zufallen, der imstande ist, einen Kern von Truppen zusammenzuhalten, mit denen er die verhungerten, feindlichen Horden leicht zersprengen kann. Das wird die antideutsche Mächtegruppe sein, deren ungeheure finanzielle, industrielle und handelstechnische Ueberlegenheit ja um so weniger betont zu werden braucht, als sie Herrin der Meere sein, sich von dort aus versorgen, Deutschland aber jede Zufuhr abschneiden wird. Das industrielle Deutschland unsrer Tage aber wird, vom Meere abgeschnitten, in wenigen Tagen ausgehungert und vernichtet sein.

„Betrachten wir aber die kriegerischen Ereignisse an sich, so kann man ebenso gewiß heute schon das sichere Unterliegen Deutschlands voraussagen. Der Krieg wird auf der einen Seite England, Frankreich und Rußland, auf der andren Seite Deutschland und Oesterreich finden. Italien wird wahrscheinlich neutral bleiben, wenn es nicht, was noch viel wahrscheinlicher dünkt, sich auf unsre Seite stellt. Sei dem aber wie immer, so kann man, ohne sich auf strategische Möglichkeiten einzulassen, glattweg heute schon versichern, daß der Krieg bis zum Eingreifen Rußlands, dessen Mobilmachung erst ungefähr zehn bis vierzehn Tage nach der französischen vollendet sein wird, unentschieden bleiben dürfte, von jenem Tage an jedoch das Endresultat nicht mehr zweifelhaft sein kann. Deutschland wird an jenem Tage nämlich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gezwungen sein, eine solche Anzahl aktiver Armeekorps, die es bis dahin gegen uns zu benützen versucht haben wird, nach der russischen Grenze zurückzuführen, daß es fortab in unbedingter Minderzahl uns gegenübersteht. Wir werden dann unsrerseits die Offensive in Lothringen ergreifen, falls dies nicht bereits vordem geschehen sein sollte, während die Russen die polnische Grenze überschreiten. Deutschland wird so von zwei Seiten her überflutet werden, und da die entscheidenden Schläge auf deutschem Boden geschlagen werden müssen, wird man hierzu den größten Teil der aktiven Kräfte der beiden verbündeten Nationen verwenden, während dem Rest der aktiven Armeen und hauptsächlich den Reserven die Aufgabe zufallen wird, Oesterreich und gegebenenfalls Italien in Schach zu halten.

„Den Landheeren Frankreichs und Rußlands wird man eine englische Expeditionsarmee zuzählen müssen, die in Schleswig landen könnte, was Deutschland zwingen würde, auch dort einen Teil seiner Kräfte festzulegen. Sollte sichs Deutschland beifallen lassen, unsere Ostgrenze zu umgehen, so setzt es sich einer sofortigen französischen Offensive in Lothringen aus, während es sich die belgische Armee auf den Hals ladet. Diese wird im Verein mit einem englischen Expeditionskorps, das, wenn nicht in Antwerpen, so in Calais oder Dünkirchen landen würde, den Deutschen in der rechten Flanke oder auch, während wir die Deutschen von vorn fassen, im Rükken gefährlich werden.

„Doch alles das ist, wie gesagt, strategisches Detail, das allein die Umstände des Augenblickes bestimmen können. Die Hauptsache für uns ist die Tatsache der Ueberlegenheit unsrer militärischen Streitkräfte, hauptsächlich, wenn Italien neutral bleibt. Sodann aber unsre Ueberlegenheit auf finanziellem Gebiet, und in der Möglichkeit, unsre Armeen und unsre Zivilbevölkerung zu ernähren. In dieser Beziehung ist keinerlei Vergleich mit unserm Gegner möglich, und deshalb allein kann der Ausgang des Krieges für Deutschland nicht zweifelhaft sein."

Was wohl die Tausende und Abertausende Soldaten denken mögen, wenn ihnen heute in den Schützengräben oder Lazaretten dieser einst gehörte oder gelesene Vortrag in Erinnerung kommt? Und welche Gefühle heute den Herrn Pierre Felix, Bataillonskommandanten im 131. französischen Linienregiment, beschleichen mögen, wenn ihm die Schuld zum Bewußtsein kommt, die er mit diesen vor knapp zwei Jahren getanen Prophezeiungen auf sich geladen hat.

Kampf und Krieg.

Eine biologische Betrachtung.

Von

R. Potonié, Lichterfelde.

Heraklit, der „dunkle" Philosoph des griechischen Altertums, ist in diesen Tagen des gewaltigsten aller Kriege schon viel zu oft zitiert worden. Wenn wir trotzdem auch unsere Betrachtung mit seinen allbekannten Worten beginnen wollen, so geschieht dies, weil in unserem Fall ganz besondere Veranlassung hierzu vorhanden ist. War es doch Heraklit, der dem Kampf die bedeutendste Rolle einräumte, die überhaupt denkbar ist. Alles Weltgeschehen dachte sich dieser Denker durch Kampf bedingt. Die maßgebende Aeußerung Heraklits lautet nach der gewissenhaften Uebersetzung Eduard Zeller's: „Der Streit (πόλεμος) ist das Recht der Welt, der Vater und König aller Dinge, was gegeneinander strebt, stützt sich, was auseinandergeht, geht mit sich zusammen; entgegengesetzter Spannung beruht die Harmonie der Welt, wie die der Leyer und des Bogens." Dann fährt Zeller fort: „Heraklit sprach daher von dem Zeus-Polemos und tadelte Homer, daß er die Zwietracht verwünscht. Aber nicht minder stark hob er es hervor, daß die „verborgene Harmonie" der Natur aus den Gegensätzen immer wieder den Einklang herstelle."

Denken wir nun einmal an jenen bedeutenden englischen Naturforscher, der der modernen Wissenschaft von den Lebewesen jenen gewaltigen Anstoß gegeben hat, den wir noch heute in allen ihren Zweigen so mächtig wirken sehen.

Darwin beschäftigte sich so gut wie ausschließlich mit jener riesigen Mannigfaltigkeit von Erscheinungen, die mit dem Leben zusammenhängen. Für dieses umgrenzte Gebiet

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entdeckte er als „edelstes" Prinzip den „Kampf ums Dasein". Dieser Kampf ums Dasein wird nun noch häufiger erwähnt, als jener alles-bewegende Kampf, „der Vater aller Dinge". Dies rührt wohl daher, daß es einem jeden Menschen fast ohne weiteres einleuchtet, daß der Kampf ums Dasein immer nur den vollkommensten Lebewesen gestattet, unsere Erde zu bewohnen und sich fortzupflanzen. Alles Minderwertige muß durch die erbitterte Konkurrenz, die es mit dem Tüchtigeren zu bestehen hat, elend zugrunde gehen. Darwin schreibt in seinem fundamentalen Werk „Die Entstehung der Arten": „So geht aus dem Kampfe in der Natur, aus Hunger und Tod unmittelbar die Lösung des höchsten Problems hervor, das wir zu fassen vermögen, die Erzeugung immer höherer und vollkommenerer Lebewesen." — In der Tat, der Kampf ums Dasein leistet ungefähr dasselbe, wie auch der Pflanzen- und Tierzüchter, der immer nur die besten Exemplare einer Rasse weiterzüchtet, die schlechten Individuen aber rücksichtslos vertilgt. So muß sich die Rasse immer weiter verbessern.

Aehnliches wie im Tier- und Pflanzenreich bewirkt der Kampf nun sicherlich auch unter den Menschen. Der Mensch hat sich aber durch seine Intelligenz in eine Umgebung hineinversetzt, die wesentlich von den einfachen Verhältnissen, in denen sich Tiere und Pflanzen befinden, abweicht. Er hat sich mit Kultur umgeben. Für ihn tritt deshalb der Kampf in hundert verschiedenen Formen auf. Wir sehen eine lange Skala, die vom einfachen Wettbewerb bis zu jener höchsten Potenz des Kampfes reicht, bis zum Krieg.

Daß auch der Krieg in demselben Sinne nützlich sein kann, wie der friedliche Kampf ums Dasein, das hat Darwin selbst betont. Er schreibt unter anderem: „Auf der ganzen Erde haben in allen Zeiten einzelne Stämme andere verdrängt; und da die Moralität für ihren Erfolg von der größten Wichtigkeit war, so mußte überall in der Menschheit der Stand der Moralität und die Zahl der gut veranlagten Menschen sich heben und zunehmen." Dies ist eine von den vielen Aeußerungen, die Darwin über diesen Punkt in einem anderen seiner Werke, „Die Abstammung des Menschen", getan hat.

Für die Entwicklung jedes einzelnen Lebewesens gibt es nun aber bestimmte Optima. Dies gilt auch für die Rasse als Ganzes genommen. Nur innerhalb gewisser Grenzen vermögen sich die höchsten Entwicklungsmöglichkeiten zu erfüllen. Wie z. B. so manche ausländische Pflanze in unseren Treibhäusern nur dann gut gedeihen kann, wenn wir dafür Sorge tragen, daß die Temperatur nicht unter und über einen bestimmten Punkt hinausgeht, und wenn das gleiche im Hinblick auf die Feuchtigkeitsverhältnisse usw. beobachtet wird, so vermag auch eine bestimmte Gesamtheit von Lebewesen nur dann alle ihre Entwicklungsmöglichkeiten zu entfalten, wenn u. a. der Kampf ums Dasein innerhalb bestimmter Grenzen bleibt. Wenn er weder zu schwach noch zu gewaltsam wird. Darwin selbst hat dies noch nicht zum Ausdruck gebracht. Er überschätzte den Wert des Kampfes.

Es ist nun einmal eine Eigenschaft des menschlichen Geistes, sich ein Prinzip, das er in sehr vielen Fällen wirksam „gesehen" hat, überall hineinzudenken.

Nicht jeder Kampf, den Lebewesen zu bestehen haben, hat die von Darwin erwähnten günstigen Erfolge. Auch vergißt Darwin, daß es außer dem Kampf noch ein anderes Prinzip gibt, das den Lebewesen höhere Formen verleiht. Es ist dies die direkte Anpassung, wie sie von Lamarck gelehrt worden ist, und wie sie nur der Frieden zu hoher Blüte bringen kann. Vergegenwärtigen wir uns wieder die Tätigkeit des Tierzüchters und nehmen wir einmal an, es handele sich um die Zucht von Rennpferden. Von diesen wird man durchschnittlich nur die besten Läufer weiterzüchten. Aber die Tiere werden nicht nur aus diesem Grunde von Generation zu Generation bessere Renner werden. Ein großer Teil der Weiterentwicklung ist gewiß auch dem ständigen Training zuzuschreiben. Das einzelne Individuum, das im Laufe seines Lebens zu einem tüchtigen Pferde herangebildet wird, wird ganz gewiß etwas — und sei es auch noch so wenig — von dieser „neuerworbenen" Eigenschaft seiner Nachkommenschaft vererben. Mag man dies auch niemals deutlich erkennen können, es geht mit Notwendigkeit aus dem Studium der Entwicklungsgeschichte der Lebewesen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hervor. Wir sehen ja auch nicht, wie sich der Zeiger unserer Taschenuhr bewegt, und doch können wir nach kurzer Zeit feststellen, daß er von der Stelle gegangen ist. — Ein in hohem Maße naturwissenschaftlich gebildeter Philosoph der Gegenwart kommt denn auch zu dem Ausspruch: „Was einen wesentlichen Schritt über das bisher Erreichte hinweg tun will, muß ungestört, vom Kampf unbehelligt, in gesicherter Existenz sein.“ Es ist J. Petzoldt, der nach eingehendem Studium der in Betracht kommenden Literatur zu diesem Resultat gekommen ist.

Trotzdem spielt natürlich der Kampf eine wichtige Rolle. Petzoldt nennt ihn in treffender Weise das Schleifzeug der Entwicklung. Aber, wie wir im Hinblick auf unsere obige Betrachtung nur allzu gut verstehen werden, je energischer ein Schleifzeug eingreift, desto mehr verliert es seine günstige Wirkung. So erklärt es sich denn, warum die im Laufe der Zeiten immer heftiger gewordenen Kriege so manches aufweisen, was selbst dem ferner stehenden Beobachter nicht die Aufbesserung der Menschheit als Ganzes genommen zu bewirken scheint. Mag ein Aderlaß von Nutzen sein, ans Verbluten darf er nicht grenzen.

Solche Gedanken sind, wie es scheint, nicht nur den Naturwissenschaftlern gekommen, auch einsichtige Politiker scheinen schon seit langem die ungünstigen Wirkungen moderner Kriege erkannt zu haben. Wie erklärt sich sonst das immer eifriger werdende Bestreben der Diplomaten, Kriege möglichst zu verhindern?

Wer nun unseren Standpunkt ganz klar erfaßt hat, der wird sich etwa folgendes sagen. Der Kampf vermag viel Gutes zu bewirken. Wir wollen ihn deshalb nicht verdammen. Ja, es dürfte nicht einmal schwer sein, einzusehen, daß ein Bestreben, ihn auszurotten, vollkommen müßig ist. Wie aber der Gärtner vorsorglich feststellt, unter welchen günstigsten Bedingungen seine Pflanzen am besten gedeihen, so wäre es gewiß ein rühmliches Bemühen, sich klar zu machen, in welchen Grenzen der Kampf für den Menschen den besten Nutzen stiftet. Und warum sollte es dann nicht einmal dem menschlichen Verstande gelingen, den Kampf nicht aus diesen Grenzen herauszulassen. Eine Anregung hierzu liegt nicht fern. Würde man den täglichen Kampf ums Dasein nicht durch Paragraphen usw. einzuschränken suchen, so würde sich die „Energie“ für so große Katastrophen, wie wir sie jetzt erleben, vielleicht nicht anzusammeln vermögen. Kulturarbeit ist doch z. B. auch ein Kampf, der enorme Opfer fordert und noch viel mehr verlangt. Wieviel Menschenleben gehen nicht allein durch die Technik verloren. Man sagt, es seien dies mehr, als einstmals durch die Kriege dahingerafft wurden. Könnten nun nicht die Menschen von dereinst — noch mehr, als dies heute geschieht — ihr Leben für solche Kulturwerte wagen. Sie würden es tun, wenn sie dazu gezwungen wären. Aber das ist eben leider bei sehr vielen nicht der Fall. So setzen denn andere ihr Leben aufs Spiel, nicht nur um sich selbst im Daseinskampf zu behaupten, sondern auch um den „Schmarotzern“ ihren unverdienten Platz zu erhalten. Hier ließe sich noch vieles erwähnen. Könnte sich jeder nur durch eigene Arbeit erhalten. Wir würden täglich einen zwar lebhaften, aber schönen Kampf ums Dasein erleben; mehr als jetzt würde das Tüchtige das Unfähige verdrängen. Und — wie gesagt — wer weiß, ob noch genügend Kraft übrigbleiben würde, um solche Kriege heraufzubeschwören.

Der Anfang vom Ende in Rußland.

Von

Willy Zimmermann.

Während die deutsche Volkswirtschaft trotz verzweifelter Maßregeln ihrer Gegner den Weg zur Versorgungswirtschaft mit spielender Leichtigkeit gefunden hat, muß die soziale Reaktion des Krieges den fiebernden Augen Rußlands das Menetekel upharsin einer unvermeidlichen inneren Krisis immer sichtbarer werden lassen. Abgesehen davon, daß natürliche und militärische Zufälligkeiten der russischen Ein- und Ausfuhr zum auf vielen Gebieten katastrophalen Schaden der Heeresverwaltung nur unzureichende Ventilation gelassen haben, lastet auf der russischen Volkswirtschaft ein Alp, dessen zunehmendem Druck die Organisation des russischen Staatskörpers nicht lange mehr standzuhalten vermag.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Betrachtet man zunächst die Lage der im politischen Sinne zum Bauernstande zählenden Landbewohner, des größten Teiles der russischen Bevölkerung, so muß sich für das ganze Gebiet des westeuropäischen Rußlands ein Bild wachsender Zerrüttung entrollen. Die Not, deren kahler Schädel stets mit den ersten Schneeflocken durch die Spalten des Bauernhauses grinste, findet heute in den durch die Kriegswirren erweiterten Lücken der russischen Sozialpolitik eine überwindige Brutstätte. Das unter den unwürdigsten wirtschaftlichen und sittlichen Bedingungen dahinvegetierende Bauernvolk ist durch die Agrarreform von 1906 aus der Zwangsjacke der Bevormundung auf die schwanken Bretter individueller Verantwortung getrieben worden und muß nun ohne Hilfe der Regierung zusehen, wie es in seiner unreifen Selbständigkeit fertig wird. Die Abwanderung der Arbeitskräfte zur Reifezeit hat eine Mißernte gebracht, deren geringer Ertrag ausschließlich zur Verpflegung des Heeres nötig ist. Zur wirtschaftlichen Preisgabe des Bauernstandes kommt noch der erdrückende Umstand, daß Pest und Cholera nicht nur vor, sondern auch während des Krieges aus verschiedenen von den gewöhnlichen Seucheherden weit entfernten Teilen des russischen Reiches gemeldet worden sind, und daß die jetzt besonders mangelhaften sanitären Verhältnisse in den Landbezirken einer allgemeinen Epidemie keine Schranken setzen können. Hunger und Krankheit müssen also als Folgen sozialer Organisationssünden aus ihrer bisherigen partiellen Herrschaft gegen die Gesamtheit der Landbevölkerung vernichtend vorrücken.

In dem Stande der Industrie, deren Kultur ja noch weit in die landwirtschaftliche hineinragt, rührt sich eine der schmerzlichsten, sozialpolitischen Fragen Rußlands. Noch im April dieses Jahres äußerte die „Rußkoje Slowo" über die Reformarbeiten der Handelskammer gegen die Streikbewegungen: „Wir wissen nicht, welche neue Mittel die Konferenz ausdenkt. Es ist aber kaum zu bezweifeln, daß sie nicht aus den Kreisen hinausgeht, in denen sich die Sozialpolitik der letzten Jahre bewegt hat. Aber gerade die nie versiegenden Arbeiterunruhen zeigen klar die Ohnmacht dieser Politik, die unvermeidlich auf das Resultat zusteuert, das dem beabsichtigten entgegengesetzt ist."

Aus der durch den Krieg bedingten Verschiebung des menschlichen Bedarfs entsteht im Industriekörper ein Zuviel und Zuwenig der Arbeitskräfte, deren notwendiger Ausgleich nur auf dem Boden einer gewappneten Organisation gedeihen kann. Es ist sicher, daß die russische Politik in ihrer bekannten Erfolglosigkeit die Reifen um den Industriebau nicht zu legen vermag; den Beweis haben wir in den Notizen über Arbeiteraufstände, deren Ausdehnung gewiß ebenso wächst, wie sie die russischen Mitteilungen abnehmend darzustellen suchen.

Das meiste zur steigenden Kopflosigkeit der russischen Bevölkerung trägt jedenfalls das Schacherprinzip des öffentlichen Handels bei. Die Durchführung administrativer Bestimmungen ist in einem Land utopisch, wo der Krieg dem Tschinownik eine willkommene Trübung der wirtschaftlichen Wasser ist, die ihn unauffälliger als im Frieden des Daseins Rätsel lösen läßt. Wie der japanische Krieg gezeigt hat, weiß sich der Beamte leicht über militärische Verordnungen hinwegzusetzen, wenn der sich in seinem Verdienst beeinträchtigt fühlende Kaufmann klingendes Gegengewicht stellt. Diese anschwellende Demoralisierung mit allen ihren Abstufungen muß die schweren wirtschaftlichen Bedrückungen zu einer Krisis drängen, deren Wucht eine weitere Kriegsführung Rußlands unmöglich machen kann.

Die Gefahr einer inneren Katastrophe ist zuerst von den Kapitalisten bemerkt worden. Ihre bleichen Wangen haben den Generalissimus Nikolai Nikolajewitsch veranlaßt, eine Antwort auf „das Fragezeichen in den Gesichtern" zu versuchen. Aber die Erklärung, man habe die zu einem Vorstoß ins Herz Deutschlands nötige Zeit zu kurz eingeschätzt, muß das Fragezeichen in ein drohendes Ausrufezeichen verwandelt haben. Denn nur in einer kurzen und glücklichen Entscheidung konnte Rußland sein altes Gleichgewicht wiederfinden, vermochte es sein Volk über die Kernfäulnis des politischen Stammes hinwegzutäuschen. Nun, wo sich die Ebene, auf der Rußlands Schicksal balanciert, geneigt hat, ist es den bebenden Herren der ersten Gilde klar geworden, daß den rings anstürmenden Feinden ein neuer Verbündeter

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erstehen muß: die innere Krisis. In welcher Form sie sich offenbaren wird, ob als Revolution, als wirtschaftlicher Zusammenbruch oder als sonstige Erschütterung des Staatskörpers, ist für den Gang der Ereignisse unwesentlich. Die Tatsache allein, daß im russischen Organismus genügend des Fünkchens harrender Spreu aufgelockert ist, muß den an Rußlands Gleichgewicht Interessierten wie eine von Geisterhand geschriebene Unheilverkündung entgegendämmern.

Schon haben sich jenseits der Weichsel die ersten Anzeichen eines Sturmes bemerkbar gemacht. Geheime revolutionäre Verbindungen, zu denen die angesehensten Sozialistenführer gehören, sind aufgelöst worden. Meutereien im Heere werden fast wöchentlich gemeldet. In die Leitartikel der russischen Presse hat sich ein auffallender Pessimismus geschlichen, dessen Schatten selbst die Siegesnachrichten des russischen Generalstabes nicht aufzuhellen vermögen.

Die Frage: Was ist der Urgrund unserer Siege? beantwortete der Abgeordnete Fr. Naumann: „Es ist unsere Organisation auf allen Gebieten, die es fertig bringt, die Menschen zu behandeln und zu bewegen, als ob es Rohstoffe wären, während doch alles freier Wille ist."

In Rußland aber, wo der vom Throne züngelnde zäsaropapistische Begriff des oströmischen Kaisers jedem System das Gift despotischer Einseitigkeit ins Herz senkt, müssen sich die schiefen Organisationspfeiler bei zu langer Erschütterung auf die Seite legen und den Staatsbau mit sich ins Verderben reißen. Diese innere Gefahr durch einen schnellen Erfolg zu beseitigen, ist Rußlands Führern nicht geglückt, und die Stunde, wo unser neuer Bundesgenosse seine Neutralität aufgibt, läßt sich durch keine noch so geschickt inszenierten Scheinmanöver hinausschieben.

Das Attentat.

Novelle von Martin Roehl.

(Schluß.)

III.

Nikolai Petrowitsch Birinski, der Vorsitzende des revolutionären Zentralkomitees, lag im Bette und diktierte Proklamationen. Es war Abend; das große, kahle Zimmer wurde von einer Hängelampe dürftig erhellt, ihr zitternder Schein zuckte über Nikolai Petrowitschs gelbes, eingefallenes Gesicht; man hörte nur seine heisere Stimme, die manchmal in einem rasselnden Hustenanfall erstickte, und das Rascheln der Blätter, in denen er mit mageren Händen wühlte, um Notizen von ihnen abzulesen. Am Tische saß ein junges Mädchen in dunklem Kleid; man sah nur die feine und liebliche Linie des Nackens und das schlicht geknotete Haar; tief über das Papier gebeugt, schrieb sie eilig und lautlos. Am Fenster lehnte mit verschränkten Armen ein junger Mensch in Arbeiterkleidung; sein Gesicht war beschattet, doch mußte die ungezwungene und edle Nachlässigkeit seiner Haltung auffallen.

Und hohl, gespensterhaft klangen in dem öden Raum die großen, berauschenden Worte, heiser und undeutlich von dem Fieberkranken hervorgerufen, die Worte, die wie Schlachtruf waren, wie flatternde Fahnen in blutigem Rot, wie gellende, unbarmherzige Posaunenstöße, die Worte, bei denen tausend Herzen erzittern würden und schwellen in Wut und Empörung. Eben hatte, nach ganz kurzer Pause, der Kranke wieder begonnen: „Und so richten wir denn eine Frage an euch, ihr Brüder alle, aus bangem Herzen eine ernste, unerbitterliche Frage: Wie lange noch!" — da hörte man Schritte auf der Treppe und gleich darauf wurde hart und fest an die Tür geklopft. Niemand von den dreien zuckte zusammen, gleichmütig forderte Nikolai Petrowitsch auf, hereinzutreten. Die Tür wurde schnell geöffnet; ein elegant gekleideter Mann trat ein, dessen bleiches, angespanntes Gesicht den Ausdruck so furchtbarer Entschlossenheit zeigte, daß selbst Nikolai Petrowitsch sich betroffen aufrichtete. Er dachte: „Dieser Mensch steht vor einem Aeußersten."

Goguel umfaßte mit einem Blick das Zimmer und die drei Menschen; dann, auf Nikolais Einladung sich setzend, begann er, schnell, leise und mit tiefer Eindringlichkeit zu sprechen.

Was er vortrug, war eine Theorie über das Wesen des Attentates, klar, mit zwingender Logik entwickelt und mit mannigfachen Bei-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

spielen belegt. Er suchte zu erweisen, wie fehlerhaft es sei, Attentate von langer Hand weitläufig vorzubereiten, einen großen Apparat von Menschen aufzubieten und einen komplizierten Mechanismus zu konstruieren, der bei der kleinsten falschen Berechnung versagen und unnütze Opfer fordern müsse. Es sei viel richtiger, alles einem weitsichtigen, entschlossenen Manne anzuvertrauen und alles auf eine Karte zu setzen. „Was sagen Sie dazu, Nikolai Petrowitsch," schloß Goguel, „habe ich nicht recht?" „Es ist viel Richtiges an Ihrer Deduktion," gab Nikolai zu, „aber wozu sagen Sie uns das alles?" „Weil ich mich erbiete, den Ministerpräsidenten bei den Festlichkeiten gelegentlich der Enthüllung des kaiserlichen Denkmals zu erschießen." „Und wer sind Sie, der diese Tat auf sich nehmen will?" fragte Nikolai Petrowitsch.

Goguel sah drei Augenpaare in höchster Spannung auf sich gerichtet; er stand auf und umklammerte die Lehne des Stuhles mit der Rechten.

„Ich heiße Jacques Goguel."

Nikolai Petrowitsch strich mehrmals, wie betäubt, das wirre Haar mit zitternder Hand aus der Stirn, dann ließ er sich zurücksinken und starrte in angestrengtem Nachdenken zur Decke empor; das junge Mädchen sah fassungslos, entsetzt von einem zum andern, bis ihr Blick ernst, streng, forschend, an Goguels regungslosem Gesicht haften blieb. Der junge Arbeiter aber war vorgesprungen; vorgebeugt, mit geblähten Nüstern stand er, die Fäuste krampfhaft geballt, als wolle er sich auf den Fremden stürzen.

Minutenlang sprach niemand; man hörte in der Ferne das Pfeifen des Zuges, die Luft war plötzlich unerträglich drückend, atemraubende Spannung lag wie eine dunkle Wolke über den Menschen.

Nikolai Petrowitsch hatte sich wieder aufgerichtet und fragte langsam: „Sie, der Verräter, verlangen, daß wir Ihnen vertrauen? Welche Garantien haben wir, daß Sie uns keine Falle stellen?" Goguel lächelte verbindlich. „Es wäre mir ein leichtes gewesen, das Zentralkomitee aufzuheben, seit Monaten weiß ich seine Zusammensetzung und die Adressen der Mitglieder. Außerdem — was ist damit bewiesen, wenn Sie jetzt Ihre offizielle Ermächtigung geben? Niemand von Ihnen soll sich bloßstellen, ich will es allein vollbringen. Mir liegt nur daran, daß Sie mir Ihr Einverständnis erklären." „Und wenn Sie es nicht tun, ist der Minister für dieses Mal gerettet," sagte Nikolai finster. Durch Goguels Rede klang leiser Spott. „Sie wissen so gut, wie ich, daß neue reaktionäre Maßnahmen unmittelbar bevorstehen, deren Seele der Minister ist. Sie wissen vielleicht auch, daß mir die Sorge für die persönliche Sicherheit Seiner Exzellenz übertragen ist, und daß es mir bei meiner Kenntnis Ihrer Organisation leicht wäre, jedes Attentat zu vereiteln. Ich fordere Sie auf, einen Mann zu senden, der mich überwacht und in dem Augenblick niederschießt, wo der Minister die Stadt verläßt. Daß ich mich selbst für ihn opfern sollte, werden Sie mir nicht zutrauen."

Nikolai Petrowitsch schwieg und sah nachdenklich auf Goguel. Der junge Arbeiter aber rief, indem sein ganzes Gesicht sich verzerrte: „Er darf es nicht tun, hörst du, Nikolai Petrowitsch, er darf nicht! Er ist nicht würdig des Opfers, er hat keine reinen Hände, die Tat ist zu heilig für schmutzige Verräterhände!" Das junge Mädchen bedeutete ihn, zu schweigen, Goguel beachtete ihn überhaupt nicht und sah mit ruhigem Lächeln auf den Führer. Endlich sagte Nikolai: „Ob ich ja sage oder nein, Sie werden es doch tun. Und die Tat muß getan werden, muß jetzt getan werden. Also gehen Sie und danken Sie Gott, daß Ihr unreines Leben durch einen anständigen Tod abgeschlossen wird."

Mit höflicher Verbeugung wollte Goguel sich entfernen. Als er sah, daß auch das Mädchen sich verabschiedete, wartete er auf sie, und sie legten ein Stück Weges gemeinsam zurück.

Drinnen fragte der Arbeiter: „Also du traust ihm, Nikolai Petrowitsch? Und hast nicht einmal nach seinen Gründen gefragt?" Nikolai Petrowitsch lächelte schwach. „Seine Gründe sind mir gleichgültig. Aber ich werde einen zuverlässigen Mann hinsenden, und der wirst du sein." „Gut, ich werde niemandem auffallen, verlaß' dich darauf."

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In den nachtdunklen Straßen heulte der Wind. Kurze Zeit gingen sie schweigend und schweratmend dahin, dann sagte das Mädchen: „Sind Sie im Herzen wieder einer der Unseren geworden?“ „Ich bin es nie gewesen,“ war die kalte Antwort.

Sie kämpfte mit ihrer leisen, feinen Stimme gegen den Sturm. „Aber warum standen Sie eine Zeit lang bei uns und sind zu uns zurückgekehrt?“

Goguel blieb stehen und zuckte die Achseln. „Ich antworte auf solche direkten Fragen nicht gern. Vielleicht, weil die anderen noch widerlicher sind.“

IV.

Die Enthüllung des Denkmals war unter feierlichem Pomp vor sich gegangen; eine glänzende und zahlreiche Gesellschaft hatte soeben im Palast des Gouverneurs das Diner eingenommen und flutete jetzt lachend und plaudernd durch die Räume; in einer Stunde etwa würde man sich ins Theater begeben, wo dem Minister zu Ehren eine Festvorstellung stattfand.

Der Minister, ein grämlich blickender alter Herr mit klugem verkniffenem Gesicht, war sehr gnädig gegen Goguel gewesen und hatte ihn soeben seiner Nichte, der jungen Fürstin Katja, vorgestellt, auf ihren ausdrücklichen Wunsch, wie Herzog Dmitri dem Sohne des Gouverneurs flüsternd verriet.

Die Fürstin lehnte nachlässig auf einer Ottomane, eine Zigarette vorsichtig mit zwei Fingern haltend, und hob ihr zartes Gesicht zu Goguel auf, der am Kamin stand und sie mit verlorenem Lächeln betrachtete. Er fühlte sich seltsam gehoben und breit; ein leichter Rausch schien alles zu verschleiern; ihm war, als sei er unendlich hoch entrückt, als stände er auf höchsten Bergen und könne mit den Sternen Zwiegespräch halten. Der Minister saß in leiser Unterhaltung mit dem Gouverneur und blickte öfters zu ihnen hinüber.

„Wissen Sie,“ sagte die Fürstin mit ihrer spröden, dunklen Stimme, „ich möchte mich gern mit Ihnen ein wenig über das Leben unterhalten.“

„Merkwürdig,“ dachte Goguel, „alle Frauen wollen sich über das Leben unterhalten; so fängt es immer an.“

„Sie dürfen mir nicht böse sein,“ fuhr die Fürstin fort, die ihn genau beobachtet hatte, „aber man hat mir gesagt, daß Sie sich mit gefährlichen, verbotenen Dingen beschäftigt haben und vieles kennen, wovon man bei uns kaum zu reden wagt. Ich meine, das muß eine Art Unersättlichkeit sein, der die herkömmlichen Genüsse des Lebens nicht genügen. Und ich denke mir, solche Menschen müssen das Leben sehr lieben.“

„Nein, Fürstin“, sagte Goguel „ich liebe das Leben nicht.“

„Dann war das alles vielleicht eine Art Flucht — Sie flohen vor sich selbst?“ Goguel starrte auf die Spitzen seiner untadelig glänzenden Lackschuhe. „Nicht vor mir selber, höchstens vor dem Pöbel. — Es lohnt alles nicht der Mühe, Fürstin, ich hörte einmal in der Schweiz einen kleinen französischen Vers, der alles besagt, was man darüber reden kann:

La vie est vaine,
Un peu de haine,
Un peu d'amour,
Et puis — bon jour.“

Der Minister war aufgestanden und hatte die letzten Worte gehört. Goguel grämlich anschauend, sagte er: „Das ist die Blasiertheit der jungen Leute von jetzt, die alles kennen und ihrem Leben keinen Inhalt geben. Pflichterfüllung macht es; streng und ernst dem Ganzen zu dienen, das gibt dem Dasein Zweck und Sinn. Was Sie betrifft, mein junger Freund, so haben Sie doch keinen Grund, sich zu beklagen, Sie werden mit Ihren Aufgaben wachsen.“

Goguel dachte: „Gott sei Dank, daß mich der Alte hindert, weiterzuschwatzen. Ich hätte diesem Kinde gegenüber fast die Haltung verloren.“

Laut aber sagte er mit unerschütterlichem Ernst: „Ich glaube, Exzellenz, das Ueberhandnehmen der Bildung ist schuld an der müden Blasiertheit. Man sollte etwas dagegen tun, denn mit der fröhlichen, naiven Unbildung schwindet auch der Idealismus dahin. Wer erst gemerkt hat, wie die großen Ziele in Wirklichkeit aussehen, hütet sich natürlich, seine Haut für sie zu Markte zu tragen.“

Etwas verwirrt schwieg der Minister, und als der Gouverneur das Thema aufgriff und

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich zustimmend äußerte, wandte er sich mißbilligend ab. Katja aber sah mit fragenden, verständnislosen Augen von einem zum andern.

Der zweite Akt war beendet; unter lautem Beifall senkte sich der Vorhang.

Goguel stand an der Brüstung seiner Loge und sah auf die bunte, glänzende Menge herab. Er hatte dem Schauspiel mit neugierigem, etwas verächtlichem Lächeln zugesehen, wie man der mittelmäßigen Leistung armseliger Kollegen zusieht, in dem Bewußtsein, daß man im nächsten Akt selber auftritt, und daß dann kein Mensch jenen Dilettanten noch einen Blick gönnen wird. Ohne Aufregung, aber mit einem wohlwollenden Interesse verfolgte er den Wechsel seiner Empfindungen. Und eine leise Unzufriedenheit war dabei. Er konnte gegen den Minister nicht den leisesten Groll aufbringen. Dieser grämliche, selbstzufriedene alte Herr . . . . . ihm war, als wolle er auf ein Phantom schießen, eine abgeschmackte Komödie. — Nein, die anderen waren doch wohl die besseren Schauspieler gewesen. — Was er bringen wollte, war Wirklichkeit, die Wirklichkeit aber ist roh, abgeschmackt, brutal. Ein sinngemäßes Ende für dieses Leben. Den Stil würde er damit wahren, das ließ sich nicht bestreiten. —

Das girrende Lachen und Schwatzen ringsum begann Goguel zu irritieren; mit einem Lächeln voll Ueberhebung verließ er die Loge und schloß sich der Gesellschaft an, die ins Foyer strömte. „Ein Ende muß gemacht werden," dachte er. Der junge Arbeiter, der ihn überwachte, begegnete ihm, nachlässig und elegant einherschreitend, und sah ihn an, drohend und triumphierend. Lachend sah ihm Goguel gerade ins Gesicht. Das tiefe, lautlose Lachen schüttelte ihn noch, als er das Foyer betrat und den Minister erblickte, der leutselig in einem Kreise ehrfurchtsvoll lauschender Herren und Damen Cercle hielt. Goguel schritt rasch auf die Gruppe zu; in der Linken hielt er mit steifer Geste den Theaterzettel. Einige Gesichter wandten sich ihm zu, voll Unwillen über die Störung.

Da — jetzt hatte er wieder das Bild, das gleich einer Vision so oft mit greifbarer Deutlichkeit vor ihm gestanden hatte. Tausend Gesichter, alle auf ihn gerichtet, alle drohend, verzerrt, grinsend, widerlich — ein Meer von Gesichtern, und auf der anderen Seite er — ganz allein. Sein Leben flog rasend an seinem inneren Auge vorüber, deutlich, mit allen Einzelheiten, aber über allem stand ekelerregend, unsagbar abschreckend dies Bild.

Ein Ende, rasch ein Ende. — — —

Ein kurzer scharfer Ruck; er richtete sich auf und trat, den Theaterzettel vor die Brust haltend, noch einen Schritt vor — mit der Rechten fuhr er in die Brusttasche. Der Minister blickte auf, er sah etwas blinken, streckte abwehrend die Hand aus, da zuckte es gelblich auf, ein schwacher Knall ertönte, und langsam und lautlos glitt der alte Mann zu Boden, während sich seine weiße Weste an der linken Brustseite mit einem schwachen, lichten Rot färbte.

Einen Augenblick standen alle starr, mit blöden, entsetzten Gesichtern; dann erhob sich Geschrei, Tumult, viele Hände streckten sich nach Goguel aus; kaum, daß man sich um den Toten bemühte. Da warf er die Waffe von sich und floh. Er hatte fast den Eingang erreicht, da trat ihm der Arbeiter entgegen. Wut und Enttäuschung verzerrten sein Gesicht, er streckte den Fuß vor und Goguel stürzte zu Boden. Er erhob sich, sah mit einem Blicke, daß es keine Rettung gab, und ließ sich mit einem gelassenen Achselzucken Fesseln anlegen. Auch den Arbeiter wollte man verhaften, da man wußte, daß er durch Goguel Zutritt erlangt hatt. Als der Offizier ihm die Hand auf die Schulter legte, riß er sich los und schoß sich in die Schläfe. Man vermutete in ihm einen vornehmen Herrn und erkannte erst seinen Stand an den Schwielen seiner bekleideten Hände.

Bei der streng geheim geführten Untersuchung gab Goguel müde, höhnische Antworten. Er verriet das Komitee mit keinem Wort, gab aber zu, im Einvernehmen mit den Revolutionären gehandelt zu haben; nach den Gründen befragt, antwortete er: „Ich wollte den armen Menschen noch einmal einen Gefallen tun, sie verdienten es schließlich noch am ersten."

Das junge Mädchen aber sagte am Tage nach Goguels Hinrichtung im Kreise der Ihrigen: „Wissen Sie, Nikolai Petrowitsch, ich

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kann keine Freude an diesen Erfolg aufbringen. Das Ganze hat mit uns im Grunde so wenig zu tun." Nikolai Petrowitsch nickte. „Sie sprechen nur aus, was wir im Stillen alle denken." — — —

Der französische Jakob.

Von

Archibald.

„Jaques Dalcroze-Hellerau ist böhmischer Herkunft und heißt richtig Jakob Dalkes." Prager Tagblatt.

Kummervoll greif' ich jetzt in die Saiten
mit des Mitleids milder Schmerzenshand,
um zu Grabe einen Mann zu leiten,
den die böse, böse Welt verkannt.
Was er uns schuf, ist sehr belangreich,
denn er brachte uns auf manche Spur,
und sein Name klang so schön nach Frankreich,
und er war ein Träger der Kultur.
Mit Rhythmus er die Zeit vertrieb,
denn Rhythmus war sein Hauptprinzip.

„Rhyth — misch, rhyth — misch
sei unser Blick, unser Gang,
rhyth — misch, rhyth — misch
sei unsrer Zunge Gesang;
rhyth — misch, rhyth — misch
befreit Euch von anderem Quark;
der Rhythmus sei Euer,
er ist auch nicht teuer,
er kostet bei mir nur zehn Mark."

Und so fand sich denn gar oft ein Schlauer,
der da sprach: „Mein Rhythmus ist sehr schlecht",
und so wurde bei dem Hellerauer
täglich rhythmisch furchtbar Geld geblecht.
Rhythmisch war die Kasse dieses Schalkes,
rhythmisch klang's in seiner hohlen Hand ...
(Eigentlich hieß er ja Jakob Dalkes,
Böhmen war sein schönes Heimatland.)
Ja selbst bei Kampf und Kriegsgebraus
war's nicht mit seinem Rhythmus aus.

Rhyth — misch, rhyth — misch
schimpfte auf Deutschland der Mann,
rhyth — misch, rhyth — misch
hörte man staunend sodann
rhyth — misch, rhyth — misch
den Schwall seines Rhythmus-Geschleims:
Die Deutschen, die mießen,
die Deutschen beschießen
die gotische Kirche in Reims!

Die Moral? Hör auf den „kleinen Blauen":
Wenn Du stolz ein guter Deutscher bist,
darfst niemals einer Lehre trauen,
noch dazu, wenn sie meschugge ist.
Deutsches Wesen birgt so viele Schätze,
und wenn Dich ein deutscher Name ziert,
achte nicht auf jene Hosenmätze,
die da sich französisch anlackiert.
Und was den Rhythmus anbelangt,
an dem der Deutsche schrecklich krankt —

Rhyth — misch, rhyth — misch
säubre Dein herrliches Haus,
rhyth — misch, rhyth — misch
kehr' die Französlinge aus,
rhyth — misch, rhyth — misch
behaupte Dich fröhlich und keck;
besorgst Du das richtig,
dann merke als wichtig:
Der Rhythmus hat doch einen Zweck!

Aus der Reichshauptstadt.

Eine hochgestellte Dame kam kürzlich zu einer ihr befreundeten noch höher gestellten Dame mit dem Vorschlag, aus Anlaß des Krieges „die Unsitte der Damenmode abzuschaffen". Wenn die Männer Uniform trügen, warum die Frauen nicht auch? Und zwar sollte, dahin ging der Vorschlag, jede Dame, die hinfort den Ehrgeiz hatte, zur „Gesellschaft" gerechnet zu werden, sich in eine Art von profanem Nonnengewand hüllen. Glatt grau von oben bis unten. Eine wie die andre; und selbstverständlich mit glatt zurückgequetschtem Haar. Die beiden hohen Damen sollen ganz verliebt in die Idee gewesen sein; aber sie waren furchtbar erstaunt, daß es ihrem erheblichen Einfluß nicht einmal gelang, der Sache im allerengsten Kreise Freundinnen zu gewinnen. Es gab da Ketzerinnen, die behaupteten, es sei ihre Aufgabe, sich so schön wie nur irgend möglich zu machen, und die Feldgrauen, die jetzt draußen stehen, würden zu allerletzt sich mit der neuen Nonnentracht befreunden. Und überhaupt!

Also blieb den beiden edelgesinnten und einflußreichen Damen nichts übrig, als ihren schönen

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Plan wieder aufzugeben, was wirklich höchstlich zu bedauern ist. Denn die Tiergartenstraße, der Kurfürstendamm — und vielleicht auch das bayerische Viertel — sie hätten sich ja mit atemloser Leidenschaft auf eine Mode gestürzt, die einem die Zugehörigkeit zur „Gesellschaft" (die herzlose Menschen sonst gelegentlich bezweifelten) äußerlich schon bescheinigt hätte. Und es wäre den Damen schon gelungen, Schlitzrock und hauchdünnen Seidenstrumpf mit der neuen Nonnentracht irgendwie in Einklang zu bringen.

*

Zeichen und Wunder geschehen! Man hätte es nicht für möglich halten sollen, aber es ist wahr: Die Leutnants und die Fähnderichs sind auf einmal lebendige Menschen geworden; und zwar nicht nur die mit dem Reserve- oder Landwehrkreuz, sondern auch die aktiven. Es geschieht, daß sie in der Straßenbahn sich mit wildfremden Leuten unterhalten, auf eine Frage bereitwilligst und freundlichst Auskunft geben, einem verwundeten Musketier ihren Platz einräumen. Die herzliche Menschhaftigkeit — die wohl immer in ihnen steckte, aber aus der blauen Uniform mit dem steifen, hohen Kragen nicht recht hervorkonnte — zeigt sich plötzlich in erfreulichster Weise, seit sie das bequemere feldgraue Waffenkleid tragen. Hoffen wir, daß sie nach dem Kriege nicht gar zu bald wieder verschwindet, daß den Leutnants und den Fähnderichs die Popularität und Beliebtheit, die sie sich jetzt sehr rasch und in so einfach-herzlicher Art erworben haben, auch weiter erhalten bleibt...

*

Eine neue Erscheinung in den Berliner Straßen: Der Schutzengel. Die Krankenschwester, die mit drei oder vier genesenden Feldgrauen spazieren geht, und die ihre Rolle des „Kinderfräuleins für Erwachsene" ausgezeichnet ausfüllt. Man sieht es diesen kleinen Gruppen an, daß der „Schutzengel" die Hauptperson ist, und ganz rührend ist die Ritterlichkeit, mit der sich einfache Kanoniere und Musketiere für die Freundlichkeit der Schwester erkenntlich zu zeigen suchen ...

*

Es ist Tatsache. Es gibt in Berlin W. Familien, in denen man sich nicht entschließen kann, in diesem Winter, während draußen Ströme heiligen Blutes fließen, auf den Tango und die Maxixe brésilienne zu verzichten. Man erhält eine Einladungskarte, auf der man ganz harmlos zum Abendessen „im engsten Kreise" gebeten wird. Man geht arglos hin, und wundert sich, in diesem engsten Kreise einige Jünglinge von verdächtig südlichem Aussehen zu finden; was man im vergangenen Jahre so „Tanzjungens" nannte. Und richtig — nach Tisch kommt die Bescherung. Ein Klavierspieler taucht aus der Versenkung auf, ein Teppich ist plötzlich beiseite geschoben, und der Tango argentino süßelt durchs Zimmer. — Was hat ein leidlich anständiger Mensch jetzt in solchem Falle zu tun? — Sehr einfach: Er hat (etwas auffällig) unwohl zu werden, seinen Mantel und Hut zu nehmen und sich von dieser Stätte der Geselligkeit zu entfernen. Basta.

„Wasserleitungen — englische W. C. — Gas- und Lichtanlagen." Firmenschild an einem Berliner Laden. Und sorgsam, sorgsam ist das Wort „englische" auf dem Schild entfernt. Nur das „W. C." ist übrig geblieben. Ob das nicht doch etwas voreilig von dem Herrn Geschäftsinhaber war? Max Reinhardt hat ja auch auf seine Rundfrage, ob Shakespeare der deutschen Kultur gehöre, lauter bejahende Antworten bekommen. Vielleicht wäre es mit dem W. C., das, wenn auch englischer Herkunft, doch auch ein Teil deutscher Kultur geworden ist — man gedenke bloß der „hochherrschaftlichen Kulturwohnungen" — ähnlich gegangen. Und der Mann hätte sich die Kosten für ein neues Schild gespart. . . .

*

Und doch hatte der Mann, der das „englische W. C." beseitigte, von seinem Standpunkt aus recht. Er mußte es sogar vielleicht tun, denn — „Pardon wird nicht gegeben". Nein, wirklich nicht. Es kann geschehen, daß man in der Straßenbahn jemandem versehentlich auf den Fuß tritt und sich nach alter Gewohnheit mit einem raschen, kurzen „Pardon" entschuldigt. Es kann einem aber auch passieren, daß man dann eine ganze Blütenlese von Grobheiten zu hören bekommt, wenn man nicht gar Gefahr läuft, dem nächsten Schutzmann von der empörten Menge als „französischer Spion" übergeben zu werden.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jedem das Seine, doch allen das Weihnachtswerk!

Die Weihnachtszeit ist vor der Tür, und schon machen sich trotz der schweren Zeiten ihre Vorläufer überall bemerkbar. Im besonderen läßt sich's der deutsche Buchhandel angelegen sein, der Zeit zu geben, was ihr gebührt. Am breitesten machen sich in den Auslagen und Läden natürlich Kriegschroniken, Kriegsbücher, Heldenbilder, Karten der Kriegsschauplätze, vaterländische Romane und Erzählungen, daneben finden wir aber auch Werke, die nicht nur der allgemein herrschenden Stimmung ihren Tribut zollen, sondern auch über diese hinaus einer — hoffentlich recht baldigen — friedlicheren und gesegneteren Zeit und den Wünschen nach gediegenem Wissensstoff, sei es zur Erbauung, sei es zur Belehrung, entgegenzukommen wissen. Zu letzteren gehört ein gerade zu rechter Zeit wieder auf dem Plan erscheinendes Buch, das den tausend und aber tausend verschiedenen Wünschen und Interessen aller dient und dabei jedem das Seine gibt, das Universalbuch „Meyers Kleines Konversations-Lexikon" in 7 Bänden, dessen letzter mit zeitgemäßen Nachträgen und Ergänzungen bis zum Kriegsausbruch reicht, ein Werk, das wir als das beste, neueste und modernste seiner Art bezeichnen möchten.

Als ich die stattlichen Bände neulich im Schaufenster sah, bescheiden und doch selbstbewußt sich dem erstaunten Blicke darbietend, war es mir plötzlich, als belebte sich die Bücherreihe, und zu mir drangen die Worte: „Für 100 Mark bring' ich dir alles, was du dir nur denken und wünschen kannst! Wie es in der Welt aussieht, was auf ihr lebt und webt, was sie im Wandel der Jahrhunderte erlebt, was die Menschen auf ihr ersonnen, erdacht, erfunden und geleistet haben, jedwedes Ding, nach dem du fragen könntest! Schau nur hinein in mein Inneres, und Staunen wird dich ergreifen ob des Reichtums meines allumfassenden Wissens! Suche, was du willst, überall gebe ich dir Bescheid, ich zeige dir alles in Wort und Bild; denn nichts ist mir verborgen! Aller Herren Länder bring' ich im Konterfei; das zu erkennen, bedarf wirklich nur eines Blickes auf meine vielen Karten, die dir auch nicht das geringste im Leben der Völker und Länder vorenthalten."

„Was die Menschen untereinander verbindet und sie immer von neuem zusammenführt im Zeichen des modernen Verkehrs, das lehren meine Beilagen und Tafeln über Weltwirtschaft, Welthandel, Dampf- und Luftfahrt. Willst du wissen, wie die Staaten repräsentieren, wie du sie zur See erkennst: meine Wappen und besonders die neuesten Flaggentafeln verraten es dir genau. Aus den Beilagen ‚Kostüme', ‚Volkstrachten' erkennst du, wie sich die Landeseinwohner kleiden, aus Tafeln wie ‚Naturvölker' ‚Architektur', ‚Bauernhaus', ‚Renaissance', ‚Wohnhaus', wie sie wohnen oder gewohnt haben. Was Menschengeist erfunden und wie er es zu höchster Entwicklung gebracht hat, das führen so ungezählte Tafeln dir vor Augen, daß dich Staunen ergreift über die Fortschritte und Wunder der Elektrizität, der Technik, der Physik, der Astronomie und ihrer anderen ruhmreichen Schwestern." — Und noch vieles andere hätten in eindringlicher, beredter und überzeugender Sprache die sieben Bücher zu mir gesprochen und mich noch weiter in ihren Bann gezogen mit ihren schmucken braunen Lederrücken und den goldbedruckten schwarzen Schildern, wenn ich nicht kurzentschlossen mich aus diesem Traumgebilde gerissen hätte und in die Buchhandlung eingetreten wäre, wo ich den ‚Kleinen Meyer' zur Ansicht verlangte. Jedenfalls fand ich mich vor dem Ladentisch sitzend wieder, in einem Bande blätternd, es war, wenn ich nicht irre, der sechste. Wirklich erstaunlich war, was ich da fand, von Thema zu Thema springend. Bald fesselte mich dieser, bald jener Artikel. Doch gerade als ich auf einem meiner Steckenpferde angelangt bin, werde ich durch den Herrn Prinzipal aus meinen Betrachtungen gerissen: „Das schönste sind die farbigen und schwarzen Tafeln. Atmet nicht diese hier geradezu den balsamischen Duft herrlichster Waldschönheit?" Ich hatte eben erst die „Zimmerpflanzen" bewundert und war nun weiterblätternd über die farbigen „Zierfische" und die „Wolkenformen" zum „Waldboden" gelangt, und konnte nicht anders, als ihm zustimmen. Doch diese Tafel gab mir noch viel mehr. Sie versetzte mich in die Zeit meiner Kinderjahre, wo ich am Ostseestrand in waldreicher Gegend einst die herrlichen Farne bewundert hatte, und erweckte zugleich in mir unverhohlenes Erstaunen über die glückliche Art der Kombination auf diesem künstlerisch, wissenschaftlich und pädagogisch gleich wertvollen Bilde. Dann sah ich wieder wie leibhaftig vor mir im bunten farbenprächtigen Durcheinander Typen aus aller Herren Länder in ihren graziös zur Schau getragenen „Volkstrachten", jede einzelne ein Meisterstück und von glänzender Charakteristik, je nach ihrem heimatlichen Boden. Weiter kam ich — einige technische Beilagen mit bewunderndem Blick streifend — zu den „Uniformen" aller Länder, zum „Tropenwald", zur „Tiefseefauna" und zu den „Tauben-" und „Stubenvögeln"; ich verweilte bei der „Steinkohlenflora" und der „Spektralanalyse", bis schließlich die herrliche Tafel „Schutzeinrichtungen" mein ganzes Interesse gefangen nahm. O, über euch Wunder der Natur!

Aber diese stille Naturandacht durfte ich nicht lange fortsetzen, da ich neben mir die höfliche Frage hörte: „Ich darf Ihnen wohl das Werk zusenden? Wie belieben Sie die Zahlungsbedingungen?" — „Sie gestatten doch," erwiderte ich, längst entschlossen, mir den ‚Kleinen Meyer' zu erstehen, „daß ich mir auch noch den neuen, siebenten Band einmal betrachte, der ja wohl das Allerneueste und Aktuellste enthält?" — „Aber mit dem größten Vergnügen," tönte es in personifizierter Liebenswürdigkeit zurück. Und ich blätterte nun in diesem Bande. „Alle Wetter, was ist denn das für eine herrliche Tafel? Moderne Gartenkunst? Wirklich, das muß ja jedes kunst- und naturliebende Herz erfreuen! Die ganze deutsche Literatur des letzten Jahrzehnts auf kaum drei Spalten? Man sollte es nicht glauben! Und ähnlich die neueste französische und englische Literatur behandelt! Die modernen Kunstfortschritte und Kunstäußerungen in vier Spalten Text und ebenso vielen schönen Tafeln! Kurze, aber inhaltvolle Abhandlungen über Kriegskunst und Seekrieg! Der Balkan- und Tripolitanische Krieg, ersterer mit neuen Karten der Ländergruppierung! Und was sonst noch alles an interessanten Daten und Aufzeichnungen! Da könnte man ja gleich stundenlang lesen und studieren!" — „Ja, und damit auch die jetzt alle Welt bewegenden großen Ereignisse dem Werke nicht fehlen, kündigt der Verlag an, daß er sobald als möglich einen besonderen, mit Karten und Plänen reich ausgestatteten Kriegsnachtrag bringen werde."

Diese erfreuliche Mitteilung vernahm ich natürlich mit besonderer Genugtuung; doch länger konnte ich unmöglich die Geduld des Geschäftsinhabers in Anspruch nehmen, ich entschuldigte mich bei dem liebenswürdigsten aller Buchhändler wegen meines langen Aufenthaltes, gab ihm meine Karte, bestellte schnurstracks das Werk und steuerte erfreut und innerlich bereichert meinem Heim zu.

Jetzt schmückt das Lexikon meinen Bücherschrank. Keine nur denkbare Gelegenheit wird versäumt, es zu benutzen, und zwar nicht nur für den Einzelfall, sondern auch zum Studium irgend eines mich interessierenden Gegenstandes. Wenn in jeder Familie ein Buch so wißbegierig, so viel und so erfolgreich benutzt wird, wie der „Kleine Meyer" bei uns, dann kann der Verlag zufrieden sein. Das ist die schönste Empfehlung, die sich denken läßt. Darum schließe ich als begeisterter und äußerst befriedigter Käufer dieses Lexikons gern mit dem Wunsche: „Ein jeder gehe hin und tue desgleichen."

Herausgeber: F. V. Fischer und Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburgerstr. 53. — Redaktion: Charlottenburg, Mommsenstr. 55. — Verlag: Die Gegenwart G. m. b. H., Charlottenburg, Knesebeckstr. 35. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Charlottenburg. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gegenwart

Nr. 51 | Berlin, den 19. Dezember 1914 | 43. Jahrgang Band 86.

Judaslohn aus fremdem Säckel.

Diesen Krieg, den die gelbe Scheelsucht britischer Krämer und die aufgeblasene Unwissenheit selbstgefälliger Minister gegen uns angezettelt hat, führt England nach alterprobter Manier mit dem Kapital der anderen. Gerade nur, damit das Kind einen Namen hat, tut es ein wenig vom Seinen dazu. Und ist insgeheim fest entschlossen, diesen bescheidenen Anteil den Kompagnons gehörig auf die Rechnung zu setzen.

Von dem Grundsatz ausgehend, daß englischer Weizen nicht schöner blühen kann, als wenn der der anderen verbrennt und verdorrt, ist es aber auch eifrig am Werk, schon während des blutigen Tanzes, zu dem es den Takt schlägt, seine Handlanger nach Möglichkeit zu schröpfen. Und in Verfolgung dieses Zieles hat es den klugen Plan ausgeheckt, den Lohn, den es dem einen seiner Gehilfen verspricht, vom anderen bezahlen zu lassen. Damit ist auch gleich der Keim zu späterem Unfrieden unter denen gelegt, die es heute zusammenkoppelt.

Aus Bordeaux kommt die Nachricht, Japan habe von Frankreich die Abtretung Indochinas verlangt. Dafür wolle es Truppen senden. Und als dieser Vorschlag abgelehnt wurde, habe der Japs frech gedroht: es wäre besser für Frankreich, die Forderung heute freiwillig zu erfüllen, als in nicht zu später Zeit dazu gezwungen zu werden. Und — so geht die Meldung weiter — diese Forderung und Drohung sei in Paris und Bordeaux Gegenstand lebhafter Besprechungen.

Da wird wohl Sir Francis Bertie eifrig am Werke sein. Er hat ja auch im September in Bordeaux lebhaft — wenn auch vergeblich — den Vorschlag verfochten, Frankreich solle Italien Tunis versprechen. Das würde ja den Engländern so passen. Die so nötige Hilfe mit einem Preis erkaufen, der späterhin einmal in die eigene Tasche fiele.

Und doch wie dumm, diese Rechnung. Den Japs heute auf Kosten anderer stärken, um später mit diesen anderen über ihn herzufallen. Gemein und dumm.

Als Kaiser Wilhelm das Gespenst der „Gelben Gefahr" Europa zeigte, da hat er mit diesem treffenden Kernwort nicht den Schrecken Europa überschwemmender Horden vor unseren Augen erstehen lassen wollen, sondern die Ueberflutung des Weltmarkts mit asiatischen Produkten. Die „Gelbe Gefahr" ist keine militärische Gefahr, aber nicht weniger bedrohend mit all ihren Konsequenzen auf ökonomischem Gebiet.

Deutschlands Stellung auf dem Weltmarkt war für den Engländer der Grund zu diesem feigen Ueberfall auf uns. Hat er bereits solche Angst vor dem Ausgang des von ihm entfachten Kampfes, daß er den Vorteil, den er sich versprach, dem Gelben überlassen will, sofern er nur hilft?

Und Frankreich? Vor wenigen Jahren schrieb einer seiner besten Militärs, der General de Négrier: „Früher oder später wird die asiatische Macht sich gegen unsern alten Kontinent erheben. Hoffen wir, daß dieser dann nicht die Beute des Wahnsinns sein wird, den die Uneinigkeit vor der gemeinsamen Gefahr bedeuten würde." — Und nun haben die in Bordeaux den frechen Japs nicht hinausgeworfen?

Immer mehr häufen sich die Nachrichten aus den Schützengräben, nach denen französische Soldaten und auch Offiziere den Unsern gegenüber offen das Bündnis mit dem britischen Hetzer verwünschen. Und Privatnachrichten melden Gleiches aus den Kreisen des Publikums. Wann wird den Offiziellen erst ein Licht aufgehen?

Spectator.

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Notwehr und Neutralität.*)

Von

Geh. Justizrat Prof. Dr. Josef Kohler.

Notwehr im Krieg hat seine besondere Bedeutung, und diese muß juristisch klar herausgestaltet werden, weil der Begriff häufig dilettantisch falsch verwendet wird. Handlungen des Krieges, die der Kriegsordnung entsprechen, sind an sich berechtigt und nicht etwa unter die Flagge der Notwehr zu bringen, denn die Notwehr setzt eine Verletzung voraus, welche nicht schon an sich berechtigt ist; was aber im Krieg nach Kriegsrecht geschieht, ist absolut berechtigt und bedarf nicht etwa der Anlehnung an den Notbegriff. Von Notwehr kann nur die Rede sein, wenn Handlungen in Frage stehen, welche nach den Regeln des Krieges nicht berechtigt sind, welche aber im einzelnen Falle als berechtigt erscheinen müssen, weil ein unberechtigter Angriff vorliegt, welchen man abzuwehren hätte. Einen unberechtigten Angriff darf jeder abwehren, und zwar braucht er, wie schon die Carolina drastisch gesagt hat, nicht abwarten, bis er geschlagen ist, er darf demjenigen, der schlagen will, in die Arme fallen und ihn niederhauen oder niederschießen. Dieser Fall kann im Kriege vielfach vorliegen, sofern der Gegner gegen die Regeln des Krieges handelt; wenn z. B. ein Verwundeter auf dem Kampfplatz gegen das Sanitätspersonal angriffsweise vorgeht, so darf dieses sich wehren ohne Rücksicht darauf, daß er ein Verwundeter ist und infolgedessen außerhalb des Kampfes steht, oder wenn entgegen den Kapitulationsbedingungen eine gefangene Mannschaft meuchlings niedergeschossen werden sollte, so steht es ihr zu, die etwaigen Kapitulationsbedingungen ihrerseits zu brechen.

Die ganze Frage der Notwehr hat in der neueren Zeit für den Fall eine besondere Bedeutung gewonnen, daß es sich um die Pflichten der Neutralität handelt. Diese müssen an sich beobachtet werden; aber wenn der Feind sie nicht beobachtet und daraus Vorteil ziehen will, so sind wir berechtigt, unter Umgehung der Neutralitätsbestimmung ihm in gleicher Weise entgegenzutreten. Wir sind auch berechtigt, ihm zuvorzukommen, wenn er im Begriff steht, uns mit Hilfe solcher Neutralitätsverletzungen zu überfallen. Dabei ist es allerdings möglich, daß der neutrale Staat der Leidtragende ist und Schäden erfährt, die er nicht verschuldet hat, die vollständig seiner Stellung als neutralem Staat und der Erwartung widersprechen, welche er auf Grund dieser Stellung hegen konnte; allein dieses sein Verhängnis muß er dem Erstangreifenden zur Last legen, denn die Folgetätigkeit des Angegriffenen und Notwehrhandelnden ist nur die notwendige Konsequenz dieses Angriffs.

Man könnte etwa diesen Fall mit einem anderen in Parallele stellen: wenn nämlich jemand, angegriffen, sich durch Verletzung eines Dritten rettet; hier verführe der Angegriffene gegenüber dem Dritten nicht in Notwehr, sondern in Notstand, was zur Folge hätte, daß er dem Dritten gegenüber nicht in der gleichen Weise vorgehen dürfte, wie im Falle der Notwehr, denn die Rechte der Notwehr gehen weiter als die des Notstandes.

Allein dieser Fall ist hier deswegen nicht gegeben, weil der Angriff speziell in der Sphäre und im Bereich des Dritten sich entwickelt und daher die Verteidigung notwendig auf dieses Gebiet herübergespielt werden muß; in diesem Falle ist das Bereich des Dritten, in dem der Angreifende, wenn auch ohne Verschulden des Dritten, handelt, ein Hilfsmittel des Angriffs: Hilfsmittel des Angriffs darf ich aber unschädlich machen, auch wenn sie einem Dritten, Unschuldigen, gehören; alles, was den Angriff, wenn auch unschuldig, unterstützt, unterliegt dem Gebot der Notwehr und des Notwehrhandelns. Es ist also nicht so, wie wenn ich, von dem Angreifer verfolgt, in einem fremden Hause meine Zuflucht nehme und dabei verschiedenes verletze, sondern es ist so, wie wenn ich, aus dem Hause des Dritten vom Angreifer beschossen, in dieses Haus hineinschieße, um den Angriff und seine Fortsetzung zu hindern. Ich handle in Notwehr und habe mich gegen niemanden zu verantworten: das Haus des Dritten, in dem der Angreifer Deckung sucht, ist ebensosehr meiner Gegenwirkung unterworfen, wie die Waffe des Angreifers, bei der es auch nicht darauf ankommt, ob sie ihm oder

*) Wir entnehmen diesen interessanten Aufsatz einem soeben erschienenen Sonderheft der „Zeitschrift für Völkerrecht", über das unsere Leser in den Randbemerkungen weitere Angaben finden.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einem unschuldigen Dritten gehört. Daß ich durch Zerstörung der Hilfsmittel des Angriffs den Angriff zurückschlage, ist mein volles Notwehrrecht.

Das gleiche gilt auch, wenn der Angreifer noch nicht im fremden Hause ist, aber im Begriff steht, hineinzustürzen, um von da aus mich zu beschießen. Hier habe ich das Recht, ihm zuvorzukommen, in das Haus einzudringen und den Fortgang seines Angriffes zu hindern; und wenn ich das Haus verletze, so handle ich in Notwehr und bin durch Notwehr gerechtfertigt. Es ist, wie wenn der Angreifende eine einem Dritten gehörige Waffe ergreifen will, um gegen mich zu feuern, und ich zuvor diese Waffe vernichte.

Alle diese Grundsätze sind sicher und ohne Zweifel; sie sind elementar: sie müssen gelten auf allen Rechtsgebieten, wo immer ein berechtigter oder unberechtigter Angriff und eine Verteidigung möglich ist; sie müssen auch im Völkerrecht gelten.

Ein solcher Fall hat sich fast wörtlich ereignet. Frankreich war im Begriff, durch Belgien gegen Deutschland zu ziehen und hätte uns durch die Benutzung Belgiens schwere Schäden gebracht, da hierdurch seine Operationen nach den deutschen Rheinlanden bedeutend erleichtert und das deutsche Rheinland der Verwüstung preisgegeben worden wäre. Wir haben seinen Angriff pariert, indem wir rechtzeitig selber in Belgien eingetreten sind. Daher haben wir in Notwehr gehandelt und waren daher Belgien gegenüber zu keiner Rücksichtnahme verpflichtet; wir wären nicht einmal verpflichtet gewesen, ihm für das Passieren seines Gebietes irgendwelche Entschädigung zu zahlen; dafür hätte Belgien sich an Frankreich halten müssen. Wenn Frankreich den Krieg nach Belgien hinüberspielt, um uns zu überfallen, so ist es eben der Boden Belgiens, auf dem wir uns verteidigen müssen; will der Feind das belgische Gelände als Kriegsmittel gegen uns gebrauchen, so steht das belgische Gelände unserem Gegenangriff offen. Dies ist einfach und klar.

Die Sache hat sich aber noch einigermaßen verwickelt:

1. Durch das feindselige Auftreten Belgiens. Belgien, welches wußte, daß wir nur den Schlag Frankreichs parieren wollten, und welches wußte, daß dieser Schlag Frankreichs in Belgien geführt werden sollte, so daß wir ihn nur in Belgien parieren konnten, hatte kein Recht, gegen uns vorzugehen; es hätte eher uns helfen sollen, um den Neutralitätsangriff Frankreichs abzuwehren. Es hat dies nicht getan und ist uns feindselig entgegengetreten und hat dadurch den Krieg gegen sich veranlaßt. Der Neutralitätsstaat hat nur dann Anspruch auf Immunität, wenn er nicht aggressiv wird, und das Handeln Belgiens gegen Deutschlands berechtigtes Tun war ein aggressives.

2. Die Sache hat sich ferner dadurch etwas kompliziert, daß offenkundig nicht nur Frankreich im Begriff war, die Neutralität Belgiens zu verletzen, sondern Belgien selber mit dieser Neutralitätsverletzung einverstanden war, ja mit Frankreich konspiriert hat, damit dieses über Deutschland herfalle. Damit hat sich Belgien selber zum Gehilfen eines aggressiven Staates gemacht, ist selbst aggressiv geworden und hat daher seine Neutralitätsimmunität verscherzt.

Für diese Beteiligung Belgiens liegen die offenkundigsten Beweise vor. Schon vor der Kriegserklärung sind französische Offiziere in die belgischen Festungen gekommen, um alles für kriegerische Operationen gegen Deutschland vorzubereiten, worüber Deutschland seinerzeit die Aktenstücke veröffentlichen wird. Schon vor dem Kriege wurden den belgischen Soldaten Instruktionen gegeben, daß sie auf Franzosen nicht schießen sollen, nur auf die Deutschen; und als unmittelbar vor dem Kriegsausbruch französische Flieger über Belgien nach Deutschland geflogen sind, hat Belgien nicht im mindesten Widerspruch erhoben, sondern, was von Frankreich kam, ruhig geschehen lassen. Der Fliegerkampf Frankreichs gegen Deutschland ist über belgisches Gebiet hin geführt worden; daß dieser Fliegerkampf so schmählich verunglückt ist und daß die französischen Flieger es nicht vermocht haben, den Aufmarsch Deutschlands auch nur um eine Stunde zu hemmen, ist eine Sache für sich. Ein Angriff gegen uns durch Belgien hindurch ist ein Angriff, auch wenn er erfolglos bleibt.

Daraus ergibt sich, daß Deutschland nicht nur kraft Notwehr durch Belgien ziehen durfte,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sondern daß Belgien infolge seines aggressiven Verhaltens überhaupt die Befugnis verloren hat, seine Immunität anzurufen.

Eine dritte Macht, wie England, hatte nicht das geringste Recht, Deutschland wegen dieser Handlungsweise zur Rede zu stellen; und wenn England seine Kriegserklärung daraufhin gründete, so war dies eine leichtfertige Farce, um so mehr, als es schon vor Jahren ausgemachte Sache war, daß, wenn England im Verein mit Frankreich Deutschland angreifen wolle, es seine Truppen durch Belgien hindurch marschieren ließe.

Außerdem ist folgendes zu bemerken: die Neutralitätslage Belgiens war eine kollektive, und es war nicht Sache Englands, ohne jede Verständigung mit anderen Staaten, insbesondere ohne Verständigung mit Oesterreich, eine Garantieverteidigung zu übernehmen; denn wenn mehrere Mächte Kollektivgarantie geben, so will das heißen, daß sie zur Wahrung der Neutralität als Gesamtheit handeln müssen in der Art und Weise, wie es der Gesamtheit, nicht aber wie es dem Willen eines einzelnen von ihnen gefällt.

Die Handlungsweise Englands war darum nicht nur unberechtigt, sondern auch eine elende Tücke und eine schamlose Anmaßung. England war schon längst mit Frankreich und Rußland im Bunde, um Deutschland einzukreisen und von drei Seiten anzugreifen. Um schwächliche Vorwände aber ist England nie verlegen gewesen, wenn es galt, demjenigen einen Schlag zu versetzen, welcher es in seinen Gewinnchancen zu stören wagte. Das ist die Art krämerischer Freibeuter, welche den Krieg als Geschäftssache behandeln, das ist die Art des perfiden Albion.

Dichterhoffen.

Von

Franz Graetzer.

Daß mit allen anderen Daseinsgebieten des deutschen Volkes auch seine Dichtung durch die große Zeit dieses gewaltigen Lebenskrieges eine bedeutende Wandlung erfahren muß, steht außer Frage; die Art aber der bevorstehenden Umwälzung, deren Erörterung selbstverständlich vorerst für die meisten im Hintergrunde bleibt, wird wahrscheinlich nicht ganz so beschaffen sein, wie zumal das junge Künstlergeschlecht sie vorausahnt. In ihren letzten Tiefen heute noch undurchsichtig, beginnt doch die neue Kunst bereits in ihren Umrissen sich anzukündigen, und es scheint gewiß, daß die allgemeine Hoffensfreudigkeit dieser Tage auch ihr sich zuwenden darf.

Die Mehrzahl aller Dichter, die im ersten Jahrzehnt ihres Schaffens stehen, sieht mit allzu bangen Befürchtungen in ihre Zukunft; ein Gefühl, für alle Zeit entwurzelt und überflüssig geworden zu sein, will mehr als einen unter ihnen beschleichen. Und mit einem Schein des Rechts zumindest: denn wenn echte, zweckentbundene Kunst in allen Zeiten dem Frieden und seinen beruhigten (nicht behaglichen) Stimmungen ihr hohes Gleichmaß dankte, so ganz besonders diejenige der Jahre, die nun jäh der Waffenlärm unterbrach. Mehr als je eine zuvor, schien die deutsche Dichtung des zwanzigsten Jahrhunderts ganz der Enträtselung und Zerfaserung geheimster Seelenvorgänge und, soweit sie werthaltig war, einem auf Analyse gestützten Aufbau zu gehören. Auch ihm freilich ging Kampf voraus; auch seine Bahn geleitete und unterbrach Krieg; aber kaum jemals ward dieser Krieg unter riesigen Völkerknäueln ausgefochten, kaum entschied ihn Schlachtenlenkung und Waffenkraft. Mann und Weib, Sohn und Vater, Nebenbuhler und Nebenbuhler, Eigner und Eigentumsstörer führten den Kampf, und wo Heldentum gewichtig eingriff, war es von anderer, wenngleich entsprechend nicht immer geringerer Größe als jenes, dem nun Begeisterung aller Gemüter zuschwillt.

Neue Menschen, neue, mächtigere Spaltungen und Ueberbrückungen, neue Bewegungen scheinen Gestaltung zu heischen, und es ist nicht unverständlich, daß ihnen gegenüber das Kraftbewußtsein junger, selbst starker Dichter sich früh gealtert und ewig unvollkommen bedünken will. Ob sie auf Keller und Thomas Mann, ob sie auf Rilke und Hofmannsthal aufzubauen anfingen: sie fühlen sich klein und ohnmächtig; selbst die Georges gebändigte Glut in d'Annunzios und Heinrich Manns Stoffkreise zu tragen gesucht, glauben deren Grenzen ins Unermeßliche geweitet und ihre

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Leidenschaft unfähig, dieser Dehnung zu folgen. Sie sehen Taten, deren Abbildung homerische und shakespearische Werke überholen, kleistische Anstürme ins Unabsehbare steigern müßte; und sie verzagen. Und wiederum besinnen sie, daß, wo Shakespeare und Homer fehlen, wo die besten Lebenden scheitern, schon am Plane scheitern werden, allzu Geringe sich der Massenstimmung bemächtigen, allzu Kleine die Kunst verschlechtern werden; daß sie ihr schönstes Wollen nicht mit wehmütiger Demut an den Größeren werden abgeben dürfen, daß sie nicht, wie Johannes vor Jesus, sich werden beugen müssen, sondern sie fürchten, alles, alles sei umsonst gewesen, und ihre einzige, allzu traurige Pflicht werde es sein, tatlos zuzusehen, wie Judas den Herrn verrate. Sie fürchten die Wiederholung jener Verödungen, wie sie der Dreißigjährige Krieg verursacht, und vergessen in allzu tiefer Mißstimmung, daß Faust und Peer Gynt, Salambo und Anna Karenina, daß selbst Lesabéndis und Karl Hetman, Tonio Kröger und Violante von Assy unzerstörbar schon ragen und mindestens dauerndes Versiegen aller Stromquellen hindern müssen.

Selbst wer nicht so weit geht, an einen langen Brachzustand deutscher Höchstkunst zu glauben, erwägt aber dennoch, ob nicht wenigstens eine zeitweilige Hemmung des edelsten Großbaus folgen müsse. Auch sie scheint indessen vermeidlich; vermeidlich in einem Volke, das dieser Krieg an zunächst wichtigeren als künstlerischen Entscheidungen geduldiges Erharren gelehrt. Die Gestaltung des Weltbrandes, der am Tage von Serajewo entfacht und unter dem Erntemond entfesselt wurde, wird kommen, wie alles Größte einmal kommen muß; doch sie wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, nicht unmittelbar seiner Löschung folgen, wird es nicht einmal in einem Jahrzehnt, weil des Horaz „novem imprimatur in annum" zu den tatsächlich überholten Werdensbedingungen gehören muß. Bis die ungeheure Gewalt dieser Zeit ihren ebenbürtigen Sänger findet, kann, wird wahrscheinlich lange währen, und die rechte Vorbereitung auf den Empfang dieses Messias kann unendlichen Segen in sich bergen. Für ein Volk, das den Tag im Kleinsten nutzen lernte, muß sogar eine lange Adventszeit fruchtbar werden; die Kunst wird der Erfüllung fruchtbar entgegenwachsen, wenn Geber und Beschenkte fähig werden, wie in allem, so auch hier, andächtig zu warten und verfrühtes Greinen ebenso zu verwerfen, wie verfrühten Jubel über jeden Schein, der dem wahren, lange wachsenden Lichte voranleuchten wird. Die endgültige Gestaltung dieses Krieges, dieses Sieges wird lange auf sich harren lassen; denn kleinere Aufgaben ließen es. Noch hat der Kampf, der zur Reichsgründung führte, diese wahrhaft künstlerische Durchformung nicht gefunden; noch ist es ungewiß, ob Napoleons Kämpfe mit dem Weltgeist schon ihre letzte gültige Nachzeichnung empfingen. Der Dreißigjährige Krieg gewann sie erst nach mehr als dreihundert Jahren durch Ricarda Huch; hundert Jahre vergingen, bis Arthur Schnitzler die Befreiung Oesterreichs gestaltete, hundert Jahre, bis Ernst Lissauer die Sendung erfüllte, Deutschlands erste Einigung zu schildern. Viele zerbrachen an jeder dieser Aufgaben, die heute klein erscheinen können und dürfen. Mancher wird jetzt scheitern. Das Ziel aber wird bleiben, und es soll nicht verzweifeln lassen, sondern locken, spornen und wachsen helfen. Die deutsche Dichtung braucht nach dem entscheidenden Kampfe keineswegs zu rosten.

Nahe liegt freilich die Gefahr, daß sie, unmittelbar nach dem Erfolge der Waffen, eher sentimentalisierend als monumentalisierend wirke. Sie wird es zweifellos, aber nur die innerlich kleinsten Dichter können sich auf die Dauer soweit verlieren; nur die eigentlich können es, gegen die schon vorher der Kampf heiligste Verpflichtung aller Besseren war, nur diejenigen, welche von jeher jedes große Gefühl, jede große Bewegung verwässerten und verfälschten. Wer jemals auf andere Ziele strebte, wer wahrhaft in die großen Zeitgenossen sich versenken lernte, ist dieser Gefahr gegenüber gefeit. Es wird eine waffenrasselnde Tendenzdichtung geben, wie es sie und andere Tendenzdichtungen früher gab; aber sie wird, im höheren Sinne, wertlos bleiben, wie alle Kunst, die außerkünstlerischen Zwecken dienen will. Vor ihren Verlockungen braucht nicht zu bangen, wer es ehedem nicht tat und tun mußte.

Die Kunst der Zukunft wird monumental sein; aber war nicht monumental, was die Besten auch vor diesem Kriege ihr zusteuerten? Die Monumentalität des Intimen, die in „Iphigenie" und „Tasso", im „Stundenbuch" und im „Kaspar Hauser" lebte, wird bleiben. Allzubald nur wird

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

klar werden müssen, daß die segensreichen, reinigenden Wirkungen dieses Daseinskampfes nicht im Stoffe, sondern in dessen Ausformung sich kundtun können; die Stoffe der neuen Dichtung brauchen keineswegs alle sich zu wandeln, die Lebensauffassung aber ist es, die ganz von selbst sich von Grund auf verändern wird. Das Drama der Zukunft wird sich durchaus nicht nur auf dem Schlachtfelde entrollen müssen; es wird nicht einmal unbedingt vom Völkerkriege soweit gestreift zu sein brauchen wie „Minna von Barnhelm" oder der „Ruf des Lebens". Die alten Stoffe werden, soweit sie überhaupt Geltung besaßen, sie auch künftig besitzen: junge und greise Liebe, Haß, Hunger, Neid, Eifersucht, Verirrung und Verzweiflung, Lichtdurst und Todesschauer bleiben, solange Menschen atmen. Auch später wird die Pubertät Trauerspiele entzünden, werden Ehen und Freundschaften sich ketten und zerbrechen. Aber was diesen Schalen allein Belang gibt: ihr Kern, die Stellung von dessen Gestalter zur Welt, wird etwas von der Größe der Tage behalten, die nun jeden ergreift. Die Frivolität, die deutsche Humoristen an Gallien und (einem mißverstandenen) Shaw lernten, wird verschwinden, und mit ihr wird der überstarke Subjektivismus weggeweht werden, auf Grund dessen allein kleine Literaten dichterische Sendschaft zu prätendieren wagten. Was nach Goethe den wahren Menschen, und was nach Ibsen den wahren Künstler ausmacht: verehren zu lernen und sehen zu lernen, das wird sich zu einer heiligen, unauflösbaren Einheit verschweißen müssen, um die heilige Einheit des von Hebbel ersehnten großen Dichters erwachsen zu lassen, der zugleich und zuvörderst der wahrhaft große Mensch sein soll.

Um die Lebensfähigkeit einer Kunst, die auf solchen Grundlagen entsteht, braucht nicht gebangt zu werden; sie wird die Monumentalität, sei es der höchsten Weitung, sei es der letzten Kompression und letzten seelischen Differenziertheit, bei ihrer Geburt empfangen und wird dadurch heroisch sein, auch wo sie statt der Helden des Schlachtfeldes die der friedlichen Arbeit oder selbst ihre Märtyrer abbildet. Denn auch der Begriff des „leidenden" Helden wird fortbestehen dürfen; freilich nur, nachdem auch er gesundet ist. Weltschmerz ist ewig wie seines Begriffes beide Wortbestandteile; aber es braucht heute, mitten in der Ueberwindung, nicht mehr verhehlt werden, daß dieser Begriff kompromittiert und erniedrigt worden war. Unverstandenheit und Vereinsamung zeugen Märtyrer, aber deren Bekenntnisse werden kunstreif und ergreifensfähig erst, wo eine Unkraft sich mit gleicher Leidenschaft äußert wie eine Kraft. Und eben diese Leidenschaft war auf allen Gebieten etwas abhanden gekommen, oder mindestens nach falscher Richtung hin verschwendet worden. So oft sie, von der alle Kunst Blut und Atem holt, nun wiederkehrt und in welcher Gestalt immer sie kommt, soll sie willkommen sein. Weder die spezifisch modern gewordene, hypersubjektive Lyrik noch die monologisch lyrisierende Ethik noch die zerfaserde Kammermusik der neueren Dramatiker soll zerstört werden; aber eine Reinigung sollen alle diese Kunstarten erfahren, und sie werden sie erfahren. Diese Reinigung wird das Bekenntnis des überflüssigen, innerlich kleinen Unempfinders hinwegfegen, und keine Träne soll darum fließen; die Bekenntnisse aber des großen Künstlers, der laut zu bekennen würdig ist, wird sie von selbst ins Monumentale steigern, und so endlich jeden künstlerischen Alltag zum Festtag heiligen. Die deutsche Kunst wird durch diesen Krieg nicht verarmen; der Mut und die Hoffensfreude, die jetzt das ganze Volk durchzittern, mögen sich auch den Dichtern schon heute mitteilen. Ihrer harren große Pflichten, vor allen jene größte, nicht irre zu werden an ihrer Sendschaft. Kein glücklicher Krieg kann heute mehr auf längere Dauer die Gefilde dichterischer Gestaltung verheeren; mehr als ein anderer je muß dieser Kampf alles zum Ungemeinen erheben, muß er die Schlichtheit echter Leidenschaft von selbst zu unverlierbaren Eindrücken ausbilden. Der Dichter möge Zeit finden, sich ihnen hinzugeben: ob er dann das Spiel der Waffen selbst, ob er jeden beliebigen anderen Stoff — denn jeder ist würdig, von ihm behandelt zu werden — wird gestalten wollen, an seiner Darstellung wird die reinigende, weitende Bedeutung des Weltaufruhrs sich bewähren.

In seinem letzten Werke sagt, gleichsam ein Ungeheueres vorahnend, Paul Scheerbart: „Es ist besser ein buntes Haus zu haben als ein buntes Kleid. Jenes macht das ganze Leben bunt, dieses aber dient nur der Eitelkeit." Trotz aller großen Dichter dieser Tage war die deutsche Dichtung in Gefahr, das bunte Kleid dem bunten

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hause, die verengende Eitelkeit der weiten Farbenfülle vorziehen zu lernen. Daß solche Gefahr nun zweifellos beseitigt wurde, möge die Künstler eher jauchzen denn verzagen lassen!

Trommelspuk.

Von

Ernst Lissauer.

Den ganzen Tag,
Vor der Truppe einher in Schritt und Schlag,—
Die Trommel zur Erde gestellt,
Der Trommler schläft aus im Gezelt.
Fern von den Posten hört man den Ruf der Parolen,
Im Nebenzelt hört man die Schlafenden Atem holen.

Da regen die Schlägel sich hin und her,
Leise
Und stellen sich auf und steigen
Mit hohen stelzenden Beinen im Kreise,
Dumpf huscht durch den Zeltraum ein Trommelrühren,
Sie wandeln und führen
Den pochenden Reigen,
Her und hin,
Hölzerne Geister, Schlägel und Schlägelin,
Mit langenden langen
Armen will er sie fangen.

Sie wirbeln mit feinen
Beinen,
Die sich verschlingen,
Uebereinander springen,—
Um und um
Immer ums Kalbfell herum,
Hohl in kicherndem Ton,
Da griff er sie schon:

Gib acht,
Morgen ist Schlacht,
Sturm auf Wall
Und Schanzen,
Mit Schall
Wollen wir tanzen.
Immer vorauf,
Nach muß der Hauf,
Es sirren die Lüfte,
Blut spritzt rot,
Brust an Brust und Hand auf Hüfte,
Selig tanzen wir sie in den Tod.

Strindberg als Luther.

Von

Julius Bab.

Gott hat diesen genialsten Schriftsteller der vorigen Generation im Grunde nicht zum Dichter bestimmt. Das heißt, August Strindberg ist eigentlich kein Mann, dem gegeben ist, das Lebendige ringsum zu fühlen und hingebend zu gestalten — er fühlt im Grunde nur sich und ist erfüllt vom leidenschaftlichen Willen, für sich einzutreten, sich zu beweisen, durchzusetzen. Ein ewiger Apologet seines ringenden, kämpfenden Ichs ist Strindberg — deshalb fast ungerecht, aber oft so hellsichtig, wie Haß und Liebe den großen Leidenschaftlichen machen. Am größten ist an dieses Mannes Werk naturgemäß die Beichte, die Autobiographie — aber er kann freilich auch die Kräfte eines Dichters in den Dienst seiner Bekenner-Wildheit stellen, und solange das ganz persönliche Interesse anhält, solange er Menschen und Schicksale nur braucht, um von sich und seinem Geschick zu sprechen, kann er uns packen, wie ein Dichter.

Es ist deshalb Zeugnis einer gründlichen Selbstverkennung, daß Strindberg in seinem Alter sich darauf legte, historische Dramen zu schreiben. An fremden Menschen und fernen Zeiten hat ihm ja nie etwas gelegen; ihm, dem großen Schriftsteller, dem Kämpfer mit dem Wort, muß alles als Waffe dienen. Sich in die Dinge versenken, um den großen Gesamtgeist aus ihnen reden zu lassen, solche geduldig fromme Dichtertat war nicht seines Amtes. Tatsächlich ist in der ganzen Masse historischer Dramatik, die Strindberg zwischen seinem fünfzigsten und sechzigsten Lebensjahr herausgeschleudert hat, auch nur ein dünnes Netz von Goldadern zu finden: Wendungen, Gestalten, Szenen, bei denen der alte Strindberg

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in irgendeiner geschichtlichen Maske steckt und seinen alten grimmigen Kampf mit Gott und Welt ausficht. Der Rest ist Schlacke: schnell hingeworfener inszenierter Geschichtsvortrag — Zeugnis von der sehr umfassenden, aber häufig noch sehr flüchtigen Bildung des Universal-Autodidakten August Strindberg.

So ist es auch mit dem Luther-Drama der „Nachtigall von Wittenberg", das jetzt im Berliner Künstlertheater seine Uraufführung erlebt hat. Das meiste an diesem Stück ist ein grobes, ein unerlaubt kindliches Geschichtsbilderbuch: mit lebenden Bildern wird das Kapitel „Reformation", wie man es etwa in Schulbüchern für Mittelklassen findet, aufgesagt. Meist muß der Doktor Faust, den sich Strindberg als eine Art geschichtlicher Chorführer, als Sprecher des Zeitgeistes bestellt hat, erzählen: vom schlimmen Papst, vom neuen Kaiser, von der Entdeckung Amerikas, von der Erstürmung Roms, von den Wiedertäufern usw. usw. — Zuweilen treten dann die berühmten Namen auch auf, sagen, daß sie Cranach, Melanchton, Hutten, Erasmus, Karlstadt, Hans Sachs heißen, und sprechen irgendeinen der Sätze, die ihnen die Geschichte zuschreibt. Für den, der ein geschichtliches Wissen um diese Männer nicht schon mitbringt, bleiben es tote Puppen — und wer was von ihnen weiß, den ärgert die hahnebüchene und unrichtige Vereinfachung, mit der sie hier hingestellt sind. Das Publikum schwankt also zwischen Langeweile und Aerger; es ist von der undichterisch nüchternen Vernunft dieses Halbgebildeten (der plötzlich — anno 1520! die Rosen von Lancaster und York in eine wahnsinnige Beziehung zu Wolf und Waiblingen bringt!) beinahe abgestoßen. — — Aber das alles wird in erheblichem Grade anders, sobald Luther die Szene betritt. Denn dieser Luther ist Strindberg; mit genialem Eigensinn hat der große Schriftsteller jenen vielleicht kompliziertesten Deutschen nach seinem Ebenbilde zurechtgeschnitten. Stoff dazu war da: eben jener große Eigensinn, jener höchste Hochmut, jener schonungslose Fanatismus im Durchsetzen der eigenen Idee von Gerechtigkeit und Wahrheit: er verbindet Strindberg und Luther. Und wenigstens den jungen Luther durfte Strindberg auch mit allen Gewissensqualen seines eigenen wilden Gottsuchertums malen. So entstehen Szenen, die auch ohne einen für diesen Ton so völlig geschaffenen Darsteller, wie Friedrich Kayßler es ist, ergreifend wären. Dabei bleibt es freilich charakteristisch, daß weiter am stärksten die Szenen sind, die unhistorische, familiäre, am meisten Strindbergsche Situationen geben: der Knabe Luther im Elternhaus, leidend unter der Mißhandlung des stark heranreifenden Selbstgefühls; der Mann Luther, geächtet, noch einmal im Vaterhaus durch ebenbürtigen Trotz die Achtung des fluchenden alten Vaters erzwingend. Die großen historischen Szenen in Wittenberg, in Augsburg, in Worms bringen den Ton heldisch-wilder Selbstbehauptung aus Luthers Mund nicht minder stark, knapp, echt — aber der allzu primitive Geschichtsrahmen drückt da auf die Gestalt. Und die Stärke dieses grimmigen Luther, diese allzu private Charakterskizze wirkt, an einer weltgeschichtlichen Situation gemessen, doch allzu flüchtig. Ein Augenblick, wie der an der Schloßkirche von Wittenberg, müßte doch mit reicherem Orchester, mit Fanfaren und Glocken ausgespielt werden. Solche leergeblieben gewaltige Ensemblesituation kann Sehnsucht nach Schillers großer Theaterkunst erwecken. Wer solche Szenen in Schillersches Erz gießen könnte, der würde mit einem Lutherdrama, wie es sonst auch sein mag, gerade dieser Zeit Großes schenken, mehr als es Strindbergs kaum halbgefülltes Skizzenbuch vermag.

Rußlands aussichtsloser Kampf um den Kaukasus.

Von

Willy Zimmermann, Berlin.

Die rauhen Berge der Freiheit — der Kaukasus! Wieder geht um ihn blutiger Kampf. Als gigantischer Wächter steht er zwischen zwei Meeren, zwei Geschichten und zwei Welten. Gegen seine steinerne Brust tosten die Stürme blutigen Völkerringens, die Wucht vieler Säkula mußte an seinen starren Wänden zerschellen. Griechen und Mazedonier, Byzantiner, Araber, Mongolen, Skythen, Chasaren, Hunnen und Slawen: sie alle beschattete der Kaukasus, und aller egoistisches Anstürmen warfen seine zerklüfteten Felswände als lufti-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ges, zersplittertes Echo zurück. Frei, unbezwungen stehen die kaukasischen Berge da als stumme Zeugen menschlicher Ohnmacht.

Als ich zum ersten Male von Tiflis aus auf dem grusinischen Kriegspfad in den gewaltigen Tempel des Kaukasus hineinfuhr, hatte ich Mühe, den Erklärungen meines Begleiters zu folgen. Die Eindrücke, die aus dem formenreichen Kranze der Berge in bezaubernder Fülle auf mich einstürmten, machten mich gleichgültig gegen das monotone Aufzählen von Tatarenüberfällen, Fürstenmorden und allem, was sich an dieser oder jener Stelle zugetragen hatte. Vergebens suchte ich nach einem Gesamtbilde, innerhalb dessen Konturen ich die mannigfachen Einzelheiten hätte unterbringen können. Hier hatte ich nicht die feierliche Majestät der Alpen vor mir, nicht die gleichgültige Indolenz des Ural, noch die sich aufbäumende Schwere des Himalaya. Ein stetig wechselndes, farbenprächtiges Kaleidoskop lebender Landschaften zog an mir vorüber, bald verwitterte, himmelstürmende Felsenriesen, deren kaltes Grau sich drohend vom Azur des Himmels abhob, bald schmeichelnde Wiesengründe, liebliche, sanftansteigende Hügelketten. Dann wieder ein Gewirr von wild übereinandergetürmten Felsblöcken, als hätte die Faust eines Gottes seinen vernichtenden Schlag hierher geführt. Und durch die Lücken zitterte das Grün von fernen Waldungen, die bei einer Wendung des Weges plötzlich in berückendem Farbenzauber hervortraten. Ueber ihnen thronte, von zarten Nebelschleiern umflossen, das imposante Haupt eines kaukasischen Bergriesen im ewigen Schnee. Ein Gemisch von Sanftmut und Gewalt, von atmendem Frieden und versteinertem Despotismus. Nur hier konnte den Griechen die Vorstellung von dem gefesselten Prometheus in restloser Anschauung erstehen; die Schluchten des Kaukasus waren ihnen ein würdiger Hintergrund für die Befreiungstat eines Herkules.

In diesen wildromantischen Gegenden brodelt das Blut von Völkerresten, deren Gunst durch die ultima ratio regis, das Kanonenrecht, nicht zu erwerben ist. Ausklänge verschiedener asiatischer Völkerschaften haben sich hier erhalten: Lesghier, Tschetschenzen, Abchasen, Tscherkessen und Ossethen. Sie leben in kleinen Dörfern in den Tälern und Schluchten, sogar an den Abhängen des Gebirgskammes und bekennen sich mit wenig Ausnahmen zum Islam. Außer Weinbau und Landwirtschaft findet man bei ihnen eine weitverzweigte Hausindustrie, die Teppiche, Seidengewebe, Waffen und allerhand Schmucksachen aus Silber und Kupfer hervorbringt. Der kaukasische Dolch, ein meist recht grob ziselierter Griff mit haarscharfer Stahlklinge, ist in jenen rauhen Gegenden ebenso beliebt wie gefürchtet.

Wie in ihrer Umgebung, so schlummern auch in den Herzen der Bergvölker unüberbrückbare Gegensätze. Unter den friedlichen Gewohnheiten des täglichen Lebens knistert eine revolutionäre Glut, die sich nur zu leicht in helle Flammen auflagen läßt. „Ihr Gott ist die Freiheit, der Krieg ist ihr Gesetz," sagt ein russischer Dichter. Aber was nutzt der russischen Krone die „kostbare Perle" des Kaukasus, wenn sie bei der geringsten Berührung zu zerspringen droht? Verzweifelten Widerstand haben die Bergvölker seit jeher dem despotischen Drucke der Russen entgegengesetzt. Immer wieder und zahlreicher zeigten sich die bewaffneten Stämme auf dem grusinischen Kriegspfade. Erbitterte Aufstände brachte der Türkenkrieg von 1877, und als 1903 die russische Regierung den armenisch-gregorianischen Kirchenschatz in die eigene Tasche wandern ließ, färbten sich die zerklüfteten Täler vom Blute des Aufruhrs. Auch heute sind die Wellen der Empörung in stetem Anschwellen begriffen. Der islamitische Kampfruf zum Heiligen Krieg findet nirgends lebhafteren Widerhall, als in den Schluchten des Kaukasus, den rauhen Bergen der Freiheit.

Der Mittelpunkt des kaukasischen Lebens ist Tiflis, die Hauptstadt des früheren Königreichs Grusien, das im Jahre 1801 durch ein Manifest Alexanders I. zur russischen Provinz wurde. Die Stadt liegt in dem von der Kura durchflossenen Tal und bietet von einem der vielen umlagernden Berge einen malerischen Anblick. Besonders des Abends, wenn Tausende von Lichtern über dem Häusermeer tanzen, und die militärischen Scheinwerfer ihre Strahlenbündel über die Berge und Goldkuppeln der Kirchen klettern lassen, macht die langgestreckte

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

grusinische Talstadt einen imponierenden Eindruck.

Interessant ist ein abendlicher Spaziergang durch die breite Hauptstraße von Tiflis. Da begegnen einem alle die Typen, von deren romantischer Existenz der Westeuropäer nur einen dunkeln Begriff hat. Grusier in langwallenden, weißen Mänteln, den reichgezierten Dolch schräg durch den Gürtel gesteckt; Tscherkessen mit hohen, schiefsitzenden Pelzmützen, auf der Brust viele halbkreisförmig aneinandergelegte Patronentäschchen; bis an die Zähne bewaffnete Armenier; Tataren, ein schwarzes Käppchen auf dem glattrasierten Schädel; Frauen in malerischer Nationaltracht, mit klingendem Halsschmuck und Armbändern. Aus den dunkeln, oft edelgeformten Gesichtern dieser bunt durcheinander gewürfelten Menge leuchten herausfordernde, wildflackernde Augen, und man könnte sich in die fernen Tage mittelalterlicher Romantik zurückversetzt fühlen, erklänge nicht ab und zu die Hupe eines vorüberfahrenden Automobils oder das Läuten der elektrischen Straßenbahn.

Der kaukasische Boden ist ein sehr ergiebiger Boden, sowohl an landwirtschaftlichen Erzeugnissen als auch an Erzen. Neben der Eisenindustrie sind die Manganflöze im Tale der Kwirila hervorzuheben; die im östlichen Kaukasus weltbekannten Naphthareichtümer haben eine ganze Stadt bei Baku entstehen lassen, die sogenannte schwarze Stadt, wo der Rauch ewig naphthaqualmender Schlote die Sonne verfinstert. Die breiten, dem Gebirge vorgelagerten fruchtbaren Ebeen Ziskaukasiens haben sich in den letzten Jahren zu einem ausgezeichneten Gebiet der russischen Nationalwirtschaft entwickelt.

Welchen Wert der Russe auf den Besitz des Kaukasus legt, geht aus der Betrachtung hervor, die im vorigen Jahre ein der Krone nahestehender russischer Schriftsteller zu Papier gebracht hat: „Tatsächlich muß man sagen, daß heute der Besitz des Kaukasus nicht nur den ersten Platz in der Weltpolitik, sondern auch im Handel gibt. Wer den Kaukasus sein eigen nennt, besitzt den Schlüssel zu beiden. Die Berge lassen sowohl über Transkaukasien herrschen als auch über die asiatische Türkei, über Persien, über den ganzen mittelasiatischen Süden bis zu den Grenzen Indiens."

Das war Rußlands modulationsreicher Traum, aus dem ihm heute nüchternes Erwachen kommen muß. Die russische Politik rechnet mit langen Zeiträumen. Hat sie auch schon mehrere Vorstöße gegen die starken Türme kaukasischer Freiheit unternommen, so ist doch der vernichtende Schlag bis jetzt ausgeblieben, allerdings weniger aus Berechnung, als aus Ohnmacht gegenüber den allen Angriffen spottenden Verhältnissen der kaukasischen Gegenden. Vier lange Jahre mußte ein Teil der so verherrlichten kaukasischen Armee die Berge nach dem Räuber Selim-Han und seinen dreißig Genossen absuchen, der in seiner Verwegenheit sogar die Kasse aus dem Postamt in Tiflis bei hellem Tage raubte. Der Bergbewohner haßt den Russen und legt ihm alle möglichen Hindernisse in den Weg, weil er weiß, daß dieser keine Waffe gegen seine Auflehnung schmieden kann. Rußland hat nie die militärische Herrschaft über den Kaukasus behaupten können, am allerwenigsten kann es dies jetzt, wo sich die Flammen des Islams zu vereinigen suchen. Zwar bieten die Berge mit ihren von der Natur errichteten Verteidigungslinien ganz ausgezeichnete strategische Stützpunkte, aber ist auch diese Tatsache keineswegs zu unterschätzen, so muß man sich doch die Nachteile vergegenwärtigen, denen eine russische Defensive im Kaukasus ausgesetzt ist.

Zunächst kann eine Verproviantierung der Truppen nur auf dem sehr langen Umwege über Baku möglich sein, wozu nur eine Eisenbahnlinie zur Verfügung steht, deren Ausbau die Verwaltung sehr vernachlässigt hat. Die grusinische Heerstraße, die von Tiflis bis Wladikawkas quer durch den Kaukasus führt, ist vom Spätherbst an der großen Lawinengefahr wegen nicht zu benutzen, und die Verbindung über Batum hat von dort aus entweder eine gefährdete Dampferstraße bis Noworossisk, oder einen sehr unangenehmen Küstenpfad über Suchum, Gagri und Sotschi, der mit vielen Windungen und ungenügender Breite für Etappenstraßen ganz unmöglich ist. Wird also die einzig in Betracht kommende Verbindung Tiflis—Baku gestört, so ist die kaukasische Armee von ihren rückwärtigen Verbindungen abgeschnitten, und wird

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schon aus diesem Grunde die Gebirgskämpfe nicht durchführen können.

Ein zweiter Nachteil ist die Türkenfreundlichkeit der Bergbewohner, die in der Abschüttelung des russischen Jochs die Klärung ihrer Freiheit sieht, ohne die ihnen das Leben wertlos erscheint. Hat der Russe in den hundert Jahren seiner Oberherrschaft die aufrührerischen Gemüter der Bergvölker nicht zähmen können, so muß ihm ihr angeborener Haß heute gefährlicher werden denn je. Das kann er auf tausenderlei Art, und der Russe ist sich dieser Gefahr wohl bewußt.

Im vorigen Jahre kam ich mit einem hohen Offizier der kaukasischen Armee über die Verteidigung des Kaukasus zu sprechen. „Von dort", sagte er und deutete mit der Hand nach Süden, „kommt uns keine Gefahr; der Halbmond läßt uns ruhig schlafen. Aber hier in diesem Teufelskessel müssen wir zunächst gehörig aufräumen, denn solange uns diese Berghyänen noch im Schach halten, können wir einen Spaziergang nach Jerusalem nicht wagen." Und dabei lachte der Russe, als hätte er sich mit solchen Gedankenkombinationen nur einen harmlosen Scherz erlaubt. Ich wußte es aber besser, denn die zarte Andeutung des Wunsches, in Jerusalem eine russische Stadt zu sehen, hatte ich nicht zum ersten Male aus russischem Munde gehört.

Die Entwicklung der heutigen Ereignisse am Kaukasus zeigt, daß der Halbmond den doppelköpfigen Adler Rußlands doch nicht so ruhig schlafen läßt, wie man an der Newa glaubte. Und immer deutlicher wird der Russe einsehen müssen: seine Herrschaft über den Kaukasus war nur eine scheinbare, gegen die Blutsautonomie schwindender Völker ohnmächtige. Die aura popularis wird nie in dem harten Boden blinder Gewalt kräftigende Nahrung finden können. „Der Schlüssel zum ersten Platz in der Weltpolitik" kann jetzt leicht zum Grabe des russischen Egoismus werden. Und wie sich dessen Sterbeglöcklein an der deutsch-russischen Grenze in wachsenden Schwingungen bewegt, so bewölkt sich auch die grimme Stirn des Kaukasus, und im neuen Morgen nach der stürmischen Nacht des Weltgewitters wird sich zeigen, ob Rußlands Gewalt bezwingender war als die des Tigranes oder des Pompeius.

Aus der Reichshauptstadt.

Es ist nichts dagegen einzuwenden, daß unsere Jungens Soldaten spielen; im Gegenteil, es ist sogar höchst erwünscht, wenn ihnen das Soldatentum tüchtig im Blut steckt. So ist es denn auch ganz natürlich und verständlich, wenn eine Reihe von Geschäften jetzt in der Weihnachtszeit „feldgraue Kinderuniformen" zum Verkauf bringen. Etwas bedenklich scheint es bereits, daß in einem Schaufenster in der Leipziger Straße eine genau kopierte Leutnantsuniform für die „Größe" von ungefähr zehn Jahren zu sehen ist. Unsere Jungens sollen „Soldaten" spielen, aber nicht „Leutnant". Allein, am Ende mag auch die „kindliche" Leutnantsuniform noch hingehen und aus der Stimmung dieser Tage verständlich sein. Was indessen schleunigst aus ebendemselben Schaufenster verschwinden sollte, ist folgende Ungeheuerlichkeit: Sieht man da eine Puppe in der Größe eines etwa zwölfjährigen Mädels vollständig als — Rote-Kreuz-Schwester angezogen! Gibt es wirklich Leute, die die Geschmacklosigkeit besitzen, ihrem Kinde eine Krankenpflegerinnen-Tracht als „Spielzeug" zu Weihnachten zu schenken? Man sollte es kaum für möglich halten. Aber da Geschäftsleute derartiges in ihren Schaufenstern ausstellen, müssen sie ja wohl auch ihre Käufer dafür finden. Oder ist die „kindliche" Krankenschwester nur aus reiner Freude an der Geschmacklosigkeit entstanden?

*

Die Schrecken des Krieges sind keineswegs nur auf den Schlachtfeldern zu Hause. Ach nein, sie finden sich auch mitten in Berlin, und zwar vornehmlich nachmittags zwischen fünf und sieben, wenn die „Kriegs-Cabarets" ihr Wesen treiben. Gewiß, unsere Vortrags-Künstler müssen leben, und sie könnten uns sogar in dieser Zeit besonders willkommen sein. Sie sind wie wenige dazu berufen, die allgemeine Stimmung zu beleben und zu erfrischen, und kein Verständiger wird etwas dagegen einzuwenden haben, wenn zwischen zwei ernsten Vorträgen ein heiteres Liedchen erklingt. Aber, daß eine hübsche junge Dame sich eine Landsturm-Mütze schief auf die Locken drückt und einen Singsang vom tapferen Landsturmmann dazu plärrt, das — und ähn-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

liches — ist denn doch nicht nötig. Der Krieg ist wirklich nicht „niedlich", meine Herrschaften. Nicht im geringsten!

*

Man kann über diesen Krieg nicht reden, wenn man nicht dann und wann in den Lazaretten gewesen ist, bei den verwundeten Kriegern gesessen und mit ihnen geplaudert hat. Wer dies getan, der muß ganz innerlich die Empfindung haben: Ein Volk von Edelleuten! Kein Wort vernimmt man da, was an Ruhmredigkeit streifte oder an öde Prahlerei. Mit einer stillen Selbstverständlichkeit berichtet jeder, wie er nicht mehr getan habe, als eben seine Pflicht. Und wenn man diese Menschen gesehen hat, denen Heldentum Pflicht ward, dann muß man wissen: Ein Volk, das solche Kämpfer hat, ist nicht besiegbar!

*

Ein Volk von Edelleuten. Ein Volk von Rittern. Alte Purpurträume werden wieder wach. Jünglinge ziehen neben reifen Männern mit hellen, ernsten Augen in den heiligen Kampf. Und Sankt Michael selber reitet ihnen vorauf.

*

Wennn nicht alles täuscht, ist Berlin jetzt im Begriff, eine richtige „Gesellschaft" zu bekommen, eine „Gesellschaft", nach der es sich immer sehnte, und die es doch niemals zustande bringen konnte. Die Zeit der Klüngel und Cliquen scheint vorüber. Der Krieg hat sich — für den Augenblick wenigstens — auch auf gesellschaftlichem Gebiet als der große Ausgleicher erwiesen, der er auf politischem vom ersten Mobilmachungstage an war. Die zahlreichen Wohlfahrtsbestrebungen haben ganz von selbst eine sehr nützliche Mischung der verschiedensten „Kreise" bewirkt, und wenn sich auch anfänglich manche Leutchen dagegen sperrten, auf die Dauer konnten sie es nicht verhindern, daß die Bankiersgattin mit der Frau Amtsrichter und der Frau Legationsrat in demselben „Komitee" saß. Und da man durch die gemeinsame Arbeit einander einmal näher getreten war, so fand man bald heraus, daß man sich ganz gut verstehen würde, sofern man nur ein bißchen guten Willen zeigte. Und es geschah das Unglaubliche, daß Damen der Hofgesellschaft mit gänzlich „Ungeborenen" Freundschaft schlossen, Damen der hohen Finanz „kleine" Beamtenfrauen zu sich zum Tee baten. Und da in gesellschaftlichen Fragen das erste und das letzte Wort nun einmal bei den Frauen liegt, so war es weiter nicht wunderbar, daß auch die Männer sich ohne weiteres mit der „Mischung" abfanden. Die große Frage ist nur, ob diese neue „Gesellschaft", die sich aus den besten Elementen aller „Kreise" zusammensetzt, auch nach dem Kriege noch lebensfähig sein, oder ob man dann schleunigst wieder die Schranken aufrichten wird, die jetzt ganz von selber fielen. Wenn den Berlinern daran liegt, daß ihre Stadt auch im gesellschaftlichen Sinne eine Weltstadt wird, dann sollten sie diese Gelegenheit, sich eine „Gesellschaft" anzuschaffen, nicht ungenützt vorübergehen lassen. Denn diese Gelegenheit kommt sicherlich sobald nicht wieder. . .

*

Es gab einmal eine Zeit, da rangierte in Berlin der Engländer auf der gleichen gesellschaftlichen Stufe wie etwa der Baron. Man sollte denken, daß diese Zeit seit dem 2. August 1914 endgültig vorüber ist. Allein, man hat es dieser Tage erlebt, daß Engländer, die aus irgendwelchen Gründen von der Internierung befreit blieben, nicht nur mit der (in Deutschland selbstverständlichen) Höflichkeit, sondern geradezu mit Respekt behandelt wurden. Man hat es erlebt, daß von seiten ihrer deutschen Freunde alles geschah, um sie vergessen zu lassen, daß sie sich in Feindes Land befänden . . . Zum Teufel endlich mit diesen letzten Resten einer ganz verfehlten Großmuts-Duselei. Zum Teufel mit allem „Respekt" vor britischer Ueberheblichkeit. Feinde sind Feinde! Nichts weiter!

*

Szene in einem Berliner Kaffeehaus am 10. Dezember, abends um zehn: Ein Gerücht von einem großen Sieg schwirrt durch die Luft. Mit Sicherheit will man wissen, daß die amtliche Nachricht jeden Augenblick eintreffen muß. Da öffnet sich die Tür und der Bote des Wolff-Bureaus erscheint. Im Nu ist ihm die Depesche aus der Hand gerissen. Im Nu steht jemand auf einem Stuhl und will lesen. Will lesen — stockt — zögert — und liest nicht. Ungeduldige Rufe. Da strafft sich der auf dem Stuhl mit einem Ruck empor und verliest mit lauter, klarer Stimme die Trauerbotschaft, die uns das Helden-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ende unserer drei Auslandskreuzer kündet. Tiefe, tiefe Stille. Ein kalter Hauch weht durch den Raum. Aber plötzlich — irgendwo — in irgendeiner Ecke hebt eine Stimme zu singen an. Und gleich singen hundert Stimmen, die wie eine Stimme sind: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!“

Smart, aber ehrlich.

Von

Franz Paul.

John R. Gibbins hörte mit einem etwas weltfremden Lächeln dem Gespräche zu, das die Pause zwischen zwei Pokerpartien ausfüllte. Trotz seiner Millionen war er sparsam geblieben — selbst in Worten. Und nichts schien ihm verschwenderischer, als akademische Erörterungen: Verbrauch von Zeit, Kraft und Intelligenz ohne jede Aussicht, entsprechende Gegenwerte zu schaffen. Die halb französische, halb englische Gesellschaft, die sich da im Spielsalon des Carlstonhotels zusammengefunden hatte, diskutierte über den Begriff „smartness“. Rein theoretisch und in den verbindlichsten Formen. Die Engländer dafür, die Franzosen dagegen. „Höchste Geistesgegenwart — augenblickliche Anpassungsfähigkeit, spontanes Erfassen der Konsequenzen“ — sagten die einen, und die andern entgegneten peinlichst höflich nur in negativer Form: „Mangel sozialen Empfindens, Verwischen der Gefühlsgrenzen, Ausschalten der Moralhemmungen.“

„Wie die Katzen um den heißen Brei“ — dachte John R. Gibbins, und während er bedächtig aus dem müßig daliegenden Paket Karten die vier Asse heraussuchte, mischte er sich mit dem breiten Lächeln, vor dem auch seine kaltblütigsten Gegner in Bond-Street zu zittern gewohnt waren, ins Gespräch:

„Kurz gesagt, „smart“ sein, heißt unehrlich sein. So meinen Sie's doch, Gentlemen?“

Lebhafter Protest auf der französischen Seite, der ihm einen Augenblick lang das Wort abschnitt. Er nahm sich's übrigens rasch wieder:

„Ueberflüssig, zu widersprechen; ein alter Fuchs wie ich hat gelernt, aus den Dingen und Worten alles herauszuholen, was drinnen ist. Ich bin smart, folglich bin ich ein Gauner. So meinen Sie's auf dem Kontinent, und dieser oder jener meiner Landsleute würde sich darauf beschränken, Ihnen mit dem alten Gemeinplatz zu entgegnen: „Begriffe ändern sich je nach dem Längegrad, auch Moralbegriffe.“

„Ganz richtig . . .“

„Oder auch nicht, mir ist's einerlei. Denn was ich will, ist ja bloß, Ihnen zu beweisen, daß man gleichzeitig smart und ehrlich sein kann.“

„So ist's,“ erklärte Wilson K. Wilson mit einer so tiefen Ueberzeugung im Tone, daß selbst seine Landsleute fast lächeln mußten, denn niemandem war's unbekannt, daß nur das Opfer selbst für englische Verhältnisse riesiger Bestechungssummen die Einstellung der Untersuchung hatte bewirken können, die für den „ehrenwerten Börsenkönig“ sonst zu einem unfreiwilligen längeren Aufenthalt auf „Königskosten“ hätte führen müssen.

John R. Gibbins quittierte die Zustimmung seines Landsmanns durch eine leichte Neigung seines glattrasierten Doppelkinns. Dann fuhr er fort:

„Ich bin Ihnen, Gentlemen, hinreichend bekannt, um annehmen zu dürfen, daß Sie meine smartness nicht in Zweifel ziehen werden. Sie hat mir mit Gottes Hilfe zu dem verholfen, was ich heute erreicht habe. Nun denn, meine Herren, als ich vor vierzig Jahren als blutjunger Kaufmann meine Laufbahn begann, hatte ich bereits den Grundsatz erwählt, an dem ich bis heute in meinen Unternehmungen festgehalten habe: „honesty begins at home“ — Ehrlichkeit im eigenen Hause. Ich halte Ehrlichkeit nicht nur als angebracht, nein, als dringend nötig in einem geregelten Geschäftsleben. Darf ich's Ihnen an einem Beispiel aus meiner Anfängerzeit beweisen?“

Beifälliges Murmeln begrüßte den Vorschlag. Wer erführe auch nicht gern, woraus Millionen entstanden sind?

„Nun schön. Ich spreche von der Zeit, in der ich mir als Kommis vierhundert Pfund vom Munde abgespart und nun den Moment für gekommen erachtete, dem Krämerladen Jonathan Tiffkins in Leeds den Rücken zu kehren. Mein Kollege Tom Blake — Gott segne ihn, ehrlich war der Junge wie ich, aber keine Spur von

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:39 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

smartness, deshalb hat er's auch zu nichts gebracht — erbte gerade um diese Zeit ein paar Groschen, und damit beschlossen wir nun, nach Südafrika rüber zu gehen und einen Pferdehandel anzufangen. Der Platz war gut, starker Durchzug damals, na und Tom verstand sich etwas auf Pferdefleisch, seine Jugend hatte er ja auf dem Lande zugebracht. Er sollte also die Ware besorgen, und meine Aufgabe war's, sie so vorteilhaft als möglich an den Mann zu bringen. Wir schafften denn auch langsam was vor uns, ich zu Hause, Tom meistenteils auf der Tour, um gute Gelegenheit zum Ankauf aufzuspüren. So war er auch bei der Gelegenheit, die ich Ihnen als Beispiel erzählen will, wieder mal so zwei bis drei Wochen schon unterwegs, und ich hatte mittlerweile unsern Bestand fast völlig ausverkauft.

Bloß ein paar Mähren, elende Racker, die selbst für den Schundpreis, den ich verlangte, niemand wollte, standen noch da. Ich hatte sie in Toms Abwesenheit von einem durchziehenden Farmer vor kurzem für eine Kleinigkeit erstanden, weil ich meinte, ich könnte sie vielleicht doch noch raufüttern. Na also, die zwei waren alles, was mir blieb, und ich verzweifelte schon, sie loszuwerden und ärgerte mich, ohne meines Kompagnons Rat gehandelt zu haben, als mir eines Morgens von Dawson City 'rüber der Farmer Miller — oder hieß der Mann Smith, ich kann mich wirklich nicht besinnen, so klar mir sonst alles vor Augen steht — auf die Bude rückte: er brauche sofort zwei Gäule. Na, der Mann verstand sich ja auf die Ware, und ich versuchte auch gar nicht erst ihn zu blenden, sondern zeigte ihm ehrlich, was mir blieb. Entzückt war er nun freilich nicht, aber Pferdefleisch war nun gerade rar, und er mochte wohl auch hoffen, er füttre sie noch raus, ich hatte 's ja auch gemeint .... kurz und gut, nach einer Weile waren wir handelseins. Fünfundzwanzig Pfund für die beiden Racker; bei den damaligen Preisen ein Geschenk, wenn ich auch noch immer meine hundertfünfzig bis zweihundert vom Hundert dabei verdiente. Na also, Miller oder Smith holt seinen rohledernen Beutel unter der Weste vor, zieht 'nen Pack schmieriger Scheine raus und zählt mir fünf Pfund für fünf Pfund die Kaufsumme auf. Dann nimmt er sich seine Mähren und trabt nach Hause.

Ich hol mir nun gleich das Kassenbuch vor — Ordnung kommt bei mir sofort nach der Ehrlichkeit — trage meine fünfundzwanzig Pfund auf Eingang ein und will dann Buch und Geld ins Schubfach tun. Bis zu 'nem Geldspind hatten wir's damals noch nicht gebracht. Dabei zähle ich nun, wie man's so in der Gewohnheit hat, das Geld nochmals nach. Und was merke ich? Hat dieser Smith oder Miller sich nicht verzählt und mir statt fünf sechs Fünfpfundscheine gegeben? Mochten wohl zwei aneinander geklebt haben, schmierig genug waren sie ja.

Na, sehen Sie, Gentlemen, die Sache ist ja nur 'ne Kleinigkeit, aber doch von grundsätzlicher Bedeutung, ja ich möchte sagen vorbildlich für das Thema, von dem wir sprechen. „Honesty begins at home." .. Nur ehrlich! Wirklich, auf Ehrenwort, Gentlemen! Ich brauchte mir in jenem Augenblick mein Losungswort erst gar nicht vorzuhalten; ich handelte gewissermaßer aus instinktiver Notwendigkeit. Ich holte mir das Kassenbuch wieder vor und trug ein:

Außergewöhnliche Einnahme ..... Pfund: 5.

Karl Egon.

Doyle.

„Der englische Schriftsteller Conan Doyle, Verfasser des „Sherlock Holmes", erklärt in einem Artikel des Daily Chronicle: „Die Strategie der Deutschen ist um 20 Jahre in der Entwicklung zurückgeblieben."

Mit untertänigster Geziemtheit
nah' ich mich Dir, Du großer Conan,
Du schlägst als britische Berühmtheit
auch jetzt den einzig wahren Ton an.
Du fand'st das richt'ge Wort für die
verfehlte deutsche Strategie.

Weil Du zeitlebens detektivisch
Dich aufgeopfert ohne Rast hast,
so ist's doch klar, daß Du spezifisch
den Geist der Strategie erfaßt hast.
Der ist moderner ja als die
verfehlte deutsche Strategie.

Du sprachst ein großes Wort elegisch,
gebenedeiter Sherlock Doyle,
die Deutschen modern ja strategisch
schon lange in der Zeiten Säule.
Seit zwanzig Jahren schläft schon die
verfehlte deutsche Strategie.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die dummen Deutschen siegen immer,
als ob das nun strategisch wäre,
sie schlagen selbst John Bull in Trümmer,
kommt er nur richtig in die Quere.
Ein Riesenjammer ist's um die
verfehlte deutsche Strategie.

Archibald.

Randbemerkungen.

Albions wahres Gesicht, gezeichnet von einem der glänzendsten Schriftsteller Englands.

Als der unglückliche Oskar Wilde noch der erklärte Liebling des englischen Publikums war, veröffentlichte er im Jahre 1890 sein berühmtes Buch: „das Bildnis Dorian Grays". In diesem findet sich eine Schilderung des Charakters der englischen Nation, wie sie wahrer und vernichtender niemand unter Englands gegenwärtigen Feinden entwerfen könnte. Bei Gelegenheit eines Gesprächs zwischen dem klugen und kühlen Spötter Harry und seiner geistreichen Base, der Herzogin, kommt bei Oskar Wilde der folgende Dialog vor:

„Das Bier, die Bibel und die sieben Todtugenden haben England zu dem gemacht, was es ist." — „Sie lieben also Ihr Vaterland nicht?", fragte sie. — „Ich lebe darin." — „Da können Sie es um so besser geißeln." — „Soll ich den Spruch Europas zu dem meinigen machen?", fragte er. — „Was sagt man von uns?" —„Tartuffe sei nach England gezogen und habe einen Laden eröffnet." — „Ist das Ihr Spruch, Harry?" — „Ich überlasse ihn Ihnen." — „Ich kann ihn nicht brauchen; er ist zu wahr." — Sie brauchen nichts zu fürchten, kein Engländer erkennt seine Beschreibung an." — „Er ist praktisch, er ist eher schlau als praktisch. Wenn er seine Bilanz macht, stellt er das Geld gegen die Borniertheit, die Heuchelei gegen das Laster." — „Und doch haben wir Großes vollbracht." — „Großes wurde uns aufgeladen, Gladys." — „Wir haben die Last getragen." — Bis zur Börse." — Sie schüttelte den Kopf. — „Ich glaube an die Rasse", sagte sie. — „Sie zeigt das Ueberleben der Unverschämten." — — —

Jeder Vergleich und jede Bezugnahme auf Englands Verhalten im gegenwärtigen Weltkriege ist überflüssig, wenn man eine solche Kennzeichnung Englands durch einen seiner hervorragendsten Schriftsteller liest, wozu sich übrigens auch aus den Dramen Shakespeares manche Zusatzstellen finden ließen. — — — A. M.

Vom Ueberfluß des Denkens.

Internationalismus, seichte Auslandstümerei, materialistische Weltanschauung, flache Genußsucht und eine große Veräußerlichung des Lebens hatten sich erschreckend breit gemacht und manchem wohl gar schon die Hoffnung auf eine Gesundung und Rückkehr zu den alten geistigen Gütern benommen. Der Krieg hat Wunder gewirkt, er hat gezeigt, daß alle diese Erscheinungen nicht tief gingen, daß sie einer Maske glichen, die man voll Ekel von sich werfen konnte, wenn es der Ernst verlangte. Er hat aber auch in glänzender Weise offenbart, daß wir nach wie vor das Volk der Dichter und Denker sind, daß wir unserem ungeheuren Fleiße, unserer ruhelosen geistigen Arbeit, unserem Streben nach Wahrheit und unserer Liebe zur Wissenschaft einzig und allein diesen beispiellosen Erfolg verdanken. Gewiß, der Sieg wird draußen mit den Waffen errungen und es kann uns jetzt nur eine Frage beschäftigen: werden sie siegen oder nicht? Jeder Schlag des Herzens, jeder Gedanke gilt dieser Frage. Aber können wir, die wir zu Hause bleiben müssen, dadurch etwas ändern? Mutet es nicht an wie ein Verrat an dem Geiste, der uns allein groß gemacht hat, wenn sich Männer der Wissenschaft jetzt zwecklos vorkommen, wenn ihnen nun mit einem Male ihre Arbeit nichtig erscheint, und wenn sie es wünschen, lieber ein nutzloses Glied in der ungeheuren Menge als ein Fürst in ihrem Reiche zu sein? Mich dünkt, diese Verzagtheit an unserem edelsten Besitze, nämlich an der Wissenschaft und der geistigen Kultur, kommt einem Landesverrat gleich. Sicher ist jeder, der draußen steht, unsagbare Anstrengungen gelassen erträgt und sein Leben voll Mühe und Zuversicht in die Schanze schlägt, ein Held. Zweifellos wird unsere politische Zukunft von niemand anderem gestaltet, als von ihm und seinen Millionen Brüdern.

Aber ist es genug damit? Hat uns der ungeheure Haß, der uns rings umgibt, immer noch nicht belehrt, daß auch wir uns zu ändern haben? Bedarf Sieg oder Niederlage nicht ein noch tausendmal stärkeres Deutschland als vorher?

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nein, nicht auf den Schlachtfeldern allein wird Deutschlands Zukunft gestaltet. Die Errungenschaften dort können nichts als die Felder bedeuten, die deutsche Kultur, deutscher Geist und deutsche Wissenschaft erst wahrhaft erobern sollen.

Eine der Hauptursachen des grenzenlosen Hasses gegen uns liegt darin, daß das Ausland viel zu wenig mit unseren geistigen Führern zusammengekommen ist, daß ihm ein Staat verächtlich sein mußte, in dem man die einzigen Männer von wirklicher Bedeutung kaum oder wenig achtete und in pekuniären und sozialen Verhältnissen leben ließ, die nur mitleidigen Spott erregen konnten. Jetzt oder nie ist es Zeit, ehe die Würfel draußen gefallen sind, Deutschland ein anderes Aussehen zu schaffen. Gerade jetzt sollten alle Männer der Wissenschaft ihr Fach mit doppelter Liebe und mit doppeltem Stolze pflegen. Der Krieg wird, ja, muß uns wirtschaftlich um Jahrzehnte zurückbringen. Welch ein Segen, wenn es in kulturellen und wissenschaftlichen Dingen nicht so zu sein brauchte. Sich verkleinern und sich angesichts von 42-Zentimeter-Kanonen überflüssig vorkommen, ist doch wohl eine gerade jetzt denkbar falsch angebrachte Scham. Welchem Manne der Wissenschaft braucht man es zu versichern, daß das kleinste Steinchen, das er dem Baue seines Faches einfügt — und sei dies Medizin, Philosophie, Kunstgeschichte oder was sonst —, nicht zwecklos ist und daß es der Menschheit nützen muß. Diese Bescheidenheit hat uns ungeheuer geschadet. Wenn wir eine Weltmacht, wenn wir die Weltmacht werden wollen, dann müssen wir vor allem eine andere Wertung des Geisteslebens und seiner Träger erringen. Der Leutnant, der stürmend fällt, ist ein Held. Aber steht er darum geistig und gesellschaftlich höher als ein Mann, der das menschliche Wissen und die Kultur in selbstlosem Ringen und mit vielen Opfern bereichert? Ich glaube, hier kann die Antwort allüberall nur: Nein! lauten. Wenn das nur erst einmal die Männer des Geistes selber wüßten. Dann wäre uns schon viel geholfen. Dann würden sie sich auch nicht erniedrigen und vom Ueberflusse des Denkens sprechen.

V. Curt Habicht.

Der Krieg im Lichte der Völkerrechtswissenschaft.

Nun hat sich auch die deutsche Völkerrechtswissenschaft zusammengetan, um über die Entstehung und die wichtigsten Begebenheiten des gegenwärtigen Krieges vom Standpunkte des internationalen Rechts zu urteilen. Das soeben in J. U. Kern's Verlag (Max Müller) in Breslau erschienene Sonderheft der „Zeitschrift für Völkerrecht", betitelt „Deutschland und der Weltkrieg" (Preis 4 M.), enthält vor allem eine eingehende Erörterung der direkten und indirekten Ursachen des Weltkrieges aus der Feder von Dr. Strupp in Frankfurt a. M. Der große Wert dieses Aufsatzes beruht vor allem auf der Verarbeitung des gesamten offiziellen Materials der in Streit befindlichen Mächte. Sogar das russische Weißbuch ist neben dem deutschen, österreichischen, englischen usw. Material auszugsweise wiedergegeben. Der mit reichen Literaturnachweisen versehene Aufsatz dürfte zurzeit die eingehendste Darstellung der Entstehung des Krieges sein. In dem Hefte finden wir sodann eine genaue Darstellung der Schreckensnacht in Löwen und eine juristische Untersuchung des Falles aus der Feder von Geheimrat Meurer in Würzburg. Der bekannte Professor an der Kölner Akademie Stier-Somlo schreibt über die deutsche Verwaltung in Belgien; Reichsgerichtsrat Neukamp untersucht, wie weit die Gegner die Abkommen der Haager Konferenzen verletzt haben und empfiehlt rastlose Weiterarbeit der Völkerrechtswissenschaft für die Fortentwicklung der friedlichen Staatenorganisation. Geheimrat Kohler schreibt außer dem weiter oben wiedergegebenen Aufsatz „Notwehr und Neutralität" über die Frage des Patentrechts vom internationalen Standpunkte aus. Das Aktenmaterial Deutschlands gegenüber Belgien enthält ein Aufsatz von Rechtsanwalt Nelte in Köln. Privatdozent Dr. Kraus in Leipzig prüft das österreichische Ultimatum gegenüber Serbien in einem über die Verantwortlichkeit der Staaten betitelten Aufsatze. Das Heft enthält eine Fülle schätzbaren Materials und wird in allen Kreisen Deutschlands und der neutralen Länder einen dauernden Wert als die glänzendste Rechtfertigung des deutschen Verhaltens behalten.

Herausgeber: F. P. Fischer und Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburgerstr. 53. — Redaktion: Charlottenburg, Mommsenstr. 55. — Verlag: Die Gegenwart G. m. b. H., Charlottenburg, Kneseckestr. 35. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Charlottenburg. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gegenwart

Nr. 52 Berlin, den 26. Dezember 1914 43. Jahrgang Band 86.

Winterhymne.

Von

Hugo Marcus.

Nebel! Morgenlichter Weihrauch, Winterweihrauch! Alle Straßen duften Morgenbalsam. Alle Straßen sind verklärt. Wie Ahnungen liegen die fernen Häuser da, die längst bekannten. Alles, was ich lange kenne, wird wieder zur Ahnung, als wüßte ich noch gar nicht darum. Jeder Nebel breitet Morgen um die Dinge, weil jeder Morgen Nebel hebt. Und im Nebel will uns ein jedes Ding erst wieder aufgehen wie die Sonne am Morgen. Jedwedes Ding wird ein wenig zur Sonne am Nebelmorgen.

O Wintertag: nun weiß ich erst wieder, daß ich lebe. Tausendmal starb ich tote Tage. Und dennoch lebe ich wieder. Bin ich nicht unsterblich schon in diesem Leben, bin ich nicht unversehrbar? Du, Wintertag, lehrst mich, mein unversehrbar Teil wieder schauen; gehört es nicht mit zu den Dingen, die im Aufgehen dieses Morgens aufs neue mein werden?

Wie oft denke ich müde: Alles ist schon gesagt! Aber nun ist mir plötzlich, als sei noch nichts gesagt. In solchen Stunden sucht man nach neuen Formen, um das Recht zu gewinnen, das Alte, oft Gesagte, das man so liebt, noch einmal sagen zu dürfen (denn nicht Neues, sondern das Alte braucht neue Formen); man möchte sich ihm dadurch, daß man es auch sagt, erst recht verbinden, ja verschreiben. Alles Schreiben wird mir heute zum Verschreiben, zum Sich-selbst-Verschreiben.

Auf einmal fallen mir die schönen und mich treffenden Lobsprüche der Kunstrichter ein, die mir damals so gleichgültig waren, als ich sie empfing. Aufgehoben waren sie mir für heute. Denn jetzt steigern sie in mir das Gefühl, daß ich mir dieses, ihr liebes, freundliches Lob erst erwerben muß. Dieses Lob, das mir vor so langer Zeit erteilt, nichts sagte, brennt mich heute, daß ich es alsbald rechtfertigen will. Alles Lob hat die Macht, ein Zwang zu sein, daß man es nachträglich immer aufs neue rechtfertige. Und dadurch glänzt es erst wieder in seinen bronzen gewordenen Zweigen, daß ich denke: ich soll es mir durch ein neues Werk erringen.

O Weihrauchdunst, Winterweihrauch der Straße. Glitzern der Sonne auf fernen Firsten, daß sie wie Firnen leuchten. (Es ist dasselbe Leuchten wie in den Blättern meiner Lobeskränze beim Gedanken der Tat.) Zwischen dem schwarzen Stabwerk frommer, gotischer, kahler Bäume funkeln die sonnigen Häuserwände wie Kirchenfenster in tausend Scheiben.

Aus dem hellen Schulhaus hört man die Kinder einen zweistimmigen Choral singen. Ein Bäckerjunge geht vorbei in seiner mehlweißen Jacke durch den weißen Nebel und deucht mich wie ein großer, ruppiger, hübscher Engel. Mit einmal wandelt andrer Klang den Sinn der Welt. Glocke gongt. Und unter ihrem Schlag wird der Bäckerbube zum jungen, griechischen Freiheitsrufer. Hell und bedeutungsvoll läutet die Glocke. Das Schulhaus tut alle Tore auf. Schon schreiten dichte Gruppen die Treppe herab in raffaelitischen Zügen.

Hohes Lied der Freiheit! Die Schulglocke, die Zwölfuhrglocke läutet zur Freiheitsandacht des Sonnabend mittag. Andacht ohne Gebet. Die Dinge, die Tatsachen beten, liegen auf den Knien

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vor der großen Lebensuhr. Atmen ist beten. Genießen ist beten, genießen ist der stärkste Dank. Alle, alle schreiten sie hinaus in die Sonnabendfreiheit, Schulkinder und Bureaubeamte und Postmenschen und Ladenfräuleins. Jede Glocke, jeder Uhrenschlag ruft eine Gemeinde.

Während ich so gehe, werde ich selbst zu einem Bankbeamten, der sein Bureau verläßt, oder zu einem Anwalt mit Aktenmappe, zu irgend etwas Bureaukratischem, Uhrschlägigem (d. h. von der Uhr erst Gebundenem, dann Erlöstem). Diese sind ja am glücklichsten auf dem heiligen Zuge in die heilige Luft des Mittagsheimwegs. Und ich versäume keine Gelegenheit, glücklich zu sein. Ach, ich kenne es sehr wohl, bei der Arbeit als leise, große Hoffnung dieses fühlen: Du wirst in einer halben Stunde auf eine halbe Stunde im nächsten Café das Literarische Echo lesen. Du wirst gegen ½7 abends im Dämmer die Kurfürstenstraße gehen, die dann in diesem Lichte liegen wird. Lohnt es sich nicht, den ganzen Tag zu arbeiten, wenn einem dann solche Dinge als große Hoffnungen erscheinen? Man arbeitet, um sich Hoffnungen zu erwerben. Arbeiten: ein Werben, nicht um Erfüllungen, sondern um Hoffnungen. — Oh, ich war schon um 6 Uhr morgens auf der Fahrt mit der Stadtbahn ein Arbeiter, der zur Baustelle eilt, und bei dem flackernden Licht einer Lampe mich mühend, ein kleiner Handwerker, dessen gebeugter Rücken gewaltige Rembrandtschatten gegen die Wände schleudert. So lebe ich oft für Augenblicke in fremder Welt, in fremder Seele wunderbare Gefühle, die der vielleicht nicht lebt, in den ich mich einsauge. Bei mir ist dann mehr von seinem Selbst als bei ihm. Ich bin dazu da, aller Menschen Selbst zu leben.

Nun stehe ich ganz im Freien. Hier ist der Winter ein kalter Sommer, in wundervollen, großen, weißen Dolden hinblühend über Bäume, Zäune, Häuser. In meinen schönsten Stunden blüht mir der Winter wie ein weißer Sommer. Kalte, gläserne, glückliche Winde kommen wunderbar von dicht belaubten, südlichen Lebensbäumen und Zypressen her; die Bäume senden Ferne aus durch die Winde.

Unbetend blicke ich von weitem zurück auf die hohen Dächer der Riesenstadt. Unbetend ihre Schönheit, die mich beschenkt. Unbetend die Unfaßbarkeit dieser Schönheit, die sich allen meinen Bemühungen um Worte weigert. Diese Schönheit ist stärker als ich. Deshalb bete ich sie doppelt an, als Schönheit und als Uebermacht. Ich werde weich: sie sind stärker als ich. Und dann wieder groß und voll Selbstgefühl: Dieser Tag hat mich so reich gemacht. Nun möchte ich ein Mäzen sein für die ganze Welt, vor allem für den Künstler, der mir diesen Tag malte. Diesen Tag, diese Stunde — nicht Raum und Ort, sondern Zeit! Zeit müßte einer malen können, der das malen wollte. Aber wer kann die flüchtige Zeit malen?

Es hängt ein kleiner Balkon in einem noch unverbauten Hinterhaus hoch über allen Dächern. Ein Zauber waltet heute. Das bißchen Sonne dort oben zwischen den Gittern ist mehr St. Moritz als St. Moritz. Kann man sich von so etwas trennen, ob man auch ein andermal daran vorübergeht, ohne stehen zu bleiben, blind. Gleich wird es fort sein. Und dann ist alles nicht mehr wahr, nicht nur das St. Moritz dort oben, sondern auch der Sonnensprenkel selber. Er ist Trug und bloßer Schein geworden: wie die Kunst. Die Wirklichkeit wird zum Schein, wie die Kunst, durch ihre Vergänglichkeit.

Ich glaube ihn nicht recht, dennoch denke ich diesen schönen Gedanken, weil er schön ist. Der Tod sei dazu da, das Uebergewicht des Geistes über den Stoff zu zeigen. Gott hat so viele Gedanken, daß die Materie ihm nicht reicht. Viel mehr Gedanken als Materie hat er. Deshalb muß er seine Schöpfungen immer wieder zerbrechen, um den Stoff frei zu bekommen für neue Eingebungen seines Geistes. Und das ist die Ursache unseres Sterbens und Vergehens. Noch der Tod, noch die Entgeistigung zeugt für den Geist. Warum soll unser Sterben keine schöne Ursache haben? Kalte, gläserne, glückliche Winde kommen wunderbar; sie kommen von den Lebensbäumen und Zypressen des Kirchhofs her, der hier draußen am Rande der Stadt ruht. Er führt mich ins Vergessen zurück. Schon ist mein Glück von eben mir unwahrscheinlich. Wie werde ich diese Stunde erst in einer Stunde ansehen?

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Churchill — ein Bluff.

Von

C. A. Bratter.

In den neunziger Jahren starb in England ein Mann, der das Zeug zu einem der bedeutendsten politischen Führer aller Zeiten gehabt hätte, der aber an seinem Charakter zugrunde ging. Er besaß Geist für drei, eine Beredtsamkeit, der man nicht widerstehen konnte, eine scharfe, ätzende politische Dialektik, die stets ins Schwarze traf. Aber der Ehrgeiz fraß ihn auf, die blinde Sucht, von sich reden zu machen um jeden Preis, auch den der Ueberzeugung; sein unstetes, flackerndes Temperament ließ ihn von einem Lager ins andere, von einem Experiment zum andern eilen, sich und seinen ungewöhnlich scharfen Geist verzettelnd, sich allgemach das Grab seiner Reputation schaufelnd. Dieser Mann, der zum Staatsmann geboren war und der als erfolgloser Dilettant starb, hieß Lord Randolph Churchill.

Im siebzehnten Jahrhundert besaß England einen Feldherrn, den die Engländer als einen ihrer allergrößten Heerführer einschätzen und verehren. Ein Mann von ganz außerordentlichen Gaben, geschickter Diplomat, glänzender Redner; nebenbei ein Schuft. Einer von denen, die ihrem schrankenlosen Ehrgeiz einfach alles opfern. Er begann seine militärische Laufbahn damit, daß er den Herzog von York um ein Fähnrichspatent anbettelte, nicht trotzdem, sondern weil er wußte, daß seine Schwester Yorks Mätresse war. Später ließ dieser Bursche seinen größten Wohltäter, den König James II., schnöde im Stich und lief zu Wilhelm von Oranien über, um dann auch diesen zu verraten und wieder dem König James sein Schwert anzubieten. Dieser Mensch war John Churchill, der erste Herzog von Marlborough.

Lord Randolph war der Vater, John der Urahn des heutigen Ersten Lords der Admiralität, des Right Honourable Winston Leonard Spencer Churchill.

Den tiefen Schatten im Charakter des einen standen glänzende Gaben des Geistes gegenüber. Die niedrige Gesinnung des andern hat die Weltgeschichte über seinen militärischen Großtaten vergessen.

In Winston Churchill aber haben wir ein aller Vorzüge seiner Ahnen gänzlich entkleidetes, unbegabtes, minderwertiges Gesamtprodukt aller häßlichen Eigenschaften der Churchill-Marlborough.

Winston Churchill hat von seinem Vater nicht den scharfen Intellekt, die staatsmännische Begabung geerbt, wohl aber die Zerfahrenheit, die Direktionslosigkeit, die das Wesen des Dilettantismus sind; vor allem die Arroganz, die sich vermißt, alles zu verstehen, alles zu meistern, was man gerade in die Finger bekommt. Nur mit dem Unterschiede, daß Randolph vieles begriff und noch mehr gemeistert hätte, wenn er eben nicht „the erratic Randolph“ gewesen wäre. Denn Randolph hatte es dazu; Winston keineswegs. Winston ist ein plump zugreifender Tölpel, der sich für ein Genie hält. Und die ganze übrige Welt für Tölpel.

John Churchill war ein Halunke, aber er war auch ein genialer Heerführer. Sein Herabkömmling hat bei der einzigen Gelegenheit, die er hatte, sich als Feldherr zu zeigen, sich als ein Halunke gezeigt. (Antwerpen!) Er hatte übrigens gar nicht das Recht zu dieser Gelegenheit. Er hat es mit der Frechheit, die sein ganzes politisches Aktivum ist, und mit Hilfe seiner hochmögenden Sippe durchgesetzt, daß sechstausend unreife, unausgebildete junge Menschen nach Antwerpen geschickt wurden, um die Festung zu entsetzen. Zu einer Zeit, da Antwerpen nicht mehr zu halten war. Viele dieser Soldaten wurden hingeschlachtet; die übrigen kniffen aus; und ließen die Belgier, die noch standhielten, im Stich. Churchill (so schrieb die Morning Post in ihrem berechtigten Grimm) hält sich für einen Napoleon; jetzt weiß er hoffentlich, daß er keiner ist. Außerhalb Englands, in der Welt des Anstandes und des sittlichen Empfindens, nennt man einen Kerl, der seinem übergeschnappten Dünkel Hunderte von Menschenopfern bringt, der seinem Lande eine solch gigantische Blamage zuzieht, einen Hundsfott; und man läßt ihn mit tunlichster Beschleunigung standrechtlich erschießen. In England begnügt man sich mit der Feststellung, daß Churchill nicht der Napoleon ist, für den er sich ausgibt. Die Morning Post winselt zum Steinerweichen darüber, daß der Erste Lord der Admiralität sich mit seiner Antwerpener Expedition

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Befugnisse angemaßt habe, die ihm nicht zukamen; daß eine solche Expedition nicht Sache der Admiralität, sondern der Heeresleitung sei. Das Toryblatt hätte, wenn es aufrichtig sein wollte, ungefähr folgendes hinzufügen müssen:

„So geht es aber in England immer und überall zu. Seit jeher! In unserem „demokratischen" Lande ist der der stärkste, der das frechste Maul und die adeligste Verwandtschaft hat. Die Uebrigen, die Berufenen, die Tüchtigen, müssen sich ducken. Vor dem Adelswappen, und wenn es dem miserabelsten Kujon gehört, zieht der selbstbewußte, stolze, auf seine bürgerlichen Privilegien so eifersüchtige British Citizen tief den Hut. Der Lord, der Baronet ist ihm ein von Natur aus bevorzugtes Geschöpf. Aber Tennyson ist bei uns erst gelesen worden, als er zum Peer von England und poeta laureatus ernannt war, und Gladstone wurde von Tausenden seiner Landsleute gesellschaftlich nicht für voll angesehen, weil er den Adel abgelehnt hat. In allen englischen Regierungsämtern herrscht unaufhörlich Groll und Unzufriedenheit, weil für die Beförderung nicht das Verdienst, sondern die gesellschaftlichen Beziehungen maßgebend sind."

Das und noch viel Schärferes hätte die Morning Post schreiben können, und als die klarste Illustration dieses Zustandes hätte ihr der Lebenslauf Churchills gedient. Der geborene talentlose Dilettant, der mit Vorliebe den kühnen Draufgänger, rastlose Beweglichkeit markiert. Ein Hansdampf in allen Gassen, der sich als Offizier, als Kriegsberichterstatter, Schriftsteller, Politiker und Staatsmann versucht, nirgends sich auch nur zur Mittelmäßigkeit aufschwingt, und der aus der Vergessenheit, die ihm (wie dem Rest der Herde) gebührt, nie emporgetaucht wäre, wenn er nicht ein Marlborough, sondern ein einfacher Smith oder Jones wäre. Ein Mann, der nie etwas geleistet hat, auch nicht das geringste, und der nur eines versteht: sich in Szene zu setzen, sich mit Magnesiumlicht umstrahlen zu lassen. Seine Kriegsberichte aus Kuba, aus Omdurman, aus Südafrika sind längst als schlecht erfundener Schwindel bloßgelegt; das künstlich aufgepeitschte „Temperament", das sie kennzeichnet, ist nicht stark genug, um diese Lügen lesbar zu machen. Sie haben ihm auch ziemlich viel Verdruß bereitet, diese Kriegsberichte, die er in einer zweibändigen Buchausgabe vereinigte. Die ernste Kritik lehnte sie entschieden ab. Sie fand, daß der Verfasser mit der Wahrheit allzu leichtfertig umspringe und sich selbst allzu zudringlich in den Vordergrund dränge. Man zitierte Stellen wie die:

„In diesem kritischen Moment, als die Kanonen der Buren die in eine Falle geratenen englischen Truppen dezimierten, ging ich, ein selbsternannter Kommandant, herum und rief den Soldaten zu: „Nur kaltes Blut bewahren, Leute!" Zwischendurch dachte und sagte ich: „Ah, das ist interessant für meine Zeitung!"

Die nächsten Verwandten Churchills rückten von ihm ab, als sie die Angriffe der Zeitungen auf seine Kriegsbücher lasen und darin Ausdrücke fanden, wie „widerwärtiger Zynismus", „erdichtete Tapferkeit" oder „ungeschickte Reklame". Noch nach Jahren, als Churchill schon Minister des Innern war, mußte er einen Prozeß gegen eine der angesehensten englischen Zeitschriften, das „Blackwood Magazine", anstrengen, die höchst eigentümliche Enthüllungen über Churchills Treiben als Kriegskorrespondent in Südafrika veröffentlichte und daran Bemerkungen so ehrenrühriger Natur knüpfte, daß Churchill nur die Wahl blieb, gegen die Zeitschrift einzuschreiten oder sich ins Privatleben zurückzuziehen.

In Südafrika litt es ihn nicht lange, wie er es denn nie längere Zeit bei einer und derselben Beschäftigung ausgehalten hat. Denn jede Art Beschäftigung hat für ihn nur solange Wert, wie sie sich zur Reklame ausnützen läßt; dann wird er ihrer überdrüssig. Es entsprang sicherlich nur diesem ihn völlig beherrschenden Bedürfnisse, daß er sich entschloß, in die Politik zu gehen. Als dem Sohne Randolph Churchills waren ihm die Wege ins Parlament geebnet. Er beging ein bewußtes und vorsätzliches Plagiat an Disraeli, als er kurz nach seinem Einzug in das Haus der Gemeinen einen politischen Roman verfaßte, „Savrola", dem die Kritik womöglich noch übler mitspielte, als früher seinen Kriegsberichten.

In „Savrola" gab Churchill sich als ein demokratischer, beinahe demagogischer Volksbeglücker. Im Parlament saß er auf den Bänken der konservativen Reaktion, weil er damals an den Stern der Konservativen glaubte. In dem Augenblick, in dem sich die ersten Anzeichen der Schwäche im Kabinett Balfour bemerkbar machten, ging Chur-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

chill mit fliegenden Fahnen zu den Liberalen über. Genau so, wie er (was in London die Spatzen von den Dächern pfeifen) jetzt auf dem Sprunge steht, wieder zu den Konservativen überzulaufen, sowie das Bündel Unfähigkeit, das seit 1906 in England regiert und den liberalen Namen schändet, abgewirtschaftet haben wird. Hat doch der Abgeordnete Kapitän Faber, das enfant terrible der Konservativen schon vor einem Jahre öffentlich ausgeplaudert, daß in dem nächsten konservativen Kabinett ein Sitz für Churchill reserviert sei!

Es ist merkwürdig: die Engländer kennen den Unwert, die Charakterlosigkeit und den geistigen Tiefstand dieses Menschen ganz genau, und doch haben sie ihn von Rang zu Rang befördert. Es gibt kaum einen Engländer, von dem seine Landsleute mit solcher Verachtung gesprochen haben, wie von Churchill, und doch haben sie ihn mit der Leitung der Schlachtflotte, der mächtigsten Waffe des britischen Weltreichs, betraut. Zwischendurch war er Unterstaatssekretär im Kolonialamt (wo er bei jedem Anlasse seinen Chef Lord Elgin fortschob und sich vor dem Lande als den eigentlichen Kolonialsekretär aufspielte), Handelsminister und Minister des Innern. Nie und nirgends hat er auch nur das geringste Verdienstliche geleistet, immer und überall sich durch grenzenlose Arroganz, durch Massenentlassung verdienstvoller Beamter, durch unverschämtes Sichvordrängen Feinde zu Tausenden gemacht. So auch in der Admiralität. Erfahrene Admiräle, die sich durch den frechen und unwissenden Parvenü nicht imponieren ließen, wurden in den Ruhestand versetzt und ihre Stellen mit gefügigen Schmarotzern besetzt. Ein geschäftiges Wichtigtun, ein direktionsloses Herumtummeln auf „Reformen" und „Neueinrichtungen", bei denen nichts Brauchbares herauskommt, kennzeichnet Churchills dilettantische Tätigkeit in der Admiralität. Und im Parlament, vor der Welt, entwickelt er heute seine stupide Idee vom „Weltfeierjahr", um morgen, in seinem Aerger über die selbstverständliche Ablehnung dieser Plattheit, von der „deutschen Luxusflotte" zu reden und drohende Flottenbudgets auszuarbeiten.

Genug. Eigentlich beinahe zu viel. Als Mensch und als Politiker ist Churchill das Papier nicht wert, auf dem diese „Würdigung" geschrieben ist. Aber es hat den Engländern gefallen, dieser minderwertigen Kreatur einen Platz anzuweisen, von dem aus er die Kriegshetze gegen uns mit Erfolg betreiben konnte. Bei uns weiß man noch lange nicht genau, mit welchem Gesindel (um mit dem großen Fritz zu reden) wir uns herumschlagen müssen; und es kann nicht schaden, wenn wir es endlich erfahren.

Des Kaisers Bild.

Ballade von Richard Bars.

In der Schenke am Hafen spielts Schifferklavier,
da sitzen die Matrosen bei Grog und bei Bier.

Da singen sie feurig, vom Qualme umlobt,
das Lied von der Flagge schwarz, weiß und rot.

Und als sie so singen feierlich hell,
tritt ein junger Matrose über die Schwell'.

Ein Bürschlein, blauäugig, wohl achtzehn kaum —
die Oberlippe verdunkelt kein Flaum.

Doch die junge, gebräunte Brust ziert bereits
das Heldenzeichen, das Eiserne Kreuz.

Er tritt in die Runde, begeist'rungsdurchglüht,
stimmt ein in das liebe Matrosenlied.

Und als er zu Ende, der Feuergesang,
kommt ein Matrose die Schenke entlang.

Der blickt auf den Jungen und brummt wie ein Bär:
„Lütt Jung, ward Di ok dat Krüz noch to swer?"

Da blitzen des Jungen Augen zur Wehr.
Ich trug schon das Bildnis des Kaisers durchs Meer.

Da staunen sie alle ohne Hehl;
und jener spricht: „Na, Jung, dat vertehl!" —

„Ihr wißt, daß wir jüngst in Nebel und Nacht
an einem russischen Riff sind verkracht.

Geborsten der herrliche Kreuzer war,
nun hieß es: Rettungsboote klar!

Als Letzter kam unser Kommandant,
ein Plätzchen noch im Boot er fand.

Er hatte zum Schluß noch schmerzbewegt
die Zündschnur zur Pulverkammer gelegt,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß nicht Maschine und Geschütz
gerate in des Feindes Besitz.

Wir wußten's, in einer Viertelstund'
geht unser braver Kreuzer zu Grund.

Und als wir so rudern, vom Sturme umweht,
gedenk' ich des Bildes von Majestät.

Mit Unterschrift hatte er's uns geschenkt,
das durfte nicht werden mitversenkt!

Schon lieg' ich im Wasser und schwimme zurück.
Herrgott, bewahre des Bildes Geschick.

Ich taste im Taumel die Treppe empor
und hole das Bild aus der Messe hervor.

Ich sehe die glimmende Zündschnur mit Graus:
noch fünf Minuten — dann ist es aus.

Aufs neue ins Wasser, dem Boot zugeeilt,
mit kräftigem Arme die Wellen geteilt.

Das Bildnis umklammert, und vor mir das Boot'
und hinter mir Flammen — des Schiffes Tod.

Und wo ich erwachte? Im Lazarett;
da hing das Bildnis vor meinem Bett.

Da hing das hohe und hehre Bild,
mir war's, als lächle der Kaiser mir mild.

Und auf dem Tische im Sonnenschein
blinkte das Eiserne Kreuz und war mein . . . "

In der Schenke am Hafen hebt einer sein Glas,
auf seinen Wangen schimmert es naß.

In der Schenke am Hafen schweigt's Schifferklavier,
still sitzen die Matrosen bei Grog und bei Bier.

Neues vom Himmel und von der Erde im Lichte des Krieges.

Von

Prof. Dr. Marcuse.

Der gegenwärtige Weltkrieg hat auch Astronomie und Meteorologie oder die Wissenschaften des Himmels und der Erdatmosphäre empfindlich beeinflußt. Auf der einen Seite sind diese beiden Gebiete der exakten Naturwissenschaften als gebende und beitragende aufzufassen, die einen Teil der geistigen Mobilisierung für den Krieg bedeuten. Ist doch die gesamte Navigation von See- und Luftfahrzeugen in ihrer heutigen Ausgestaltung undenkbar ohne das geistige Rüstzeug der auch im Bereiche der Erde wegweisenden Astronomie. Die Gestirne sind es, die, wie schon Goethe richtig erkannte, als Leiter dienen am Lande, auf See und in der Luft; diejenige See- und Luftflotte wird schließlich überlegen sein, die nicht nur technisch und artilleristisch am besten ausgerüstet ist, sondern die auch am schnellsten und einfachsten zu navigieren versteht, um das Fahrzeug an die strategisch wichtigsten Stellen zu bringen. Hierzu verhelfen in erster Linie astronomische und meteorologische Wissensgebiete, erstere wegen der erwähnten Orientierungsmöglichkeit und letztere, weil die jeweiligen Wettervorgänge und die Vorauserkenntnis ihrer künftigen Gestaltung oft eine wirksame Hilfe beim Befahren des Wasser- und Luftozeans darstellen.

Die Astronomie entbehrt gegenwärtig fast ganz der internationalen Arbeitsgemeinschaft, ohne die ihre über den ganzen Himmel verteilten Entdeckungen, die auch die Forschung auf weit entfernten Beobachtungspunkten der Erde nötig machen, nicht wirksam sich vollziehen können. Recht anschaulich wirkt hierfür das Beispiel der letzten totalen Sonnenfinsternis vom 21. August d. J., deren wissenschaftliche Erforschung erheblich durch die Kriegswirren zu leiden hatte. Die nach Südrußland ausgesandten astronomischen Expeditionen waren fast vollständig in ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit unterbunden und, soweit sie von Deutschland ausgingen, wurden sie sogar durch die Gefangensetzung mancher ihrer Mitglieder direkt schwer geschädigt. Nur die nach dem nordwestlichen Norwegen ausgeschickten Expeditionen, besonders die nach Sandneßjöen gegangene deutsche Expedition, dürften wertvolle wissenschaftliche Ergebnisse, vor allem über die bisher noch immer etwas rätselhafte Natur der äußersten Sonnenhülle, durch glänzende photographische Aufnahmen der Korona erzielt haben. Bei dieser Gelegenheit sei daran erinnert, daß auch während des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71 eine totale Sonnenfinsternis am 22. Dezember 1870 sich ereignete. Damals war Paris von den deutschen Truppen eingeschlossen, und der

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Pariser Astronom Janssen, der für eine französische Station in Algier als Beobachter der Sonnenfinsternis bestimmt war, konnte direkt nicht auf seinen wissenschaftlichen Posten gelangen. Kühn entschlossen, wählte dieser unerschrockene Gelehrte, der später auch auf der Höhe des Montblanc Messungen des Sonnenspektrums ausführte, den Freiballon als Transportmittel, um aus der belagerten Festung Paris zu entkommen. Janssen landete im Freiballon mit seinen wissenschaftlichen Apparaten in Südfrankreich und setzte von dort seine weite Reise nach Nordafrika fort.

Da die astronomische Forschung nicht gut ohne einen internationalen Nachrichtendienst bestehen kann, was besonders für Kometenentdeckungen und Auffindungen neuer kleiner Planeten zutrifft, hat der Leiter der Zentralstelle für astronomische Telegramme in Kiel mit dem Direktor der neutralen Kopenhagener Sternwarte ein Abkommen getroffen, wonach der letztere während der Kriegsdauer ermächtigt ist, alle für die Zentralstelle bestimmten Mitteilungen aus dem Auslande anzunehmen und die Verbreitung der telegraphischen Nachrichten an die Mitglieder außerhalb Deutschlands und Oesterreich-Ungarns auszuführen. An Kometen sind in diesem Jahre bisher im ganzen fünf aufgefunden worden, von denen jedoch keiner eine größere Helligkeit erreichte. Der des öfteren als „Kriegskomet" bezeichnete Haarstern ist schon Ende des vorigen Jahres entdeckt worden und konnte nur in diesem Herbst als ziemlich helle Himmelserscheinung besonders deutlich gesehen werden. Aus der Schar der kleinen Planeten oder Planetoiden, die zumeist in der zwischen den Planeten Mars und Jupiter befindlichen Lücke einhergehen, manchmal jedoch mit ihren Bahnen auch diesseits oder jenseits davon liegen, sind bisher etwas über 800 bekannt geworden. Dadurch ist zwar eine große Bereicherung unserer Kenntnis von Bestandteilen des Sonnensystems erzielt worden, auf der anderen Seite aber haben die so zahlreichen Neuentdeckungen der Planetoiden zu einer schweren Belastung der astronomischen Wissenschaft geführt, die in besonderen Planetenbüros (Berlin-Dahlem und Frankfurt a. Main) fortlaufend die Bahnen jener kleinen Himmelskörper berechnen und kontrollieren muß.

Inmitten der Kriegswirren ist auch die auf solche Weise verzögerte Entdeckung eines neunten Jupitermondes in Nordamerika bekannt geworden, so daß nunmehr im ganzen 27 Trabanten in unserem Planetensystem vertreten sind. Die sonnennahen Planeten Merkur und Venus haben keinen Mond, die Erde einen, Mars zwei, Jupiter neun, Saturn zehn, Uranus vier, und der bisher äußerste Planet Neptun hat einen Mond. Man erkennt hieraus die interessante Tatsache, daß die Anzahl der Trabanten nach den beiden größten Planeten Jupiter und Saturn hin erheblich zunimmt; offenbar haben diese beiden Planeten mit sehr großen Maßen manche Körper aus der Schar der oben erwähnten kleinen Planeten bei ihrer Annäherung zu sich herangezogen und sie zu Trabanten mit beständigem Umlauf um den Hauptplaneten gezwungen.

Der Krieg hat auch das Bild des großen wissenschaftlichen Wetterdienstes im Bereiche der Meteorologie erheblich verändert. In Friedenszeiten erhält die auf der Hamburger Seewarte befindliche Zentralstelle für den gesamten deutschen Wetterdienst meteorologische Telegramme aus ganz Europa, ja selbst aus den Polargegenden, aus dem asiatischen Rußland und vom Bereiche des atlantischen Ozeans her. Auf Grund dieses täglich eingegangenen telegraphischen Materials sind dann die Wetterkarten zusammengestellt und die Aussichten für die Wettervorhersage bearbeitet worden. Seit Ausbruch des Weltkrieges haben die telegraphischen Wetternachrichten vom Auslande fast ganz aufgehört, und an ihre Stelle sind die in Frankreich, Belgien und Rußland bei unserer Truppe wertvoll tätigen militärischen Wetterstationen getreten, die ihr gesamtes meteorologisches Material zur Bearbeitung an eine deutsche Zentralstelle einsenden. So hat sich auch auf dem Gebiete der Wettervorhersage, das für die See- und Luftschiffahrt von großer Bedeutung ist, die im Ausland zu Unrecht geschmähte, von uns mit Recht bewunderte Verbindung von Militarismus und Wissenschaft — eine Zusammenarbeit zum gegenseitigen Nutzen — auf das glänzendste bewährt.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Rüstung unserer Landwirtschaft.

Von

J. R. de la Espriella.

Wenn unsere Feinde, vornehmlich die lieben Engländer, sich und den Ihren wieder einmal Courage machen müssen, dann faseln sie ein Großes und Breites von der „Aushungerung" Deutschlands.

Unsinn, den nur die ungebildeten Zeitungs-Kulis der englischen und französischen Schandpresse glauben und einem vernagelten Leserpublikum weismachen können. Tatsächlich hat sich im Laufe zielbewußter Friedensarbeit die deutsche Landwirtschaft genau so gut gerüstet, wie deutsche Industrie und Finanz.

Deutschlands Landwirtschaft steht, was Leistung und Produktivität anbetrifft, bei weitem an erster Stelle der Welt-Landwirtschaft. Wenn ihre ständige Mehrleistung nicht allgemein bekannt ist, so kommt es daher, daß sie immer bescheiden hinter der mächtig aufwachsenden Industrie gestanden hat. Deutschland gehört trotz seiner enormen Entwicklung in Handel und Industrie zu den Hauptagrarländern. Die hauptsächlichsten Geldeswerte werden nicht, wie man vielfach glaubt, von der Industrie erzielt, sondern von der Landwirtschaft. Eine Schätzung des Wertes der jährlichen ländlichen drei Hauptprodukte ergibt allein einen Betrag von 10 Milliarden Mark, von denen auf Brotgetreide 2800, Vieh 4000, Milch 2750 Millionen entfallen.

Besonders erfreulich ist die erstaunliche Ernteerhöhung, die wir innerhalb der letzten einundzwanzig Jahre planmäßig verfolgen können. So finden wir 1891—95 per Hektar im Durchschnitt Erträge an

Weizen	12,8	Roggen	9,8	Gerste	12,9 dz
Hafer	10,9	Kartoffel	84,4	Wiesenheu	28,8 dz

und im Durchschnitt von 1908—1912

Weizen	20,1	Roggen	17,0	Gerste	19,6 dz
Hafer	19,7	Kartoffel	36,2	Wiesenheu	44,0 dz

In einundzwanzig Jahren also überall nahezu eine Verdoppelung der Erträgnisse. Die größte Kraft des Deutschtums lag ja von jeher in der Landwirtschaft, nur fehlte es lange an der Erkenntnis, wie steigerungsfähig sie gemacht werden könnte. Als aber Wissenschaft und kaufmännisches Berechnen sich der immer unrentabler gewordenen Landwirtschaft annahm, zeigte der deutsche Michel, was er unter richtiger Leitung zu leisten imstande sei.

Die günstigen Resultate der deutschen Landwirtschaft sind im wesentlichen zurückzuführen auf die ständige Verbreitung des landwirtschaftlichen Unterrichts, auf die landwirtschaftlichen Hochschulen, die geeignete Kräfte hierfür ausbildeten, vor allem aber auf die wissenschaftliche Bearbeitung. Am klarsten kommt dies in der Tatsache zum Ausdruck, daß Deutschland vor dreißig Jahren 432 landwirtschaftliche Lehr-Institute hatte, die von 13 000 Schülern resp. Landwirten besucht wurden, während es heute 4835 Schulen mit 89 727 Besuchern besitzt.

Wenn auch die kolossale Mehranwendung der landwirtschaftlichen Maschinenbenutzung, 1882 waren insgesamt 391 046, 1912 1 497 975 in Betrieb, vielfach auf den Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitern (dem Zuge nach der Stadt) zurückzuführen ist, so haben doch auch sie sehr zur allgemeinen Intensivierung, besonders unseres Ackerbaues beigetragen.

Speziell muß man die gesteigerte und richtige Anwendung des künstlichen Düngers als markantesten Grund der so großen Steigerung unserer Ackererträge erwähnen. — Vielleicht auch nicht minder der richtigen Sortenauswahl unserer Ackerfrüchte zuschreiben. Wie auch vielfach der große Anbau der Zuckerrübe, die so sehr bodenverbessernd durch die Lockerung des Untergrundes als Pflanze in der Fruchtfolge ist, zu den hauptsächlichsten Gründen zu zählen ist.

Der Zuckerrübenbau selbst, dem wir landwirtschaftlich indirekt so große Vorteile verdanken, zeigte in den Jahren 1872/73 per Hektar eine Rübenernte von ca. 204 Doppelzentnern, im Jahre 1912 von 330 Doppelzentnern. — 1871 verbrauchte man, um 1 Kilogramm Rohzucker zu gewinnen, 12,7 Kilogramm Rüben, im Jahre 1912 zeigte die Statistik nur einen Verbrauch von 6,8 Kilogramm Rüben.

Wie in der Ackerwirtschaft finden wir auch in der Nutzviehhaltung einen großen Aufschwung in Anzahl und Zuchtwert.

Die Pferdeanzahl belief sich 1873 auf 3325 000, 1912 auf ca. 4½ Millionen Stück. — Die jetzt so schwer durch den Krieg geprüfte Provinz Ostpreußen mit dem bekannten Gestüt Trakehnen,

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das uns das ostpreußische Pferd — ein gängiges, ausdauernde Pferd — von Jahr zu Jahr verbessert brachte, deckt fast den größten Teil des Kavalleriebedarfs. Dem Rheinland haben wir ein schweres Arbeitspferd, das sogenannte Rheinisch-Belgische Pferd, die Reinzucht des schweren Belgiers, zu verdanken. Der rheinische Belgier ist eine neue deutsche Rasse, die dem Original-Belgier an Arbeit und Zuchtwert mindestens ebenbürtig ist. — Wie in der Landwirtschaft findet der rheinische Belgier auch in der Armee für schwere Zugleistung, z. B. bei der schweren Feld-Artillerie, Verwendung.

Ebenso liefern Hannover und Oldenburg für die Armee wertvolles Pferdematerial. — Wir waren und sind in diesen schweren Kriegszeiten nicht auf das Ausland angewiesen und deckten den Pferdebedarf ausschließlich im Inland.

Viele Pferde hat unsere brave Landwirtschaft, wenn auch schweren, doch freudigen Herzens opfern müssen. Die Landwirtschaft ist zwar durch den Verlust etwas bedrängt, aber nicht in eine Krisis gebracht worden, durch den Dampf- und Motorpflug ist dem vielfachen Pferdemangel gut abgeholfen worden.

Unsere Rindviehzucht hat innerhalb der letzten dreißig Jahre die Stückzahl von 15 777 000 auf rund 21 000 000 gehoben.

Die Milchproduktion wurde, was Einzeltierleistung anbetrifft, in dieser Zeit beinahe verdoppelt. — Die Fleischproduktion, die 1883 in 1000 Kilogramm ausgedrückt 533 123 aufwies, zeigte 1907 in 1000 Kilogramm 1 046 713 Fleisch. — Während also die Zahl des Rindviehes nur um ca. ein Viertel anwuchs, hat sich das Gewicht nahezu verdoppelt.

An Schweinen weisen die letzten 30 Jahre eine Steigerung von 7 124 000 auf 22 147 000 Stück auf. Vor allem ist aber auch hier die Fleischproduktion durch die Züchtung mit Hinsicht auf die Wüchsigkeit und Frühreife und dadurch auf den schnelleren Umsatz ganz ungeheuer gesteigert worden. — Während an Schweinefleisch 1883, in 1000 Kilogramm ausgedrückt, 688 608 produziert wurde, brachte 1912 beinahe die dreifache Ziffer.

Während wir nun an Hand der glänzenden Ernteergebnisse — die Ernte ist trotz des Kriegsausbruches durch die allgemeine Hilfe gut hereingebracht worden — in Getreide und Kartoffeln reichlich für die schwere Kriegszeit versorgt sind, mag vielleicht manchem das zu Friedenszeiten beliebte Schlagwort „Fleischnot" Kopfschmerzen machen. Tatsächlich hat aber das Deutsche Reich in Wirklichkeit vom ernährungsphysiologischen Standpunkt aus niemals eine Fleischnot gehabt. Nach allen Autoritäten genügen für den Erwachsenen 100 Gramm, für Kinder von 5 bis 15 Jahren und Greise über 60 Jahren 66 Gramm Fleisch täglich. Dieses käme einem Fleischbedürfnis von 1 847 475 Tonnen gleich. Wir haben dagegen 1912 rund 3,55 Millionen Tonnen verbraucht. Unsere deutsche Landwirtschaft hat in den letzten drei Jahren ca. 3 Millionen Tonnen Fleisch produziert, konnte und kann also den tatsächlich erforderlichen Verbrauch mehr als reichlich decken.

Die Stärke unserer Landwirtschaft tritt aber in voller Klarheit erst bei einem Vergleich mit der der anderen Länder hervor.

Die landwirtschaftliche Ausnutzung des Bodens ist bei uns eine wesentlich bessere, obzwar die anderen vom Klima begünstigt sind. Von den Gesamtflächen Deutschlands, Englands und Frankreichs entfallen auf:

Acker- und Weinland

in Deutschland 48,8 England 24,2 Frankreich 53,6 v. H.

Wiesen- und Weideland

in Deutschland 16,0 England 43,6 Frankreich 10,5 v. H.

Waldungen

in Deutschland 25,9 England 4,0 Frankreich 15,8 v. H.

Brachland

in Deutschland 9,3 England 18,2 Frankreich 14,3 v. H.

Bei uns liegt also bei weitem der kleinste Teil des Bodens unbewirtschaftet; wir haben relativ den größten Teil an Waldungen und besitzen nur einen verhältnismäßig kleinen Teil Wiesen und Weiden, wogegen gerade England die Hälfte seines Landes als Weideland vergeudet. Mit dem von der Natur so begünstigten Frankreich gehen wir nahezu gleich in sehr starker Ackerwirtschaft.

Genauere Zahlen über die landwirtschaftlichen Flächen des russischen Reiches anzuführen, ist, da man nur teilweise von einer geregelten Landwirtschaft in diesem an Unkultur so reichen Lande sprechen kann, schwer. Der größte Teil des Bodens liegt wohl brach.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Welchen enormen Anteil Deutschland an dem Weltkonsum an Getreide und Kartoffeln den hauptsächlichsten Ländern gegenüber einnimmt, zeigen die nachfolgenden Zahlen:

1912 in Tonnen:	Weizen u. Roggen	Gerste u. Hafer	Kartoffeln
Deutschland	14 932 000	10 864 000	34 374 200
Frankreich	10 381 600	6 153 700	11 527 900
Oesterreich	10 699 700	6 920 000	16 652 100
Rußland	31 020 000	20 305 300	31 107 200
Verein. Staaten	17 751 500	16 876 200	7 907 100
Canada	5 958 500	6 338 800	1 796 800
Argentinien	3 565 600	529 600	—

In der Gesamtproduktion von Weizen und Roggen wird Deutschland somit nur von Rußland und den Vereinigten Staaten übertroffen. Ebenso bei Gerste und Hafer, jedoch in bedeutend kleinerem Verhältnis. Der Grund liegt an der unverhältnismäßig größeren Bodenfläche dieser Staaten im Verhältnis zu Deutschland. An Kartoffeln dagegen produziert das kleinere Deutschland die auch absolut größte Tonnenzahl. Ebenso steht es in der Zuckerrübenproduktion bei weitem an erster Stelle der Weltproduktion. — An raffiniertem Zucker werden, in Tonnen ausgedrückt, gewonnen in Deutschland 2 330 900, Rußland 1 893 400, Oesterreich 1 370 500, Frankreich 650 500, Vereinigte Staaten von Amerika 464 300.

Was die deutsche Landwirtschaft aus ihrem gewiß im Vergleich zu den anderen nicht besten Boden herauszuholen versteht, zeigt folgende Zusammenstellung:

Die Ernteerträge der einzelnen Länder per Hektar:

	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Kartoffeln
Deutschland	20,1	17,0	19,6	19,7	136,2
Frankreich	13,8	14,3	14,3	12,6	74,2
Oesterreich	13,2	13,1	14,8	12,1	92,3
Rußland	4,7	6,6	7,3	6,7	70,0
Nordamerika	8,4	9,8	11,3	3,8	54,4
Canada	14,0	11,7	12,2	14,7	96,3
Argentinien	6,1	—	—	9,2	—

Auch die Viehstandsbewegung in den europäischen Ländern zeigt im Vergleich von 17 und 24 Jahren, daß Deutschland relativ den allerersten Platz einnimmt.

Diese schaffende Kraft unserer Landwirtschaft haben unsere Feinde, die ja in jeder Beziehung eine geradezu rührende Unkenntnis des Gegners an den Tag legen, wohl kaum in ihre Berechnungen aufgenommen. Mögen sie von unserer Aushungerung faseln und träumen. Wir wissen, daß Deutschland sich jahrelang ohne jede wesentliche Einschränkung selbst zu ernähren imstande ist. — Die harte schwere Friedensarbeit der heimatlichen Landwirtschaft, die diese große Entwickelung geschaffen, steht dem Vaterland in diesen schweren Kriegszeiten stark und groß zur Seite.

Neue freie Volksbühne.

Von

Julius Bab.

Jetzt mitten im Kriegswinter wird ein neues Theater in Berlin eröffnet, und zwar dem Raum nach das größte, der Art nach vielleicht das schönste Theater Berlins. Wenn es sich dabei um ein Privatunternehmen handelte, um den Versuch, eben jetzt mit einem glänzenden Bühnenhause Geld zu machen, so könnte man das leicht frivol finden. Die Mittel unserer Volkswirtschaft haben jetzt wahrhaftig dringendere Aufgaben, als den Spekulationen einer Luxusindustrie zu dienen. Aber so ist es nicht. Dieses Theater ist das erste in ganz Deutschland, und vielleicht in der ganzen Welt, das nicht von einem Privatunternehmer, auch nicht von einer Kommune oder von einem Hof, sondern vom Volke selbst geschaffen wurde. Und damit verliert die Tatsache dieser großen Theatereröffnung nicht nur jeden Schein von Leichtfertigkeit, sondern wird auch ein großes Zeugnis für die sittliche Kraft des deutschen Volkes, das mitten im Kriege ein Kulturwerk ganz einziger Art zum Abschluß bringen kann.

Der Anfang dieses Unternehmens liegt ein Vierteljahrhundert zurück. Im Frühling 1890, damals, als die sozialistische Bewegung noch jung war, und in den Köpfen der eben beginnenden Generation sich mit allen Anregungen der neuen Kunst mischte, beschloß eine Anzahl junger Berliner Literaten und Politiker, unter Anführung von Bruno Wille, eine freie Volksbühne zu gründen, einen Verein, der die Theaterkunst dem Volke, den proletarischen Massen, zugänglich machen sollte. Das Entscheidende hierbei war, daß das keine mäzenatische Gründung wurde, die von oben herab Volksbeglückung trieb, sondern daß die bildungswilligen und kunstfreudigen Ele-

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mente des Volkes selber aufgerufen wurden, sich zu einer Organisation zusammenzuschließen, die, von einigen Künstlern und Schriftstellern geführt, aus eigenen Mitteln Befriedigung des künstlerischen Bedürfnisses schaffen wollte. In der zuerst gegründeten „Freien Volksbühne" gab es bald eine Spaltung, weil die Gewalt der sozialdemokratischen Parteiorganisation über dies Gebilde zu groß wurde. Eine Anzahl der Gründer, die dem Unternehmen einen unpolitischen Charakter erhalten wollten, trat aus, und es entstand die „Neue Freie Volksbühne", die in ihrer Entwicklung die alte allmählich bedeutend überholen sollte.

Ursprünglich war es eine bescheidene Gruppe von etwa tausend Menschen, die sich ein- oder zweimal monatlich in einem Vorstadttheater von einem eigens dazu gemieteten Ensemble ein Stück vorspielen ließ. Allmählich aber wuchs unter der sehr geschickten Leitung des Vorsitzenden, Josef Ettlinger, das Unternehmen gewaltig. Ein Theater nach dem anderen verkaufte seine Sonntags-Nachmittag-Vorstellungen an die Volksbühne und in den letzten Jahren gab es überhaupt kaum noch öffentliche Sonntag-Nachmittag-Vorstellungen, weil sie alle in der Hand der beiden Volksbühnen waren. Die Bewegung der Mitgliederzahl aber sah so aus:

1900/01		900	Mitglieder
1901/02		1 600	„
1902/03		2 200	„
1903/04		4 200	„
1904/05		6 000	„
1905/06		10 200	„
1906/07		13 500	„
1907/08		19 000	„
1908/09		26 500	„
1909/10		38 000	„
1910/11		45 000	„
1911/12	über	50 000	„

Die Zahl der jährlichen Veranstaltungen war in dieser Zeit auf über 600 gestiegen, was das Theater anging, und eine ganze Masse von Konzerten, Vorträgen und Leseabenden kam dazu. Was die literarische Leistung angeht, so möge es genügen, zu erwähnen, daß die Neue Freie Volksbühne als erstes Theater in Deutschland Hauptmanns „Weber", Björnsons „Ueber die Kraft" 2. Teil, Hartlebens „Erziehung zur Ehe" und kostbare Altertümer, wie Büchners „Dantons Tod", L. Wagners „Die Kindesmörderin", Hebbels „Julia" gespielt hat. Im Jahre 1910 war der Verein stark genug, in einem eigenen Hause ein eigenes Ensemble dauernd für sich arbeiten zu lassen. Zunächst wurde das kleine Theater in der Köpenicker Straße gemietet, in dem der Direktor Licho drei Jahre lang sehr respektable Vorstellungen bot, die nun allabendlich von Mitgliedern der Volksbühne besucht wurden, ohne daß deshalb eine der Sonntags-Nachmittag-Vorstellungen abgegeben worden wäre. Gleichzeitig aber ward der große Plan eines eigenen monumentalen Hausbaues gefaßt. Mit Groschenbeiträgen, die jahrelang jedes Mitglied mit jedem Billet zahlte, und mit freiwilligen Spenden aller Art wurde ein Fond von nahezu einer Million zusammengebracht, der es vor anderthalb Jahren gestattete, das Projekt ganz ernsthaft in Angriff zu nehmen. Auf dem Bülowplatz, inmitten des alten, niedergelegten Scheunenviertels, wurde mit Unterstützung der Stadt Berlin ein Grundstück erworben, auf dem der modernste und erfolgreichste unserer Theaterarchitekten, Oskar Kaufmann, einen großzügigen Bühnenbau, ein Haus für 2000 Menschen, aufgeführt hat.

Inzwischen hatte auch die alte Freie Bühne weitergearbeitet. Nicht mit dem gleichen quantitativen Erfolge, aber doch keineswegs ohne Verdienst. Sie z. B. hat zuerst in ganz Deutschland Bernard Shaw aufgeführt. Sie hat jahrelang Sonntags nachmittag ihr eigenes Ensemble weiterarbeiten lassen und auch mit der Zeit allerlei andere Theater für die Sonntagnachmittage gepachtet, so daß sie es schließlich auch auf einen Mitgliederbestand von nahezu 20 000 Menschen gebracht hat. Angesichts des großen neuen Hauses, für das die Neue Freie Volksbühne ein verstärktes Publikum brauchte und das der Freien Volksbühne verlockend schien, kam es vor Jahresfrist zu einem Kartell der beiden Vereine, die nun noch ihre formale Selbständigkeit wahren, aber zu allen praktischen Zwecken gemeinsame Wirtschaft führen.

Der Aufschwung, den die gemeinsame Bewegung angesichts des mächtig werbenden neuen Hauses nehmen zu wollen schien, war ein ganz

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:40 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gewaltiger, als der Krieg hereinbrach. Daß er den Fortschritt der Volksbühne hemmte, ist selbstverständlich. Daß er ihn gleichwohl nicht zum Stehen bringen konnte, ist ein Wunder! Trotz aller Unruhe und Not der Zeit haben sich doch zu den beiden Volksbühnen wieder an 50 000 Menschen gefunden, denen auch jetzt der Genuß guter Theaterkunst kein entbehrlicher Luxus scheint. Auf diese deutschen Kulturträger, die zu ganz großem Teile den einfachsten Schichten des deutschen Volkes entstammen, gestützt, vermochte der erste Vorsitzende der Neuen Freien Volksbühne, Verlagsdirektor Georg Springer, mit unermüdlich zähem Eifer durch alle Schwierigkeiten der Zeit den großen Hausbau zur Vollendung zu führen. Am 27. Dezember 1914 wird die große Volksbühne am Bülowplatz eröffnet werden. Unter der Leitung Emil Lessings, der als der jahrelange Oberregisseur Otto Brahms bekannt ist, wird „Götz von Berlichingen" in dem neuen Hause gespielt. Es ist ein stolzes Weihnachtsgeschenk, das diese 50 000 kunstwilligen Berliner Arbeiter dem deutschen Volke mitten in dieser Kriegszeit machen!

Es war wohl der Krieg...

Von

Erwin Alexander-Katz.

„Das Meer wartet auf dich," schriebst du. „Das Meer wartet und das kleine bretonische Fischerdorf in den Felsen. Und mit dem Meer und dem Dorf warte ich. Komm' bald — bald . . ."

Ja, ich wollte bald kommen, und ich sah alles vor mir, wie es sein würde, sah dich blond und jung auf dem Bahnhof stehen, diesem alten, verschlafenen, französischen Provinzbahnhof, und sah, wie wir dann miteinander durchs Dorf gingen, selig, daß wir uns wiederhatten, und wie plötzlich hinter einer Wegbiegung das Meer aufleuchten würde, das Meer! Und dann würdest du mich zu dem kleinen Gasthause führen, das ganz versteckt in den Klippen lag, und das für vier lange, lange Wochen uns aufnehmen sollte, uns und unser Glück . . . .

Und Tag für Tag würde die Sonne scheinen, die warme Sommersonne, über dem blauen Meer, und Tag für Tag würden wir beide uns endlich gehören, Tag für Tag! Kaum auszudenken war soviel helles, leuchtendes Glück. Allein — da nun die Stunde schon feststand, in der ich dich wiedersehen würde, da nur noch Tage uns von unserm Sommertraum trennten, schien es fast, als sollte nun nichts in der Welt mehr imstande sein, uns unser Glück zu zerstören. Nichts in der Welt!

„Eintreffe dann und dann," so dachte ich, würde ich dir telegraphieren an diesem letzten Julitage. Aber die Worte, die ich hastig, ohne Besinnung fast, auf das Papier warf, sie klangen ganz anders: „Zurückkommen so schnell als möglich. Deutschland mobil!"

Deutschland mobil! Und du fern an der französischen Küste — in Feindes Land! Immer wieder hämmerte der Gedanke durch den Kopf, und immer wieder verblaßte er vor den anderen wühlenden Gedanken, die unaufhaltsam emporglühten. Deutschland mobil! Was war dein, was war mein kleines Einzelschicksal noch in dieser Stunde? Freilich — die Angst um dich wuchs, als Tag für Tag verrann, ohne Nachricht zu bringen. Die Angst wuchs, aber sie wurde immer wieder übertönt von dem Brausen der Weltgeschichte. Nur in den Nächten, ganz spät, wenn endlich alles still war und das müde Hirn doch keinen Schlaf fand, tasteten die Gedanken sich ganz hin zu dir. Düstere Bilder stiegen auf — wilde Szenen in französischen Städten, auf Bahnhöfen, die von Flüchtlingen überfüllt waren. Unausdenkbares, Gräßliches schien Wirklichkeit.

Und dann endlich, endlich deine Nachricht aus Köln, von deutschem Boden! Gerettet! Einen Tag noch, und du würdest bei mir sein, und alles würde sein wie einst! Fast war es, als wollte vor diesem Glück das andere, das große, das Weltenschicksal, versinken. Fast schien es so.

Der Tag verging. Vor mir standest du, bestaubt, im Reisekleid, eine wehes Lächeln um die Lippen. Wie anders hatten wir uns dies Wiedersehen vorgestellt, wie anders! Und wollten nun doch selig sein, selig, daß wir uns wieder hatten! Meinten, wir müßten uns tausend liebe Dinge

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sagen, und wußten nicht eines. Saßen uns gegenüber, sahen uns an und schwiegen. Und als wir dann doch das Schweigen brachen, da sprachen wir nicht von unserer Liebe, der jungen, königlichen, da sprachen wir nur von dem blutroten Wunder, das die Welt bewegte, vom Krieg . . .

*

Tage gingen ins Land und Wochen. Das heiße Fieber, das im Anfang uns alle gepackt hatte, wich einem klaren, ruhigen Ernst. Langsam wurdest du wieder heimisch hier, gingest wieder hierhin und dorthin, und fandest auch wieder den Weg in mein stilles Zimmer, den du früher so oft gegangen. Erinnerst du dich unserer Nachmittage? Dieser weichen, warmen Stunden, ganz erfüllt von einem stummen Glück? — Nachmittage kamen wieder, viele Nachmittage, und wieder saßest du bei mir in dem stillen Zimmer und sahest mich mit den blauen, blauen Augen an. Die Stunden gingen, und wir warteten, daß auch das alte, stumme Glück wieder zu uns käme. Warteten von Tag zu Tag, und von Woche zu Woche. Und glaubten wohl auch, daß es nahe sei . . .

Aber irgend etwas war anders geworden in uns und mit uns. Früher einmal — da verstanden wir beide so gut miteinander zu schweigen. Konnten lange, lange uns ansehen, kein Wort reden und doch unendlich viel uns sagen. Und nun? Wir mußten reden — es hielt uns nicht — vom Kriege oder von den Erinnerungen oder von unserer Liebe. Wir mußten reden, wenn wir beieinander waren. Es war, als hätten wir Angst, zu schweigen. Und es geschah wohl, daß wir irgend etwas sagten, irgend etwas, nur weil wir uns nichts anderes zu sagen wußten. Und — es geschah wohl, daß wir jetzt manchen Nachmittag, der wie geschaffen war zu stummer Zwiesprache, nicht beieinander waren . . .

Der Wunsch, uns täglich, täglich zu sehen, war er nicht mehr so stark wie einst? Wir hatten es uns immer gelobt, wenn wir einmal das Ende unserer Liebe spüren sollten, so würden wir es uns ganz ruhig sagen. Und würden voneinander gehen als gute, gute Freunde.

Und nun? Nahte das Ende? Wir mochten es beide nicht glauben. Konnten es beide nicht glauben, denn es war ja nichts, gar nichts geschehen, was die Empfindungen zwischen uns beiden hätte umstimmen oder abschwächen können . . .

Langweilten wir uns miteinander? Gewiß nicht. Denn wir sprachen ja, wenn wir uns sahen, so viel, so viel; mehr als wir früher je gesprochen hatten. Lasen zusammen mit heißen Wangen die Nachrichten von den Kriegsschauplätzen, und spürten, wie wir beide dies donnernde Geschehen draußen in Ost und West ganz gleich empfanden. Nein — wir waren immer noch eins — ein Denken, ein Fühlen.

Und doch war etwas Fremdes, Unbekanntes zwischen uns. Und doch ahnten wir, wenn wir warteten, daß das Glück wieder zu uns kommen sollte, daß nun ein größeres da war, als dies stumme, ruhige Glück. Spürten es dunkel und wagten es doch nicht zu denken . . .

*

Und es fügte sich, daß Tage hingingen, viele Tage, in denen wir nichts voneinander sahen noch hörten. Es fügte sich auch, daß wir uns Lebewohl sagten, ohne zu fragen: „Wann sehen wir uns wieder?“ Und es fügte sich endlich, daß wir begriffen, beide, beide begriffen, wie unsere Liebe nun doch am Ende wäre. Lange trugen wir's mit uns herum. Sprachen, hörten unsere Stimmen und konnten nicht fassen, weshalb unsere Liebe starb, weshalb es nun tot sein sollte, unser stummes, heiteres Glück.

Und dann kam der Tag, der Nachmittag in dem stillen Zimmer, da wir nach langer Frist zum ersten Male nicht von dem Weltgeschehen draußen sprachen, sondern nur von uns. Als wir zu Ende gesprochen hatten, da wußten wir, daß unser Traum, unser lächelnder Liebestraum, ausgeträumt war für immer, und daß die Scheidestunde geschlagen hatte.

Einmal noch drückte ich einen stillen Kuß auf deine Stirn. Dann gingst du. Und ich weiß, in den Tagen, die nun folgten, den langen Tagen, hast du dasselbe gedacht und gegrübelt wie ich: „Was es wohl war, was unsere Liebe sterben machte. Was — es — wohl — war?“

Es war wohl der Krieg.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Randbemerkungen.

Die rechtliche Frage des Kriegergrabes.

In diesen düsteren Wintertagen sucht wohn mancher mit dem geistigen Auge sehnsüchtig-trauriger Liebe ein Erdfleckchen in Flandern, in Ostpreußen, im Argonnenwald oder in Polen, das einem lieben Anverwandten, einem treuen Freund zur letzten Heimat dient. Er möchte es so gern als substantielles Eigentum erwerben — aber ach, nur in der Erinnerung wohl wird es ein solcher bleiben.

Die Rechtslage über das Kriegergrab steht nicht fest. In der Genfer Konvention, die zusammen mit den Haager Erklärungen eine Basis für das internationale Kriegsrecht schafft, ist nichts über die Gräber der Gefallenen gesagt.

In § 3 des genannten Abkommens wird festgesetzt, daß die das Schlachtfeld behauptende Partei nach jedem Kampfe Maßnahmen gegen die Beraubung und die unwürdige Behandlung der Gefallenen zu treffen hat und darüber wachen soll, daß die Toten nach einer ordentlichen Leichenschau bestattet oder verbrannt werden sollen.

Ferner sollen nach § 4 die feindlichen Parteien sich gegenseitig die bei den Gefallenen vorgefundenen Identitätsmarken und Wertsachen, letztere zur Ueberweisung an die Angehörigen, ausliefern.

Weitere Vereinbarungen über die Pflege und würdige Erhaltung von Kriegsgräbern im Lande des Gegners müssen den Friedensverhandlungen vorbehalten werden.

Die Eigenart dieses Krieges bringt es mit sich, daß auch viele tapfere Soldaten, Freund und Feind, auf dem heiligen Boden Deutschlands begraben werden.

Die Rechtslage über den Grunderwerb für die Kriegergräber seitens der Militärbehörden von den Besitzern ist durch das Kriegsleistungsgesetz vom 13. Juni 1873 gegeben.

Nach § 14 dieses Gesetzes müssen den Militärbehörden, wenn diese es für notwendig erachten, Grundstücke ohne weiteres zur Nutzung überlassen werden. Für nachweisbare Schädigung durch die Benutzung erfolgt Vergütung nach Abschätzung. Werden die Grundstücke nicht zurückgegeben, so erfolgt die Feststellung der Entschädigung für die Abtretung des Eigentums im Wege des für die Enteignung vorgeschriebenen Verfahrens.

Allerdings gebietet die Not des Krieges, die Eile, die Gefallenen zu bestatten, wo man sie gerade fand, ohne jede Planmäßigkeit, und manches fruchtbare Anbaufeld wird durch die Grabhügel in seinem wirtschaftlichen Zusammenhang gestört sein, was natürlich im Interesse der Anbaufähigkeit und somit der Volkswirtschaft schädlich ist. Man wird sich deshalb entschließen müssen, nach dem Frieden die Gebeine der so in zahlreichen Einzelgräbern Beigesetzten zu exhumieren und in Sammelgräbern zu vereinigen, schon deshalb wird das nötig sein, weil man vielfach in der Eile die Gräber zu flach gemacht haben wird, also die Gefahr der Auffpülung durch die Tageswässer nahe liegt, wie es nach 1870 tatsächlich bei Sedan vorgekommen ist.

Der Grund für solche Sammelgräber würde natürlich durch zivilrechtlichen Kauf nach dem Friedensschluß erworben werden können.

Es dürfte eine dankbare Aufgabe für die jetzt leider ziemlich beschäftigungslos gewordenen Künstler sein, würdige Entwürfe für solche Massengräber zu schaffen.

Dr. E. R. Uderstädt.

„Italia Nostra."

So betitelt sich eine neue italienische Wochenschrift, die von der Gruppe „Pro Italia Nostra" herausgegeben wird. Was ist es um diese Gruppe? Man liest die Namen zahlreicher, auch bei uns berühmter Gelehrter und diejenigen erster Aristokraten. Der neue Bund ist also zugleich ein Bündnis zwischen Geistes- und Geburtsaristokratie; und das mag manchem als die Verwirklichung eines schönen Ideals erscheinen.

Welches ist die Tendenz der Vereinigung „Pro Italia Nostra"? Alle Wissenschaft sucht das über den Tag hinaus Beständige im Wechsel der Erscheinungen. Deshalb glauben auch die Intellektuellen unter den Patrioten Italiens dem Nationalen am besten zu dienen, wenn sie das Uebernationale, die großen Kulturstandpunkte mit in Rechnung ziehen. „Der Patriotismus ist eine Sache, die überwunden werden muß; ich zeige

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Euch den Ueberpatriotismus" so formuliert diese Anschauung Professor Curatulo in seinem geistreichen, historisch wohl fundierten Aufsatz „La nostra sorella latina". Dieser Aufsatz zeigt nebstbei, daß unser Nietzsche auch bei der Elite jenseits der Alpen kein Unbekannter ist. An einer anderen Stelle des Blattes bekennt sich Benedetto Croce, der berühmte Philosoph, Aesthetiker und Hegelfortbildner der Universität Neapel, zu verwandten Ueberzeugungen in einer kurzen, packenden „Begründung des Votums". Und ähnlich plädieren die übrigen Artikel der ersten Nummer, vor allem der redaktionelle Aufruf „An die Leser" mit Wärme und großer Geschicklichkeit für den höheren Kulturstandpunkt. Es ist aber interessant und sehr erfreulich, daß sich mit diesem Standpunkt auch ganz von selbst eine Hinneigung zum deutschen Wesen ergibt. Die Männer der Gruppe „Pro Italia Nostra" sind nicht deutschfreundlich aus bloßem Gefühl, sondern sie sind es, weil sie sich mit dem deutschen Volke in den höchsten Interessen der Menschheit berührt wissen. Und so haben sie wohl den Anspruch, daß ihre Bestrebungen auch bei uns mit gebührendem Interesse verfolgt werden. H. M.

Kriegsbilder.

Ein zeitgemäßer, künstlerischer und wohlfeiler Wandschmuck wird uns diese Weihnacht von Franz Schneider, Verlag, Berlin-Schöneberg, dem schon viele unserer Leser die „Heimatbilder deutscher Kunst" verdanken, mit einer Reihe neuer Künstlersteinzeichnungen „Aus eiserner Zeit" beschert. Diese Bilder sind aus dem Erlebnis unserer Tage hervorgegangen und kommen uns mit ihrer Kunst zu Hilfe, damit wir uns auf das besinnen, was aus dem Treiben des Krieges als das Beste und Höchste zu unserem Innern spricht und uns in den Schrecken des blutigen Geschehens erhebt und stärkt. Sie wollen uns näher bringen, was nicht vergänglich ist, sondern Ewigkeitswert besitzt. In der Sprache der Malerei kommt in ihnen zum Ausdruck, was der Künstler stärker fühlt als wir alle: die gewaltige, erschütternde und erhebende Stimmung, die über diesen Tagen liegt. Damit bekommen sie für alle Zeiten die Bedeutung von Kulturdenkwürdigkeiten, die ihren wertvollen Erinnerungsgehalt niemals verlieren werden, abgesehen davon, daß sie als wertvolle Kunstblätter in jedem Wohn- und Arbeitszimmer mit Ehren neben den besten ihren Platz behaupten können. Jedes Blatt kostet trotz seiner originalen Künstlerarbeit und des außergewöhnlichen Farbenreichtums nur 2,50 M. Wer vier Blatt auf einmal nimmt, erhält einen schönen Goldwechselrahmen bis Weihnachten umsonst dazu. Im nachfolgenden wollen wir mit wenigen Strichen den Inhalt und die Bedeutung der einzelnen, sich in geschichtlicher Folge aneinanderreihenden Blätter kurz wiedergeben:

1. Carl Alexander Brendel, Es braust ein Ruf wie Donnerhall: Der Ruf erscholl, und wie ein Mann stand das Volk auf und scharte sich unter die Fahnen, ob preußisch, bayerisch, sächsisch, württembergisch, weimarisch oder wie, alle wie einer. Jedes Land eine Woge brausender Meere der Begeisterung. Diesen Gedanken veranschaulichen die rauschenden Fahnen über der marschierenden Truppe junger opferbereiter Vaterlandsverteidiger, und der vorwärtsdrängende Rhythmus ihrer Bewegung überträgt sich auf den Beschauer. Kein Blick zurück! Immer nur vorwärts! Wir alle wollen Hüter sein!

2. Carl Alexander Brendel, Stilles Heldentum: Kein Blick zurück! Obwohl sie wissen, was sie zurücklassen: Scholle und Ernte, Weib und Kind. Oder gerade weil sie wissen, was dahinten bleibt: Heiliges Land, das kein Feind entweihen darf, und vor allem stille Helden, auf die sie zählen können: Tapfere Frauen, die dort anpacken, wo der Mann sein Werk liegen lassen mußte. Zieht ruhig hinaus; wir hüten und schaffen, und zogen nicht! Die Kraft und Bedeutung dieses wahren Heldentums hat der Künstler durch Farbe und Aufbau wuchtig zum Ausdruck gebracht.

3. Oskar Popp, Auf Vorposten an der Maas: Und jetzt ran an den Feind! Die Bedeutung des einzelnen. Zwei Gardes-du-Corps auf vorgeschobenen Posten in äußerst gefahrvoller Lage; Leib und Seele in erregter Spannung, nur von dem einen erfüllt: Was erspähen wir von dem Feind? Sie wissen nicht, wie stark und groß sie hinter ihrer Deckung sich gegen den Himmel

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

abheben, der über dem violetten Dunst der Landschaft seine Morgenstimmung ausbreitet, und wie dadurch die Szene in der Sprache der Malerei so eindringlich von Größe und Gefahr redet. Eng stehen Schönheit und Not, Leben und Tod beieinander: Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod.

4. Paul Plontke, Gebet vor der Schlacht: Vor dem großen Augenblick. Es bedarf noch anderer Wurzeln unserer Kraft. Wir allein zwingens nicht. Mit unserer Macht ist nichts getan. So klingt es aus der schlichten Haltung der Krieger und aus den einfachen Farben des Bildes. Grau und eintönig Landschaft und Himmel, als höchste Demut der Natur mit der betenden Schar unserer Feldgrauen vor dem Höchsten. Es ist still, als hörte man die Herzen schlagen. Nur das Banner weht über den Andächtigen wie Zuversicht und Erhörung. Der Hauptmann aber vor der Front erscheint wie ein lebendiges: Vater, ich rufe dich!

5. Oskar Popp, Der Ostpreußen Dank an ihren Befreier: Der große Erfolg ... Hindenburg ... die Masurischen Seen. Man braucht nur anzudeuten; denn die deutschen Menschenkinder sind noch nicht weit über die Wiege hinaus, deren Augen bei diesem Namen nicht in Stolz und Vertrauen aufleuchten. Ein großer Führer, ein Held, ein Retter und dabei ein schlichter Mensch, dem der Dank der Geretteten wohltut. So ist der Hindenburg, und so zeigt ihn der Künstler. Die Taten und Eigenschaften des Retters spiegeln sich in ihren Wirkungen wieder: sie sprechen aus der siegreich in das brennende Dorf einziehenden Truppe, wie aus der ehrfurchtsvollen Haltung und dem Gesichtsausdruck der ihn dankbar umdrängenden Ostpreußen.

6. Oskar Popp, Die Sieger von Antwerpen: Was aber wären Begeisterung, stilles Heldentum, Anspannung des einzelnen, Gottvertrauen, Feldherrngabe, wenn nicht unsere Technik die äußere Rüstung dazu geschaffen hätte. General von Beseler erteilt vor Antwerpen, der „unbezwinglichen" Königin der Schelde, den Befehl zum Bombardement, und die Kruppschen Riesengeschütze tun ihren Mund auf und singen der Welt ein neues Lied von der deutschen Technik, das Wälle, Mauern und Feinde erzittern macht. Diesem Bundesgenossen weihen die vorüberziehenden Soldaten mit Recht ihr begeistertes Hurra! Das klingt wie ein Gruß der seelischen an die technische Rüstung, die eine ohne die andere nicht wären. Daß wir beide Probleme gut gelöst haben, das zeigt uns der Künstler in seiner Sprache.

7. Hans Hartig, „Die Emden!": Aus dem großen Verbande der sich unterstützenden Kräfte losgelöst, auf fernen Meeren, ganz auf sich gestellt und dennoch an seinem Platze wie einer nur, das war die „Emden". Dem Feinde ein Seeschreck und unheimlicher fliegender Holländer, uns allen aber ein Stolz und begeisternde Erhebung. Beides hat der Maler aufs kräftigste künstlerisch zum Ausdruck gebracht. Unheimlich und unerwartet, fast geisterhaft unmerklich taucht der kleine Kreuzer plötzlich im fahlen Lichte auf und steuert mit Sturm und Wetter wuchtig und unerbittlich auf den schleichenden Briten, auf eins der vielen großen und wertvollen Handelsschiffe, die an die „Emden" haben glauben müssen.

8. Oskar Popp, Weihnachten in Feindesland: Welch ein Licht erstrahlt da mitten im Grauen des Krieges! Weihnacht, Frieden, Heimat. Wie wirkt gerade auf diesem Hintergrunde das Fest des Lichtes und der Liebe! Als fühlten wir zum ersten Male, daß es das Fest der Mühseligen und Beladenen ist, ein Licht in der Finsternis. Wie zauberhaft leuchtet in diesem dürftigen Raume das Licht und umfängt mit symbolischem Glanz die derben Kriegergestalten, die sich ihrer Gaben freuen. Weit öffnet sich das Tor, und mit dem Posten blicken wir hinaus, wo in der hellen Winternacht der Schnee leuchtet und die lockende Stimmung des ferne winkenden Friedens und der Heimat anklingen läßt.

Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Kunst in Kriegszeiten schweren Stand hat. Trotzdem bleiben gute Bilder unsere besten Freunde und sollten darum auch auf den diesjährigen Weihnachtstischen, wenn irgend möglich, nicht fehlen. Die hiesigen Kunst- und Buchhandlungen nehmen gern Bestellungen auf die Bilder „Aus eiserner Zeit" entgegen.

Herausgeber: F. P. Fischer und Wilhelm Bolze. — Verantwortlich: Dr. Heinrich Ilgenstein, Berlin-Wilmersdorf, Pfalzburgerstr. 53. — Redaktion: Charlottenburg, Mommsenstr. 55. — Verlag: Die Gegenwart G. m. b. H., Charlottenburg, Kneseckstr. 35. — Verantwortlich für die Inserate: Bruno Gerlach, Charlottenburg. — Druck und Postvertrieb: Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-16 16:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-16 16:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-16 16:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

RETURN TO the circulation desk of any
University of California Library
or to the
NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Bldg. 400, Richmond Field Station
University of California
Richmond, CA 94804-4698

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
2-month loans may be renewed by calling
(415) 642-6233
1-year loans may be recharged by bringing books
to NRLF
Renewals and recharges may be made 4 days
prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

NRLF LIBRARY USE MAR 16 '90

Generated on 2019-11-16 16:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Gegenwart.
1914.

AP30
G4
1914.2

MAR 18 1929

MAR 1929

YH 03192

316380

AP
30
Gegenwart G4
1914:2.
v.86

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Generated on 2019-11-16 16:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF CALIFORNIA
Generated on 2019-11-16 16:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/uc1.c2643899
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google